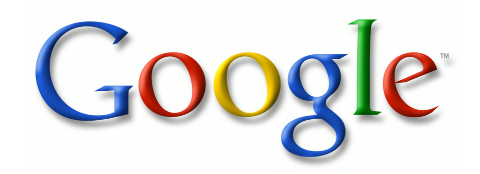
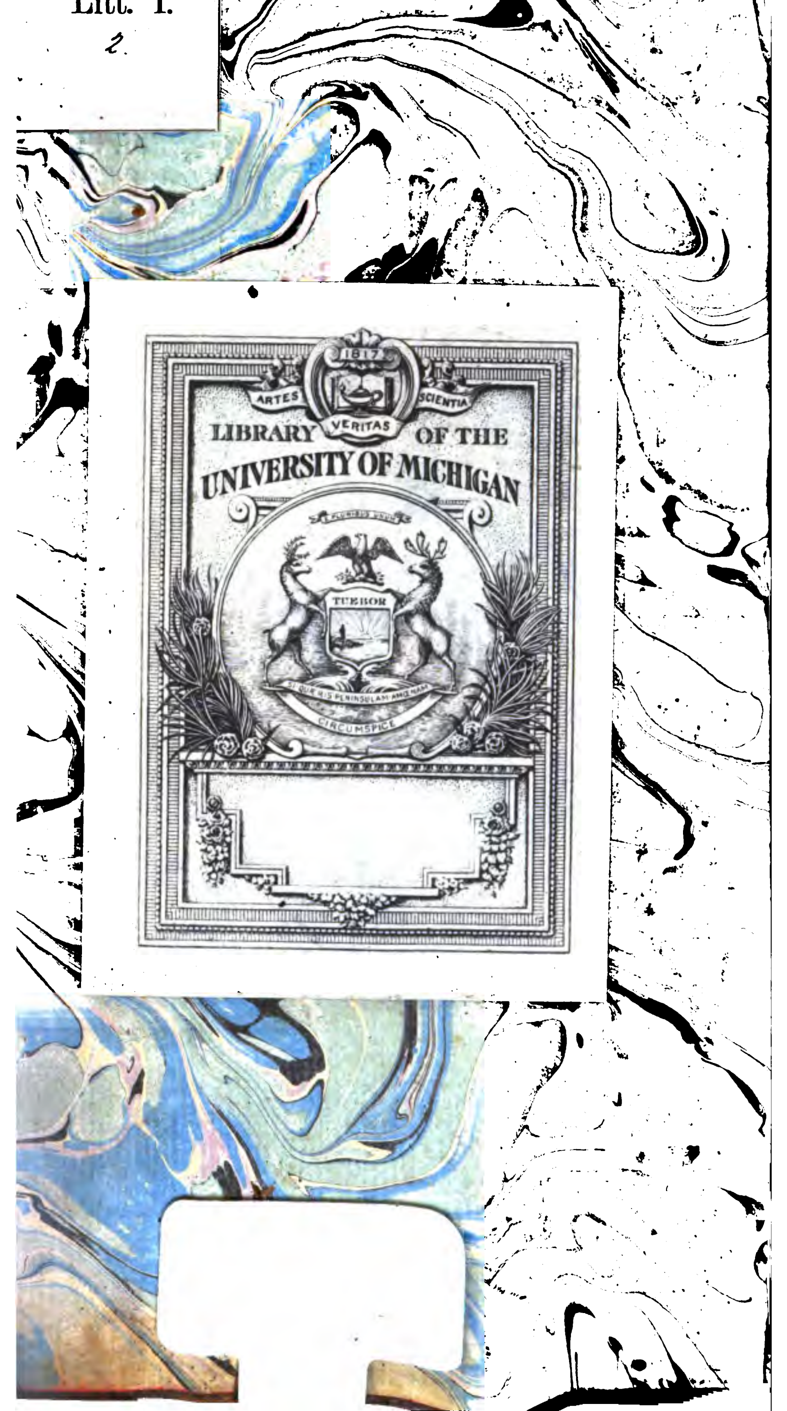



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE









J. W. Müller del:

Allgemeine deutsche Bibliothek.





Des hundert und sechzehnten Bandes erstes Stück.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1794.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

Aphro-

IV. Theater.

V. Romane.

VI. Weltweisheit.

VII. Naturlehre und Naturgeschichte.

VIII. Chemie und Mineralogie.

IX. Botanik, Gartenkunst und Forstwissensch.

a 4 X. Haus-

XII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIII. Gelehrtengeschichte.

I. Erich

I.

Erich Dan. von Liebhaber, Herzoglich Braunschw. Lüneb. geh. Justiz- und Reg. Raths, Einleitung in das Herzogl. Braunschweig-Lüneburgische Landrecht. Erster Theil, 486 Seiten. Zweyter Theil, 498 Seiten. 8. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1791.

Es muß jedem deutschen Rechtsgelehrten mit Rec. eine Freude seyn, wenn er sieht, wie durch Bearbeitung der einzelnen deutschen Provinzialrechte die deutsche Rechtswissenschaft überhaupt immer mehr Zuwachs und Gewißheit gewinnt, und die Hoffnung, das deutsche Recht durch alle diese einzeln bearbeitete Materialien endlich einmal zu einem festen Ganzen gebracht zu sehen, sich immer mehr ihrer Erfüllung nähert. Unter den deutschen Provinzialrechten hat das Herzoglich Braunschweigische wirklich das vorzügliche Glück gehabt, von mehreren vaterländischen Rechtsgelehrten auf mancherley Art bearbeitet zu werden, so daß die Kenntniß desselben dem auswärtigen Rechtsgelehrten jetzt nicht mehr schwer werden kann. Ausser der nicht unbeträchtlichen Menge kleinerer Schriften, welche einzelne Materien desselben abhandeln, geben besonders die Wolfereckschen und Fredersdorffschen Arbeiten einen hinreichenden allgemeinen Abriß der Landesgesetze, und was uns in Ansehung der nöthigen nähern und syste-

systematischen Bearbeitung des Braunschweigischen Staats- und Privatrechts bis jetzt noch zu wünschen übrig blieb, dem sehen wir jetzt, gerade zu Einem Zeitpunkte, durch die vereinigten Liebhaberschen, du Roischen und Ribbentropschen Bemühungen größtentheils schon abgeholfen. Wahrlich, ein paar fruchtbare Jahre für das Braunschweigische Recht!

Was nun die gegenwärtige Arbeit betrifft, so hat sich unser Verf. durch dies Handbuch, das eine kurze allgemeine Uebersicht des Braunschweigschen Landrechts (einige Materien ausgenommen, die der Verf. von seinem Plane ausschloß) verschafft, ein unstreitiges Verdienst um dies besondere sowohl, als das deutsche Recht überhaupt erworben; und für seine im Ganzen gewiß schätzbaren Bemühungen, die Kenntniß und Fleiß verrathen, wird ihm Niemand Beyfall und Dank versagen können. Aber dies Verdienst würde, nach unserm Urtheil, noch viel höher gestiegen seyn, und der Verf. auf ungleich größern Beyfall und Dank haben rechnen können, wenn er eines Theils seine Arbeit systematischer eingerichtet hätte, worin er an Selchow einen so musterhaften Vorgänger hatte, (denn als systematischen Grundriß des Braunschweigischen Rechts kann man sie nicht betrachten, sondern mehr als ausführliche Darstellung der einzelnen Zweige desselben, und folglich bleibt ein systematisches Handbuch desselben, das allenfalls zu Vorlesungen dienlich wäre, immer noch ein Bedürfniß,) andern Theils aber weniger eilfertig bey seiner Arbeit gewesen wäre, und sie uns lieber ein paar Jahre später, und gewiß um so viel besser und fehlerfreyer, geliefert hätte. Denn die Spuren der Eilfertigkeit und der nicht immer angewandten sorgsameren und bedächtigeren Prü-

Prüfung sind in diesem Buche überall sichtbar, welches dieser übrigens brauchbaren Arbeit vieles von ihrem Werth, den sie haben könnte, und der größern Brauchbarkeit, die ihr der Verf. nach seinen Kenntnissen und seiner Erfahrung hätte geben können, benimmt, und uns wirklich darum leid thut.

Wir wollen nun zuerst den Leser mit dem Inhalt und der innern Einrichtung dieses Buchs näher bekannt machen, zuvor jedoch den Verf. über den Plan und Umfang seiner Arbeit selbst reden lassen. „Da dieses Werk, heißt es in der Vorrede, allein das Herzoglich-Braunschweig-Lüneburgische Landrecht, Wolfenbüttelschen Theils (welches doch auch billig auf dem Titel hätte bemerkt werden müssen), zum Vorwurfe hat, so habe ich der das Fürstenthum Blankenburg besonders angehenden Gesetze hierbey nicht erwähnet, die ich im verwichenen Jahre unter dem Titel: vom Fürstenthume Blankenburg und dessen Staatsverfassung, durch den Druck bekannt gemacht habe. Nach der mir vorgesetzten Richtschnur habe ich selbigem nicht mehr Materien, als angeführt, einverleiben können. Die Lehre von des Landesherrn Regalien gehöret in das Staatsrecht, Militär-, Schatz- und Licentsachen schicken sich nicht zu diesen Abhandlungen; (warum nicht?) die Polizeygesetze hat der Hr. J. R. Fredersdorff in seinem Promtuario sorgfältig bemerkt,“ (das entschuldiget, dünkt uns, den Mangel einer zusammenhängenden Abhandlung dieses so wichtigen Zweiges des Br. Landrechts in diesem Buche nicht, welches immer eine wesentliche Lücke darin bleibt. Auch die übrigen Gesetze hat nach unsrer Meinung Fredersdorff sorgfältig bemerkt, und wir halten dem ohngeachtet die übrigen Abhandlungen unsers Verf.

deswegen nicht für überflüßig;) und der Civilprozeß, der seit dem Jahre 1733. da die Pufendorfsche und Hasische Einleitung in selbigen erschien, sehr abgeändert worden, erfodert eine besondere Ausführung." (Warum hier die Dedekindsche Einleitung zum Br. Prozeß, welche ja diese besondere Ausführung mit allen jenen Abänderungen enthält, ganz mit Stillschweigen übergangen ist, begreifen wir nicht. Daß der Verf. dies Buch gar nicht sollte gekannt haben, ist uns von ihm nicht denkbar.)

Der erste Theil enthält vier Abhandlungen, wie sie der Verf. selbst nennt.

Die I. Abh. Von Landesgesetzen. Was der Verf. hier auf den ersten drey Seiten darüber im Allgemeinen sagt, ist freylich so gut, wie gar nichts. Desto willkommener muß aber Jedem die hier gelieferte Fortsetzung der Wolterecksschen Arbeit, (die jedoch nicht, wie hier irrig angeführt, vom J. 1242, sondern 1232 anfängt, und nicht mit dem J. 1739, sondern 1749 schließt,) nämlich das chronologische Verzeichniß der seit 1750—1791 ferner ergangenen Landesverordnungen, seyn, wodurch der V. einem bisherigen Wunsche abgeholfen hat. Indeß mangelt diesem Verzeichnisse an Vollständigkeit noch vieles, auch sind die Titel der Verordnungen nicht immer genau genug angegeben, so wie auch wohl noch hätte bemerkt werden können, wie dies Wolterreck gethan, unter welcher Regierung sie erlassen worden, welches allerdings für das Gesetzstudium erheblich ist, und wenigstens nicht jeder Auswärtige sogleich wissen kann. Wer jedoch weiß, wie höchst schwer ganz genaue Vollständigkeit hiebey zu erreichen ist, der wird doch das mit Dank annehmen, was der V. hier geleistet hat.

Die

Die hier noch fehlenden Verordnungen alle anzuführen, verbietet uns zwar der Raum, jedoch können wir die hin und wieder eingeschlichenen Unrichtigkeiten nicht unbemerkt lassen. S. 5. Verordnung vom 24. März, das Mühlenwesen in der Stadt Braunschweig (muß Wolfenbüttel heißen) betreffend. S. 27. Die Verordnung wegen des Hebammenwesens ist nicht vom 8ten, sondern vom 18ten Februar, und der vollständige Titel lautet so: Verordnung das Hebammenwesen betreffend, sammt Instruction oder Unterricht, nach welcher die zu bestellenden Hebammen angewiesen werden sollen, und sich zu betragen schuldig sind, nebst dem Eide für dieselben und die Wärmefrauen. S. 36. Die Verordn. vom Verkauf der Grundstücke ist nicht vom 5ten, sondern vom 25. October. S. 49. Die Erklärung des 15. Art. der Leihhausordnung ist vom 28. März, nicht vom 9ten. Gleichfalls ist die Verordn. gegen das Diebesgesindel vom 17. May, nicht vom 17. April. S. 60. Die Declaration wegen der landschaftlichen Cassenverschreibungen ist nicht vom 16ten, sondern vom 26. Jul. S. 84. Die Verordn., den Handel mit Leinsaamen betreffend, ist nicht vom 20ten, sondern vom 30. Jun.

II. Abh. Von Ober- und Untergerichten, und deren Gerichtsbarkeit, in 8 Kapiteln. 1) Von des Landesherrn höchsten Gerichtsbarkeit. 2) Von denen (beyläufig gesagt, schreibt der Verf. stets dies schwerfällige und unrichtige denen für den, man sehe nur S. 417.) unterschiedenen Arten der Gerichtsbarkeit. 3) Von der Gerichtsbarkeit der höhern Landescollegiorum. 4) Von der Gerichtsbarkeit der Fürstl. Aemter und Gerichte. 5) Von der Gerichtsbarkeit der Stifter und Klöster. 6) Von

der Gerichtsbarkeit der Ritterschaft und Schriftsassen. (Manche in diesen drey Kapiteln aufgeführte Namen von Ortschaften sind ganz unrichtig geschrieben. Ob alle zu den Druckfehlern zu rechnen seyn, lassen wir dahin gestellt seyn. Auch haben sich manche der hier noch angeführten ehemaligen Guthsbesitzer und Gerichtsherren verändert, welches doch bemerkt werden müssen.) 7) Von der Gerichtsbarkeit der Städte. 8) Von besondern Gerichten.

III. Abh. Vom Lehenrechte, in 18 Kapiteln. Eigentlich lauter einzelne §§., da die meisten nicht über eine Seite einnehmen, und die er auch füglicher so hätte nennen können, wie er es bey der IV. und VII. Abhandl. des 2ten Theils gethan hat.

IV. Abh. Vom Rechte der Landstände, in 11 Kapiteln. 1) Von denen Rechten der Landstände *in corpore*. 2) Vom Rechte der Prälaten. 3) Vom Rechte der Ritterschaft. 4) Vom Rechte der Städte. 5) Von Landtagen. 6) Vom engern und größern Ausschusse. 7) Von der ritterschaftlichen Matricul. (Die hier mitgetheilte Rittermatrikel ist sehr kurz, und enthält die Angaben nur ganz im Allgemeinen. Weit ausführlicher und bestimmter hat sie uns Selchow in seinem Magazin der deutschen Rechte und Geschichte Nr. III. S. 337 geliefert. Wir können dem Verf. unsere Verwunderung hierüber nicht bergen. Sollte er diese gar nicht gekannt haben? da sie doch selbst von landschaftlichen Bedienten als Quelle anerkannt und gebraucht wird.) 8) Von Landtagsfähigen. 9) Von Landtagsabschieden. 10) Von Steuren. 11) Von landschaftlichen Cassen.

Die

Die diesem Theile angeschlossenen fünf Anlagen, welche 206 Seiten des Buchs einnehmen, sind: 1) Landtagsabschied vom 10. Oct. 1682. 2) L. T. A. v. 28. Jun. 1702. 3) L. T. Ab. v. 9. April 1770. 4) Der Landschaft Privilegien und Befugnisse v. 9. Apr. 1770. 5) Receß v. 2. Sept. 1775. Für den hier mitgetheilten Abdruck der ersten beyden wichtigen Stücke, die wir bisher noch nicht gedruckt besaßen, verdient der Verf. allen Dank des Publikums; gleichen Dank aber dürften ihm wohl schwerlich die Käufer seines Buchs für den nochmaligen Abdruck der letzten drey wissen, da sie alle einzeln gedruckt, und für jedermann in allen Buchhandlungen zu haben, wenigstens gewiß in eines jeden Braunschweigischen Rechtsgelehrten Händen sind, und folglich dadurch dies Werk unnöthig vertheuert ist.

Der zweyte Theil besteht aus sieben Abhandlungen.

I. Abh. Vom Jagd- und Forstrechte.

II. Abh. Vom Consistorial- und Kirchenrechte, in 16 Kapiteln. 1) Von dem *iure circa sacra* und der geistlichen Gerichtsbarkeit. 2) Vom Fürstl. Consistorio. 3) Von geistlichen Untergerichten. 4) Von Besetzung der Kirchenämter. 5) Vom Patronatrechte; wobey eine Tabelle der sämmtlichen Pfarren im Lande, und der Patrone derselben, so wie der Opfereyen befindlich ist. 6) Von denen Amtspflichten geistlicher Personen. 7) Von denen vorzüglichen Rechten der Pfarrer, Pfarrwitwen, Opferleute und Küster. 8) Von der christlichen Lehre. 9) Von tolerirten Religionen. 10) Von Synoden und Colloquien. 11) Vom Gottesdienste.

12) Von Sacramenten und Kirchengebräuchen. 13) Von Kirchengütern. 14) Von milden Stiftungen. 15) Von Schulanstalten. 16) Von Verlöbniß- und Ehesachen.

III. Abh. Vom Rechte der Stifter und Klöster, in 9 Kapiteln. 1) Verzeichniß der Stifter und Klöster. 2) Von deren Besetzung. 3) Von Einführung der Klosterpersonen. 4) Von denen Pflichten der Klosterpersonen. 5) Vom Convente. 6) Von denen Rechten der Klosterpersonen. 7) Von denen Rechten der Stifter und Klöster. 8) Vom *Corpore bonorum*. 9) Von der Klosterrathsstube.

IV. Abh. Vom Bürgerrechte, in 5 Kapiteln. 1) Von Stadtgesetzen. 2) Von der Regierungsverfassung der Städte. 3) Vom Rechte der Personen. 4) Vom Rechte zu einer Sache. 5) Vom dinglichen Rechte. Diese Abhandlung enthält zwo Anlagen von S. 233—312. I. Privilegien der Stadt Braunschweig v. 10. Jun. 1671. II. Statuten der Stadt Helmstädt von 1589. Die ersten stehen bereits beym Rethmeyer, mit dem hier gelieferten Abdruck der zwoten, die bisher ungedruckt und wenig bekannt waren, hat uns der Verf. ein wirklich sehr verdienstliches Geschenk gemacht.

V. Abh. Vom Wechselrechte insbesondere, wobey sich 25 in Wechselsachen ergangene einzelne Verordnungen und Rescripte als Beylagen befinden.

VI. Abh. Vom Rechte der Landleute, in 26 Kapiteln. 1) Von Vormündern. 2) Von Verträgen allgemein. 3) Vom Verkaufcontracte. 4) Vom Pachtcontracte. 5) Von der Pacht-

über-

übergabe. 6) Von Dienstboten. 7) Von Anlehen. 8) Von Bauergütern allgemein. 9) Von Gemeinegütern. 10) Von Riegewerken. 11) Von Meyergütern. 12) Von wüsten Höfen. 13) Von der Baufreyheit. 14) Von Unpflichten. 15) Von Mühlen. 16) Von Mitgaft. 17) Von der Erbfolge in die Höfe ab intestato. 18) Von Abfindung der Kinder aus denen Höfen. 19) Vom Altheile. 20) Von Diensten. 21) Von Pertinenzen. 22) Von Hüde und Weide. 23) Vom Zehendten. 24) Von Erbregistern. 25) Vom Amte der Bauermeister. 26) Von Bauer-Kören.

VII Abh. Vom peinlichen Rechte.

Ein deutsches Provinzial-Landrecht zu schreiben, ist wahrlich keine leichte Sache, wie dies Hr. von Selchow schon eingesteht. Rec. ist so sehr, als es einer nur seyn kann, von der Mühsamkeit und den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit überzeugt, und nach seiner Meinung kann nicht leicht jemand auf Billigkeit im Urtheilen gegründetere Ansprüche machen, als ein Schriftsteller, der hierin die erste Bahn bricht, und aus der Menge der zerstreut liegenden Materialien ein geordnetes Ganzes zusammensetzt. Von einem solchen ein vollendetes Meisterwerk zu verlangen, wäre die größte Ungerechtigkeit, und gern wird man Mängel und Unvollkommenheiten, die auch bey der größten Sorgfalt dabey so schwer ganz zu vermeiden sind, entschuldigen. Gern thut dies Rec. daher auch bey diesem Buche, und erkennt und schätzt die Bemühungen des Verf. dabey. Aber bey aller dieser gerechten Billigkeit der Kritik auf der einen Seite, hat sie, dünkt ihn, auch auf der andern wieder mit gleichem Rechte strengere Foderungen bey einem solchen

chen Buche, als bey jedem andern, zu machen, und kann von dem Verfasser eines solchen Handbuchs, das auch für den Laien und Ungeübten ein Leitfaden, und natürlich ein sicherer und zuverläßiger, seyn soll, und das folglich für die Richtigkeit und Genauigkeit aller seiner Angaben bürgen muß, auch die größte Achtsamkeit und den sorgfältigsten Fleiß in Vermeidung aller offenbaren Fehler und Unrichtigkeiten verlangen. Und ob unser Verf. diesen Foderungen der Kritik bey seiner Arbeit Genüge geleistet habe? muß Rec. billig bezweifeln. Er hält es um so mehr für Pflicht, die Unrichtigkeiten, die ihm beym genauen Durchlesen des Buchs aufgestoßen sind, so wie seine übrigen dabey gemachten Bemerkungen hier anzuführen, je mehr er eines Theils diesem brauchbaren Buche noch mehrere Brauchbarkeit von Herzen wünscht, und gern für seinen Theil dazu beyträgt, andern Theils aber es dem Verf. zutrauet, daß er ihm für diese Bemerkungen, die ihm bey einer zwoten Ausgabe seines Buchs, die es verdient, nützlich seyn können, Dank wissen, und ihm dafür nicht mit dem Argwohne, als ob Tadelsucht und die Absicht, dadurch seinem Buche den verdienten Werth zu benehmen, sie erzeugt habe, beleidigen wird. Dafür kann schon der bey dieser Beurtheilung sicher nicht zu verkennende sorgfältige Fleiß, mit dem Rec. dies Buch geprüft hat, und dessen man gewiß keine schlechte Arbeit würdiget, bürgen.

Zuerst über des Verf. Behandlungsart im Allgemeinen. Da es sein Plan nicht war, ein System des Br. Landrechts zu liefern: so lassen wir es auch dahin gestellt seyn, in wiefern die Anordnung der Materien sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, zweckmäßiger

und

und systematischer seyn könnte, und wollen darüber mit ihm nicht rechten, so manchen Grund wir auch dazu wohl hätten. Seine einzeln abgehandelten Materien hat er übrigens in gedrängter Kürze, die jeder billigen wird, und dabey in einem sich ziemlich gleichbleibenden, jedermann verständlichen Tone vorgetragen. Hin und wieder hätte er jedoch weniger weitschweifig seyn, und manches ohne Schaden ganz weglassen können; dahin rechnen wir Th. I. S. 209. die hier ganz eingerückte Formel des Lehneides; Th. 2. S. 131. die umständliche Beschreibung der Einführungsceremonien eines Abts, so wie die ganze Eidesformel, von welchen Dingen es an bloßen Nachweisungen genug gewesen wäre. Manches dagegen ist offenbar zu unvollständig und unbefriedigend; z. B. das, was er Th. I. S. 3 von Landesgesetzen überhaupt, S. 231 von Entstehung der Landschaft, und den Landtagsabschieden, Th. 2. S. 126 von Ehescheidungen, und S. 160 von den Stadtrechten sagt; ferner die ganze vierte Abhandlung vom bürgerlichen Rechte, und besonders manches einzelne darin, wie S. 237 §. 9. 10. von Servituten und privilegirten Foderungen. Auch hätte wohl mehr Rücksicht auf Beybringung der besondern Braunschweigischen Rechtslitteratur genommen werden können. Indeß was diesem Buche in diesem Stücke, so wie in einigen der vorhin angeführten, mangelt, und vielleicht nicht in den nähern Plan des Verf. gehörte, das ersetzt uns die du Roische Arbeit.

Nun zu den Bemerkungen über einzelne Stellen, wobey wir jedoch, um nicht zudringlich zu scheinen, alles das, was in Ansehung der nach Erscheinung dieses Buchs in manchen Stücken erfolgten gesetzlichen

Abänderungen oder Erweiterungen hier nunmehr auch abzuändern oder hinzuzusetzen wäre, übergehen, und es dem Verf. billig selbst überlassen, dies künftig zu thun.

Im 1sten Theile S. 121 sagt der Verf., daß alle Grenz- und Lehnssachen ausschließungsweise vor die Justizkanzley gehören; hier hätte der mehreren Bestimmtheit wegen das Wort: herrschaftliche, hinzugesetzt werden können, von welchen dies nur allein gilt. Auch hätte hier noch bemerkt werden müssen, daß alle fiskalische Prozesse ausschließungsweise vor die Kanzley gehören.

Ebend. „Sie erkennet, so wie alle übrigen Ober- und Untergerichte, nach wohlhergebrachten Gewohnheiten; in sofern sie keinem geschriebenen Gesetze, dessen Nichtgebrauch auf keine Weise angeführt werden kann, Restr. v. 22. Aug. 1742. entgegen." Dies ist nach dem angeführten Rescript zwar richtig, aber es verdient hiebey bemerkt zu werden, was freylich wenigen, selbst vaterländischen Rechtsgelehrten, bekannt seyn wird, daß in der Folge eine authentische Interpretation dieser dem gemeinen Rechte ganz entgegenlaufende Disposition durch Herzog Carls Rescript an das Fürstl. Consistorium in Wolfenbüttel vom 5. Nov. 1765. ertheilt worden ist, und Rec. glaubt, den Dank Mancher zu verdienen, wenn er bey dieser Gelegenheit den wesentlichen Inhalt dieses merkwürdigen, und gewiß von Wenigen gekannten Rescriptes allgemein bekannt macht. Es heißt darin: „Bey dem allen aber hat es keinen Zweifel, daß gegen die allgemeine Regel eine widrige Observanz eintreten könne; und alsdann darauf zu erkennen sey, wenn die Observanz incontestable und mit allen rechtlichen requi-

requisitis versehen ist, — immaßen Wir zwar alle den Gesetzen entgegenlaufende Observanzen aufgehoben, darunter aber nur solche Gesetze verstehen können, und verstanden haben, die durch *pacta privata* nicht geschmälert werden mögen."

S. 129. „Von des Fürstl. Consistorii Erkenntnissen kann keinesweges an die höchsten Reichsgerichte, wohl aber an den Landesherrn, als höchsten Bischof, appellirt werden." Dies ist zu allgemein gesagt; denn es gilt nur von den eigentlich geistlichen oder Kirchensachen, die zu den bischöflichen Rechten des Landesherrn gehören, in allen übrigen vor dem Consistorio verhandelten Rechtsstreitigkeiten der geistlichen Personen, die caussas civiles betreffen, kann allerdings an die Reichsgerichte appellirt werden.

S. 172 führt der Verf. die ältere Untergerichtsordnung der Stadt Braunschweig vom 16. Nov. 1677 an, wobey doch auch wohl die neuere und verbesserte vom 2. Febr. 1764 hätte bemerkt werden müssen.

S. 173 wird das Bruchgericht in Braunschweig als noch existirend aufgeführt, ob es gleich längst gänzlich aufgehoben, und alle dahin gehörigen Sachen dem Polizeygerichte untergeordnet worden. S. die Verordn. das Polizeygericht in Braunschweig betr. vom 24. Jul. 1759. Ey, ey! Diese allgemein bekannte Sache hätte der Verf. doch wissen sollen; und so gern man auch entschuldiget, so möchte es doch hier schwer fallen.

S. 198. „Die Lehnskanzley erkennet in caussis feudalibus," nur in herrschaftlichen, wie wir bereits oben bemerkt haben.

Im 2ten Theile S. 42. „Das geistliche Gericht in Braunschweig berufet die Pfarrer bey der Martini-

und Catharinenkirche." Dies ist irrig. Patron bey diesen Kirchen ist die Gemeine, wie der Verf. ja selbst S. 58 angiebt, und beruft daher auch die Prediger.

S. 44 heißt es, „daß ein Candidat, der eine Pfarre erhält, zuförderst glaubwürdig beybringen müsse, daß er ein Mitglied des Predigercollegii, (eigentlich Seminarii) zu Helmstädt gewesen." Dies ist nicht wesentlich erfoderlich, auch nicht immer möglich, da nicht jeder, auch bey dem besten Willen, in dies Seminarium, bey der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Stellen, gelangen kann.

S. 51. In das hier gelieferte Verzeichniß der Patronate, über die Pfarren und Opfereyen haben sich manche Irrthümer eingeschlichen. Z. B. S. 52 von der Pfarre zu Barum ist jetzt der Herzog, und nicht das Kloster St. Laurentii Patron. S. 56. Die Patronatpfarre der von der Asseburg heißt nicht Eizum, sondern Eilum.

S. 58. In dem Verzeichnisse der Kirchen der Stadt Braunschweig fehlen ganzer fünf. Das ist doch ein wenig arg, und schwer zu entschuldigen. Wir müssen diesen Fehler hier wohl gut machen. Es sind also hier hinzuzusetzen: 1) die Domkirche, oder Stift St. Blasius, wovon das Stift St. Blasius Patron ist. 2) Die St. Michaeliskirche, wovon die Gemeine Patron ist. 3) Die St. Petrikirche, wovon das Stift St. Cyriaci Patron ist. 4) Die St. Aegidiikirche, von deren Pfarre und Opferey der jedesmalige Propst des Klosters St. Aegidii Patron ist. 5) Die Garnisonkirche, von deren Pfarre der Herzog Patron ist, von der Opferey und Kanterey der Commandant. In Ansehung beyder letzten Pfarren, die Ein gemeinschaftliches Kirchengebäude haben,

ist

ist jedoch zu bemerken, daß seit 1725 beyde Prediger zugleich Aegidien- und Garnisonprediger waren, die Geschäfte für beyde Gemeinen wechselsweise verrichteten, und auch die sämmtlichen Fixa und Accidentien theilten." Das Patronat alternirte zwischen dem Herzoge und dem Propste St. Aegidii. Nachdem seit 1781 nur überhaupt Ein Prediger angesetzt gewesen war; so wurde 1786 die eine Stelle in eine Collaboratur verwandelt, und der Pfarrstelle alle Fixa beygelegt, die Accidentien aber unter den Prediger und Collaborator getheilt. Seit dieser Zeit nun alternirt gleichfalls das Patronat in Ansehung der Pfarrstelle sowohl, als der Collaboratur, zwischen dem Herzoge und dem Propst.

S. 62. Patron der St. Stephanikirche in Helmstädt ist nicht der Serenissimus, sondern der Magistrat; in Ansehung der beyden Predigerstellen, den Hauptprediger, der zugleich Generalsuperintendent ist, sind der Herzog, und der Abt zu Werden belehnt ihm.

S. 74. „Bey den Schulen zu Braunschweig sind Serenissimus, so viel den Rectorem und Conrectorem betrifft, und die Obern und Provisores der Kirche B. M. V. in Ansehung des Subconrectors und 3ten, 4ten und 5ten Schulcollegen Patroni." Dies ist alles irrig. Von der Catharinenschule ist in Ansehung aller Stellen der Herzog, und von der Martinischule in Ansehung aller Stellen der Magistrat in Braunschweig Patron. Wie die Herren Obern und Provisores der Kirche B. M. V., die damit in gar keinem Verhältnisse steht, hier zu der Ehre des Patronatrechts gelangt sind, begreifen wir nicht."

S. 107 heißt es, „daß keiner der Eingepfarrten von dem Beytrage zu den sich auf die gemeinschaftliche Theilnehmung an dem Gottesdienste gründenden

kasten frey sey, wenn er nicht solches durch Verträge oder einen geruhigen Besitz von undenklichen Zeiten her dargethan." Verordn. v. 16. Jun. 1750. Diese Verordnung redet nur von dem besondern Falle der Bestreitung der Kosten bey Einführungen, und nicht von den Kosten im Allgemeinen.

S. 133. „Im Kloster Riddagshausen werden viele Candidaten (eigentlich Collegiaten) unterhalten." Wie viel denn? wird hier jeder natürlicherweise fragen. Wir wollen statt des Verf. antworten. Nach der Stiftung sind eigentlich zwölf Stellen; allein, drey davon sind in der Folge in Collaboraturen verwandelt, als: zwey in Holzminden und eine in Wolfenbüttel, den dortigen Predigern zur Hülfe. Jetzt sind folglich nur neun Stellen wirklich besetzt, und zwey von diesen Collegiaten sind jederzeit ordinirt.

S. 146. „Jede Klosterjungfrau ist schuldig, bey ihrer Einkleidung verhältnißmäßig nach ihrem Vermögen dem Kloster ein Billiges zuzubringen." Jetzt ist dies auf eine gewisse Summe gesetzt, die unter dem Namen, Statutengelder, beym Eintritt ins Kloster bezahlt wird. Ueberhaupt hat sich jetzt hierin sehr vieles geändert, da die Klosterordnung in manchen Stücken nicht mehr auf unsre Zeiten paßt. Diese durch neuern Gebrauch eingeführten Abänderungen hätten doch billig überall bemerkt werden sollen.

Ebendas. „Wenn sie nachher sich zu verheirathen, oder aus andern billigen Ursachen das Kloster zu verlassen entschlossen, nimmt sie im ersten Falle ihre Mobilien, im andern die Hälfte derselben, und in beyden Fällen, was sie dem Kloster zugewandt, zurück." Dies letzte ist irrig. Denn nach der angeführten Klosterordnung 1. Kap. 9. Tit. 22. Art. ist es nur von dem ersten Falle wahr, und im zweyten Falle

verbleibt der halbe Theil dessen, was sie dem Kloster zugebracht hat, demselben, wie der 23: Art. deutlich sagt.

Auch das hernach folgende: „Bleibet sie im Kloster bis zu ihrem Absterben, erhält solches ihren Mobiliarnachlaß.“ Ist jetzt nicht mehr anwendbar, indem auch dies abgeändert, und den Nonnen erlaubt ist, diesen Sterbefall für eine einmal festgesetzte Summe abzukaufen, welche auch nach ihrem Tode ihre Erben noch erlegen können.

S. 162 heißt es von den Burgemeistern der Stadt Braunschweig, „daß sie in ihren Häusern das Deel-Gericht, in welchem geringfügige Rechtsstreitigkeiten abgethan werden, halten.“ Dies war wohl ehemals der Fall; jetzt aber halten es die eigentlichen Stadtrichter, nämlich der Gerichtsverwalter und der Gerichtsvoigt, besonders der erstere, in ihren Häusern.

S. 190. Wegen des hier angeführten Sammelns der Lumpen ist die neuere und Hauptverordnung über diesen Gegenstand vergessen, nämlich die vom 29. Jan. 1787, den Aufkauf der Lumpen, und die zum Besten der einländischen Papiermühlen solcherhalb gemachte Einrichtung betreffend.

S. 194. Am Ende des 6ten §., der vom Miethcontracte handelt, führt der Verf. die gesetzliche Disposition an, „daß der Werth der auf die Post gegebenen Gelder u. s. w. gehörig angegeben werden soll.“ Wie gehört das hierher?

S. 211. „Pupillen-, Kirchen-, Hospital- und dergleichen Gelder sind die Leihhäuser nur zu einer Verzinsung von 3½ aufs Hundert anzunehmen verbunden, Verordn. v. 8. May 1780, vom 15. März 1787.“ Dies war freylich nach der ersten Verord-

nung der Fall; hernach aber ward es durch eine andre vom 1. Jul. 1782, die hier vergessen ist, auf 3 p. c., und endlich durch die vom 15. März 1787, die der Verf. ja selbst anführt, auf 2½ p. c. herabgesetzt.

S. 217. §. 4. „Die Erbfolge durch Verträge wird gemeiniglich durch Ehestiftungen festgesetzt, die, wenn sie von bürgerlichen Personen errichtet werden, einer gerichtlichen Confirmation bedürfen. Heinr. Stat. Art. 18. Diesen Satz muß Rec. so lange für offenbar falsch erklären, bis ihm der Verf. eine Landesverordnung nachweiset, worin dies festgesetzt ist. Rec. ist wenigstens durchaus keine solche, vielmehr ihm aus der täglichen Praxis bekannt, daß Ehestiftungen und Verträge bürgerlicher Personen keiner gerichtlichen Bestätigung bedürfen. Wie die allegirten Heinr. Stat. hierher kommen, begreift Rec. eben so wenig; denn zu geschweigen, daß sie als Particulargesetze hier im Allgemeinen überhaupt nichts bestimmen können, so haben sie eines Theils in allem nur 37 Artikel, andern Theils ist in diesen Statuten von Confirmation der Ehestiftungen und Verträgen überall nichts enthalten. Rec. muß daher glauben, daß der Verf. hier die Landleute im Sinne gehabt, bey welchen dies Rechtens ist, und daß er vielleicht Art. 15. der L. O. habe allegiren wollen.

S. 389. „Diejenigen, die Meyergüther an sich bringen, sollen solches binnen 6 Monaten dem Schatzcollegio anzeigen, Verordn. vom 27. Jan. 1756." Von diesem Falle redet die Verordnung gar nicht, sondern nur von der dem Schatzcollegio zu thuenden Meldung von der Acquisition ritterfreyer Güther, aus dem Grunde, damit die Namen der jedesmaligen Besitzer in der Rittermatrikel nachgetragen werden können.

S. 398. Bey diesem Kap. von der Baufreyheit hätte die Verordn. vom 10. Jun. 1747 doch nicht übergangen werden müssen, nach welcher an den Orten, wo Ziegelbrennereyen vorhanden, oder in der Nähe sind, die neuen Dächer nicht mit Stroh, sondern mit Ziegeln gedeckt, und auf die Strohdächer keine Baufreyheit ertheilet, sondern diese Kosten von dem Taxato der Baukosten abgesetzt werden sollen.

S. 399. „Schatzbare, frey ausgegangene Grundstücke sollen hinwiederum catastrirt, und gegen die dieserhalben vorzuschützende Freyheit kein altes Herkommen und dadurch eingetretene Verjährung angeführt werden, Schatzordn. von 1619." Dies ist unverständlich, denn die Verjährung wird nicht gegen, sondern für die Freyheit angeführt. In der S. O. heißt es ganz bestimmt: „daß alle diejenigen Oerter, welche unter den Schatzungen frey ausgegangen, wieder herbeygezogen, auch dagegen (versteht sich, gegen dies Herbeyziehen) kein altes Herkommen oder Präscription angezogen werden solle. Auch hätte der V. wohl hinzusetzen müssen, daß die unvordenkliche Verjährung hier nicht gemeint sey, welche allerdings dagegen Statt hat.

S. 400. Der hier aufgeführte Contributionsfuß hat hin und wieder Unrichtigkeiten, die wir aber, um unsre Recension nicht noch länger zu machen, hier nicht im Einzelnen anführen können.

S. 431. §. 12. Bey diesem §. vermissen wir die wichtige neuere Verordn. vom 13. Jul. 1786, die Bestellung und den Gebrauch der Spann- und Handdienste bey den Domainen und Fürstl. Kammern, auch Klosterämtern betreffend.

S. 443. „Wird der, von dem ein Pertinenzstück eines andern Hofes vindicirt wird, sachfällig, soll er dem Gegentheile Schaden und Kosten erstatten. Verordn. v. 27. März 1705.“ Dies ist zu unbestimmt und allgemein gesagt. In der angeführten Verordnung heißt es nur: „daß, da man vernommen, daß die Detentores solcher Pertinenzstücke den Besitzern die darüber erhobenen Prozesse, sonderlich in pcto. probat. schwer und kostbar machen, so soll derjenige, welcher bey so unbefugter Verzögerung des Prozesses und Difficultirung der Probation befunden wird, in der Sentenz zur Erstattung der Kosten und Schaden verurtheilt werden.“

S. 447. „Bringet ein Ackermann oder Halbspänner mehr als 15 Schafe auf die gemeine Weide, muß er von jedem Haupte den doppelten Schafschatz erlegen. Verordn. vom 27. April 1699.“ Dies ist unrichtig. Nach der angeführten Verordnung, so wie nach der Amts-Kammerordn. Art. 78. darf ein Ackermann noch einmal so viel Schafe als ein Halbspänner, nämlich 30, für den einfachen Schafschatz halten.

S. 473. „Die peinliche Halsgerichtsordnung (richtiger peinliche Gerichtsordnung) K. Karls V. ward in hiesigen Landen den 23. April 1568 publiciret. „Sie ist eigentlich zweymal publiciret, nämlich ausser jenem ersten, kurz darauf noch einmal den 3ten Febr. 1570. Auch ist das Datum der ersteren wohl richtiger auf den 24. April zu setzen, als von welchem Tage die dieser Ausgabe als Vorrede vorangesetzte Constitution, wodurch diese Publication geschahe, datirt ist, obgleich dieser Tag auf dem Titel angegeben ist,

ist; wie dies, so wie die Gründe dieser doppelten Publication in einer in dem Braunschw. Magazin vom Jahr 1789 befindlichen Abhandlung des Herrn Hofgerichtsassessors du Roi über diese Materie, die hier wohl hätte angeführt werden können, ausführlich gezeigt ist.

Was übrigens die typographische Einrichtung dieses Buchs betrifft: so können wir nicht umhin, zu bemerken, daß es zu wünschen wäre, daß darauf mehr Fleiß und Sorgfalt verwandt seyn möchte. Alles ist mit einerley Schrift gedruckt; Text, angeführte Verordnungen, Acten und Schriften, das geht in eins fort, und liest sich nicht gut. Man sehe nur Th. 2. S. 412. Entweder hätte dies alles mit andern Lettern gedruckt. oder unten in besondere Noten gebracht werden müssen, um es für das Auge von dem eigentlichen Texte zu unterscheiden. Dazu wird dies Buch noch von einer Menge Druckfehler entstellt, die in dem angehängten, beynahe 4 Seiten haltenden Verzeichnisse derselben kaum zur Hälfte bemerkt sind. Bey einem solchen Buche, wo es so sehr auf Genauigkeit ankömmt, verdient diese Sorglosigkeit doppelt strenge Rüge.

Ein Sachregister wäre zum bessern Gebrauch dieses Buchs wohl nicht undienlich gewesen, da es nicht jedem zuzumuthen ist, daß er sich in die Ordnung der einzelnen Materien des Verf. hineinstudiren kann; obgleich freylich der jeder Abhandlung vorgesetzte Inhalt hiebey etwas ersetzt.

Fr.

II.

Josephi Gaertneri, M. D. — de Fructibus et Seminibus Plantarum *Volumen alterum*, continens seminum Centurias quinque posteriores. Cum tabulis aeneis Cl. Tubingae, typis Schrammii. 1791. 4. mai. 3 Alph. fere. Tabulae ab LXXX—CLXXX.

Dank sey es der Vorsehung, die den würdigen Verfasser noch so lange leben ließ, daß er sein vortrefliches Werk endigen konnte, ob er gleich dessen Ende nur ein paar Monate überlebte! In den beyden Bänden ist ein Schatz von Beobachtungen enthalten, den noch die Nachwelt, dankbar gegen den Mann, der seine Zeit, Kosten und auch seine Gesundheit aufopferte, um ihr denselben zu lieferte, benutzen wird.—

Einige Bemerkungen aus dem VIten und VIIten Hundert sind bald nach dem sie edirt waren, im 104. Bande der A. d. Bibl. S. 452 angezeigt; die drey letzten, nebst der Zugabe, müssen wir nun durchgehen, und hauptsächlich die Vorrede. In dieser wirft der Verf. zuerst die Frage auf: ob die Blüthe oder die Frucht in Bestimmung der Gattungen den Vorzug habe? — erwähnt, daß Linne die meisten Früchte nicht nach der Natur, sondern aus Abbildungen von Tournefort, Plumier, Rheede, Commelin u. a. mit allen ihren Fehlern genommen, oder wo diese ihn verließen, sie nur so nachläßig beschrieben habe, daß er allenthalben Beweise seiner großen Verachtung der Frucht gegeben. Andre dagegen hätten aus kleinen

nen Verschiedenheiten derselben, Unterscheidungszeichen der Gattungen und natürlichen Ordnungen machen wollen. Es sey daher die Mittelstraße die sicherste. Denn die Natur habe Blüthe und Frucht im Werth gleich gemacht; man solle also überhaupt die Unterscheidungszeichen der Gattungen von beyden zugleich hernehmen; die von der Blüthe werden häufiger seyn, da sie mehrerer Modificationen fähig ist, die von der Frucht zuverläßiger und beständiger seyn.

Eine Entscheidung im Allgemeinen über den Vorzug des einen oder andern Theils sey der Wissenschaft selbst nachtheilig; wie die Schriften der Neuern, vorzüglich der Reisenden bewiesen. Wenn also die Frucht wegen ihrer zu großen Gleichförmigkeit keine sichern Unterscheidungszeichen gäbe, z. E. in den Gräsern, quirlförmigen, manchen lilienartigen Pflanzen u. s. f. müsse man der Blüthe den Rang lassen; wo aber die Frucht nach ihrem innern Bau sichre und beständige, gleichsam aus dem Innersten der Pflanze fließende Merkmale angäbe, wie z. E. in den Dolden, Kürbissen und Schoten tragenden, und vielen einzelnen Gattungen: da müsse man ihr den Vorzug lassen. — Als wir so weit gelesen hatten, ward uns bange, wie es um das Aufsuchen unbekannter Pflanzen stehen würde? wenn die Gattungs- und Ordnungsmerkmale bald von der Blüthe, bald von der Frucht sollten hergenommen werden; und unbekannt sind nicht nur den Lehrlingen die meisten Gattungen, sondern auch dem Veteran sind es so viele neue, als mit jedem Lustro (Jahrzehend ist schon zu lange) nach Europa kommen, von denen bey weitem nicht alle blühen, viel weniger Früchte tragen. Wir würden diese Besorgniß als individuell gar nicht erwähnt

haben,

haben, wenn wir nicht vermutheten, daß einige Leser gleiche Gedanken mit uns hegen würden, und daß andre etwa das folgende übersehen, und die sehr richtigen Bemerkungen des Verf. zur Bestätigung ihrer Lieblingsidee mißdeuten möchten, es sey nämlich noch immer zu früh, an ein System, selbst an ein künstliches zu denken, dies müsse man der Nachwelt überlassen. — Aber man lese nun weiter S. VI. „Im „übrigen geben wir selbst“ (der Mann, der den Werth der Frucht durch eben dies sein Werk so sehr ins Licht gesetzt hat!) „der Blüthe in systematischer „Aufstellung der Gewächse den Vorzug, weil die „Erfahrung gelehret hat, daß dadurch viel schicklichere „und der Natur gemäßere Verbindungen entstehen, „als wenn eine Methode von der Frucht allein gemacht „wird, weil die Familien und natürlichen Gattun„gen“ (die also auch Gärtner annahm, — das möchten sich doch einige Botaniker merken, nicht blos als Autorität, sondern weil ers bey seinen vielen Beobachtungen doch wohl untersucht und gefunden haben wird) „dabey oft gewaltig entstellt und zerrissen „werden, ohne einen andern Nutzen, den der Carpo„logie beyseit gesetzt, zu stiften, als daß entgegen„gesetzte Dinge durch ihre Zusammenstellung mehr „auffallen. —

Ob nun gleich die Blüthe hierin von einem ausgebreiteteren Nutzen ist, als die Frucht: so muß doch in Bestimmung der wesentlichen Kennzeichen mancher natürlichen Ordnungen offenbar der Frucht der Vorzug zugestanden werden; so läßt sich der schöne Haufe der stolzen Palmen durch kein einziges von der Blume genommenes Merkmal vereinigen, aber alle stimmen darin überein, daß sie ein albumen entweder

rumi-

acuminatum oder cavum haben (man verzeihe es uns, daß wir diese Kunstwörter nicht übersetzen), und daß der spitzkeimende (monocotyledoneus) Embryo von einer besondern schalichten Warze bedeckt ist. So unterscheiden sich die Gräser von allen Pflanzen, auch von den nahe verwandten Cyperoideis wesentlich durch das Schildchen an dem untern Theile des Saamens (scutellum cotyledoneum). Die Malven (wir setzen mit Fleiß nicht: Pappeln, um der Zweydeutigkeit willen mit den Bäumen dieses Namens) werden von allen verwandten Pflanzen durch die sonderbare, aber bestimmte und beständige Zusammendrehung (contortuplicatione) ihrer Saamenblätter unterschieden. S. VI. VII. — Wir müssen die Leser auf das Werk selbst verweisen, die es wissen wollen, wie unser Verf. daselbst von den Euphorbien, doldentragenden, sternförmigen, zusammengesetzten, den Alsinaceis et Lychnideis, Dipsaceis und denen, welche er Nyctagines nennt, ähnliche Bemerkungen anführt.

Was die Merkmale der eigentlichen Gattungen (generum inferiorum, s. stricte dictorum) betrifft; so habe er in beyden Theilen seines Werks so häufig bewiesen, daß er jetzt keine weitern Beyspiele davon für nöthig halte: man müsse, unter gleichen Umständen, sie von der Frucht und ihrem innersten Bau hernehmen, nicht ohne Unterscheid, sondern mit Beurtheilung, und nach sorgfältig angestellter Vergleichung aller (ihrer) Theile. — Wir wünschten, daß künftige Systematiker, an denen es im folgenden Jahrhundert wohl nicht fehlen wird, die das so wichtige Werk unsers Verf. dabey benutzen, jedes Wort dieser seiner eignen Warnung reiflich beherzigen mögen!) — Er erläutert dies durch die schotentragenden,

wo

wo Linne selbst allenthalben die Merkmale von der Frucht hergenommen; weil er aber diese nur obenhin betrachtet (rudiori respectu) und die Blüthe immer mit eingemischet, und ihr dadurch insgeheim den Vorzug eingeräumet: so wären viele seiner Gattungen so schwankend, daß man bey manchen Pflanzen nicht wisse, warum sie eben zu dieser und nicht zu einer andern Gattung gebracht seyen? Wenn man aber Tourneforts Fußstapfen folge, und mit der rohen Betrachtung der Frucht die sorgfältige Untersuchung vom innern Bau des Saamens verbinde: so werde sich bald zeigen, in welche schickliche Ordnung alles trete, wie gewiß und fest die Grenzen der Gattungen, und wie leicht die Stellung der Arten unter ihnen selbst für den Anfänger sey. — „Aber dadurch wird „die Zahl der Gattungen zu sehr vermehrt werden!" Dieser Einwurf verdient keine Widerlegung, sagt der Verf., der ihn sich selbst macht, sobald von einer gründlichen philosophischen Kenntniß der Pflanzen die Rede ist. — Das Gleichniß paßt zu gut, welches er hier anführt, als daß wir es nicht mit hersetzen sollten, die Anwendung kann jeder selbst machen. „Welcher vernünftige Geschichtschreiber wird wichtige „Thatsachen deswegen unterdrücken, damit man die „kleinere Zahl der von ihm angeführten besser behal„ten könne?"

Nun folgen andre allgemeine Betrachtungen von S. X an, welche eben diese Theile, die Vorsichten und Ausnahmen, die bey ihrer Untersuchung Statt finden müssen, u. dgl. betreffen. Wir wollen uns der möglichsten Kürze befleißigen, so viel es, der Wichtigkeit des Werkes und der Vollständigkeit der Bibliothek unbeschadet, geschehen kann; aber wir

werden

werden doch nur anzeigen können, was der Werk ausgeführt hat, und also mehr zum eignen lesen des Werks veranlassen, und eine Uebersicht des Folgenden geben, als es erschöpfen.

Die erste allgemeine Betrachtung betrifft den Grund der ganzen Carpologie: die Eintheilung der Saamen, nachdem sie eins, zwey, viele, oder gar keine Saamenblätter haben (cotyledones). Da es in Hinsicht des Saamens selbst nicht mehrere Bestimmungen, als diese, geben kann: so sind diese Classen unveränderlich, und da hierbey keine Rücksicht auf Blätter, Blüthe u. s. w. Statt findet: so sind sie zugleich für sich bestimmt und rein. Folglich muß jeder Saame, sofern er blos Saame ist, vermöge seiner ihm eignen Bildung, zu einer von diesen Classen, nach den in der Einleitung zum ersten Bande gegebenen Regeln gebracht werden können.

Aber der Schauplatz verändert sich ganz und gar, sobald der Embryo zur wirklichen Pflanze wird, und diese in der Carpologie reinen Classen werden nun in der Phytologie, d. i. in der methodischen Untersuchung der entwickelten Pflanzen, unrein. Gleichwohl sind sie in dieser so wenig zu verwerfen, daß sie vielmehr mit großem Nutzen anzunehmen und beyzubehalten sind, weil durch genaue Beobachtung des Keimens der Saamen Verbindungen dieser Classen entdeckt werden, die man nie vermuthet hätte, und welche die ganze Aufmerksamkeit des philosophischen Botanikers verdienen. (Der erste dieser Sätze stimmt ganz, und der zweyte meistens mit demjenigen überein, was Linné in den erst neulich von Giseke, herausgegebenen Praelectionibus in Ordines naturales plantarum — Ratio edit. S. XIX. und Introd. S. 15

S. 15 und 27. sagt). So werden die Monocotyledones mit den Acotyledonibus durch alle die Pflanzen verbunden, welche statt eines ächten einblättrigen Embryo (man erlaube dem Rec. diese nicht völlig passende Uebersetzung der Kürze wegen) nur ein Etwas demselben ähnliches haben, das den wahren Embryo gänzlich in sich verbirgt und verschließt, und ihn erst beym wirklichen Keimen sinnlich darstellt. Hieher gehört unter den Palmen die Dattelpalme, deren Entwickelung allein gehörig bekannt ist, von den übrigen aber die Commelina, Bulbine, Anthericum, Asphodelus, Hyacinthus und andre. Diese Verbindung ist jedoch weder vollständig, noch ganz genau, wie der Verf. bemerkt; die Erklärung muß man bey ihm selbst lesen.

Die Verbindung der einblättrigen mit den zweyblättrigen geschieht auf zweyerley Art, die in der Einleitung aus einander gesetzt ist. Nach ganz neuen Beobachtungen scheint eine dritte hinzugekommen zu seyn, die erst weiter zu untersuchen ist, an deren Richtigkeit der Verf. zweifelt, wovon Asarum und Aristolochia als Exempel angegeben werden. S. XIII. — Auch dies können wir nicht weiter erörtern. Der Zusammenhang der übrigen Classen ist in der Einleitung schon angegeben, und also nur einige der gewöhnlichsten Eigenschaften der Einblättrigen nachgeholt, von welchen wir nur die erwähnen, daß in keiner Classe die Saamen so oft abortiren, als in dieser. Dabey wird die vom Hrn. Medicus gemachte Beobachtung aus dem Mag. f. d. Bot. St. X. erwähnt, als ein Mittel, dem abzuhelfen, nämlich die blühenden Stengel abzuschneiden, und so eine Zeitlang stehen zu lassen; worüber der Rec. auch seine Meinung

bey Anzeige desselben Stücks vom Mag. in der Allg. d. Bibl. gesagt hat. Am Schlusse dieses Abschnittes macht der Verf. eine ungefähre Berechnung über die Stärke jeder dieser Classen, setzt die Zahl der von ihm beschriebenen Gattungen auf 1051, von welchen

einblättrige sind 123.
zweyblättrige — 920 und etwas drüber.
vielblättrige — 15.
ohnblättrige — 6.

wobey er selbst bemerkt, daß seine Sammlung, in Hinsicht auf alle bekannten Pflanzen, zwar lange nicht vollständig, aber doch hinlänglich sey, um die Ungleichheit in der Proportion dieser Classen zu einander daraus zu ersehen.

Die zweyte allgemeine Betrachtung gilt dem Kernstücke (albumen). Wir möchten dies Wort wenigstens vorschlagen, als Uebersetzung des lateinischen von G. eingeführten, da wir uns keine Auctorität anmaßen können, und die wörtliche: Eyweiß, möchten wir uns doch verbitten; obschon das Kernstück von einigen Schriftstellern für Cotyledon gebraucht ist. Man vergleiche den ersten Band unsers Verf. Introd. p. CXXXVIII. und unsre Anmerkung zu 894 in dieser Recension.) Von diesem zeigt der Verf., daß es 1) nie als Merkmal einer Ordnung, und nur sehr selten als Merkmal der Gattung anzuwenden sey; daß 2) die Consistenz nicht so viel als die Lage (situs), und diese weniger als die Bildung (conformatio) gelte, weil aus den beyden ersten selten sichre und bestimmte Unterscheidungszeichen zu nehmen wären, die letzte aber oft unerwartete Uebereinstimmungen ganz verschiedner Pflanzen zeige. Die

der vorigen Berechnung haben von des Verfassers Gattungen
aufrechte Saamen etwa 375.
umgekehrte 209.
nach dem Mittelpunkt zu 241.
von — — — ab 130.
unbestimmt . . . 21.
die nicht auszumachen sind 74.

Die vierte und letzte allgemeine Betrachtung ist die Figur des Embryo und die Bildung der eingewickelten Saamenblätter (im Gegensatz der entwickelten, beym Keimen). Die allgemeinste dieser Figuren ist die länglichtrunde, bey denen Saamen die Kernstücke haben (in sem. albuminosis) mit Beyseitsetzung derer, die solche nicht haben. Von dieser Art sind, ohne die Composites, ungefähr 336, und also fast die Hälfte dieser Classe von Saamen. Ueberhaupt ist die Figur des Embryo von allen seinen Eigenschaften die beständigste.

In Ansehung der Saamenblätter kommt hier nur ihre allgemeine Bildung in Betracht, die der V. aus der Modification der Berührungsfläche zwischen ihnen (in der Einleitung) hergenommen hatte. Die vielen hier vorkommenden Verschiedenheiten können wir nicht auszeichnen.

Hierauf folgt S. XXVI—XXIX. ein Verzeichniß der besondern Bildungen von Früchten, nach der Ordnung der Kupfertafeln. Es sind gegen 40, und daher können wir auch hier nichts ausschreiben, man muß dies ganz lesen, und studiren! Dagegen müssen wir die Beschreibung der Methode des Verf., die Saamen zu untersuchen, billig mittheilen. Alle, auch

auch wenn sie noch so frisch sind, müssen in faulich Wasser gelegt, und wenn sie harte Gehäuse haben, erst von diesen befreyet werden. Wenn sie einige Zeit gelegen, nimmt man einen heraus, schneidet ihn queer durch, vom Bauch nach dem Rücken zu, in zwey gleiche Theile, und wirft sie sogleich wieder ins Wasser, damit die Fläche des Durchschnitts es reichlich einsauge. Dann besieht man sie mit einer mäßig vergrößernden Linse, und findet eine von diesen drey Verschiedenheiten: die Fläche des Durchschnitts ist

entweder durch eine einfache Spalte, innerhalb deren sich kein andersgefärbter Stoff befindet, in zwey Hälften getheilt, und dann ist der Saame ganz gewiß ohne Kernstück (exalbuminosum) und der Embryo zweyblätterig, so daß die fernere Untersuchung keine Schwierigkeit hat;

oder mit einer kürzern Spalte, auch wohl einer rundlichen Fläche bezeichnet, und innerhalb der einen oder der andern findet sich eine fremdartige anders gefärbte Materie, dann hat der Saame ein Kernstück, und einen Embryo, der länger ist, als das halbe Kernstück;

oder man sieht keine Spur einer Spalte, sondern die Fläche ist ganz einförmig; dann erhellet, daß der Embryo entweder unächt-einblättrig (pseudo-monocotyledoneus) sey, und den ganzen Kern ausmacht, wie bey der Paulinnia, oder daß er sehr klein sey, und entweder im obern oder untern Theil des queer durchschnittenen Saamens sitze. Das letzte, bey weitem der häufigste Fall, wird nun dadurch weiter untersucht, daß man ein zweytes Stück von dem nämlichen eingeweichten Saamen nach der Länge durchschneidet, und eben so, wie beym Queer-

schnitt, verfährt, wobey sich dann der Embryo an einem der beyden Enden oder am Rücken leicht entdecken läßt. — Die einzelnen Cautelen müssen wir übergehen.

Nach diesem verbessert der Verf. einige Fehler in beyden Bänden, nämlich: daß im 1. B. in Introd. die Lemna von den pl. esexualibus auszunehmen sey, weil Hr. Ehrhart in demselben Jahre erst die stamina wieder gefunden habe, als dieser gedruckt worden; und daß Cocculus als species Pericarpii jetzt mit zu den elastischen Capseln komme; statt dessen aber für alle die Saamengehäuse, die nie von selbst aufspringen und nicht zu andern Arten gebracht werden können, Angidion gesetzt werde, z. E. von Sagittaria Alisma, Neurada, Grielum, der scharfblättrigen und einiger Malven. In den Centuriis des 1. B. wird verbessert: daß Scytalia nicht eine einfache, sondern doppelte Frucht habe, deswegen sie beym Loureiro Dimocarpos heißt; daß die der Hebenstreitia zugeschriebene Capsel wohl nur der vergrößerte Kelch sey; daß für die Aubletia des Verf. Sonneratia gesetzt werde, und sein Omphalobium zum Connarus afric. L. gezogen werde; daß aber seine Moesia nimmermehr mit Menispermum, noch Sagus mit Calamus je in Eine Gattung zu verbinden sind, da der innere Bau der Früchte zu weit verschieden ist.

In diesem II. Bande ist gleich anfangs S. 12 der Charakter des Restio gänzlich wegzustreichen, weil der Verf. nachher von Thunberg den ächten Restio und zugleich frische Exemplare der Nüsse erhalten hat, unter dem Namen Willdenowia, die jenem dort zugeschrieben worden. Von diesen und andern seltnen vom Hrn. Thunberg geschickten Früchten sagt der Verf.:

Verf.: forsan alio tempore plura in supplemento quodam, ni fata et valetudo obstiterint. Leider war das der Fall! und also davon nichts zu hoffen. — Pinus americ. G. Ehrharts Pinus mariana (Beytr. 3. S. 39.); Pinus mariana G. aber wahrscheinlich Ehrharts P. canadensis. Guajacum offic. G. ist Guaj. sanctum, wohin also das gehört, was S. 149 steht.

Uebrigens hat der Verf. in diesem Bande, wie schon der Augenschein lehrt, die ähnlichen Saamen mehr als im ersten Bande bey einander gestellt, und einige natürliche Ordnungen, ohne Einmischung fremder Gattungen, rein und unverfälscht dargelegt. Aber keine davon konnte er nach carpologischen Grundsätzen methodisch ausarbeiten, ausser die von zusammengesetzten Blumen, weil er von zu wenigen Gattungen die Saamen besaß, ausser von diesen, worin ihm durch Thunbergs und Schrebers Schenkung nur etwa 10 linneische Gattungen fehlen, und weil er nicht bey unvollständiger Kenntniß Systeme zu machen für gut fand, wie manche thun, die hernach immer verbessert, und wohl gar ganz umgeschmolzen werden müssen.

Bey dieser Familie konnte er zwar wegen der großen Aehnlichkeit und Einfachheit der Saamen ebenfalls von keinem carpologischen Eintheilungsgrunde ausgehen, sondern mußte diesen zu den obern Classen aus der Anthologie nehmen, daher er Tournefort folgt, und seine Benennungen sowohl, als Beobachtungen, denen von Vaillant, und noch mehr denen von Linné vorzieht. Daher denn auch manche sogenannte natürliche Gattungen getrennt, und mit neuen Namen belegt werden mußten, worüber er sich S. XXXV. rechtfertiget.

Die Haupteintheilung ist daher nach den Blumen mit Stralen, oder ohne diese (flores radiati oder discoidei. — Die ersten Unterabtheilungen aber nahm er vom Fruchtboden und der Haarkrone, und die eigentlichen Gattungsmerkmale vom Kelch, dem Geschlechte und sonst woher.

In dem Anhang hat der Verf. einige höchst seltne Früchte und Zeylonsche Saamen, obgleich beyde Arten mangelhaft waren, aufgeführt, da er wegen seiner geschwächten Kräfte nicht hoffte, ein Supplement liefern zu können, die Zeichnungen davon auch schon fertig waren. Die Zeylonschen sind von den mit grosser Mühe und Gefahr ehedem vor mehr als 100 Jahren von (unserm Landsmanne) Paul Hermann an Ort und Stelle gesammelt, und Hr. Dav. van Royen hat ohne Nachtheil der Sammlung von dem unvergleichlichen Schatz zum gemeinen Besten dem Verf. mitgetheilt.

Das eigene Urtheil des Verf. über das Ganze seiner Arbeit setzen wir noch her. S. XL. „Ich „weiß, daß sie nichts weniger als vollkommen sey; „denn wer hat seine ersten Versuche je vollkommen gemacht?“ (Wenn nicht die Bescheidenheit des sel. Mannes so groß als seine Arbeitsamkeit gewesen wäre: so hätte er sagen können: wer hat je ein so vielumfassendes Werk als einzelner Mann der Vollkommenheit, der es fähig war, so nahe gebracht?) „Das aber, „hoffe ich, werden billige Richter mir zugestehen, daß „ich meinen Gegenstand nicht nachläßig behandelt, „und alles gethan habe, was von einem Privatmanne, „der von Naturaliencabinettern, Bibliotheken und „botanischen Gärten hinlänglich entfernt lebt, der „gar nicht reich ist, und dennoch, allein um der aus-

„ländischen Früchte willen, England und Holland
„zum drittenmal besucht, und seit dieser Reise eilf
„Jahre lang anhaltend gekränkelt hat, nur verlangt
„werden konnte.

„Ich gebe also gern zu, daß dieses Werk von
„einer reinern und vollständigern Betrachtung der
„Früchte, als wir bisher gehabt haben, nur die
„Grundrisse enthalte, aber selbst diese zerstreut und
„unterbrochen, auch nicht ohne alle Fehler — — —
„die nur künftig von aufmerksamen Reisenden ver-
„bessert werden können. Meinen Zweck aber und
„meine einzige Belohnung für meine Arbeit werde
„ich erlangt haben, wenn sie europäische Botaniker
„reizet, daß sie zur weitern Untersuchung der Arten
„fortgehen, und aus ihren Beobachtungen die Cha-
„raktere der Gattungen vervollkommnen, verbessern
„oder umschmelzen; und wenn Reisende veranlaßt
„werden, uns künftig nicht bloße Gerippe der aus-
„ländischen Pflanzen, nicht Kenntniß der Blume
„allein, sondern aller Theile der Fructification, auch
„der kleinsten und verborgenen, zu liefern. So wird
„die Botanik in der That reformiret, und zur er-
„wünschten Stufe der Vollkommenheit erhoben wer-
„den, von welcher sie wahrlich noch sehr weit ent-
„fernt ist (!).“

Nur Ein Schema der methodischen Zusammen-
stellung der Früchte hat der Verf. geliefert, das näm-
lich, welches beym ersten Bande war, aber verbessert,
vermehrt, und mit allen Gattungen dieses zweyten
bereichert. Jeder könne sich aus den Beschreibun-
gen der Früchte mehrere machen — Dies nimmt 10
Quartseiten ein; jede von drey Spalten, und mit viel
kleinerer Schrift, als der übrige Text; und wir glau-

 ben,

ben, es sey nicht zweckmäßig, mehr davon herzusetzen, als um die Verbesserungen zu sehen, die in der Probe bey Anzeige des ersten Bandes (A. d. Bibl. B. 95. S. 27.) gegeben wurden. Die Vergleichung mögen unsre Leser selbst anstellen. Hier heißt dieser Abschnitt so:

ACOTYLEDONES.

Chara.
Ruppia.
Zannichellia.
Zostera.
Zamia.

* * *

Aphyteia?

MONOCOTYLEDONES.

Fructu supero

Exalbuminosae.

Triglochin.
Potamogeton.
Alisma.
Sagittaria.
Butomus.

Albuminosae. Embryone extero, s. non incluso.

GRAMINA.

Flagellaria
Nymphaea.

excentrico, s. laterali.

Caranda
Licuala
Sagus
Phoenix
Euterpe

Bactris

7 Albuminosae. Embryone
excentrico, s. laterali
Bactris
Caryota
Chamaeriphes
* * *
Commelina.
Tradescantia.
Asparagus.
centrali. Radicula umbilico
contraria
supera
Hyphaene
Hyophorbe
Cleophora
infera.
Smilax
Ruscus
centrifuga
Aletris
Colchicum.
contermina
supera
Eriocaulon
Wachendorfia
Sparganium?
infera
CYPEROIDEAE.
Typha.
Hippuris.
* * *
Cocos
Manicaria?
Elaeis etc.

Nun sind noch die Centuriae VIII — X. selbst nebst dem Appendix durchzugehen.

701. Cleophora und

702. Hyophorbe sind neue Palmengattungen aus Isle de France, dem Verf. vom Prof. Hermann in Strasburg (nebst manchen andern seltnen Früchten) mitgetheilt.

703. wird der Charakter von Sagus farinifera im 1. B. S. 27. verbessert.

709. Annona: Bey dieser Gattung, sagt der V., müssen die Arten genauer untersucht werden, da das Saamengehäuse in einigen einfach, in andern zusammengesetzt ist, die Wurzel des Embryo bey einigen nach dem Mittelpunkt hin, in andern von ihm ab geht, welches in Einer natürlichen Gattung nicht seyn kann.

Von 714 — 767 sind (einzelne dazwischen ausgenommen) die aus den Linnäischen Familien Oleraceae, Succulentae und Caryophyllaeae.

768 — 776. sind Luridae oder Solanaceae.

777 — 794. — Columniferae, (ausser 780. Convolvulus und 781. Ipomaea) z. E. Pentapetes, Sida, Abutilon, Napaea, Lavatera etc. Die beyden Gattungen 780. 781. bringt der V. auch, wegen des Baues der Saamen, und insbesondre der Cotyledonum foliacearum, chrysaloides-contortuplicatarum mit Iussieu entweder in eine eigne Abtheilung, oder zu den Malvaceis.

801. Calamus. 802. Licuala. — Verbesserte Beschreibungen von Euterpe pisifera Vol. I. p. 24. und Bactris minima, ibid. p. 22.

811. Gyrinops, eine Zeylonsche Frucht, deren Blume unbekannt.

813. Erio-

813. Eriolithis, eine steinharte, gelbzottige, zweyfächrige, nicht aufspringende (evalvis) Nuß, worin mehrere zweyfächrige (!) Saamen abgesondert sitzen.

818 — 841. Siliquosae; meist die Gattungen nach Linne', nur wird Ricotia zur Lunaria gezogen; Rapistrum und Cakile und Raphanistrum Tourn. wieder als Gattung hergestellt; Pugionium und Erucaria als neue beschrieben, jenes hat ein Semen arillatum, diese eine siliquam biarticulatam.

Von 842 — 899. sind Leguminosae; keine neue Gattung darunter, sonst mancherley Merkwürdiges. Z. E. in der allgemeinen Beschreibung S. 301 heißt es: Plumula in multis manifestâ, et curatius elaborata quam in plerisque reliquis plantis — und dennoch kommen in dieser so unleugbar natürlichen Familie manche vor, wo wir lesen: plumula nulla! z. E. Aspalathus, Amorpha, Hymenaea, Robinia, Anthyllis, Psoralea etc. Dies befremdete den Rec. desto mehr, da er sich die Germinatio ohne diesen Theil nicht denken konnte, bis ihn die zufällige Untersuchung einer Castanie darüber belehrte, welches auszuführen hier der Ort nicht ist. Statt dessen wollen wir bemerken, daß wir kein mehr passendes Beyspiel wissen, woran man den Unterschied der von unserm Verf. eingeführten Benennungen der einzelnen Theile des Saamens sehen kann, als seine 894ste Gattung Scorpiurus, auch sind dessen Hülsen noch leicht genug zu haben, um die Saamen zu untersuchen. Der Rec. hatte eine davon zu andrer Absicht einige Tage in feuchtes Moos gelegt (sie war wenigstens 15 Jahr alt), und fand, daß sie am Rücken durch das Ausquellen der

Saamen

gen, oder vielmehr Versuchen, sich eine hinlängliche Ueberzeugung von der Wahrheit der Geschichte Jesu zu verschaffen, veranlaßt worden. Von einer frommen Mutter erzogen, hatte er früh im Glauben an Gott und Jesum Beruhigung, Trost, Stärke und Freude finden gelernt. Durch das Studium der Philosophie unsrer Zeit ward in der Folge sein Glaube wankend, und er fieng an, das Daseyn Gottes, Fürsehung und ewiges Leben zu bezweifeln. Nun ward sein Gemüthszustand ängstlich und zuletzt peinlich, und das Verlangen nach Beruhigung, die er in der Philosophie vergebens suchte, bewog ihn, die Geschichte der Bibel zu lesen, und zu versuchen, ob er darin nicht das finden könnte, was er auf keinem andern Wege zu finden vermochte. Er gieng dabey nach S. 20 von der Voraussetzung aus, daß die Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Lehre Jesu ihm nur durch den Beweis einer göttlichen Offenbarung oder Mitwirkung zu Theil werden könne. „Es könnte immer wahr seyn, schreibt er S. 19 f., daß die israelitische Verfassung in Jesu ihre Absicht erreicht hätte; daß durch ihn ihr Geist herausgezogen und aufs Ganze angewendet wäre; daß also gegen seine Messiaswürde keine gegründete Einwendung Statt fände; aber wenn die israelitische Verfassung nur das Werk israelitischer Patrioten, guter und großer Menschen, und eines Zusammentreffens glücklicher Umstände gewesen ist; wenn Jesus eben nur das Glück hatte, den Sinn jener Patrioten zu fassen, zu erhöhen, und im Geiste eines Weltbürgers anzuwenden; wenn die ausdrückliche Absicht, Hülfe und Beystimmung Gottes nicht erweislich ist: so mag es immer wahr seyn, daß Jesus der Messias, daß das Christenthum eine große, wichtige, erhabene, wünschenswürdige Anwendung der Verfassung des Judenthums auf das Ganze ist. Daß aber diese Lehre überhaupt wahr, daß sie mit den Absichten Gottes wirklich übereinstimmend, daß sie Lehre Gottes sey; oder daß Jesus ein von Gott erwählter Messias und der Vermittler des ewigen Reiches Gottes sey; daß er, wie es S. 63 heißt, der Mensch sey, der mir ein ewiges Leben mit seinem Blute erkauft hat; davon bin ich noch nicht überzeugt. Diese Ueberzeugung kann auch nicht durch Vernunftgründe hervorgebracht werden, weil sie keine allgemeine, ewige Vernunftwahrheit betrifft; sondern eine besondre Absicht Gottes mit dem menschlichen Geschlechte und eine einzelne Thatsache. — — Es kommt hier, nach S. 21, alles darauf an, daß die heilige Geschichte des Judenthums oder des Christenthums als wahr

erwie-

erwiesen wird. Dies kann weder durch Anführung von Zeugnissen befriedigend genug geschehen; denn theils reichen diese nicht so weit, als sie reichen sollten, und theils beruhet die Beweiskraft derselben auf der äusserst feinen und zweydeutigen Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Zeugen, noch durch Weissagungen allein, denn sie zeigen nur Zusammenhang, ja, nur einen Theil desselben, und können, einzeln betrachtet, nichts beweisen; noch durch Wunder, denn deren Beweiskraft setzt die Glaubwürdigkeit der Geschichte voraus; noch durch die Nutzbarkeit des Christenthums, denn das Nützliche ist darum noch nicht göttlich, und der Nutzen, den das Christenthum gestiftet, ist, ohne seine ewigen Absichten, sehr zweifelhaft. Keins von allem dem ist hinreichend, die Wahrheit der heiligen Geschichte zu beweisen. Mich dünkt, man hätte den Beweis bey dem anfangen sollen, was uns am nächsten liegt; da, wo man durch die geringste Zahl von Mitteln zum Ziele kommen könnte. Man hätte die heilige Geschichte des Judenthums oder des Christenthums, oder beyder zugleich, an sich betrachten, und versuchen sollen, wie viel man durch innere Gründe für die Glaubwürdigkeit der Geschichte herausbringen könne. Hiemit verbände man die Untersuchung der äussern Zeugnisse. Diesem folgte die Darstellung des historischen und philosophischen Zusammenhanges des Judenthums und Christenthums. Diesem die Vergleichung mit den Revolutionen, die mit der heiligen Geschichte im Zusammenhange stehen, und diesem endlich eine Vergleichung des Christenthums mit der ganzen Geschichte und der wahrscheinlichen Bestimmung des Menschengeschlechts. Dieser Gang der Untersuchung ist der einzige, der vollständig zusammenhängt, und der vielleicht zu einer Evidenz führen würde, wovon man jetzt noch wenig Begriff zu haben scheint. — Aufrichtung des Menschen zu Gott ist ihm, nach S. 47, Anfang, Mittel und Ende der Geschichte Israels, und Christenthum ist nach S. 48 der Begriff einer allgemeinen Theokratie, und drückt das reine Verhältniß der Menschheit zu Gott in einer ewigen Verfassung aus. Deswegen ist ihm nach S. 57, 58. die Erscheinung eines Christus das Wunder aller Wunder, gegen welches alle andre Wunder der israelitischen und christlichen Geschichte nur gemeine Begebenheiten sind; ein Wunder, gleich dem Wunder der ersten Schöpfung. Wie durch den Schöpfer der Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen, von Gott zur Welt entstand: so soll durch Christus der Uebergang

des Endlichen zum Unendlichen, der Welt zu Gott, möglich gemacht seyn. War das eine möglich: so ist auch das andre möglich. Eines läßt sich aus dem Andern wahrscheinlich machen und erweisen. Nur der Philosoph der Natur ist hiezu ausser Stand. Denn ihm ist 1) die Schöpfung als Thatsache unbekannt, wenigstens ungewiß, und wenn sie ihm auch bekannt wäre: so kann er doch niemals mit Sicherheit auf determinirte Thatsachen fortschliessen, wozu er keine Aehnlichkeiten, und wovon er keine Erfahrung hat. Von einem Schöpfer auf einen Christus ist der Schluß gar zu schwierig. Aber, ist die letztre Thatsache, das Daseyn eines Christus, einmal geschichtlich erwiesen: so steht auch die Schöpfung und das Daseyn eines Gottes im hellsten Lichte. Hier unten, so schließt der Verf. S. 58, auf dem Lande der Geschichte, ist der heilige Eingang zu einer Transscendentalphilosophie, — die höher ist als alle Vernunft!

Dies vorausgesetzt, daß die Erscheinung eines Christus das Wunder aller Wunder sey, und daß die Geschichte eines Christus nothwendig eine Wundergeschichte seyn müsse, geht er nun die einzelnen Abschnitte des Matthäus durch; sondert das Gewisse und Unbestrittene vom Bestrittenen ab, und zeigt, wie dies Letztere keine innere Unmöglichkeit, ja, selbst keine Unwahrscheinlichkeit mehr habe, wenn man den Begriff von Christus und Geschichte eines Christus zum Grunde lege, den er zum Grunde legt.

Nur der Drang eines nach Beruhigung verlangenden Herzens und die Lebhaftigkeit religiöser Gefühle, (die desto stärker wirkten, je ungläubiger der Verf. an allem Vermögen der Vernunft, ihn zu einem wirklich beruhigenden Glauben an Gott, Fürsehung und ein künftiges Leben zu führen, geworden war,) konnten ihm den Cirkel verbergen, in welchem sich diese ganze Untersuchung, so wie er sie vorgenommen hatte, herumdrehte. Wie? wenn es keine sichere Gründe gäbe, das Daseyn Gottes, Fürsehung und ein künftiges Leben, vorzüglich aber das Daseyn Gottes zu glauben: so sollte eine Geschichte, von welcher der Verf. selbst es einsieht und gesteht, daß ihre Zuverlässigkeit durch Zeugnisse nicht hinlänglich erwiesen werden kann; eine Geschichte, die das Daseyn Gottes voraussetzt, und ohne das Daseyn Gottes vorauszusetzen gar nicht wahr seyn kann, eine solche Geschichte sollte zum gewissen Glauben an Gott führen, und das durch einen Selbstbeweis aus innern

Gründen? Was bürgt denn dem Verf. für die Wahrheit dieser Geschichte in dem Sinne, in dem Lichte und Zusammenhange, als eine Geschichte einer Reihe wundervoller Begebenheiten betrachtet, wie er sie betrachtet? Die Philosophie soll nicht das Recht haben, auf determinirte Thatsachen, wie auf die Schöpfung und das Daseyn Gottes zu schließen, weil sie von denselben keine Erfahrung hat, und nichts ihnen ähnliches kennt! Und doch soll eine Menge von determinirten Thatsachen für wahr angenommen werden, weil uralte, heilig gehaltene Denkmale dieselben erzählen, wenn wir gleich nichts ihnen ähnliches aufzuzeigen, und von ähnlichen Begebenheiten eine Erfahrung zu erlangen unvermögend sind? Wir sollen sie glauben, weil sie keine innere Unmöglichkeit enthalten, und sollen nun aus dieser Geschichte den sichern Schluß auf das Daseyn eines Schöpfers machen? Und doch ist die ganze Geschichte unmöglich, kann nicht wahr seyn, muß einen mannichfaltigen Mißverstand zum Grunde haben, wenn kein Gott ist? Ist hier nicht der Cirkel unverkennbar, worin sich alles herumdreht? Gott verhüte, daß es keiner Philosophie gelinge, die festen Gründe, auf welche die Vernunft, und mit ihr einstimmig die Bibel, den Glauben an das Daseyn Gottes, an die Fürsehung desselben und an ein künftiges Leben bauen lehret, wankend zu machen. Das Bedürfniß dieses Glaubens ist für den bessern Theil der Menschen so groß und dringend, daß sie selbst auf die Anwendung der Vernunft zur freyen und strengen Prüfung Verzicht thun werden, um auf einem andern Wege Beruhigung zu finden. Für den großen rohen Haufen wäre dann kein Mittel, ihn zur Sittlichkeit zu bändigen, als daß man ihn in Dummheit, blindem Aberglauben und ängstlicher knechtischer Furcht vor der Hölle, und in gespannten sinnlichen Hoffnungen auf den Himmel erhielte!

Man kann nicht ohne Wehmuth an den Zustand denken, worin der wegen seines Herzens so liebenswürdige Verf. sich befunden haben mag, da seine so gebildete Vernunft bey seinen ungemeinen Geistesgaben sich gedrungen fühlte, in einem solchen Glauben Beruhigung zu suchen. Gott sey gedankt, daß er sie fand. Gott läßt es dem, der redlich sucht, nicht an Beruhigungsgründen fehlen, sollten sie auch nur subjektiv, nur für den besondern Fall brauchbar und wirksam gewesen seyn. Aber sagen muß man es, und es ist Pflicht, es zu sagen, daß dergleichen Gründe keine sichre, festgegründete Beruhigung

gewähren, damit die eigentlichen unerschütterlichen Gründe des vernünftigen Glaubens und der aus vernünftiger Einsicht entspringenden Beruhigung nicht mögen übersehen und vernachläßigt, sondern gesucht und gebührend geschätzt werden.

Wie sich die Untersuchung des Verf. im beständigen Cirkel herumdreht, in sofern er aus der Geschichte des A. und N. T. Beweise für das Daseyn eines Schöpfers, das ist, für das Daseyn Gottes, hernehmen wollte: so dreht sich dieselbe auch da überall im Cirkel herum, wo er aus innern Gründen den Selbstbeweis dieser Geschichte, nämlich als einer Wundergeschichte, führen will. Denn er setzt ja voraus, was vor allen Dingen zuerst untersucht und bewiesen werden sollte, daß die ganze Geschichte eine Wundergeschichte sey. Ist diese Voraussetzung falsch: so fällt mit derselben alles über den Haufen, was aus innern Gründen für die Wahrscheinlichkeit derselben gesagt werden kann. Denn die Wahrscheinlichkeit der einzelnen Wundergeschichten, aus innern Gründen erwiesen, setzt gerade die Idee von einem Christus, die der Verf. sich von demselben machte, voraus; die Idee von einem Christus, dessen Erscheinung das Wunder aller Wunder seyn mußte, dessen Geschichte nothwendig das Wunder aller Wunder, nothwendig eine Wundergeschichte seyn mußte. Aber diese Idee, woraus wird sie abgeleitet, und worauf gründet sie sich? Offenbar wird sie abgeleitet aus jener Geschichte, in sofern dieselbe als eine Reihe von Wundergeschichten betrachtet wird; und sie gründet sich auf diese Geschichte, in sofern sie eine Wundergeschichte ist. Folglich wenn jene Idee von einem Christus nicht gegründet ist: so kann die Geschichte als Wundergeschichte betrachtet, keine innere Gründe der Wahrheit enthalten, und wiederum, wenn die Geschichte keine Wundergeschichte ist: so hat jene Idee von einem Christus keinen Grund mehr.

Die innern Gründe für die Wahrheit einer Erzählung verdienen es allerdings, mit in Erwägung gezogen zu werden. Aber dann müssen diese innern Gründe auf der Wage der Vernunft gewogen, und nach dem Gewichte muß ihr Werth beurtheilt werden. Hingegen wenn einmal ein gewisser Inhalt und Sinn einer Erzählung festgesetzt ist, und nun die innern Gründe für diesen Sinn in der Erzählung aufgesucht werden: so hätte billig zuerst untersucht werden müssen, ob mit Recht oder mit Unrecht jener Sinn dieser Erzählung beygelegt sey. Zuerst muß die Untersuchung über den Gesichtspunkt, aus

welchem

welchem die Erzählung zu betrachten sey, aufs Reine gebracht seyn; dann können erst die Gründe für die Wahrheit der aus diesem Gesichtspunkte betrachteten Erzählung ohne Vorurtheil aufgesucht werden.

Sogar das Interesse, welches die Bemühung, innere hinlängliche Gründe für die Glaubwürdigkeit der Geschichte des A. und N. T. aufzusuchen, für den Verf. hatte, entsprang aus der Voraussetzung eines wundervollen Inhalts; durch welchen seine Idee von einem Christus bestätigt, und dann ein Grund zu sichern Schlüssen auf das Daseyn Gottes, die Fürsehung und die Bestimmung des Menschen für ein künftiges Leben werden möchte.

Eben diese Voraussetzung eines wundervollen Inhalts, und die Stimmung seines Gemüths, in welcher ihm gerade das Wundervolle, das Wichtigste und der Erweis desselben unentbehrlich schien, bewog ihn, den Weg zu einem Selbstbeweise, wie er ihn nannte, oder zu einem Beweise aus innern Gründen einzuschlagen, weil er es fühlte, daß bey einer solchen Voraussetzung die äussern Gründe oder Zeugnisse für die Wahrheit der biblischen Geschichte nicht zureichend seyn würden.

Was endlich die Schriften selbst betrifft, in welchen diese Erzählungen enthalten sind: so muß doch nothwendig erst der Ursprung derselben und die Zuverläßigkeit der Quellen, aus welchen solche Erzählungen geschöpft sind, hinlänglich ins Licht gesetzt, und das befriedigende Gewicht der äussern Zeugnisse für eine solche Schrift richtig erwogen und bestimmt angegeben seyn, ehe man berechtigt ist, aus der innern, im Zusammenhange der Nachrichten unter einander gegründeten Wahrscheinlichkeit der Erzählung etwas zum Vortheil derselben zu schließen.

Werden hingegen alle die Voraussetzungen beseitigt, welche vorher erwähnt sind; werden die sichern Gründe anerkannt, auf welchen der vernünftige Glaube an Gott, Fürsehung und ein ewiges Leben unerschütterlich beruhet; wird bey der Untersuchung der Geschichte der Bibel des A. und N. T. nichts vorausgesetzt; sondern mit unpartheyischer Wahrheitsliebe nach allgemeinen Grundsätzen der Vernunft, und nach den allgemeinen und besondern oder eignen, in der Beschaffenheit des Volkes, des Zeitalters, der Sprache, Denkart und Sitten gegründeten Regeln der Auslegung verfahren, nach welchen solche Schriften vernünftig ausgelegt werden müssen: so wird

es sich zwar ergeben, daß die wundervolle Darstellung und Einkleidung der Begebenheiten zu den Eigenheiten jener Zeiten und zu den damals herrschenden Vorstellungen gerechnet werden müsse; wie wir ähnliche Darstellungen, Einkleidungen und Vorstellungen bey allen Völkern finden, die auf eben derselben oder auf einer ähnlichen Stufe der Verstandesbildung und Aufklärung standen; wie wir in andern alten Schriften solche Darstellung und Einkleidung nicht für die historische Wahrheit und eigentliche Thatsache selber halten, sondern für die Hülle der Wahrheit und für das Urtheil der damaligen Zeit von dieser Begebenheit; und wie wir keine hinlängliche Gründe finden, in diesen Schriften solche Erzählungen blos für nackte historische Wahrheit zu halten, da sie offenbar in aller Hinsicht, sowohl in ihrer Schreibart, als auch in der ganzen Einkleidung des Inhalts, den unverkennbaren Charakter der eigenthümlichen Denk- und Sprachart ihres Zeitalters tragen. Allein, wenn gleich das Wunderbare bey einer solchen Auslegung der Bibel nur als Einkleidung für die damalige Zeit betrachtet wird: so wird dagegen das eigentlich Göttliche in derselben auf eben diese Weise so einleuchtend und so gewiß, daß allen Bedenklichkeiten und Einwürfen genugthuend begegnet, und die Geschichte der göttlichen Offenbarungen, und die geoffenbarte Lehre selbst in ein helles Licht gesetzt werden kann. Dann erscheint die biblische Geschichte als eine Geschichte höchstweiser und wohlthätiger Anstalten der Fürsehung, nach und nach das israelitische Volk zu richtigerer Erkenntniß und würdigerer Verehrung Gottes zu erziehen, diese Kenntnisse durch mannichfaltige Mittel auch unter andern Völkern zu befördern und zu verbreiten, und endlich durch Jesum und seine Lehre den so weit vorbereiteten Menschen den Weg zu zeigen, auf welchem sie fortan sich immer mehr dem Ziele einer vollkommneren Gotteserkenntniß und Gottesverehrung zu nähern suchen, und durch brüderliche Eintracht und Liebe verbunden, nicht mehr durch Vorurtheile von Nationalgottheiten und den daraus entspringenden Nationalhaß getrennt, als Kinder und Lieblinge eines Vaters und Brüder einer großen Familie, zu dem Ziele ihrer gemeinschaftlichen Bestimmung hinstreben sollten. Auch dann erscheinet Jesus Christus als der erhabene, zu diesem großen Geschäfte von Gott ausersehene, von Gott geleitete und innigst mit Gott verbundene Vermittler zwischen Gott und den Menschen, auf welchen Gott durch die früheren Anstalten des A. T. unter den Israeliten, und durch unzählige

Mittel

Mittel seiner Fürsehung unter andern Völkern vorbereitete, durch welchen Gott selbst in der innigsten Verbindung mit ihm dies große Geschäfte ausführte, und es immer weiter fortführt, so daß die Wirkungen desselben sich immer weiter verbreiten, immer herrlicher offenbaren, und immer segenreicher für die ganze Menschheit werden. — Wenn ein solches Geschäfte nicht für ein göttliches, für ein von Gott selbst veranstaltetes, gesegnetes, befördertes und ausgeführtes Geschäfte mit Ueberzeugung erkannt werden sollte: welches Geschäfte verdiente dann wohl mit solchem Rechte diesen Namen? Wenn eine Lehre, wie die Lehre Jesu, von Gott und Gottes Absichten mit den Menschen, und von der würdigen Verehrung Gottes, oder von der Beförderung seiner Absichten mit uns durch wahre Weisheit und Tugend; nicht mit der festesten, vollkommensten Ueberzeugung den Namen einer göttlichen Lehre verdiente; da sie doch ihre Wahrheit, Vortreflichkeit und Wohlthätigkeit, dem Verstande und dem Herzen auf das zuverlässigste bewährt, und in diesen ihren Eigenschaften das unverwerflichste Siegel ihres von Gott, dem Urheber aller Wahrheit und alles Guten, abzuleitenden Ursprunges an sich trägt: welche Lehre verdiente denn wohl je mit solchem Rechte den Namen einer göttlichen Lehre? Suchen wir auf diesem Wege sichern Grund unsers Glaubens und feste Ueberzeugung: so sind wir zugleich um desto gewisser versichert, daß wir den Weg betreten haben, den wir nach dem Willen Gottes betreten sollen; indem wir nicht zweifeln können, daß er durch die Vernunft, die er uns gab, wenn wir sie nur redlich brauchen, zur Wahrheit leiten wolle, und indem auf diesem Wege alles uns zu der freyen Anwendung und eifrigen Uebung unsrer Vernunft auffordert, die wir dem Willen und der Absicht Gottes mit uns gemäß achten müssen; so wie man im Gegentheil es mit Gottes Willen und unserer Bestimmung nicht reimen kann, daß wir ohne Prüfung und vernünftige Gründe glauben sollen.

Ld.

Biblischer und zwar sich selbst belehrender, in Frag und Antwort abgefaßter Unterricht in der christlichen Religion rc. Zweyte verbesserte Ausgabe. Stettin, bey Effenbarts Erben. 1791. 244 S. 8.

Seit langer Zeit hat Rec. kein so elendes Buch gesehen, als dieses, und er traute seinen Augen kaum, als er las, daß es ein Schulbuch in Pommern wäre. Man findet darin den ganzen unverdaulichen Wust der alten Dogmatik Kindern aufgetischt, die meisten Bibelstellen nach alter theologischer Manier verdrehet, willkührliche Definitionen, denen man die Unstatthaftigkeit auf den ersten Blick ansiehet, für biblische Wahrheiten ausgegeben, und folglich durch das ganze Buch sichtbar das Bestreben verbreitet, den Verstand der Kinder zu verkrüppeln, und, wie kann es anders seyn? ihnen frühzeitig und geflißentlich alles, was Religion und Christenthum heißt, zu verleiden. Selbst der Theil des Buchs, welcher die Sittenlehre enthält, ist ungenießbar, und folglich am ganzen Buche nichts, das einiger Empfehlung würdig wäre. Ist nun diese zweyte Auflage wirklich verbessert, wie der Titel besagt, so kann man sich vorstellen, wie elend das Buch in seiner ersten Gestalt gewesen seyn mag. Es scheint immer noch in vielen Gegenden herrschendes Princip zu seyn, den Schulunterricht in seiner alten unförmlichen Gestalt zu lassen, die wirklich verbesserten Schulbücher nicht kennen zu wollen, und nach wie vor, die arme Jugend mit Erlernung solcher Dinge zu quälen, die nicht allein nichts nützen, sondern sogar nicht selten zur Verachtung aller Religion die erste Veranlassung geben.

Predigtversuche, meist über Sonn- und Feyertags-Episteln. Im Verlag des Verfassers und in Commission der Stettinischen Buchhandlung in Ulm. 1791. 320 Seiten. 8.

Der Verf. dieser Predigten, welcher ein Candidat ist, hat sie deswegen drucken lassen, um von sachkundigen und billigen Richtern zu erfahren, was für einen Werth seine Kanzelarbeiten haben. Er verwirft gänzlich die beyfälligen Urtheile seiner Zuhörer und Freunde, und andre weniger voreingenommene Personen, (sind denn das nicht auch Zuhörer oder Freunde?) selbst vorgesetzte Geistliche hätte er nicht fragen mögen, weil ihm das, besonders wenn man einigen Beyfall habe, Verletzung der Bescheidenheit zu seyn scheine. Das ist aber wohl übertrieben, so wie es auch übertrieben ist, wenn er bekennt, daß abweichende Urtheile ihn an jedem Orte würden überzeugt haben, er müsse auf die Kanzel Verzicht thun. Es hat wohl

wohl freylich Niemand mehr Ursache, als ein angehender Kanzelredner, gegen die Urtheile seiner Freunde und Zuhörer, das heißt mit einem Worte, gegen die Urtheile des großen Haufens mißtrauisch zu seyn, weil es oft sehr leicht ist, diesen zu befriedigen, aber ganz gleichgültig darf doch kein Redner gegenseitige Urtheile seyn. Dem sey nun aber, wie ihm wolle; genug, der Verf. bringt seine Predigten vor den Richterstuhl des Publikums. Das heißt aber nun auch nichts anders, als, er verlangt das Urtheil einzelner Personen in diesem Publikum, und das sind denn nun wohl die Recensenten, welche sich anmaßen, über den Werth der literarischen Produkte zu urtheilen. Da muß nun freylich der Rec. diese Predigten gestehen, daß dieselben noch bey weitem nicht vollkommen sind, daß aber doch ihr Verfasser alle Aufmunterung verdiene. Besonders ist ihm zu rathen, in der Auswahl der Hauptsätze mehr auf allgemein brauchbare Materien zu sehen, und jedem Hauptsatze die möglichste Deutlichkeit zu geben. Die Sprache läßt auch noch viel Bildung zu, und diese kann ein angehender Prediger sich am besten durch fleißiges Lesen und Studiren unsrer vorzüglichsten Kanzelredner verschaffen. Auch ist Rec. auf einzelne Stellen gestoßen, die es zu beweisen scheinen, daß der Verf. sein System noch nicht ganz berichtiget habe; auf falsche, unbestimmte Behauptungen und moralische Uebertreibungen, die man am wenigsten einem jungen Prediger zu gute hält. Reminiscenzen sind dem Verf. ebenfalls entwischt, die wir ihm aber doch nicht übel deuten wollen. Endlich findet Rec. diese Predigten etwas zu trocken, als daß er sie für eine angenehme Lectüre der in unsern Zeiten durch so viele Meisterstücke verwöhnten Predigtleser halten könnte. Da sie nun überhaupt, von keiner Seite etwas Hervorstechendes haben, weder in Absicht auf Form, noch in Absicht auf Materie, so ist diese Trockenheit, der langsam fortschleichende Vortrag um so weniger genießbar. Indessen bleibt es dabey, daß sie als Proben des Fleißes von einem Candidaten des Predigtamts nicht zu verachten sind, und so ist denn also auch zu wünschen, daß sie für das Glück ihres Verfassers von gutem Effekt seyn möchten. Der Raum erlaubt es übrigens nicht, unsre Urtheile mit Stellen aus den Predigten selbst zu belegen. Um aber doch etwas zu thun, und unsern oben geäusserten Wunsch in Ansehung der Hauptsätze zu rechtfertigen, schreiben wir diese von allen zwölf Predigten ab. 1) Von dem Lichte, das durch Jesum in der Religion aufgegangen ist. (Undeutlich.) 2) Von

der sehnsuchtsvollen Erwartung des Meßias des A. T. auf uns angewandt. (Der zweyte Theil dieses Predigt steht in gar keinem Verhältniß mit dem ersten. Die ganze Predigt gefällt nicht.) 3) Von der Thorheit und Gefahr derer, die bey einem ungebesserten Herzen sich der göttlichen Gnadenwohlthaten getrösten. (Wer versteht das? die Ausführung selbst giebt auch nicht viel Licht. Auch müssen wir erinnern, daß junge Prediger billig mehr Gefühl des Schicklichen haben, und nicht mit Thorheiten auf der Kanzel um sich werfen sollten.) 4) Von dem Betragen Jesu bey den lästernden Anklagen seiner Feinde, als einem Muster zur Nachahmung für seine Verehrer. 5) Betrachtungen eines Christen am Grabe Jesu. 6) Wichtige Folgen aus den Aeusserungen der heil. Schrift über Witwen und Waisen. 7) Von der Demüthigung unter die gewaltige Hand Gottes. 8) Daß wahre Christen frey von Menschenfurcht seyn können. (Ist das wahr? Können sie das immer seyn?) 9) Von dem Betrug der Sünde. (Auch undeutlich, und in vielen Stellen der Ausarbeitung eben so undeutlich und mager.) 10) Ermahnung zur Eintracht und Verträglichkeit. 11) Vom Gewicht der Ueberzeugung: der Herr ists, der mich richtet. 12) Zwey sehr tröstliche Gesichtspunkte, aus welchen wir die Leiden dieser Zeit betrachten müssen, um sie mit Geduld und Freudigkeit ertragen zu lernen. — Noch merken wir an, daß die Gebete vor den Predigten nach Form und Materie lange noch nicht das sind, was ein Gebet seyn muß.

Sammlung einiger Predigten, von D. Johann Ernst Schulz, Oberhofprediger. Königsberg, 1791. im Verlag der Härtungschen Buchhandlung. 330 Seiten. 8.

Wenn man an diesen 16 Predigten auch das aussetzen könnte, daß keine recht gründlich ausgearbeitet, und eigentliche wahre Beredsamkeit in denselben nicht zu finden ist: so gebühret ihrem Verfasser doch der Ruhm, daß er in einer recht gefälligen Sprache zu den Herzen seiner Zuhörer zu reden, und ihnen fürs Leben brauchbare Wahrheiten recht andringlich vorzutragen wisse. Und das ist doch immer der erste Zweck, den jeder Prediger sich vorsetzen sollte. Es fehlt aber doch auch

diesen Predigten nicht an schönen rednerischen Stellen und Wendungen, die es wohl beweisen, daß, wenn der Verf. absichtlich sich als Redner hätte zeigen wollen, ihm schwerlich diese Absicht fehlgeschlagen wäre. Rec. wünscht nur, daß der Verf. sich gewisser Ausdrücke mehr enthalten hätte, die nicht allein zu sehr nach dem System schmecken, sondern auch unbestimmt und schwankend sind, und folglich auch unbestimmte und schwankende Begriffe und Vorstellungen erwecken müssen. Dahin gehört z. B. das Wort Welt, welches freylich im neuen Testamente sehr oft den Begriff der Immoralität involvirt, und in der deutschen Uebersetzung beybehalten ist, das aber doch in dieser Bedeutung beym Unterricht müßte vermieden werden. Der Zuhörer glaubt es zu verstehen, weil es biblisch klingt, und er an diesen Klang gewöhnt ist; aber der größere Theil möchte doch wohl schwerlich Rede und Antwort geben können, was es heiße, die Welt besiegen. Und da nun überdem diese uneigentlichen biblischen Ausdrücke ganz bequem in gemeinverständliches Deutsch können übertragen werden, so ist die Vermeidung derselben um so ernstlicher jedem Prediger anzurathen.

Ao.

Johann Jakob Werners, Prediger (s) bey der evangelischen Gemeine in Preßburg, auserlesene Predigten. Nach seinem Tode herausgegeben. Preßburg, gedruckt bey Weber. 1790. 371 Seiten. 8.

Der sel. Werner starb am Ende seines drey und dreyßigsten Lebensjahres, nachdem er zwanzig Monate evangelischer Prediger in Preßburg gewesen war. Seine Gemeine, die ihn sehr liebte, wünschte, ein bleibendes Denkmal ihres zu früh verstorbenen Lehrers, und so entstand aus seinem Nachlaß diese Sammlung, welche aus neun und zwanzig Predigten besteht. Ohngeachtet man nun es freylich diesen Predigten ansieht, daß ihr Verfasser sich bey weitem noch nicht ausgebildet hatte, so werden sie doch, besonders von den Freunden in seiner Gegend, wo dergleichen Sachen nicht zu häufig sind, mit Nutzen gelesen werden. Sie sind in einer gemeinfaßlichen, ziemlich reinen Sprache, ohne gesuchte Rednerey und ästhetische Flosken,

und

und nicht ohne Herzlichkeit niedergeschrieben. Was ihnen an Energie und Gründlichkeit, an neuen Wendungen des Altgesagten, an Berichtigung alter gewöhnlicher, durch das System begünstigter Vorstellungsarten abgeht, das werden die Freunde des sel. Mannes nicht vermissen, und die übrigen mehr fordernden Leser werden schon bedenken, daß der Verf., da er so früh starb, und mit so vielen Hindernissen seiner Bildung zu kämpfen hatte, immer doch recht gute, auch lesbare Predigten in Preßburg gehalten habe.

Homiletisch-kritische Blätter für Candidaten des Predigtamts und angehende Prediger. Erstes Heft. Stendal, bey Franzen und Große, 1791. 212 Seiten und 20 Seiten Einleitung. 8. Zweytes Heft. 218 Seiten. 8.

Weil für die Bildung derer, die sich dem Predigtamte widmen wollen, auf Schulen und Universitäten immer noch zu wenig gesorgt wird, und die Selbstbildung im Candidatenstande oder im Predigtamte selbst meistentheils, aus sehr natürlichen Ursachen, mißlingt; weil eben deshalb unglaublich viele schlechte Predigten gehalten werden müssen, wodurch weder die öffentliche Erbauung, noch die Achtung des geistlichen Standes, noch überhaupt die Würde der Religion Jesu gewinnen kann, weil in allgemeinen kritischen Journalen, selbst in theologischen Annalen und Predigerzeitungen, zu einer aus Beyspielen anzustellenden öffentlichen, gemeinnützigen und ausführlichen Belehrung derer, die sich zum Predigtamte bilden, oder im Amte fortbilden wollen, nicht Raum genug seyn würde; so haben sich verschiedene Stadt- und Landgeistliche zur Herausgebung obiger Blätter zusammengefunden. Ihr Zweck ist, von Zeit zu Zeit Predigten, Predigtentwürfe und Amtsreden aller Art, die durch den Druck bekannt geworden sind, nach den Regeln einer vernünftigen Kanzelredekunst in Absicht auf Texteswahl, und besonders, wo diese nicht freysteht, Textesbenutzung, Eingang und Inhalt, Anlage und Ausführung, Vortrag und Ausdruck genau und unpartheyisch zu beurtheilen, und zugleich bey einzelnen ganz verunglückten Produkten Winke und Regeln zu einer zweckmäßigen Veränderung und bessern Bearbeitung zu geben. Um aber das ermüdende Einerley

zu

zu vermeiden, so wollen sie mit der Kritik der Arbeiten geistlicher Redner zugleich Kritik der äussern Beredsamkeit verbinden; auch wollen sie Bemerkungen, Erfahrungen, Vorschläge, die zu kleinen homiletischen Aufsätzen Stoff geben, wie auch solche Nachrichten, und Anzeigen, Bekanntmachungen und Vertheidigungen aufnehmen, die auf praktische Homiletik Bezug haben. Dem allen zufolge entstand für diese homiletisch-kritischen Blätter folgender Plan: 1) Ausführliche Beurtheilungen gedruckter Predigten und Predigtbücher, auch anderer geistlichen Amtsreden. 2) Kritik äusserlicher Kanzelberedsamkeit. 3) Kleine Abhandlungen über homiletische Gegenstände. 4) Homiletische Correspondenz und historische Nachrichten, die auf Prediger und Predigtwesen allein Bezug haben dürfen. 5) Homiletische Ankündigungen und Antikritiken.

Die beyden ersten Hefte sind so gut ausgefallen, daß Rec. und mit ihm jeder, dem die Sache am Herzen liegt, die Fortsetzung derselben wünschen muß. Ganz vorzüglich aber sind in beyden Heften die Recensionen ausgefallen, die zwar sehr weitläuftig sind, aber das auch seyn sollten und seyn mußten, wenn Candidaten und angehende Prediger, die der Bildung bedürfen, dadurch gleichsam anschaulich belehrt werden sollten. Man sieht es den Recensionen an, daß Männer sie ausgefertiget haben, welche das Gute und Schlechte, das Nachahmungswürdige und Verwerfliche in Predigten und andern Amtsreden unterscheiden und beurtheilen können. Auch die Abhandlungen, die in diesen Heften stehen, empfehlen sich durch Gründlichkeit, durch feine, dem Zeitalter angemessene Räsonnements, durch gemeinnützliche Vorschläge und dabey durch eine elegante Schreibart, wofür die Herausgeber, welches ihnen zum Ruhme gereicht, besonders zu sorgen scheinen. Die Rubrik: Kritik äusserlicher Beredsamkeit, werden die Bildungsbedürftigen — und ihre Zahl ist auch in Absicht aufs Aeusserliche Legion — mit großem Nutzen lesen, wenn sie nur, frey von allem Eigendünkel, und unpartheyisch, wenn es auf ihre eigenen lieben Personen ankömmt, das Gesagte auf sich anwenden, oder sich darnach prüfen wollen. Wie erstaunlich der größte Haufe unsrer heutigen Candidaten und angehenden Prediger in diesem Stücke verwahrloset sey, und wie wenig er auf guten äusserlichen Anstand gebe, als ob gar nichts darauf ankomme, davon kann sich jeder überzeugen, wenn er nur in der

der ersten besten großen Stadt durch die Kirchen läuft. — Die Correspondenz und die historischen Nachrichten sind auch in dem Maaße interessant, in welchem sie es seyn können. Das Ganze mit einem Worte, macht den Herausgebern Ehre, und Rec. wünscht von Herzen diesen Blättern einen guten Fortgang. Den werden sie haben, wenn die Herausgeber sachkundige Männer zu Mitarbeitern wählen, und lieber langsam zu Werke gehen, als aus Noth Lückenbüßer aufnehmen.

Ik.

Die sogenannten katholischen Briefe der Apostel. Uebersetzt und mit Anmerkungen erläutert; nebst einem Anhange, von den wesentlichen Religionswahrheiten, und dem Ausserwesentlichen und Localen in diesen Briefen, von Gottlieb Göpfert, Dienern des göttlichen Worts in Neukirchen, bey Crimmitschau. Mit einer Vorrede vom Herrn Doctor Rosenmüller. Zwickau, bey Höfer. (1791.) 175 Seiten, 8.

Der Verf., von dem wir bereits eine Uebersetzung der beyden Briefe Pauli an die Corinthier erhalten haben, fährt fort, Beweise seines Fleißes und seiner fortschreitenden Kenntnisse dem Publico zu geben. Man erkennt in ihm den würdigen Schüler eines Morus, dessen Denkart und Darstellungsweise in dieser Schrift durchleuchten. Ist die Uebersetzung gleich nicht fehlerfrey, und folgt der Verf. gleich in den schwierigsten Stellen meist seinen Vorgängern, als Grotius, Michaelis, Rosenmüller, Pott u. a., so ist sie doch als wörtliche Uebersetzung beyfallswürdig. Indessen ist sie nicht überall wörtlich, sondern hin und wieder umschreibend, und durch einzelne in Parenthesen eingeschaltete Worte erklärend. Z. E. Jac. 1, 11. „Das ist das Schicksal des Reichen mit allen seinen Gütern (Anstalten), πορεια heißt nicht Güter, Reichthum, und des Erasmus Conjectur πορια, welches Reichthum heißen soll, ist nicht erwiesen, ja, nach Henr. Steph. nicht einmal ein griechisch Wort, ob es gleich einige Lexica aufgenommen haben. Πορεια von πορευομαι ist vielmehr 1) via, iter, 2) wie actiones, Unternehmungen, Anschläge, Betragen, Handlungsart.

an. Das in Parenthese gesetzte Wort, Anstalten, vergl. S. 71, das jenes erläutern soll, ist, nach Rec. Gefühl, hier undeutlich. V. 13. „Gott ist nicht der Verführung ausgesetzt, und er verführt auch selbst niemanden.“ γαρ — δε ist hier wohl deutlicher zu geben: so wenig Gott zur Sünde gereizt werden kann, eben so wenig reizt er andere dazu an. V. 14. επιθυμια übersetzt der Verf. das erstemal „irdischer Sinn,“ warum nicht, wie im folgenden Vers, Sinnlichkeit, oder Leidenschaft? Doch wozu solche einzelne kleine Berichtigungen und Fragen, die sich leicht vermehren lassen, da die Uebersetzung, als Eins betrachtet, gut ist? — Jeder Schrift ist eine kurze Einleitung vorgesetzt. Ausserdem findet man 1) von S. 61 an den Abschnitt: Vom wesentlichen Religionsunterrichte, und dem Ausserwesentlichen und Localen in diesen Briefen. Er geht von dem richtigen Gedanken aus, daß nicht alles in der Bibel, und insonderheit in den katholischen Briefen, zu jedermanns Erkenntniß gehöre. „Vieles wird von diesen Verfassern blos in Beziehung auf damalige theologische Streitigkeiten und Specialverhältnisse der einzelnen Gemeinden vorgetragen, was nicht für jeden Leser, am wenigsten für den Abendländer nach 1700 Jahren seyn kann. Diesem zufolge geht er sämmtliche katholische Briefe stiagraphisch durch, und sagt, was local oder universal sey. Z. E. „Jac. 1, 1—4. sind zwar eigentlich Trostgründe für die damaligen Christen in ihren Leiden; sie sind aber auch anwendbar auf uns. V. 5—8. eine Anweisung zum Gebet, die in die christliche Moral gehört. V. 9—11. gehört vornehmlich für die Christen, an welche Jacobus schrieb. Die jüdischen Reichen waren es, welche die Armen so sehr drückten. V. 12—27. allgemeine Anwendungen, auch für uns brauchbar. Kap. 2, 1—7. local. V. 8—13. stehen zwar mit dem vorhergehenden Localen in genauer Verbindung, enthält aber allgemeine Moral. V. 14—26. ganz brauchbar für uns.“ Dies sey genug als Probe von der Manier des Verf. 2) Von S. 69 an folgen die Anmerkungen über die einzelnen katholischen Briefe. Diese sind exegetischen, grammatischen, antiquarischen, geographischen rc. Inhalts, und für Anfänger gut. 3) Zuletzt zwey Zusätze: einer über 1 Petr. 3, 17 — 22. über die Lehre von der Höllenfahrt Christi. Sie hat ganz unsern Beyfall. Und der andere über 1 Joh. 5, 7. die bekannte Stelle von den drey Zeugen. Sie ist kritisch, aber in Griesbachs N. Test., das sich doch hoffentlich in den meisten Händen befindet, ist zur Uebersicht

des

des Grundtextes weit mehr und mit genauerer Präcision Gesagtes zu finden. In der Vorrede eröffnet Hr. D. Rosenmüller seine Gedanken über eine zu veranstaltende verbesserte Kirchenübersetzung der heil. Schrift. Seine lesenswürdigen Gedanken sind ohngefähr folgende. 1) Eine neue, oder doch sehr verbesserte Kirchenübersetzung der Bibel ist Bedürfniß für unsere Zeiten. Luther lieferte für die damaligen Zeiten, da die richtige biblische Exegese noch in ihrer Kindheit war, ein Meisterstück, dabey ist sie aber jetzt, wie der Augenschein lehrt, in vielen Stellen ganz unrichtig, in andern wegen der beybehaltenen Hebraismen äusserst dunkel und unverständlich. 2) Da diese wichtige Sache nicht übereilt werden darf, so ist zu rathen, daß man es eine Zeitlang nur bey einer sorgfältigen Verbesserung der Uebersetzung des N. T. bewenden lasse, weil diese verhältnißmäßig wichtiger als eine Uebersetzung des A. T. ist; zudem man auch fürs N. T. mehr vorgearbeitet findet. 3) Dieses ist nicht die Arbeit eines Mannes, sondern es müssen sich die gelehrtesten Theologen Deutschlands dazu vereinigen, freywillig mit einander zu diesem Geschäfte übereinkommen, und jedem Buche eine kurze zweckmäßige Einleitung vorsetzen. 4) Man könnte, um die Einführung zu erleichtern, das N. Test. in zwey Columnen, die Luthersche und die neue, neben einander abdrucken lassen, und die gewöhnliche noch eine Zeitlang beym Vorlesen der Bibel und der biblischen Texte in den gottesdienstlichen Versammlungen beybehalten. Auf die nämliche Art wurde die lateinische Uebersetzung des Hieronymus eingeführt, und die alte nach und nach vergessen.

[illegible]

Der geistliche Tempel der Propheten, durch Abwendung der Angriffe auf denselben in Sicherheit gestellt, von Johann Christian Blasche, der Theol. ordentl. und der Philos. ausserordentl. Professor. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung. 1791. 224 Seiten. 8.

Der Verf. sucht hier seine „Neue Aufklärung über die mosaische Typologie 1788" und seine frühere Schrift „Systematischer Commentar über den Brief an die Hebräer und die Messianischen Weissagungen der Propheten" zu bestätigen, und die dage-

dagegen gemachten Einwendungen zu widerlegen. Zuförderst bemühe er sich darzuthun, daß es ein von den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtigen fortgepflanztes Vorurtheil sey, wenn man im Haggai 2, 6—9. einen eigentlichen Tempel der Israeliten verstehe, da doch vielmehr von einem uneigentlichen, von einem geistlichen Tempel der christlichen Religion, von der Oeconomia N. T., von Christo in Verbindung mit seiner Kirche die Rede sey. Mit Beyseitesetzung alles nicht zur Hauptsache dienenden, wollen wir die Hauptargumente des vollständigen Beweises mit des Verf. eigenen Worten anführen, und einige Bemerkungen einschalten. Zuvor müssen wir aber die (nach des Verf. eigenen Behauptung) vornehmste und entscheidendste Stelle, Haggai 2, im Zusammenhang hieher setzen, und thun auch dieses nach des Verf. eigenen Uebersetzung, um alles in der möglichsten Stärke, als sie der Verf. nur irgend zu geben wußte, vorzutragen. „Haggai II, 3. Wer ist unter euch (ihr Zurückgekommenen aus Babylon) übrig geblieben, der dieses Haus in seiner vorigen Herrlichkeit gesehen hat, und wie sehet ihr es jetzt? Ist es nicht wie nichts in euren Augen? V. 4. Aber fasse Muth, Serubabel, spricht der Herr, und fasse Muth, Josua, und du alles Volk des Landes, fasse Muth, und arbeitet. Denn ich bin mit euch, spricht der Herr Zebaoth, V. 5. mit dem Worte des Bundes, den ich mit euch gemacht habe, da ihr aus Aegypten zoget, und mein Geist, mitten unter euch, ist mit euch. V. 6. Denn so spricht der Herr Zebaoth: noch einmal, nach einem nicht gar langen Zeitraum, erschüttere ich Himmel und Erde, das Meer und das Trockene; V. 7. denn alle Völker will ich in Bewegung setzen. Denn sie werden zum Wunsch und Verlangen aller Völker kommen, und ich werde dieses Haus mit Herrlichkeit erfüllen, das spricht der Herr Zebaoth. V. 8. Mein ist Silber und Gold, spricht der Herr Zebaoth. V. 9. Die Herrlichkeit dieses letzten Hauses wird größer seyn, als die Herrlichkeit des ersten gewesen ist. Denn ich werde an diesem Orte Friede geben.“ — Wie kommt nun ein geistlicher Tempel hieraus? — Folgendes sind des Verf. Argumente. „I. (S. 33.) Das Haus in den genannten Versen ist das Haus in einer Weissagung, folglich ein in den Zeiten des Propheten zukünftiges, nicht ein gegenwärtiges, ist ein solches, das durch und mit der Erschütterung oder Bewegung des Himmels und der Erde die Wirklichkeit erlangen sollte. (S. 34.) Das war nun der bisher immer angenommene

„Zustand des letzten Hauses, und also das erste Argument, „dem irdischen Tempel entgegengesetzt." Antw. Alles zugegeben, folgt nur so viel: Wenn Haggai den ärmlich gebauten serubabelischen Tempel seiner Zeit nicht meint, so muß er an einen andern denken. Ob dieser andere aber eben ein geistlicher, dem damaligen Tempel in Rücksicht der irdischen oder geistlichen Existenz entgegengesetzter, oder vielmehr ein anderer in Rücksicht der Armseligkeit oder Pracht seyn müsse, das wird theils aus den Prädikaten, die ihm beygelegt werden, theils aus dem Zweck des Schriftstellers, theils aus dem Zusammenhang der ganzen Rede zu erweisen seyn. Diese sämmtlichen Erkenntnißquellen des wahren Sinnes dieser Stelle sind nun ganz für einen ebenfalls irdischen, aber ohngleich prächtigern Tempel. Denn a) aus Silber und Gold (V. 8.) bauet man durchaus keinen geistlichen Tempel, dieses verherrlicht nicht den Werth des Christenthums, die Oeconomiam N. T., und doch werden diese Metalle als Theile der Herrlichkeit desselben angeführt. Der Verf. scheint das gefühlt zu haben. Man höre nur, was für eine (Rec. kennt keinen gelindern Namen dafür) willkührliche Erklärung der Verf. vom achten Vers S. 19 zu geben weiß. „Mein ist Gold und Silber, (d. i. etwas, das zu meinem ausgeführten Schöpfungsplan (ist denn davon die Rede?) gehört, und nicht erst zum Gebrauch bey diesem künftigen Hause herbeygeschafft werden dürfte; nicht etwas, das zur Verherrlichung desselben dienen solle, meint ich nur." Man lächle oder zucke die Achseln nur nicht, sonst geräth der Verf. in Zorn, führt Beschwerden, droht u. s. w. Davon ein Wort am Ende dieser Anzeige. b) Der Zweck Haggai's Rede ist: Ermunterung an die damaligen Juden nach der Wiederkehr aus dem babylonischen Exil, am Bau des Tempels fleißig zu arbeiten; weil glücklichere Zeiten kommen würden, in welchen dieser Tempel (der jetzt vors erste zwar noch ärmlich, wenn sie ihn mit dem reichen salomonischen verglichen, ausfalle,) selbst herrlicher an Gold und Silber als der salomonische werden solle. Er sagt ausdrücklich: faßt Muth, arbeitet, er wird dereinst schon herrlicher werden, V. 4. 7. 9. — c) Zusammenhang ist in der Rede, wenn man den Sinn so faßt: der jetzige Tempelbau fällt zwar nur geringfügig aus, er wird aber dereinst schon prächtiger werden. Was ist das aber für ein Zusammenhang, wenn er, wie aus des Verf. Behauptung folgt, so müßte gefaßt werden? Der jetzige Tempel ist schlechter als der salomonische, aber nach ohngefähr 1500

Jahren soll er, als der Sitz der mosaischen Religion, ganz abgeschafft, und dann ein metaphorischer Tempel einer ganz andern Religion errichtet werden. Könnte so etwas wohl ein Motiv zum Fleiß am Tempelbau seyn? — II. Das zweyte Argument des Verf. S. 38. vergl. S. 20—24. „Die Bewegung der Erde, das ist der Israeliten bey der Gesetzgebung „und in ihrem Lande, die von dem Propheten als eine solche „vorgestellt wird, welche noch einmal geschehen würde, bedeutet eine abermalige Veränderung der Religion und „Einführung derselben. Antw. Daß die Redensart: ich will (Himmel und) Erde, (Meer und Land) bewegen, nicht einerley sey mit „ich will eine neue Religion stiften und einführen," zeigen; ja a) die Worte an sich. (Wohin würden wir kommen, wenn solche Verwechselungen gelten?) b) Die Parallelstelle in diesem Propheten, in dem nämlichen Kapitel 2, 21 ff., wo dieselbe Redensart mit Roß und Reutern, Schwerdt und Streitwagen zusammengesetzt wird, die sich sehr schlecht zu einer neuen Religionsstiftung schicken. c) Ueberdies kommen die Ausdrücke von Bewegung der Erde und des Himmels mehr vor, wo man an keine Religionsstiftung denken kann; darüber man nur Buxtorfs hebr. Concordanz unter רעש nachsehen darf, z. E. Psalm 68, 9. u. s. w. Um des Verf. Argument zu verstehen, müssen wir noch hieher setzen, daß er behauptet, die Bewegung des Himmels sey die Bekehrung der Heiden, und die Bewegung der Erde sey die Bekehrung der Juden, und zwar aus dem Grunde, weil ץ im N. Test. bisweilen das Land Kanaan bedeute, so müsse man ex opposito unter Himmel die Heiden verstehen. Bedürfen dergleichen willkührliche Deutungen bey den Lesern dieser A. d. Bibl. wohl nur ein Wort zur Widerlegung? Müßte man nicht mit gleichem Fug und Recht fragen: wenn Himmel und Erde die Heiden und Juden sind, wer ist denn unter Meer und Land zu verstehen? Die nochmalige Erschütterung des Himmels und der Erde, des Meers und festen Landes und aller fremden Völker, (diese dürfen durchaus nicht von den vorigen getrennt werden, und folgen erklärend unmittelbar darauf,) in Verbindung mit dem folgenden glänzendern Tempel ist, nach Rec. Urtheil, gar leicht zu begreifen. Nach dem ganzen Zusammenhang muß der nackte Sinn des Propheten so gefaßt werden. So wie Jehovah aus der Völkererschütterung unter dem Cyrus für unsere Religion bereits viel Vortheil erwachsen ließ, so wird durch eine nochmalige ähnliche Völkererschütterung für den Glanz

unsers Tempels noch mehr gewinnen werden.“ — Das dritte Argument, S. 49. lautet so: „Durch die Beschreibung „des letzten Hauses V. 7. 8. wird es jedem ganz unmöglich „sollen, dasselbe für den Tempel Serubabels zu halten; die „Prädikate vernichten dieses bisher gehegte Vorurtheil gänzlich. „Der Herr will in diesem Hause Frieden geben. Wer „soll den Frieden haben? Alle Völker, die bewegt werden sol„len, müssen wir mit dem Propheten (!) antworten; das jüdi„sche Volk (!) nebst allen übrigen Völkern des Erdkreises.“ Und so folgert der Verf. „weil der Friede im Judenthum nicht für alle Völker war, so muß es der Friede in der Oeconomia N. T. seyn.“ Anm. Daß des Haggai künftiger Tempel nicht der serubabelsche sey, darinne hat der Verf. ganz recht. Aber aus den Worten: „der Herr will in diesem Hause Frieden geben,“ folgt gewiß nicht der geistliche Tempel der christlichen Religion, welche vom Golde und vom Silber keine Herrlichkeit erhalten kann. Haggai sagt: „allen Völkern“, weil er sich mit dem herrlichern Tempel zugleich die israelitische Religion weit ausgebreiteter denkt, so wie es ihm seine frommen Wünsche zeigten. — Doch genug von einem Buche, das, wegen der darin herrschenden verworrenen Begriffe und weitschweifigen Styls, wie die angeführten Proben hinlänglich beweisen, in jetzigen Zeiten schwerlich viel Anhänger erhält. Der sel. Hr. Blasche hatte durch das leidenschaftliche Studium der Typik in der letztern Zeit seines Lebens auch leidenschaftlich streiten gelernt; diesem zufolge wirft er uns, wegen der Recension seiner Neuen Aufklärung, und andern Recensenten sophistische Ränke u. dgl. vor. Da unser Grundsatz ist: de mortuis nil nisi bene, so übergehen wir es mit Stillschweigen, zumal da dem Publikum die Akten, auf einer Seite die gedachten Blaschischen Schriften, und auf der andern die Rec. im LXXXVIII. Bande, S. 57 ff. dieser A. d. Bibl. zur Beurtheilung bekannt sind.

Ab.

Ueber die Eidschwüre und den Mißbrauch derselben. Eine Predigt, von Johann Moritz Schwager, Pastoren zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg. Bremen, bey Cramer. 1791. 4½ B. 8.

Ob es wohl der Verf. nicht ausdrücklich sagt, so scheint uns doch diese Predigt nicht in der Ausführlichkeit, die sie im Druck hat, öffentlich gehalten zu seyn. Ueberdies ist in derselben so manches über die Zuläßigkeit der Eide gesagt, das nicht ganz schicklich in den öffentlichen Kanzelvortrag, zumal vor einer Landgemeine, gehört; ob wir wohl in der Sache selbst dem V. völlig beystimmen. Ueberhaupt merkt man es bald, daß ihm das, was er sagt, von Herzen geht; und wollte Gott, daß es auch bey allen, die es lesen, wieder zu Herzen gienge. Und wenn auch Hr. Schw. bey den Warnungen vor dem Meineid fast zu lebhaft wird, und wenn auch ein paar aus den natürlichen Folgen desselben hergenommene Gründe besser hätten ausgeführt werden können: so bleibt doch diese Abhandlung immer noch lesenswerth, und vorzüglich in ihrer Art.

Uns bey einzelnen Vorstellungen zu verweilen, leidet unser Raum nicht. Doch können wir die Vorrede nicht so ganz übergehen, da darin manches, diese Materie betreffendes, mit Wahrheit und Nachdruck gesagt wird. Zuförderst bemerkt der Verf. sehr richtig, daß man von dem Prediger zu viel fordere, wenn durch ihn allein die Moralität unter dem Volk verbreitet werden solle; indem der Staat hiezu schlechterdings mitwirken müsse. Er macht hievon die Anwendung auf das pflichtmäßige Verhalten der Obrigkeit bey den Eidesleistungen, und wünscht insonderheit, daß man sie theils mehr einschränken, theils feyerlicher machen möge. Zu diesem Ende fügt er einige Vorschläge bey, als: 1) nicht jeder Gerichtstag sey ein Eidestag; sondern es werde etwa alle Vierteljahr nur Ein Tag zu den Eidesleistungen bestimmt, u. s. f. Ganz gut. Nur möchte daraus ein gefährlicher oder doch lästiger Aufschub für manche Partheyen entstehen. 2) Der Ort, wo der Eid geleistet werden soll, muß etwas Feyerliches haben, z. E. das Zimmer muß schwarz ausgeschlagen werden; die Gerichtspersonen müssen in schwarzer Kleidung erscheinen u. s. f. Dies ist schon von mehrern empfohlen worden, geschieht auch hin und wieder; ob es wohl allerdings noch zweckmäßiger eingerichtet werden könnte. 3) Der Prediger halte hierauf mit einem der Feyerlichkeit angemessenen Anstande und nach einem dazu entworfenen Formular die Eidesverwarnung u. s. f. Die Zuziehung eines Geistlichen halten wir auch für nöthig. Doch muß es ein notorisch redlicher Mann seyn, der zugleich fähig ist, nach eignen Einsichten zu reden; indem dies allemal mehr

Eindruck macht, als ein abgelesenes Formular. 4) Wenn mehrere schwörende Personen vorhanden sind, so wird der Eid von jeder besonders abgelegt u. s. f. Ausser diesen Vorschlägen giebt der Verf. noch manche andere Erinnerungen, z. E. daß man mehr auf die Moralität solcher Personen sehe, und schlechte unmoralische Menschen gar nicht zum Eide lassen solle u. s. f. Wir müssen dies aber allen, denen es um Besserung der Welt zu thun ist, selbst nachzulesen überlassen.

Gw.

II. Rechtsgelahrheit.

Versuch einer ausführlichen Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld, ein Commentar für meine Zuhörer, von D. Christian Friedrich Glück. Erster Theil; 558 Seiten. Zweyter Theil; 564 Seiten. Dritten Theils erste Abtheilung. 286 Seiten. Erlangen, bey Palm. 1790—92.

Schon längst haben vielleicht die Leser der A. B. eine Anzeige dieses schätzbaren Buchs erwartet. Rec. wollte sie aber versparen, bis er mehrere Theile zusammen anzeigen könnte. Wie groß das Bedürfniß bey den Studirenden ist, eine gedruckte Erläuterung der Lehrbücher zu haben, worüber sie Vorlesungen hören, beweisen die schnell auf einander folgenden Ausgaben des Höpfnerischen Commentars über Heineccius, und (horribile dictu!) der Abgang des Bauriedelischen Commentars über Hellfeld, eines der elendesten unter allen elenden Büchern. Man darf sich auch darüber nicht wundern. Docentengabe ist wirklich so selten, vielleicht noch seltner, als Genie. Wer Gelegenheit gehabt hat, die berühmtesten Docenten auf unsern Academien zu hören, wird wissen, wie wenige darunter sind, welche Gründlichkeit mit Deutlichkeit und angenehmer Lebhaftigkeit vereinigen. Nun nehme man dazu, wie wenige Studirende vorbereitet genug, selbst in der lateinischen Sprache, in die Vorlesungen kommen, wie wenige die Aufmerksamkeit so sehr in ihrer Gewalt haben, ganze Stunden lang

lang einem Vortrag zu folgen, und wie nicht wenigere das Gehörte sogleich fassen und sich einprägen können; wie lästig vielen das Nachschreiben ist, und wie viel einer, der nicht sehr geübt ist, über dem Nachschreiben verhört; wie falsch nachgeschrieben wird; wie sich der Student freut, wenn er (nach seiner schönen Phraseologie) eine Stunde geschwänzt hat, das Versäumte aus einem Buche ersetzen zu können, oder gar, wenn er mit leerer Tasche und leerem Kopfe von der Akademie zurückkommt, und das letztere Vacuum aus Büchern, das erste durch ein einträgliches Amt anfüllen möchte, und jenes dann am leichtesten durch einen solchen Commentar thun zu können glaubt — wenn man dies alles bedenkt, so wird es ganz begreiflich, daß dergleichen Bücher begierig gekauft werden.

Auf der andern Seite giebt es aber auch Leute, die darauf sehr übel zu sprechen sind; die sie für den geraden Weg zur Barbarey halten, weil, wie sie glauben, die Studenten nun gar kein Latein mehr lernen werden. Rec. kann diesem Tadel nicht beypflichten. So lange wir das Römische Corpus juris in Deutschland haben, so lange Mevius, Carpzov, Lauterbach, Strvv, Leyser, Pufendorf u. s. w. etwas gelten, so wird kein Jurist auf den unsinnigen Gedanken kommen, daß er das Latein nicht nöthig habe. Ob übrigens Jemand gründliche Theorie aus einem lateinischen oder deutschen Buche lernt, möchte wohl am Ende ziemlich einerley seyn, und da es, leider, Leute genug giebt, auch immer geben wird, die etwas von Jurisprudenz wissen sollen, und lateinische Bücher nicht fertig lesen können, so ist es immer besser, daß sie aus den deutschen Büchern etwas, als daß sie aus lateinischen nichts lernen. Manche Docenten mögen die Commentare nicht leiden, weil sie fürchten, daß ihre Vorlesungen weniger und unfleißiger besucht werden, und weil es manchem schwer ist, mehr, oder etwas besseres zu sagen, als der Zuhörer in seinem Commentar lesen kann. Da Rec. kein akademischer Lehrer ist, so hat er auch von dieser Seite nichts gegen die Bücher dieser Art. Dem allen ungeachtet bedauert er, daß Hr. Glück dieses Buch geschrieben hat, und schreiben will. Daß es durchaus voll Gelehrsamkeit, und insonderheit ausgebreiteter literarischer Kenntnisse ist, muß jeder gestehen. Allein, finden sich diese Vorzüge hier an ihrem rechten Ort? Daran zweifelt Rec. Das Buch heißt: Ein Commentar für meine Zuhörer. Wenn Hr. Glück einigen jungen Leuten von vorzüglichem Genie, von aus-

cynen Titel, und hängen weder mit den Pandecten, noch mit einem andern Theil des corp. iur. durch einen Custos zusammen. In unserm Exemplar sind sie ganz am Ende angebunden.

S. 307 ist unter den seltneren und schätzbaren Commentatoren der Instit. der von Matthäi (Utrecht 1672. 4.) nicht angeführt.

S. 314, wo es heißt: Dionys Gothofred habe sich ein vorzügliches Verdienst dadurch erworben, daß er die widersprechenden Gesetze an jedem (?) Ort anführe, hätte wohl auch *Struvii* Gothofredi immo beygefügt werden müssen. Warum ist wohl S. 319 *Noodt* ad Dig. unter den Commentatoren angeführt, und nicht Voet, nicht Huber? Auch hätte *Cypriani Reguert* ab *Oosterga* censura belgica nachgewiesen werden sollen, da das Buch über einzelne Gesetze geht. *Bachov* ad prota wäre ebenfalls hier zu nennen gewesen, ein vortrefliches Buch, und vielleicht das beste, was Bachov geschrieben hat; Hr. S. scheint es nicht zu besitzen. Rec. fand es wenigstens nicht an den Stellen benutzt, wo er nachschlug.

S. 322 werden als Schriften, die zum kritischen Gebrauch dienen, angeführt: *Iauch* meditat., *Sammet* recept. lect., *Labiati* index, *Wieling* iurisprud. restituta, *Brencman* Alfenus, *Hommel* palingenesia. Warum nur diese? Bey einigen möchte man auch wohl fragen: warum diese? S. 329 fehlen *Bach* Traianus und *Cramer* Vespasianus. So gut als *Stephanus* hätte auch *Sonnemann* unter den Commentatoren der Novellen S. 340 eine Stelle verdient.

S. 317 erklärt der Verf. die Taurellischen Zeichen, und sagt am Ende: „Russard bedient sich noch eines andern Zeichens || ||, und will damit andeuten, daß dasjenige, was er mit demselben eingeschlossen, in der Florentinischen Handschrift so wenig, als in andern Exemplarien der Pandekten zu finden sey. Ob ihm nun gleich Ludov. Charondas und Jul. Pacius hierin blindlings gefolgt sind, so haben doch Bynkershök ad L. lecta cap. II. und Brenkmann hist. pandectar. S. 92 erinnert, daß jene Angabe des Russards eine aller Welt vor Augen liegende Unwahrheit sey, indem vieles, was Russard mit seiner Note || || befangen, sowohl in der Florentina als Haloandrina befindlich ist.“ Hier ist verschiedenes anzumerken. 1) Russard sagt nicht, daß das, was er in die Zeichen || || eingeschlossen habe, nicht in der Florentinischen Handschrift

stehe; er sagt, es stehe nicht in *Pandectis* Florentinis. 2) Was er mit diesen Zeichen einschließt, steht in dem Florentinischen Manuscript und in der Taurellischen Ausgabe, hingegen bey Haloander und andern fehlt es. 3) Russard hat also entweder statt Florentinis schreiben wollen Haloandrinis; oder hat unter Florentinis pandectis die Haloandrische verstanden, welche nach Haloanders Versicherung aus dem Florentinischen Codex verbessert sind; oder hat sagen wollen: diese Zeichen || || habe er zuerst zugesetzt, und sie stünden weder in der Taurellischen, noch einer andern Ausgabe.

Auf der 10ten Seite des 1sten Bandes wird die Frage erörtert, ob jede gegen eine Prohibition gesetzlich unternommene Handlung null sey. Die Frage hätte aber unsers Erachtens allgemeiner so gefaßt werden sollen: ob jede den Gesetzen nicht gemäße Handlung null sey? Und nun ist ein Unterschied zu machen zwischen Gesetzen, welche eine Handlung geradezu verbieten, und solchen, die nur einem Actus eine Form vorschreiben. Was gegen directverbietende Gesetze geschieht, ist freylich null; nicht so jeder Actus, bey dem die gesetzliche Form vernachläßigt ist. Nur alsdann, wenn die Strafe der Nichtigkeit ausdrücklich auf die Vernachläßigung der Form gesetzt, oder daß dieses die Absicht des Gesetzgebers gewesen sey, erweislich ist, ist der Actus null, ausserdem nicht. Wenn Landesgesetze vorschreiben, daß vor der Trauung die Proclamation geschehen, alle öffentliche Urkunden auf Stempelpapier geschrieben werden, alle Viehhändel gerichtlich protocollirt, Contracte über liegende Güter gerichtlich bestätiget, Auszugsverträge (Contractus vitalitii) zwischen Eltern und Kindern vor dem Beamten nach vorausgegangener Untersuchung geschlossen werden sollen, u. s. w.; so läßt sich nicht behaupten, daß alle diese Handlungen, wenn die vorgeschriebene Form nicht beobachtet wird, deswegen null sind.

S. 357 giebt der Verf. die Regel: das Römische Recht findet seine Anwendung in allen Fällen, wo nicht der Gebrauch desselben durch die in Deutschland geltende übrige erb- oder einheimische und kanonische Rechte eingeschränkt wird. Sollte aber der Nichtgebrauch (Nonusus, desuetudo) nicht auch in Betrachtung kommen? Ein Beyspiel davon haben wir an den Pönalklagen. Man kann nicht sagen, daß sie sich auf blos Römische Verfassungen gründen, oder daß sie den deutschen Sitten ganz entgegen sind, und doch gelten die

Römi-

Römischen Gesetze in diesem Stücke nicht. Warum? sie sind ausser Gebrauch.

S. 392. Die dritte Regel: wenn von Rechten, so blos Grundstücke betreffen, die Frage ist; so sind die Gesetze des Landes, wo die Güter liegen, hauptsächlich zu Rathe zu ziehen, ohne Unterschied, wo und von wem darüber disponirt werden. Wenn also, schließt der Verf. unter andern, von Vererbung unbeweglicher Güter die Rede ist, so gehen die Verordnungen des Landes, worin die Güter befindlich, den Gesetzen des Ortes vor, wo der Eigenthümer seinen Wohnsitz hat. Diese Meinung aber läßt sich doch, wie Rec. dafür hält, so allgemein nicht vertheidigen, wie Pufendorf (Obs. I. 28.) gründlich erwiesen hat. Daß (S. 411.) in dem Fall, wenn Gesetze im Codex sich widersprechen, die Regel: lex posterior derogat priori, sich anwenden lasse, daran zweifelt Rec.; so wie er auch nicht wohl begreift, wie man mit dem Verf. S. 412 sagen kann, wenn Stellen in den Institutionen sich widersprächen, so müsse man das Zeitalter der sich widersprechenden Verordnungen bestimmen, welches hier sehr leicht sey, weil fast bey jeder Materie die Abwechselungen des Rechts chronologisch dargestellt seyn. Denn Rec. erinnert sich keines Falles, wo wirklich in den Institutionen wahre Widersprüche vorkämen; wenigstens kann man es nicht als einen Widerspruch ansehen, wenn in einer Materie die Abwechselungen des Rechts chronologisch dargestellt sind. Ueberhaupt scheint uns die Frage, wie man sich zu verhalten habe, wenn Widerspruch in einerley Sammlung ist, zu kurz abgefertigt zu seyn.

Im 2. Bande S. 54 heißt es: in unserm heutigen *iure personarum*, zählen wir mehrere status civiles, z. E. daß einer in gutem Rufe stehet, ein anderer ehrlos ist; daß einer Soldat, der andere keiner ist. Im Römischen Rechte kommen doch diese status auch vor, ob sie gleich dort nicht eigentlich status civiles genennt werden.

S. 55 erklärt der Verf. eine moralische Person: „Mehrere Menschen zusammengenommen, sofern sie, ausser ihren Individualverhältnissen, als Glieder einer Gesellschaft betrachtet werden, und nach Maasgabe der getroffenen Vereinigung mit vereinten Kräften ein Gemeinbestes zu bewirken suchen, machen eine moralische Person oder Gesellschaft aus." Ist aber der Erbe, wenn mehrere Personen zusammen erben, nicht

nicht auch Eine männliche Person; und paßt auf ihn die Definition? S. 95 sagt der Verf., die Gesetze haben zu Begründung einer rechtlichen Vermuthung für die Rechtmäßigkeit der Geburt einen doppelten Termin bestimmt, nämlich einen terminum a quo und einen terminum ad quem. Erster ist der Anfang des siebenden Monats nach vollzogener Ehe, letzter aber das Ende des zehenden Monats. Richtiger hieße es wohl: der Anfang des siebenten Monats und das Ende des zehenden nach einem bestimmten, dem ersten oder letzten Beyschlafe. Auf die Zeit der vollzogenen Ehe ist nicht immer zu sehen. Man denke sich den Fall, daß der Ehemann Jahre lang krank oder abwesend war, und von der Zeit seiner Genesung oder Wiederkehr an die Frau im zweyten, dritten Monat niederkommt. Noch weniger ist auf die Zeit der eingegangenen Ehe zu sehen, wie S. 96 steht. Wir hätten gewünscht, hier auch die Streitfrage erörtert zu sehen, ob der Termin von 6 und 10 Monaten auch bey dem Streit über die Paternität unehelicher Kinder anzuwenden sey.

S. 189 erklärt der Verf. die L. 11. §. 1. D. de iurisd. Uns scheint die Stelle schlechterdings unerklärbar, wenn man mit den Florentinischen Pandecten qui quantitatem [illegible] minorem liest, und nicht mit andern Manuscripten maiorem. Auch die Erklärung, welche Hr. G. giebt, scheint diese Lesart zu erfordern, ob er gleich nichts davon anführt. Bachov proc. p. 430. und Schilter Ex. 6. th. 19. wollen freylich die Stelle auch mit der Florentinischen Leseart erklären, allein ihre Interpretation thut uns kein Genüge.

S. 285 scheint uns die von andern angenommene Erklärung der L. 14. §. [illegible] si quis ius dicenti [illegible] doch immer natürlicher, als die von Hrn. G. vorgetragene. Is videtur ius dicenti non obtemperasse, sagt Ulpian, qui quod extremum in iurisdictione est non fecit. Der, will er sagen, fällt in die Strafe des Edicts, der sich der Vollstreckung der Sentenz widersetzt, diese ist der letzte Act im Prozeß, extremum in iurisdictione. Wer nicht in diesem Fall ist, den kann man auch nicht für straffällig halten. Velut si quis rem mobilem vindicari a se passus non est, sed duci eam vel ferri passus est. Also der nicht, der sich der Vindicationsklage widersetzte, aber doch am Ende die Execution geschehen ließ. Caeterum et si sequentia recusavit, (d. i. si duci vel ferri non passus est) tunc non obtemperasse videtur.

S. 2[illegible]

Es auch scheinen uns die Fälle, wo das Edict quod quisque iuris seine Anwendung fand, nicht so deutlich auseinander gesetzt, als es hätte geschehen sollen, und unter andern z. E. im Höpfnerischen Commentar über Heineccius §. 1115. geschehen ist.

Die L. 3. §. 3. quod quisque iur. S. 261 hätte auch vielleicht noch ausführlicher erklärt zu werden verdient. Der Sinn ist unsers Erachtens dieser; A. hat seinem Schuldner die Schuld erlassen, belangt ihn aber dennoch darauf. Der Beklagte setzt exceptionem pacti entgegen, A. aber erlangt das *ius iniquum*, daß die Exception verworfen wird. Nun wird (der erste Fall) A. aus einer Schuld belangt. Er setzt der Klage exceptionem pacti remissorii entgegen. Vermöge des Edictes quod quisque iuris muß diese Einrede verworfen werden. Auch 2) wenn sich C. für den A. verbürgt hätte, und belangt würde, so kann er sich mit jener Einrede nicht schützen, ob er gleich an der Erschleichung des unbilligen Rechtes keinen Theil genommen hat, und obgleich der Hauptschuldner nicht solvendo ist. Gesetzt aber 3) ein Bürge hätte einmal jenes ius iniquum impetriret, und der Hauptschuldner würde jetzt belangt. Dieser kann sich der exc. pacti bedienen, und das Edict steht ihm nicht entgegen. Endlich 4) wenn der Bürge einmal jenes unbillige Recht zu erhalten gewußt hätte, und nun als Bürge belangt wird, so kann er sich auf das Pactum nicht berufen, und hat auch, wenn er bezahlt, keinen Regreß gegen den Hauptschuldner.

Fk.

Magazin für das deutsche Staats- und Lehnrecht, herausgegeben von Karl Jakob Seyfert, Herzogl. Pfalz-Zweybrückschem und Gräfl. Schaumburg-Lippischen Rath. Vierter Theil. Wezlar, bey Winkler dem ältern. 1791.

Dieser Theil enthält folgende Stücke: 1) Meditatio ad controversam illam consuetudinem feudalem Franconicam, et cuius contendunt nobiles immediati, succedi in feudis Franconiae, nullo habito primi adquirentis respectu, adeoque patere successionem feudalem collateralibus primi acquirentis Agnatis, modo hi nomine ac insigniis iisdem Gentilitiis

liis cum primo acquirente gaudeant, auf gleichen Namen, Stamm, Schild und Helm, scripsit Otto Augustus Henricus Oelrichs, I. U. Doct. 32 Seiten. 2) Was ist Rechtens in der Materie von der Regredienterbschaft nach der Praxi beyder höchsten Reichsgerichte? 29 Seiten. 3) Ueber die sogenannten Exemtionsprivilegien der Geistlichen von der bischöflichen Gerichtsbarkeit, in wieferne sie nach den Reichsgesetzen gegründet seyn, und rechtliche Rücksicht verdienen. 68 S. 4) Ueber Deutschlands rechtliche und politische Verhältnisse bey Vermehrung der Churen. S. 157.

Pi.

Eustathii, Antecessoris olim Constantinopolitani, de Intervallis et Praescriptionibus, sive de varia temporum in iure civili observatione libellus, graece et latine, cum scholiis et notis emendatius edidit *Ludov. Henr. Teucherus*, Lipsiae, 1791. 10 Bogen. 8.

Dieser Tractat des Eustathius bleibt immer noch eine nützliche und brauchbare Schrift, um die in dem römischen Gesetzbuche und den Basiliken zerstreuet enthaltenen einzelnen Bestimmungen über die verschiedenen Zeitpunkte, von einem Augenblicke an bis zu 100 Jahren, geordnet beysammen zu übersehen. Er erschien einzeln unter dem Titel: *Eustathii*, Constantinop. Antecess. Liber περὶ χρονικῶν διαστημάτων de intervallis temporum, zu Basel 1561 in 8. und hernach zu Rostock 1671 in 4. Man findet ihn auch in *Iac. Cuiacii* Opp. Tom. I. der Ausgabe des *Fabrotti*, und in *Io. Leunclavii* Iure Graeco-Romano, Francof. 1596. f. mit dessen Uebersetzung und Anmerkungen, so wie in *Woldenbergii* Numeris, Francof. 1670. 4. Da jedoch jene einzelnen Ausgaben sich selten gemacht haben, und diese Werke nicht in jedermanns Händen sind; so verdient Hr. Teucher immer Dank, daß er durch diese erneuerte Ausgabe diese kleine Schrift wieder ins Andenken gebracht hat.

Er liefert hier den griechischen Text mit der lateinischen Uebersetzung; jenen hat er aus *Leunclavii* iure Graeco-Rom. abdrucken lassen, jedoch zuweilen andre Lesarten, die ihm richtiger geschienen, aufgenommen. Er hat dabey die von

Eustathius nicht bemerkten Gesetze, so wie überdem noch andere ähnliche Gesetzstellen hinzugefügt, welches erstere sehr gut ist, und nothwendig war, da Eustathius gewöhnlich nur die Titel der ff. und des C. allegirt. Hin und wieder hat er endlich manche andere gesetzliche Bestimmungen über die Beachtung der verschiedenen Zeiten, die vom Eustathius übergangen waren, durch Noten hinzugesetzt, und durch alles dies die Schrift brauchbarer gemacht.

Der Herausgeber, der uns gleichfalls schon vor drey Jahren eine Ausgabe von *Pselli* Synopsin legum versibus politicis et iambicis conscriptam geliefert hat, (von deren Nützlichkeit und Vorzügen hier fast die ganze Vorrede handelt, welches freylich ganz gut ist, aber doch in die Vorrede zu gegenwärtiger Schrift, die er mit ein paar Worten abfertiget, und worüber er doch, statt jenes, wohl hätte mehr sagen können, eigentlich nicht gehört,) macht uns am Ende der Vorrede Hoffnung, wenn gegenwärtige Arbeit Beyfall finde, in der Folge auch noch andere Schriften der griechischen Rechtsgelehrten, die zur Kenntniß des Römischen Rechts etwas beytragen, mit seinen Anmerkungen aufs neue herauszugeben. Zur Erfüllung dieses Versprechens glaubt ihn Recens. im Namen mehrerer aufmuntern zu können, je mehr in unsern Zeiten das Studium der griechischen juristischen Literatur unter unsern jungen Juristen leider immer mehr abzunehmen scheint.

Zr.

De vera notione privilegii de non appellando illimitati, in caussis praesertim privatis Principum a subditis conventorum. Ad Art. XIX. §. 6. Capitulationis Caesareae Novissimae disserit D. *Car. Frid. Wilh. Schmid*, Profess. Iur. Tubing. Extraordin. Tubingae, 1791. 57 Seiten. 4.

Diese Inauguraldissertation des Verf. hatte anfangs den Titel: de foro Principum a subditis conventorum in causa regali. Er änderte denselben für die Exemplare, welche durch den Buchhandel in Umlauf kommen sollten. Bekanntlich haben auch noch Andere ihre Bedenklichkeiten gegen diese Stelle der

R. Kap. und die darin angeordnete Inappellabilität solcher Rechtshändel in eigenen Abhandlungen geäussert. Es kommt vornehmlich darauf an, ob gedachte Stelle für eine neue gesetzliche Bestimmung zu halten sey? Der Verf. ist dieser Meinung. In der Erörterung der ältern Reichsjustizverfassung finden sich hie und da Unrichtigkeiten. Auch wäre es wohl der Mühe werth gewesen, die Sache, auch von dieser Seite betrachtet, etwas genauer auseinander zu setzen. Im übrigen geht die Meinung des Verf. vornehmlich dahin, daß eines Theils in Sachen der Unterthanen gegen ihren Landesherrn, dessen Gerichtshof für die Austrägalinstanz zu halten, und andern Theils auch selbst das illimitirte Privilegium de non appellando keinesweges auf dergleichen Rechtssachen der Unterthanen gegen ihre Landesherren auszudehnen sey.

Gf.

Io. Theoph. Segeri opuscula iuris universi et historiae Vol. I. edidit et praefatus est D. Io. *Ludov. Kläber*, ICtus et Antecessor. Erlangensis. Erlangae, apud Palm, 1788.

Die kleinen Schriften eines, obwohl nicht angenehmen Stylisten, doch gründlichen Civilisten, als Seger war, verdienten allerdings gesammelt zu werden. Indessen haben solche Sammlungen auch von den kleinen Schriften unserer größten Rechtsgelehrten noch keinen Verleger reich gemacht. Sehr wenige, und noch dazu ältere, haben eine zweyte Auflage erlebt. Fast scheint es, daß auch gegenwärtige Sammlung nicht vollendet wird, da der zweyte Theil so lange ausbleibt. Der erste enthält folgende Stücke. 1) Annus Romanus. 2) Historia iuris romani liberae reipublicae de tutelis et curationibus. 3) Brevis curarum historia. 4) De mutato valore monetae in solutionibus aestimando. 5) De antiqua et nova codicis Iustiniani disciplina. 6) De statutis Fribergensibus. 7) De consilio veterum iureconsultorum in coniungendis nominis ac rei definitionibus. 8) De re singulari e pluribus uno pretio venditis retrahenda. 9) De Leonis Philosophi constitutionum novellarum auctoritate.

In der Vorrede handelt der Herausgeber von den Lebensumständen und Schriften des sel. Geyer, seines vormaligen Lehrers in einer schönen und würdigen Sprache.

Von dem Rechte der Reichsvicarien bey Bischofswahlen. Abhandlung des Verfassers. Gedruckt im Jahre 1791. gr. 4. 26 Seiten.

In den ersten 5 §§. die Geschichte der Kaiserlichen Beschützung der Bischofswahlen, und in den darauf folgenden §§. 5-9. die Anwendung der dabey aufgestellten Grundsätze auf den Fall eines Zwischenreichs zu Gunsten der Reichsvicarien. Ausser jenen werden noch die bekannten negativen Gründe von Reservaten, Reichsobristlehenherrlichkeit, von der Ausnahme durch ein Reichsgesetz, und vom Reichsherkommen, berührt, und besonders die Nichtexistenz der für das Gegentheil angeführten Wormsischen Bischofswahl im Zwischenreiche von 1410 ausführlich gezeigt. Diese historische Ausführung kann indeß die Erforderniß einer positiven Observanz nicht entkräften.

Diese Schrift wurde auf Veranlassung der Churpfälzischen Comitialgesandschaft durch den Reichserbmarschallischen Canzellisten Preu am 11. Juny 1792 gratis in den Häusern der Reichstagsgesandten abgegeben. — Die erste Vertheilung einer Vicariatsdruckschrift im Zwischenreich von 1792.

Rbr.

Zweckmäßige Berichtigungen der von dem Herrn Hofrathe von Kees herausgegebenen Abhandlung über die Aufhebung der Wuchergesetze, von Bonelli, beyder Rechte Doctor, auch Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, 1791. 216 Seit. 8.

Hr. Hofrath v. Kees hatte die Aufhebung aller Wuchergesetze sehr eifrig betrieben. Dies gab dem Hrn. Hofrath v. Sonnenfels Anlaß, im J. 1789 eine Abhandlung über Wucher und Wuchergesetze, und bald darauf im gleichen Jahr eine andere über die Aufgabe: Was ist Wucher, und welche sind die besten Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun?

zu

zu schreiben; als hierauf Hr. v. Kees in seiner Abhandlung: über die Aufhebung der Wuchergesetze, die Gründe seiner Meinung ausgeführt hatte, gab Hr. v. Sonnenfels wieder Bemerkungen über dieselbe in Druck, in welchen er die Keesische Meinung und Gründe zu widerlegen suchte. In dergleichen Absicht tritt nun auch Hr. Bonelli auf, und folgt dem Hrn. v. Kees Schritt vor Schritt, und jeder Unpartheyische wird ihm das Zeugniß geben, daß er seinen Gegner gründlich widerlegt, und auf alle Gründe desselben die treffendsten Antworten gegeben hat; uns wundert nur, daß der Verf. und andere seiner Parthie nicht die Erfahrungen aus der Geschichte der Römer und der deutschen Juden zu Hülfe genommen und mehr benutzt haben, um die abscheulichen und dem Staat äusserst gefährlichen Folgen des überhandnehmenden Wuchers darzuthun. Das Resultat aus den Sätzen des Verf. ist nach S. 206 dieses: Die Wucherey streitet wider natürliche und göttliche Gesetze, durch sie wird die Verrichtung des Gelds ganz in Unordnung gebracht, und alle andere Wege der Erwerbung werden nicht mehr für einen Stand, sondern nur für ein Mittel, um sich Capitalien zu erwerben, angesehen; sie führt das Geld nach dem Auslande, verursacht Mangel am Numerair, und hindert die Circulation. Sie unterstützt List und Betrug, Leichtsinn, Laster und Verschwendung, sie bereichert sich auf Unkosten der Emsigkeit, sie setzt die Landgüter und alle übrigen Produkte des Fleißes zu Unwerthen herab; sie vertheuert sowohl die Lebensmittel, als alle übrige Waaren, und störet das Gleichgewicht des Vortheiles unter den Beschäftigungen, sie untergräbt die Sicherheit des Privateigenthums, und stürzet ganze Familien in Abgrund; sie beschäftigt blos den Pflichtvergessenen und Niederträchtigen, welcher auf solche Art zu schnellem und großem Reichthum gelanget; sie richtet den äussern und innern Handel zu Grunde, und kann endlich den ganzen Staat in Unordnung bringen.

Gr.

III. Arzneygelahrheit.

Kleines Lehrbuch für Schüler der Wundarzneykunst, sich in der Anatomie und Chirurgie die vornehmsten Anfangsgründe bekannt zu machen. Braunschweig, bey Schröder. 1791. 128 S. 8.

Der Verfasser dieses chirurgischen Katechismus ist ein kunsterfahrner Wundarzt, Namens Bötefisch, der es mit seinen Lehrlingen so treu meinet, daß er zu ihrem ersten Unterricht einen selbst ausgearbeiteten Leitfaden in die Hände giebt, der ihnen mit mehrerer Leichtigkeit die Elemente der Anatomie und Chirurgie bekannt machen soll, damit sie ihre Lehrjahre nützlich anwenden, und im examine wohl bestehen mögen. Der letztern Absicht wegen ist auch der Hauptinhalt in Frage und Antwort vorgetragen, durch welches auch selbst dem Examinatori die Arbeit erleichtert wird. Ferner hat er die terminos technicos (als unvermeidliche Uebel) beygebracht, und kann gewiß versichert seyn, daß, wenn sein Lehrling diesen kleinen Katechismus gut auswendig weiß, er recht stattlich im Examen paradiren müsse, wo ihm die hier bestimmten Fragen vorgelegt werden. — Ob er aber dadurch die Sache selbst verstehen lernt, ob er weiß, was er sagt, und anwenden kann, was er weiß, darauf wird nur zu selten bey solchem examine, wie es scheint, gesehen. Warum Hr. B. seinen Unterricht mit so vielem und höchst entbehrlichem Latein durchspickt, das doch nur in dem Munde eines Wundarztes bey Unverständigen für Gelehrsamkeit gelten kann, und ihn bey Verständigen lächerlich macht, dem Lehrlinge selbst aber das Lernen erschweret, der erst die fremden Wörter sich verdeutschen muß, bevor er wissen kann, was sie ausdrücken, und der die Sache ohne diesen Umweg wissen und begreifen konnte, wäre sie ihm deutsch gelehrt. Auf die Frage z. B.: **Woraus besteht der menschliche Körper?** wird geantwortet: **aus** ***partibus solidis, mollibus et fluidis;*** warum nicht verständlicher: **aus harten, weichen und flüßigen Theilen?** Die Kunstsprache hat nur Werth, wenn durch sie die Wissenschaft deutlich und kurz vorgetragen werden kann; aber sie verliehrt allen Werth, wenn

wenn durch sie der Vortrag dunkel und erschwert wird, und ohne sie erleichtert werden kann. Darum sind die vielen lateinischen Wörter in diesem Buche unnütz und nachtheilig. Denn das hinten angebrachte Vocabularium ersetzt den Nachtheil noch nicht. Der Lehrling glaubt doch, daß das Latein die Hauptsache sey, und gewöhnt sich dadurch die kauderwelsche Sprache an, welche nur noch einigen Wundärzten eigen ist, und drollig genug kleidet, wenn sie auch selbst ihre Wissenschaft gründlich verstehen.

Kw.

Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten, nebst einem neuen Quecksilberpräparate, von Samuel Hahnemann. Leipzig, 1789. bey Crusius. 292 Seiten. 8.

Zufälligerweise ist die Anzeige dieses Buches länger zurückgeblieben, als wir gewünscht hätten; auch erfordert die Menge der Schriften über die Lustseuche, die unser schreibseliges Jahrzehend hervorbringt, fast ein eigenes kritisches Journal, wenn alle zugleich früh angezeigt werden sollten. Hr. Hahnemann, der dem Publikum schon als ein rüstiger Schriftsteller und Uebersetzer bekannt ist, beabsichtigt durch dieses Buch eine gesunde Theorie und eine geläuterte Behandlung der venerischen Krankheiten, dem practicirenden Publikum, (das ist leider! groß; und auf dem Titel sind doch nur die Wundärzte gemeint) geläufiger zu machen. Er habe, sagt er, seine Vorgänger benutzt, glaube aber doch nicht, überflüßig zu seyn, weil zu dem Gebäude nicht blos Schwellen, Hauptbalken und Säulen, sondern auch Riegel und Streben, nicht blos Werkstücken, sondern auch Füllsteine und Zwickel gehören. Füllsteine und Zwickel will also der Verf., nach seinem eigenen Geständnisse, zu dem Lehrgebäude von den venerischen Krankheiten liefern; und so haben wir es denn auch gefunden. Das Buch enthält durchgängig nichts Neues; wohl aber sehr viele einzelne gute pathologische und praktische Erinnerungen, die um so eher zu rühmen sind, weil sie den Girtannerschen gewagten Behauptungen und offenbaren Irrthümern, die von gewissen Leuten als hohe Weisheit angestaunt wurden, gerade entgegen gesetzt sind. Den Wundärzten, wenigstens der gemeinen

Klasse, möchten wir aber dieses Buch nicht empfehlen; denn, theils setzt es eine Menge Vorkenntnisse voraus, die diese Leute nicht haben, theils ist es in einer unangenehmen Schreibart abgefaßt, die auch der Geübteste nicht allemal gleich beym ersten Durchlesen versteht. Dies unser Urtheil über das Buch überhaupt. — Eine Inhaltsanzeige brauchen wir gar nicht zu geben, denn die ist fast in allen Schriften dieser Art gleich; erst wird von dem Tripper, Schanker und andern Localübeln gehandelt; dann von der Lustseuche selbst; hierauf von den antivenerischen Mitteln, und zuletzt von den Nachwehen und den venerischen Krankheiten der Kinder. Wir heben vielmehr nur einige einzelne Gegenstände aus, und theilen darüber unsere Bemerkungen mit. Den Tripper heilt der Verf., die übrigen gewöhnlichen Regeln abgerechnet, auf folgende Art: um die oberflächliche Entzündung der Harnröhre zu tilgen, und sie gegen den venerischen Reiz unempfindlich zu machen, (die vornehmste Indication in der zweyten Periode) flößt man so oft als möglich eine Flüßigkeit in die Harnröhre bis zum Trippersitze ein, welche beyde Tugenden besitzt. Man löst drey Gran Mohnsaft in dreyßig Tropfen versüßten Salpetergeist (!) auf, und mischt die Auflösung mit einer Unze Wasser, worin drey Gran Bleyzucker aufgelöst befindlich sind. Man bringt das dünne anderthalb Zoll lange Röhrchen des kleinen zinnern (auf dem Titelkupfer abgebildeten) Hebers behutsam in den Vordertheil der Harnröhre ein, während das Glied herabhängt; faßt den trichterförmigen Theil des Werkzeugs zwischen den Daumen und Zeigefinger der linken Hand, und tröpfelt die beschriebene lauwarme Flüßigkeit in die weite trichterförmige Oeffnung des kleinen Hebers, zehn bis zwölfmal täglich, jedesmal etwa eine Minute lang oder länger. Die Flüßigkeit fließt aus der dünnen Röhre über, genau an den Ort des gewöhnlichen Trippersitzes, und drängt sich neben dem Werkzeuge herab, zur Mündung der Harnröhre heraus, wodurch nur die Stellen derselben bespült werden, denen das Mittel nöthig ist. Der Kranke nimmt diese kleine leichte Operation selbst vor, am besten stehend. Er kann nichts dabey versehen. Alle Unbequemlichkeiten der gewöhnlichen Spritze fallen hierbey weg. Der Kranke läßt vorher jedesmal sein Wasser. Selbst bey großer Empfindlichkeit der Harnröhre, wo man sich sonst mit der Spritze nichts vorzunehmen wagt, bleibt diese Handanlegung thunlich, und ohne Schwierigkeit. Man kann allenfalls die abgerundete Spitze des Röhrchens vor dem Einbringen mit

mit Milch oder Milchrahm befruchten. Man steigt allmählich bis zu fünf Gran Mohnsaft, und eben so viel Bleyzucker in einer Unze Wasser aufgelöst.

Dagegen hätten wir aber zu erinnern, 1) daß sich Opium, das die Fasern erschlafft, und Bley, das sie zusammenzieht, schlechterdings nicht in eine Mischung unter einander schicken. Ueberhaupt muß man in der Entzündungsperiode des Trippers kein Bleymittel einspritzen. — 2) Daß das vom Hrn. Verf. anstatt der Spritze erfundene Instrument entbehrlich und unnütze ist; — entbehrlich, weil eine gute Tripperspritze alles leistet, was man von einem solchen Instrument erwarten kann. — unnütze, weil dadurch kein Tropfen von der Flüßigkeit zu dem Sitz des Trippers kommt. Um diese dahin zu bringen, ist schlechterdings einige Gewalt nöthig, die die Spritze giebt, die aber bey dem Heber ganz fehlt. Doch, was hilft es noch, gegen ein Instrument zu streiten, dessen Unbrauchbarkeit ohnedem in die Augen fällt, und das daher, so viel wir wissen, auch nirgends Beyfall gefunden hat, und eingeführt worden ist? — Ferner macht Hr. H. eine verbesserte Bereitungsart des Mercurius cinereus Edinburgensis bekannt, die nachher fälschlich den Namen Mercurius *solubilis* Hahnemanni bekam, weil sich das Präparat sehr leicht und unter andern auch im schwachen Eßig auflösen sollte, was aber nicht wahr ist. Er nennt es im Anfange des Buchs ein dunkelschwarzgraues und am Ende ein weißes Pulver; aber nachher ist erwiesen worden, daß die in dem Buche angegebenen Bereitungsarten desselben gar nicht ausführbar wären. Nach der Zeit ist denn aber endlich eine ausführbare Bereitungsart bekannt geworden. Hr. H. kann die Vorzüge dieses Quecksilberpräparats nicht genug rühmen, und sowohl der Ton, in dem er das that, als auch die offenbaren Erdichtungen, die er sich erlaubte, (z. B. daß das Mittel keinen Speichelfluß mache,) dann die Art, wie Er sein Mittel vertheidigte, und auf alle andere Quecksilbermittel schimpfte, haben bekanntlich vielen Widerspruch erregt, und der allgemeinen Einführung jenes Präparats sehr geschadet. Wenn man Hrn. Hahnemanns Buch, besonders sein Urtheil über die andern Quecksilbermittel liest, so sollte man glauben, daß vor Ihm die Lustseuche noch niemals geheilt worden wäre. Doch das ist ja der gewöhnliche Ton, wenn man ein Mittel besonders empfehlen will. Ferner gehört zu den Eigenheiten der Hahnemannschen Schrift die

Regel, das Quecksilber (und zwar das Seinige, das Er „das beste, unglaublich vortrefliche, nicht genug zu preisende, einzige, alle Quecksilbermittel unendlich an Tugenden übersteigende Mittel, die unersetzliche Arzney“ nennt) schnell in aufsteigenden Dosen zu geben, bis die dringendsten Zufälle des anfangenden Speichelflusses, die er mit einem neuen Namen, das Mercurialfieber, belegt, eintreten. Es ist aber auch nachher erwiesen worden, daß ein solcher stürmischer Gebrauch des Quecksilbers sowohl unnütze, als auch schädlich sey, wenigstens lange nicht in allen Fällen nachgeahmt werden dürfe. — Gegen die Quecksilberkrankheit rühmt der Verf. zuletzt noch die Schwefelleberluft, und hat nachher bekanntlich die Würksamkeit dieses Mittels in der Blumenbachischen Bibliothek (3. B. 3. St.) bestätigt. Doch, genug von einem schon so bekannten Buche!

Maximilian Stoll, ehemaligen Lehrers der Klinik auf der Universität zu Wien, Vorlesungen über einige langwierige Krankheiten. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben, und aus dem lateinischen übersetzt von Joseph Eyerel. Erster Theil. Wien, 1788. 419 Seiten. Zweyter Theil; 1791. 484 Seiten. 8.

Eine ausführliche Recension des Originals steht schon in dem 88sten Bande unserer Bibliothek S. 93. Der Werth der Eyerelischen Uebersetzungen von Stolls Schriften ist bekannt; indessen müssen wir bemerken, daß solche, die nicht einmal so viel Latein verstehen, daß sie einen Stoll im Original lesen können, auch nichts dabey verlohren hätten, wenn dieser Theil des Stollischen Nachlasses unverdeutscht geblieben wäre.

Eberhard Home's, Mitglieds der Königl. Societät der Aerzte in London und eines von den Vorstehern des dasigen Lycei medici, Abhandlung von den Eigenschaften des Eiters; eine Beantwortung der von dem Lyceo medico für das Jahr 1788 aufgegebenen Preißfrage, welche den Preis erhielt. Aus

Aus dem Englischen. Quedlinburg, bey Ernst. 1789. 80 Seiten. 8.

Abhandlung über die Eigenschaften des Eiters; von Eberhard Home. Aus dem Englischen übersetzt von A. H. W. Duisburg, in der Helwingschen Buchhandlung. 54 Seiten. 8.

Dieses sind zwey Uebersetzungen von einem und ebendemselben Buche, und eine dritte kann der geneigte Leser im zwölften Bande der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte finden, und mit diesen vergleichen.

Home stellte viele Versuche an, um die Erzeugung des Eiters zu ergründen, und ein Mittel zu entdecken, ihn vom Schleim und andern thierischen Feuchtigkeiten zu unterscheiden. Das letztere gelang ihm bekanntlich nicht, und wir haben daher nichts weiter hinzuzusetzen, als daß seine Schrift, durch die bekannte Grasmeyerische, die ungleich besser ist, vollkommen entbehrlich wird.

C. L. Hoffmanns, Sr. Churfürstl. Gnaden zu Mainz geheimen Raths, vermischte medicinische Schriften; herausgegeben von Heinrich Chavet. Erster Theil. Münster, 1790. bey Theißing. 534 Seiten in 8. Zweyter Theil. 1791. 526 Seiten, Dritter Theil. 1792. 464 Seiten.

Hat es einmal ein Schriftsteller bis zu einer gewissen allgemeinen Zelebrität gebracht, so ist denn gemeiniglich keine seiner Handschriften, wäre sie auch noch so unbedeutend, vor dem Druck sicher. Man siehet nicht so sehr auf den Nutzen und Werth jener Handschriften, als vielmehr auf den berühmten Namen ihres Urhebers, der sie verkäuflich machen muß. Die eigenen Lehren und Meinungen Hrn. Hoffmanns, so seltsam sie auch zum Theil waren, und so bündig man sie auch zum Theil schon längst widerlegt hat (z. B. die Lehre von der Fäulniß der Säfte, von den Pockendrüsen u. a. m.) fanden doch immer ihre eifrigen Anhänger und Vertheidiger. Vorzüglich

diesen wird nun die gegenwärtige Sammlung der kleinern Hoffmannschen Schriften nicht wenig angenehm und erfreulich seyn. Sie finden in den vorliegenden dreyen Bänden folgende Aufsätze:

Erster Band. 1) Abhandlung vom Friesel und dessen Heilung überhaupt. — Noch vom Jahr 1756, und von weniger Bedeutung, seitdem die Existenz einer besondern Frieselschärfe aus wichtigen Gründen bezweifelt worden ist. — 2) Von der Entzündung und ihren Folgen. — Auch hier haben sich die Meinungen der Aerzte seit 1758 nicht wenig geändert. Wer sucht noch bey allen Entzündungen reizende faulende Theile des Bluts? — 3) Thomas Bolten, von der tödtlichen Würkung des Schierlings. 4) Von einer guten Heilart der Kinderblattern, und von einem neuen kräftigen Mittel bey bösartigen und zusammenfließenden Pocken. 6) Gründe für und gegen die Inoculation der Pocken. 7) Von der Behandlung der Pockenkrankheit. 8) Von dem Unterschiede der Pockenkrankheit überhaupt. 9) Untersuchung, in wie weit der innerliche Gebrauch des Quecksilbers zur Zubereitung bey der Pockenkrankheit anzupreisen ist. 10) Warum fahren bey den sich selbst überlassenen Pockenkranken gemeiniglich die meisten Pocken im Antlitze, weniger auf den Händen und die wenigsten auf dem übrigen Leibe aus; und wie verhütet man den häufigern Ausschlag im Antlitze? — Es ist schon bekannt, daß in den von den Pocken handelnden Aufsätzen Pockendrüsen und Quecksilber die Hauptrollen spielen. —

Zweyter Band. 1) Unterricht, wie der Arzt bey der Einrichtung medicinischer Theorien zu Werke gehen, und was er für Nebenwege verhüten müsse. 2) Von der Auflösung. 3) Vom Feuer. 4) Von der Ursache, warum gemeines Salz, Salpeter und Salmiak mit Schnee und gestoßenem Eise vermischt, schnell eine große Kälte hervorbringen, und desto schneller, je näher man dieses Gemisch zum warmen Ofen bringt. 5) Von den verschiedenen Theilen, welche durch die Auflösung und durch die trennenden Kräfte des Feuers hervorgebracht werden. 6) Von der Schärfe und ihrem Würken überhaupt. — Die zum guten Glück aus der Natur und Arzneywissenschaft verbannte scholastische Lehrmethode, die alles definirt und demonstrirt, und die bekanntlich bey Hrn. Hoffmann in grossem Ansehn steht, herrscht in allen diesen Aufsätzen bis zum Ueberdruß. Sie sind voll von Wiederholungen, und enthalten

so

so manche Behauptung, die bey unsern jetzigen physischen und chemischen Kenntnissen nicht mehr bestehen kann. Es gehört daher eine Vorliebe eigener Art dazu, mit Hrn. Chavet zu fragen, „wer liest nicht gern zweymal, was Hoffmann sagt?" — 7) Vom Nutzen der niedrigen Lage im Bette für Lungensüchtige. 8) Von einem Handgriffe nach der Wendung den Kopf zu befreyen. 9) Von einer neuen Methode, den Stein zu schneiden. 10) Von der Einrichtung des verrenkten Oberarms.

Dritter Band. 1) Abhandlung vom Mohnsafte. — Diese weitläuftige Abhandlung nimmt den größten Theil dieses Bandes ein. Sie erscheint hier zum erstenmal gedruckt, ob sie gleich schon vor beynahe dreyßig Jahren geschrieben war. Der Verf. wendet alles auf, um zu beweisen, daß der Mohnsaft die Empfindlichkeit und die Reizbarkeit schwäche. Da nun hieran Niemand zweifelt, wozu denn die vielen Beweise und Gründe und die mühsame Ueberredung? Ueberhaupt kann Rec. in dem ganzen Aufsatze nichts finden, das ihm einen besondern Werth gebe. — 2) Geschichte einer mit seltenen Zufällen verknüpften Brustkrankheit. — Sie ist schon vor langen Jahren in unserer Bibliothek weitläuftig angezeigt worden. (39. B. 2. St.) 3) Von dem Paroxysmiren der Fieber. 4) Rede von dem Nutzen, den ein gehörig eingerichtetes medicinisches Fach in einem Staate stiften kann. — Hätte es dem Herausgeber gefallen, viele unnütze Wiederholungen und eine Menge von unbedeutenden Complimentenbriefen wegzulassen, so wäre der Umfang dieser Sammlung zwar weit kleiner, aber ihr Werth ungleich größer geworden.

Kz.

Eberh. Nath. Gottlob Schregeri, Lib. Art. Mag. Fragmenta anatomica et physiologica. *Fasciculus I.* Cum tab. aenea. Lipsiae, apud Koehlerum. 1791. 4. 6 Bogen.

Der Inhalt des kleinen Werks ist folgender: Kap. I. De vasis lymphaticis plexus choroidei et corporis striati in cerebro inventis. An einem Schaafgehirn zeigte ein durch den Zufall veranlaßter Versuch nach einer Einspritzung mit Dintenwasser die lymphatischen Gefäße der genannten Theile,

doch

doch ohne ihren Zusammenhang darzustellen, welches ein Extravasat hinderte. Kap. II. De tunica sic dicta musculari vasorum lymphaticorum. Zeigt Muskelfiebern am Duktus thoracikus des Kalbes und eines weiblichen Körpers in Abbildungen. Der Beweis, daß die entdeckten ganzen und halben Ringe wirkliche Muskelfasern seyen, wird aus der Analogie durch die bemerkte Reizbarkeit der lymphatischen Gefäße geführt. Kap. III. De vasorum placentae cum uterinis connexione. In demselben Uterus einer trächtigen Hündin fand der Verf. an zweyen Cotyledonen deutliche Einmündungen der Gefäße, an dem dritten gar keine. Kap. IV. De glandulae thyroideae officio hypothesis. Die Drüse soll mit ihren Gefäßen die Gewalt des nach dem Hirn strömenden Blutes brechen und mildern, wie das rete mirabile bey den Vierfüßern. Kap. V. Quaedam de venarum sanguiferarum resorptione. Der Verf. ist darwider, und verspricht darüber eine eigene Abhandlung. Kap. VI. De Cruikshankii decreto, non esse pervias ullas vivi corporis partes, nisi vasorum oscula. Auch darwider streitet der Verf., und sucht Kr. Gründe zu entkräften.

Zo.

Materialien für die Anthropologie; herausgegeben von Eberhard Gmelin. Erster Band. Tübingen, 1791. in der Cottaischen Buchhandlung. 8. 416 Seiten.

Der Gegenstand dieser Schrift ist vorzüglich der thierische Magnetismus, und die Absicht derselben eine genaue Untersuchung desselben, um die vorhandnen Thatsachen kritisch zu prüfen, zu ordnen und logischrichtige Resultate heraus zu holen, oder durch neuangestellte Versuche die bereits gemachten Erfahrungen zu berichtigen, zu bestätigen oder zu widerlegen, damit die Verschiedenheit der Meinungen über das Wesentliche des Magnetismus endlich beygelegt, und die Wahrheit an den Tag gebracht werde, welche Allen einleuchte. Zu dieser Untersuchung ladet der Verf. alle Aerzte und Naturforscher ein, und erbietet sich, sowohl von dem Zweifler, als Vertheidiger, Aufsätze in diese Schrift aufzunehmen, so viel auch deren Erfahrungen und Meinungen von einander abweichen, wenn jede

nur nicht auf Kosten der guten Sache den Magnetismus auf ewig zu verbannen, und diese zur Erhebung des Magnetismus die Arzneykunst gänzlich zu verdrängen trachten wollen. Der Vorschlag und die Absicht ist lobenswürdig; und man kann, wenn jener zu Stande kommt, allerdings erwarten, daß diese erreicht werde. Die Aufsätze in diesem Bande gehen auf die Bestätigung des Magnetismus, und haben, bis auf einen, Hrn. Gmelin zum Verfasser. Wir enthalten uns einer umständlichen Recension, da der Magnetismus nicht weiter zu interessiren scheint, und die mehresten seiner Anhänger ihn von selbst verlassen haben.

Mz.

Ausführlicher Unterricht in der Entbindungskunst, hauptsächlich zum Gebrauch für Wundärzte und Stadt- und Landhebammen; von J. B. Obermayer, der Weltweisheit und Arzneykunst Doctor, dann Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Pfalzbayern wirkl. Stadt- und Landphysicus zu Weyden rc. Im Verlage des Verfassers selbst. Nürnberg, bey Pech. 1791. XXXII und 430 Seit. gr. 8.

Der V. hat alles, was er über die Behandlung der Schwangern, Gebährenden, Neuentbundenen und Neugebohrnen hier vorträgt, mit einer so zweckwidrigen Weitläuftigkeit und ohne gehörige Bestimmtheit bearbeitet, daß wir diesen in Fragen und Antworten eingekleideten Hebammenunterricht zu den höchst entbehrlichen Büchern dieses Fachs billig rechnen müssen.

Zugabe zu der im Jahr 1787 erschienenen Sammlung von Aufsätzen und Beobachtungen, vom Herrn D. J. J. H. Büking. Stendal, bey Franzen und Große. 1791. 8½ Bogen. 8.

Diese vor uns liegenden Aufsätze sind denen ganz ähnlich, welchen sie, mit fortlaufenden Seitenzahlen, als Zugabe dienen sollen; wir dürfen also unsre Leser auf das Urtheil verweisen, welches wir (in der 2ten Abtheil. des Anhangs zu dem 53sten

bis

bis 86sten Bande der A. d. Bibl. S. 171 u. fg.) bey der aus-führlichen Anzeige jener Sammlung geäussert, und mit Stellen aus des V. Arbeit belegt haben. — Fast alle hier gelieferten Aufsätze sind schon in Hrn. Baldingers neuem Magazin gedruckt zu finden.

Gerichtlich policeyliche Arzneywissenschaft für alle Stände und zu akademischen Vorlesungen; von Lic. J. S. T. Frenzel, Amtsphysicus zu Pretsch und Gräfenhaynichen. Leipzig, bey Voß und Leo. 1791. 556 Seiten. 8.

Der Verf. ist in diesem seinem Handbuche der gerichtlichen Arzneywissenschaft den Elementis medicinae forensis eines Plenks und Fasels hauptsächlich gefolgt, hat mit größerer Ausführlichkeit, wie seine Vorgänger, die abzuhandelnden Gegenstände zwar vorgetragen; allein, neue wichtige Bemerkungen eben nicht geliefert. Hin und wieder haben einige Unrichtigkeiten sich mit eingeschlichen. So nimmt der Verf. z. B. die Superfötation noch für möglich an; empfiehlt bey der Behandlung der Ertrunkenen das Aderlassen zu allgemein, u. s. w. Den zu fordernden Lohn der Aerzte, Wundärzte und Hebammen hat der Verf. zu unbestimmt angegeben, so daß diese Taxen nur für einzelne Gegenden gelten können.

Bb.

Aphrodisiacus, sive de Lue venerea, in duas partes divisus, quarum altera continet eius vestigia in veterum auctorum monimentis obvia altera quos Aloysius Luisinus temere omisit scriptores et medicos et historicos ordine chronologico digestos collegit notulis instruxit glossarium indicemque rerum memorabilium subfecit D. *Christianus Gothfridus Gruner*, Duci Saxon. Vinar. a Consil. Aulae, Botan. et Theoretices in Univ. Ienensi Prof. etc. Ienae, apud Cunonis Heredes. 1789.

Schon

Schon Astruc hatte verschiedene der frühern Schriftsteller von der venerischen Seuche angemerkt, die in der großen Collection des Luisinus mangelten, und nachher bemerkte Hensler noch einige, aus denen er Stellen im Auszuge lieferte, weil es demselben nicht glückte, einen Verleger für eine Supplementensammlung des Luisinus zu finden. Dieses ist aber Hrn. Gruner geglückt; und dies Buch ist die Frucht mühsamer Nachsuchungen.

Im ersten Theile des vor uns liegenden Bandes sind von Hrn. Gruner die Stellen gesammlet, worin bis zu Ende des XV. Jahrhunderts der Uebel an den Geschlechtstheilen gedacht wird, die man für venerisch erklärt hat. Es folgen jüdische, griechische und römische, arabische und arabistische Aerzte, die von dergleichen Uebel Erwähnung gethan haben, mit manchen schätzbaren historischen und aufklärenden Anmerkungen begleitet. Auch kommen einige Stellen aus Dichtern und Geschichtschreibern vor, die doch noch hätten vermehrt werden können. Rec. fällt nur die Stelle beym Hugo Senensis p. 605 ein; eine andre beym Jo. de Ketam, oder Ketham, Fasc. Med. von den Mulieribus venenosis. Er erinnert sich auch, irgendwo Stellen beym Nicolaus Florentinus angeführt gefunden zu haben. Es hat auch Hr. Gruner die in den von ihm selbst herausgegebenen Schriften des Reiske und Fabri S. 61, 62 stehende Anmerkung übersehen. Es ist gewiß, daß hier noch eine große Nachlese nach Hensler und Gruner sich machen ließe. Indessen ist doch der hier gesammlete Vorrath schon mit Danke zu erkennen, und giebt eine allgemeine Uebersicht von den Uebeln der Geschlechtstheile, die zum Theile ohne unreine Ansteckung schwerlich sich erklären lassen dürften. Bey dem Pacificus Maximus hat Hr. Gruner S. 33 Gittanners Nachricht angeführt, daß die beweisenden schmutzigen Verse im Göttingischen Exemplare fehlten: aber nicht dazu setzen können, daß die letzten Ausgaben castrirt sind. Beym Pet. Martyr aber erklärt Hr. Gr. die Worte morbus gallicus mit großer Wahrscheinlichkeit für ein erklärendes Einschiebsel.

Das eigentliche Supplement des Luisinus aber findet sich im 2ten Theile, in dem die gleichzeitigen Schriftsteller stehen, die von 1492 anfangen. Es sind unter den 84 Nummern aber bey weitem nicht ganze Schriften, sondern meistens nur Stellen der Historiographen und Aerzte der Zeit zu suchen; und hin und wieder nur ausgelassene Vorreden, z. E. von

Wen-

Wendelin Hock. Dergleichen Eine von Casp. Torella vermißt Rec. auch hier. Von amerikanischen Geschichtschreibern sind die neulich von Hensler und Girtanner angeführten gebraucht; aber noch nicht die napolitanischen, deren Hr. Gr. im Almanach für Aerzte aus Hensler u. a. Meldung that. Ganze Schriften über die venerischen Seuchen sind indessen von Conr. Schellig S. 40, Joh. Widmann S. 47, Sebast. Brandt und Jos. Grunpeck S. 54, noch Eine von letzterm S. 63, Barth. Steber S. 72, Simon Pistoris S. 75, Petr. Pinctor S. 85, die alle Hensler nur in Auszügen mitgetheilt hatte, hier vollständig eingerückt, und mit litterarischen und andern Anmerkungen versehen worden.

Das ist aber noch nicht das ganze Verdienst des Hrn. Gr. Er hat zum Verstande der arabistischen Ausdrücke hinten ein mühsam ausgearbeitetes Glossarium vocem Medico-Barbararum angehängt. Es fehlt uns daran wirklich. Und seit dem Laur. Joubertus, der den Guil. de Cauliaco mit einem ähnlichen Glossarium herausgab, ist, so viel Rec. weiß, nichts in diesem Fache, als durch Hrn. Gr. geleistet worden.

Jedem Theile hat Hr. Gr. auch eine Einleitung vorgesetzt. In der vor dem ersten Theile sagt er: er habe immer wider seiner Kunstgenossen Meinung den Ursprung der Lustseuche für neu gehalten. Auch noch in der Einleitung zum zweyten Theile glaubt er: es habe seit 1492 eine pestis inguinaria (diese war schon 1487 in Rom, wie die bekannte Grabschrift zeigt) geherrscht; es habe aber Columbus 1483 die venerische Seuche mitgebracht, sie sey erst in Spanien und nachher durch die Marranen weiter verbreitet worden; und diese habe der vorigen Pest den neuen venerischen Charakter mitgetheilt. In der allgemeinen Vorrede aber tritt er S. 11 Henslers Behauptungen im Allgemeinen so weit bey, daß er den westindischen Ursprung für sehr zweifelhaft (anceps, dubia et lubrica) achtet, und 1492 und 93 die venerische Seuche schon in Italien annimmt. Dahin glaubt er aber, hätten die Marranen sie gebracht, die aus Spanien vertriebenen Mohren und Juden. Daher habe diese Pest zuvörderst Italien mit Schrecken erfüllt, und nachher durch die Kriegsheere sich über Frankreich, Spanien und selbst Deutschland verbreitet. Hr. Gr. führt die Zeugnisse an, die ihn vorzüglich dazu bestimmt haben (Vorrede S. 3.) und setzt S. 4 noch hinzu: die Marranen hätten den Zunder vermuthlich aus Afrika empfangen. Denn den

Spa-

Spanien selbst sey die Ansteckung nicht bekannt gewesen. Die Zeit wird es lehren, ob diese Genealogie der venerischen Seuche sich bestätige. Wahrscheinlichkeit hat sie viel für sich.

Ge.

Scriptores Neurologici minores selecti, sive opera minora ad anatomiam physiologiam et pathologiam nervorum spectantia. *Tom. I.* Cum tabulis aeneis. Edidit, notulis nonnullis illustravit, praefatus est, indicibus auxit *Christian. Frid. Ludwig*, Prof. Lips. Lipsiae, apud Iunium. 1791. 4 348 pagg.

Scientifische Sammlungen haben immer einen sehr relativen Werth, und pflegen gewöhnlich durch mancherley gute und böse Gerüchte zu gehen. Sobald man aber Zweck und Bedürfniß nicht aus den Augen verliehret, so bleibt das recudi curavit immer ein verdienstliches Werk. Die kleinern akademischen Schriften sind ohnedies sehr schwer aufzutreiben, und die mit Kupfern versehenen oft in Auctionen nicht zu bezahlen. Und die Nervenlehre — heischt diesen Liebesdienst vor allen andern, wenn man deren Wichtigkeit und nachläßige Behandlung in- und ausserhalb den Akademien bedenkt. Also dem Herausg. und der Handlung unsern aufrichtigen Dank! Der Text ist correct abgedruckt, und die Kupfer sind, so viel wir bey der Vergleichung mit den Originalausgaben bemerken konnten, getreu nachgestochen. Dieser erste Band enthält folgende bekannte und bewährte Stücke. 1. et 2) *Io. Pfeffinger* Sect. 1. et 2. de structura nervorum. 3) *I. G. Haase* de gangliis nervorum. 4) *I. F. Lobstein* de nervis durae matris. 5) *I. D. Metzger* Nervorum primi paris historia. 6) *S. Th. Soemmering* de decussatione nervorum opticorum. 7) *I. F. Meckel* de quinto pare nervorum cerebri. 8) *A. B. R. Hirsch* Paris quinti nervorum encephali disquis. anat. 9) *H. A. Wrisberg* de quinto pare nervorum encephali et de nervis, qui ex eodem duram matrem ingredi falso dicuntur. 10) *I. F. G. Boehmer* de nono pare nervorum cerebri. 11) *C. Th. Asch* de primo pare nervorum medullae spinalis. 12) *Ian. Bang* Nervorum cervicalium anatome. Angefügt sind eilf Kupfertafeln. Hoffentlich

rigen Krankheiten ist mit leichter Mühe für den Patienten einzurichten!! Wie man es nimmt! S. 19 lacht der V. über den Satz, daß die Entzündungsdisposition in kalten Gegenden im Winter zu Hause seyn soll, und doch im Winter 1788 nicht zugetroffen habe. Gleich als ob nichts weiter, als Kälte, dazu nöthig seyn dürfte! Nach S. 87 soll alle Nervenschwäche und Nervenstärke, sogar (S. 125) das Alter, von der Saamenfeuchtigkeit abhängen. Aber nach der Behauptung der Neuern giebt es ja dergleichen nicht! Solche crude Noten sollten billig wegbleiben, und jeder Uebersetzer erst prüfen, ob das Büchlein der Uebersetzung werth war, dann aber, ob und wo zweckmäßige Zusätze und Berichtigungen nöthig waren, oder nicht. Das Ganze sieht hier einer Fabrikwaare sehr ähnlich.

Samuel Gottlieb Vogels, Hofr. und Prof. in Rostock, medicinisch-politische Untersuchung der Ursachen, welche die Wiederherstellung Ertrunkener so selten machen. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von dem Verfasser. Voran geht die Geschichte eines glücklich wiederbelebten Ertrunkenen. Hamburg, bey Hoffmann. 1791. 178 Seiten. 8.

Diese Schrift erschien v. J. unter dem Titel: Diatribe medico-polit. de caussis etc. aber voller Schnitzer, deren Quelle dem Drucker, vielleicht auch dem Verf. zur Last fallen konnte, wenn man sich an das ärgerliche Lotio statt Lotium in der A. L. Z. erinnert. Daher erscheint nun die freye Uebersetzung einer Schrift, welche in manchen Gegenden, zumal für Rostock, immer noch nützlich seyn kann, wenn sie auch nichts Neues und Unerhörtes enthält, hier und da bestimmter abgefaßt seyn sollte und könnte. Voran gehet die Geschichte des geretteten Hamburger Knabens. Die Ursache des guten Erfolgs wird in dem vorsichtigen Reiben, behutsamen Einblasen der Luft, unterbliebenen Aderlassen und klugen Anordnen der Handleistungen gesucht. (Dies ist wohl zu allgemein angenommen, und am Ende läuft, wie in andern Fällen, der ganze Streit darauf hinaus, daß nicht alle Ertrunkenen sich in einerley Zustande befinden, folglich auch nicht einerley Mittel Statt haben können.

können. Besonders gilt dies vom Aderlassen, das meistens der Indicationi urgenti gemäß, bisweilen aber sehr unschicklich angebracht ist.) Der Verf. sucht mit Beyspielen zu beweisen, daß in vielen Ländern keine Ertrunkene belebt werden, (ist bekannt, und vorzüglich auf Deutschland passend) und giebt als Ursachen des mißlungenen Erfolgs an, wenn Ertrunkene über eine gewisse Zeit im Wasser gelegen haben, (gewöhnlich nicht über eine halbe Stunde, seltner 1 — 1½ Stunde) wenn die Zeichen des Todes sich veroffenbaren, (es sind die bekannten, mit einiger Prüfung, weil sie einzeln trügen können, aber zusammen genommen nicht,) wenn sie durch eine tödtliche Ursache ihr Leben verlohren haben, das ist eben das größte Uebel, daß meistens dergleichen vorhergehet, oder gleich nachfolgt,) wenn die Hülfe zu langsam oder saumselig ist, (leider! an den meisten Orten, und hier die Empfehlung des nöthigen Apparats, ohne welchen nirgends etwas zu hoffen stehet. Beyläufig etwas von der schlechten Policey in Rostock, aber alles, wie anderwärts, nur mehr oder weniger,) weil die anzuwendenden Hülfsmittel übel gewählt und unrecht angewendet werden (ist wohl wahr, aber die meisten Aerzte und Wundärzte werden durch die allgemeinen Vorschriften irre geführt). Zum tüchtigen Heilverfahren fordert der Verf. eine richtige Diagnose des gegenwärtigen Falles, (sie ist öfters schwer, wohl gar unmöglich,) und zuverläßige Erfahrungen. (Dies ist ein wichtiges Problem, da alle Erfahrungsmacher auch in diesem Punkte verschieden denken und urtheilen. Selbst der Rath des Verf., den allgemeinen Regeln zu folgen, welche mehrentheils von glücklicher Wirkung gewesen sind, ist unsicher und empirisch.) Nun wieder ein Sprung auf die Hindernisse der Wiederbelebung. Diese sind der Schrecken, die Verwirrung und Betäubung; ingleichen wenn man mit der Anwendung der Mittel zu geschwind nachläßt, und den Ertrunkenen zu bald für vollkommen todt hält, mit Verweisung auf die wiederkehrenden Spuren des Lebens. (Auch hier trifft vieles nicht zu. Wir sahen Ertrunkene lange und mehrmals Odem holen, und doch sterben.) Endlich wieder heftige Verletzungen, als Ursachen, und dann die sicherste Methode. — Man sieht schon aus dieser Skizze, daß die Schrift nicht ganz zweckmäßig geschrieben ist. Denn für Gelehrte giebt sie nicht die nöthige Befriedigung, und für Ungelehrte zu viel Entbehrliches. Das Bücherverzeichniß ist ebenfalls nicht vollständig, wenn es auch der Verf. glaubt. Unserm Bedünken nach mußten hier die gewöhn-

lichen Unfälle vorhergehen, dann die collectiven Zeichen des Lebens und Todes folgen, und die bewährten Methoden, überhaupt und insbesondere, kurz und faßlich angegeben und bestimmt werden. Die Herzenserleichterung für die Rostocker Policeyherren konnte allenfalls, als local, den letzten Platz einnehmen. Ist die lateinische Schrift eben so planlos entworfen, wie die deutsche, so beklagen wir das Publikum, das sich zweymal mußte täuschen lassen.

Der Frauenzimmerdoctor, oder gründliche und praktische Erläuterung von den Krankheiten des weiblichen Geschlechts, nebst Curart und Anzeige der besten und sichersten Hülfsmittel zum allgemeinen Nutzen und Gebrauche, aus vieljähriger Erfahrung zusammen getragen von Joseph Ignaz Morasch, d. W. und A. Doct. und Rathsamtsphys. in Landshut. Landshut, in der Hagenschen Buchhandlung. 1790. 328 Seiten. 8.

Wir wünschten, der Verf. hätte durch diese Schrift nicht das unübersehbare Heer der Popularschriftsteller zur Ungebühr vermehret. Sein Styl ist nicht anlockend, die Beschreibung nicht genau und richtig, und das Verzeichniß der Frauenzimmerkrankheiten mangelhaft; die Formeln der Recepte zeigen, wie sehr der Verf. noch zurück ist. Sie sind überladen, und tragen zu sehr das Gepräge des Alterthums an sich, denn wir sehen nicht ein, was (S. 274) Pillen aus Bol. armen. Oss. sep. Ebor. s. igne. Corall. rubr. Succin. alb. Lap. prunell. Croc. Bol. indic. &c. für Wunder im weißen Flusse thun sollen. Das Detail der übrigen Autorsünden wird uns der Verf. hoffentlich erlassen.

Sim. Herz, d. A. D., Beobachtungen über die Nervenfieber. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von Heinrich Tabor, d. A. D. Heidelberg, bey Pfähler. 1790. 8. 501 Seiten.

Die

Die Urschrift ist bekannt, und zur andern Zeit angezeigt. Die Uebersetzung ist lesbar, die Anmerkungen sind meistens unerheblich und voller alltäglichen bekannten Dinge.

Sammlung von verschiedenen raren sympathetischen, magnetischen und andern Curen, wie auch von andern wunderbaren und in der Haushaltung nützlichen Kunststücken und Experimenten, von Wilhelm Tissot. Zweyte Auflage. Frankfurt, Altona und Leipzig. 1790. 304 Seiten. 8.

Was sich doch alles unter dem Namen eines berühmten Mannes verkaufen läßt! Die Sammlung ist aus allerley alten Tröstern zusammengelesen, ohne Kopf und Auswahl, ohne Rücksicht auf Richtigkeit und Brauchbarkeit der Vorschriften, ohne Achtung für das gemeine Publikum, das wenigstens nicht betrogen und zum Aberglauben verleitet werden sollte, wenn es auch nicht durch das Lesen klüger werden dürfte. Es muß in der Gegend, wo dieses Büchlein gedruckt und verlegt ist, noch ziemlich dunkel in den Köpfen seyn, wenn man glauben kann, daß ein Todtenzahn ein Mittel für den bösen Zahn abgeben könne und dergl.

Hf.

IV. Theater.

Die Mutter, oder, sie kann nicht wählen. Ein Schauspiel in Einem Akt. Oldenburg, bey Stalling. 1791. 60 Seiten. 8.

Herr Cordes — so nennt der Verf. sich unter der Vorrede — hat dieses Stück nach einem kleinen französischen Schauspiel: l'Incertitude maternelle ou le Choix impossible gearbeitet, das er im Jahr 1790 auf dem Theatre Italien zu Paris einigemale bey immer vollem Hause spielen sah. Er rühmt das Spiel der Mad. Dugazon in der Rolle der Mutter sehr, und wahrscheinlich verdankte das Stück, dem es übrigens bey

seinem etwas romantischen Zuschnitt nicht an rührenden und eingreifenden Situationen fehlt, diesem vortrefflichen Spiele einen großen Theil seines erhaltenen Beyfalls. Die Comödienbekehrung eines harten, geizigen alten Junggesellen wird durch die Worte, die ihm in den Mund gelegt wird, erst recht auffallend. Er mußte und konnte sich den Wünschen der trostlosen Mutter endlich fügen, aber schweigen mußte er, wenigstens durfte der Neubekehrte nicht gleich eine ihm ganz fremde Sprache sprechen. Die Mutter dankt ihm, und er erwiedert: „Tausendmal mehr bin ich Ihnen schuldig. Sie führten mich „zum größten Glück des Lebens, zur Bekanntschaft mit mei„nem eignen Herzen." Wie lange wird man noch auf unsern Theatern die Personen so ganz ohne oder doch ganz außer ihrem Charakter sprechen hören! — Hr. C. scheint große Lust zu haben, sein Stückchen auf das Hamburger Theater gebracht zu sehen, welches sehr klärlich aus folgender Frage erhellt: „Wer könnte uns auf unsrer deutschen Bühne diese Mutter so „wahr und lebendig darstellen, als unsre größte deutsche „Künstlerin, Madam Schröder in Hamburg?" Hoffentlich wird er diese tiefe Verbeugung nicht umsonst gemacht haben. — S. 34 finden wir ein allerliebstes, von Hrn. Cordes neugekrempeltes Wort. Ein Glückling, ja wirklich ein Glückling! und das für un parvenu!

Tm.

Die Wilden. Singspiel in drey Akten, nach dem Französischen von D. Schmieder. Die Musik ist von d'Alayrac [illegible] aufgeführt auf dem Mainzer Nationaltheater. Frankfurt, bey Pech. 1791. 96 Seiten. 8.

Eine höchst mittelmäßige Verdeutschung einer äusserst dürftigen französischen Operette. Die eingemischten Verse, besonders die komischseynsollenden, sind weniger noch als mittelmäßig, sind elend. Nur ein kleines Pröbchen.

Pedrillo.

Ach! kaum kann ich es nun erwarten,
Ins Vaterland zurückzugehen,
Mich da zu pflegen und zu warten,
Früh schlafen gehn, und spät aufstehn.

Ich

Ich sehe dann mein Weibchen und meine Freunde wieder,
O das ist Herzenslust,
Zu ruhn an ihrer Brust!
Es fährt mir schon durch alle Glieder.
Mein gutes Weib liebt mich so sehr,
Und die Kinder umher:
Ach! lieber Papa!
Bist du wieder da.
Das spielt mir am Knie, das andre am Kinn.
Ja, ja, ja, ja,
Ich bin wieder da.
Es reise man künftig, wer Lust dazu hat,
Wer Lust dazu hat.
Wie werd' ich nicht erzählen müssen,
Wie wird man so neugierig seyn:
Wie mancher fette Leckerbissen
Wird mich dann auch dafür erfreun!
Wie will ich da aufschneiden; ha! wie will ich da lügen! u. s. w.

Wie geistlos! wie platt!

Wir.

Der gutherzige Sohn, ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach Florian von D. Schmieder. Frankfurt, bey Pech, 1791. 71 Seiten. 8.

Bey dem Mangel an guten Nachspielen unsers Theaters verdiens allerdings das gegenwärtige naive Lustspiel des R. Florian eine Verdeutschung, und Hr. D. Schmieder den Dank des Publikums, sie mit so vielem Glücke ausgeführt zu haben. Rec. erinnert sich, daß ihm schon einmal eine andre Bearbeitung dieses kleinen Stücks zu Gesicht gekommen sey, die aber der Schmiederschen nachstehen muß.

Bir.

Die grosse (große) Revolution, eine Posse in einem Aufzuge, von H. v. Hedemann. Hamburg, bey Matthiessen. 1791. 4½ Bogen. 8.

V. Romane.

Kilbur, ein Beytrag zur Geschichte des sittlichen Gangs menschlicher Natur, von Friedrich von Oertel. Erster Theil. Leipzig, bey Weidmann. 1790. 26 Bogen. Zweyter Theil. 1791. 465 Seiten. 8.

Dieses Buch hat sehr unverkennbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Romanen, deren Zahl sich jetzt in Deutschland so unendlich vervielfältigt. Hier sind nicht Abentheuer auf Abentheuer gehäuft, um die Phantasie müßiger Menschen in beständiger Spannung zu erhalten, wenn man sich unfähig fühlt, durch Wahrheit und ächte Philosophie die Leser besserer Art zu interessiren; sondern die Geschichte ist nur der Faden, an welchem sehr nützliche Lehren für das praktische Leben, feine Beobachtungen, Züge, die von ächter Seelenkunde zeugen, lebhafte Schilderungen und manche nicht alltägliche Raisonnements über wichtige Gegenstände angereiht sind. Denkende und fühlende Leser wird es also auf keine Weise reuen, wenn sie dies Buch zu ihrer Lectüre wählen, aus welchem wir übrigens hier eben deswegen nicht wohl einen Auszug liefern können, weil die Geschichte darin den unbeträchtlichsten Theil des Inhalts ausmacht. Nach diesem unpartheyischen und sehr aufrichtigen Lobe nun hält es der Rec. aber auch für seine Pflicht, die Mängel nicht zu verschweigen, ohne welche, seiner Meinung nach, das Werk einen höhern Grad von Vollkommenheit haben würde. Der zweyte Theil hat sehr merkliche Vorzüge vor dem ersten, in welchem der Verf. sich bey der Erziehungsgeschichte seines Helden, bey Gegenständen von alltäglicher Art und bey Declamationen über oft gesagte Dinge zuweilen ein wenig zu lange und mit zu viel Dehnung verweilt. Was er S. 238 und 263 darüber sagt, widerlegt diesen Vorwurf nicht. Nein! „nicht alles, was wahr ist, scheint gewöhnlich alltäglich.“ Es giebt noch eine Menge Wahrheiten, die gleichsam nur wie Schaumünzen aufbewahrt werden, und die man, ihrer Schönheit und Vollwichtigkeit wegen, sehr gern einwechselt, wenn sie in Cours gebracht werden. Und

auch

auch alltägliche Wahrheiten können neuen Werth durch den Glanz bekommen, den ihnen die Darstellung giebt. Wer wird nicht z. B. mit großem Interesse in diesem Buche die Schilderung des Eindrucks lesen, den die Erziehungsmethode des Hrn. Fuchs auf die verschieden organisirten beyden Jünglinge macht, ungeachtet diese ganze Parthie ein Bild aus der Alltagswelt zu seyn scheint? Aber nicht alle Gegenstände, bey welchen sich der Verf. verweilt, sind so wichtig, noch so gut behandelt. Meisterhaft hingegen und ganz aus der Quelle ächter Seelenkunde geschöpft ist die Beschreibung der schleunigen Sinnesänderung Kilbur's im 2ten Theile S. 278. Hie und da sieht man Mißgriffe, die ein Menschenkenner hätte vermeiden sollen. Wer wird ein vierjähriges Kind so charakterisiren, daß man sagt: es habe Ernst, Stille, Stolz, Witz und Laune gezeigt? Im sechzehnten Jahre wird schwerlich irgend ein Knabe so fest den Grundsatz zu einem Theile seines Wesens machen: nur allein für die Welt zu leben, und dem Bestreben, ihr nützlich zu seyn, alles aufzuopfern. In den Begebenheiten, die der Obristin begegnen, ist manches unwahrscheinlich. Die etwas raschen Uebergänge in dem Charakter Kilburs lassen sich damit entschuldigen, daß er ein Engländer ist, an denen uns nun einmal die schnellern Abwechselungen von Ebben und Fluthen dieser Art weniger auffallend scheinen. Allein, daß dieser Jüngling, voll Kraft, (S. 54 im 2ten Theile) so lebhaft sein Unrecht fühlt, und sich nicht herausreißt aus der Wildniß, in welche er sich verirrt hat; das ist dann dagegen desto unnatürlicher. John spricht hie und da zugesucht und declamatorisch. S. 7 im 2ten Theile glaubt der Verf., ein Satyriker müsse nothwendig die Menschen entweder hassen, oder verachten. Das ist ein sehr übereiltes Urtheil. Der, welcher über Laster und Thorheiten nur lacht und spöttelt, ist mehrentheils weniger erbittert, ist duldender, wie der, welcher darüber eifert und wehklagt; und es zeugt oft von wahrer Milde des Charakters, wenn man die Bosheit nur von der lächerlichen Seite angreift, das heißt: die Fehler des Herzens lieber blos wie Verirrungen des Geistes behandelt. Hie und da zeigt der V. einen kleinen Anstrich von Schwärmerey, besonders einen Hang zu dem Glauben an Vorbedeutungen und Visionen, welches man ihm zwar gönnen kann, aber wofür ein Schriftsteller doch nicht den Sinn noch mehr zu erwecken suchen sollte. Zuweilen sind dem Rec. kleine Wiederholungen bemerklich geworden, z. B. wenn Kilbur sagt, warum er die wilden Gegenden

bewo-

Hannover, in der Schmidtischen (nachherigen Ritscherschen) Buchhandlung. Erster Theil. 1789. 336 Seiten. Zweyter Theil, 1790, 320 Seiten. Dritter und letzter Theil. 327 Seit. 8. (Ohne die Vorrede und Inhaltsanzeige eines jeden Theils.)

Seltne Welt- und Menschenkenntniß; Neuheit und lehrreiches anziehendes Interesse der Hauptbegebenheiten, wie der damit verknüpften Nebenumstände; richtige Schilderung und getreue lebendige Darstellung der handelnden Personen nach ihren Gesinnungen, Fähigkeiten und Verhältnissen; Reinigkeit und Anmuth der Schreibart, sind vorzüglich die Eigenschaften, wodurch Hr. v. Knigge seine Romane über die meisten Produkte dieser Dichtungsart in unsern Zeiten so sehr erhebt, und ihnen gleich nach ihrer Erscheinung einen so weiten Lesekreis erwirbt, daß Rec. dieser sich etwas verspäteten Anzeige des gegenwärtigen überhoben seyn könnte, wenn er sich nicht zugleich mit Recht vorwerfen müßte, dadurch in diesem Fache der Allg. d. Bibl. eine beträchtliche Lücke zu verschulden. Ueberflüßig wäre es aber gewiß, diesen Roman erst jetzt nach Verdienst zu empfehlen, und die Oekonomie seines Inhalts mitzutheilen, da er schon mit allgemeinem Beyfall gelesen und wieder gelesen ist. Weniger bekannt möchte aber wohl den meisten gewöhnlichen Romanlesern, da sie so gern die Vorreden zu überschlagen pflegen, die Geschichte seiner Entstehung und der Hauptzweck des Verf. bey demselben seyn. Diese beweisen es um so viel stärker, wie unendlich weit er über den Troß der alltäglichen Romanschreiber erhaben ist, die, ohne irgend eine nützliche und lehrreiche Wahrheit zum Grunde zu legen, ohne sorgfältig geprüften und durchdachten Plan, sich den Eingebungen des Augenblicks überlassen, da sie ihre rüstige Feder in Bewegung setzen. Wenn Hr. v. K. nämlich über die Hindernisse nachdachte, die auch oft den verständigsten Menschen abhielten, früh genug, zu seinem und Andrer Glücke, den Grad von Bildung zu erlangen, die allein des Namens der aufgeklärten Vervollkommnung würdig ist, fand er hauptsächlich deren drey, nämlich Leichtsinn, Sophisterey und Leidenschaften. Um diese Hauptidee zu entwickeln, unternahm er es, nach einander drey Romane zu schreiben. So wie er also

in

in der Geschichte Peter Clausens, und darauf in Ludwig von Seelberg, oder die Verirrungen des Philosophen, die beyden ersten jener Hindernisse vor Augen hatte, so zeigt er in der Geschichte des armen Herrn von Mildenburg, daß seine Leidenschaften es sind, die unaufhörlich an ihm nagen, ihn in so manche unangenehme Lage versetzen, daß sein Herz immer mit seinem Kopfe davon läuft, bis ihn am Ende seines Lebens die Erfahrung dahin führt, überzeugt zu seyn: daß jeder Mensch der Bauherr seines eigenen Schicksals ist; daß der weise Schöpfer alles so geordnet hat, daß jedes freye Wesen die Folgen seiner Handlungen tragen muß, u. s. w. Dies hat er denn in der gegenwärtigen Geschichte so meisterhaft durchgeführt und bestätigt, daß auch ernsthafte Leser reiche Nahrung für ihren Geist und für ihre Menschenkenntniß finden, und dieselbe mit Nutzen aus den Händen legen werden, was wohl bey den wenigsten unsrer zeitigen Romane der Fall seyn möchte. Besonders wünscht Rec., daß junge Frauenzimmer den [illegible]ten Brief im [illegible]ten Theil über weibliche Bildung recht ernstlich beherzigten, da er ein so wahres und schönes Glaubensbekenntniß über weibliche Vollkommenheit enthält. Nur in der Rechtschreibung einzelner Ausdrücke, wie: vermeindliche st. vermeintliche, wiedrige st. widrige, unwiederstehlich st. unwiderstehlich, Wiederwärtigkeit st. Widerwärtigkeit, nachrennte st. nachrannte, wemüthig st. wehmüthig, guthmüthig st. gutmüthig, Wiederwille st. Widerwille u. s. w. ist Rec. mit Hrn. v. K. (vielleicht auch nur mit dessen Schreiber) nicht einstimmig. Uebrigens ist diese Schrift mit typographischer Schönheit gedruckt, und zu mehrerer Gemeinnützigkeit, ausser einer Ausgabe auf holländischem Papier, auch eine wohlfeilere veranstaltet.

Db.

Der Laubthaler, ein Sittengemälde unsrer Zeit. Leipzig, bey Hamann. Erster Theil. 1789. 244 Seiten. Zweyter Theil. 1790. 252 Seiten. Dritter Theil. 1792. 276 Seiten. 8.

Der sonderbare und gesuchte Ton der Vorrede des ersten Theils machte Rec. eben nicht lüstern, weiter zu lesen, doch fand er denselben in der Geschichte selbst planer und verständli-

cher, und vorzüglich in den beyden letzten Bänden gedrängter und besser. Schon aus mehreren in der Romanwelt eingeführten Münzsorten, als der Rupie, Zechine, Guinee u. dgl. ist die Art der Einkleidung bekannt, womit hier der Laubthaler seine Wanderungen und die Begebenheiten seiner jedesmaligen Besitzer erzählt. Eine solche Wanderung kann man bis ins Unendliche fortgehen, da es eben nicht schwer fällt, eine Menge von Geschichten, die unter sich gerade keine Verbindung haben dürfen, zusammen zu reihen. Dabey herrscht zugleich die Unannehmlichkeit für den Leser, daß die Erzählung oft da abbricht, wo seine Erwartung am höchsten gespannt war. Doch der V. verspricht, in dem vierten und letzten Theile alles auf Einen Zweck hinzuleiten, und das, was bis jetzt Bruchstück scheint, zu einem Ganzen zu vereinigen; bis dahin müssen sich also die Leser dieses Romans gedulden. Uebrigens ist der Verf. nicht ohne Anlage zu dieser Dichtungsart, die aber noch von manchen wilden Auswüchsen und Trivialitäten gesäubert werden muß. Obgleich der dritte Theil nicht so sehr von Druckfehlern wimmelt, als die beyden ersten, so sind doch auch in diesem noch einige, die den Sinn entstellen, stehen geblieben.

Marianens Begebenheiten. Aus dem Französischen des Marivaux. Berlin, bey Unger. Erster Theil. 1791. 264 Seiten. Des zweyten Theils erste Abtheilung. 1791. 170 Seiten. Des zweyten Theils letzte Abtheilung. 1792. 230 S. 8.

Marivaux's Romane zeichnen sich besonders durch Witz, geläuterten Geschmack, richtige Menschenkenntniß, Interesse und Leichtigkeit der Erzählung sehr zu ihrem Vortheile aus. Am meisten sind aber alle diese Vorzüge in seiner Mariane sichtbar, und sie behauptet deswegen mit Recht die erste Stelle unter seinen übrigen Produkten dieser Art. Eben daher ist auch eine Uebersetzung derselben mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, wenn nicht so manche Feinheit und Eigenheit des Styls verlohren gehen, und seine Erzählungsmanier in Steifheit ausarten soll. Es war deswegen ein glücklicher Gedanke von Mad. Unger in Berlin, die schon mehrere Beweise ihrer Talente gegeben hat, diese Uebersetzung zu unternehmen, und die liebenswürdige geschwätzige Französinn so zu geben, wie sie

aus

aus ihres Schöpfers Händen kam. Wie sehr ihr dies gelungen sey, beweist eine Vergleichung mit dem Originale und mit einer ältern deutschen Uebersetzung (Braunschweig 1751.) augenscheinlich. Nur einige Stellen sind Rec. aufgestoßen, die vielleicht einer Verbesserung fähig wären, als: S. 8. Z. 9 und 11, hier wäre das zu nahe auf einander folgende sollte und wollte zu vermeiden gewesen. S. 14. Z. 11 sie war das beste Herz u. s. w. etwas ungewöhnlich. S. 15. Z. 4 Schwestern, soll wohl heißen: mit meiner Schwester. S. 75. Z. 7 v. u. widerstehen, scheint hier nicht der rechte Ausdruck. — In der ersten Abth. des zweyten Theils S. 7. Z. 4 und 5 steht mich einmal zu viel. S. 22. Z. 9 „es sitzt ihr alles vortreflich hübsch.“ S. 35. Z. 10 „kann seyn, es war Güte u. s. w. besser: es kann seyn, daß es Güte war. — In der letzten Abth. des zweyten Theils: S. 7. Z. 10 v. u. „mein Herz hängt an ihr, und man kann nicht anders mit ihr,“ hier ist der letzte Ausdruck wohl etwas undeutsch, wie S. 26, Z. 6 v. u. zum Rechten sehen. S. 56. Z. 6 v. u. Aerme statt Arme. S. 128. Z. 9 von wegen ihrer Verwandten, wie S. 132. Z. 5 von wegen meiner Mutter u. s. w. undeutsch. S. 180. Z. 2 zu gier auf Unthaten, ist ungewöhnlich. Auch wären manche französische Ausdrücke, als: Ridicules, compromettirt, Debit, dementi, besser mit deutschen vertauscht oder umschrieben. Doch diese und andere kleine Uebereilungen benehmen der Uebersetzung im Ganzen ihren Werth nicht; ubi plura nitent etc.

Brz.

Walter und Dorillis, eine tragische Geschichte in Briefen, zur Beherzigung für empfindsame Seelen. Breslau und Leipzig, bey Meyer. 1791. 10½ Bogen. 8.

Das soll denn nun freylich eine Satyre auf die sogenannte Empfindsamkeit seyn, und in so weit schon würde dies Produkt wohl um zehn Jahre zu spät kommen; aber diese Satyre ist auch sehr plump gerathen. Walter ist ein Reitknecht, und Dorillis eine Magd. Romanenlectüre hat sie zu einer Empfindeley gestimmt, die für Menschen aus dieser Klasse gegen

alle Wahrscheinlichkeit streitet. Ihre Briefe und die ihrer Freunde, eines Barbiers, Schulmeisters, einer Kuhmagd u. s. f. machen diesen Roman aus, der sich mit dem Tode und der Verzweiflung der Verliebten endigt.

Moritz und Luise, eine wahre Geschichte; von dem Verfasser der Amalia Rutland. Eisenach, bey Wittekindt. 1791. 25½ Bogen. 8.

Sehr wahrscheinlich aus den hinterlassenen Manuscripten eines vor mehr wie dreyßig Jahren verstorbenen Dorfschulmeisters abgedruckt, und in sofern von Werth, weil man daraus lernen kann, wie ein Mann von Vernunft, Welt und Geschmack in unsern Tagen nicht schreiben soll.

Jz.

Donna Rufina. Aus dem Spanischen des Dom (Don) Alonso Castillo de Sollorçano. Wien, verlegt von Alberti. 1791. Zwey Bändchen; das 1ste 221 Seiten, das 2te 190 Seiten. 8.

Der deutsche Uebersetzer schickt eine Notiz vom Verfasser dieses Romans, dem Castillo de Sollorçano, und das Verzeichniß seiner Schriften voraus. Das Original ist betitelt: La Garduna de Sevilla, und kam zuerst in Logronno 1634 in 8. heraus. Man hat davon eine französische Uebersetzung, von 1726 zu Paris gedruckt. Wir haben einen vermuthlichen Nachdruck von letzterer, à la Haye, 1743, vor uns. Die gegenwärtige deutsche Uebersetzung ist sehr frey, und endet die ziemlich unterhaltende Geschichte der Beutelschneiderin Donna Rufina mit dem zweyten Bändchen; obgleich das Original deren mehrere hat. Da nun die französische Uebersetzung, wie wir aus dem Vorberichte unsers Exemplars sehen, auch bey zwey Bändchen stehen geblieben: so schließen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit daraus, der Uebersetzer habe nicht aus dem Spanischen, sondern aus dem Franz. verdeutscht. Schlau genug hat er jedoch am Ende eine kleine Veränderung angebracht; als ob die Geschichte dort schlösse. — Uebrigens ist die Schreibart fließend und correct. Fast möchte zu viel typo-

graphische Schönheit an das Büchlein gewandt seyn. Die beyden Titelkupfer, von Sambach gezeichnet und von Kohl gestochen, sind sehr niedlich und fleißig gemacht. Um eine Probe vom Styl und zugleich vom Charakter der Heldin zu geben, setzen wir den Anfang französisch und deutsch hieher:

Donna Rufine, dont on va lire l'histoire dans ce livre, possedoit dans un dégré éminent toutes les qualités nécessaires pour devenir la plus fameuse Courtisane de son tems. C'étoit une personne subtile et adroite, qui joignoit à beaucoup d'impudence, de hardiesse et de beauté, toute la malice et la méchanceté dont une femme de sa profession puisse être capable. Elle avoit sourtout un talent admirable pour couper les bourses — „Die Geschichte, „die ich hier bekannt mache, enthält die Thaten eines Weibes, „das alle Anlagen zur berühmtesten Abentheurerin seiner Zeit „im höchsten Grade besaß. Schlau, gewandt, verwegen und „schön; — das war sie alles. Keine Börse, und hätte sie in „der verborgensten Tasche gesteckt,“ u. s. w.

Ag.

Ehestandsgemälde, von J. F. Jünger. Leipzig, 1790. 8.

Herr Jünger schreibt offenbar zu viel für seinen litterarischen Ruhm, daher ist er sich so ungleich, und im Stande, die unwitzigsten, unerträglich grotesk gezeichneten Züge neben wahrer guten Laune und ächtem Witz anzubringen.

Das gegenwärtige Buch enthält zwey kleine Romane: Die gute Ehe, und Ferdinand, oder ein Gegenstück zur guten Ehe. Der erstre dünkt Rec. äusserst mittelmäßig und unfein bearbeitet zu seyn, sowohl in Absicht auf Erfindung, als Darstellung. Hingegen ist die zweyte Erzählung mit Menschenkenntniß, Witz, ächter Menschenkenntniß, und so unterhaltend geschrieben, daß man kaum glauben sollte, daß beyde Arbeiten von Einem Manne herrühren.

Er.

VI. Weltweisheit.

Entwurf einer allgemeinen Charakterkunde; herausgegeben von W. A. Ockerse, Prediger in Wyk bey Duurstede, und aus dem Holländischen übersetzt von M. J. E. H. Scholl. Erster Theil. Gotha, in der Ettingerschen Buchhandlung. 1790. 406 Seiten in 8.

Ohnerachtet der Beruf des Menschenforschers wohl nicht immer der beneidenswertheste ist, indem er bey seinen wiederholten Untersuchungen über die unzählichen Schwächen der menschlichen Natur oft auf höchst unangenehme Gegenstände stoßen, und eben so oft zu sehr wehmüthigen und schmerzlichen Gefühlen hingerissen werden muß; so verdienen doch diejenigen denkenden Köpfe um so viel mehr den Dank des Publikums, welche in diesem Fache mit Beharrlichkeit arbeiten, und ihre scharfsinnigen Bemerkungen über den Menschen bekannt machen. Unser Verf. gehört unstreitig zu den unermüdeten und hellsehenden Denkern dieser Art, und sein Buch, das er mit rühmlicher Bescheidenheit nur einen Entwurf nennt, enthält oft auf wenigen Seiten einen größern Gedankenreichthum, und mehr geläuterte Menschenkenntniß, als manches noch so corpulente und noch so gelehrtscheinende Compendium der Moral. Obgleich die Materialien zu diesem Werke nicht ganz neu sind, indem sie in dem großen Reiche der Bücherwelt überall zerstreut umher liegen, und sich zum Theil fast alle auf bekannte Beobachtungen und Erfahrungen gründen; so hat die Arbeit des Verf. doch dadurch ein entschiedenes Verdienst erhalten, daß er über die Charakterkunde ein zusammenhängendes Ganze zu liefern angefangen, und dasselbe in einen so lichtvollen und angenehmen Vortrag eingekleidet hat, daß es jeder Nachdenkende mit Vergnügen lesen, und mancher sein eigenes Bild, voll der frappantesten Züge, darin antreffen wird. Durchgehends ist das Werk in jener leichten und doch edeln Manier geschrieben, welche zuerst die Engländer in ihren philosophischen Schriften eingeführt, und dadurch das vorher so knöcherne Gebäude der systematischen Menschenlehre schöner, dauer-

dauerhafter und brauchbarer zu machen gesucht haben. Seit langer Zeit war in dem kaufmännischen Holland kein solches Produkt erschienen, und der Verf. klagt mit Recht über den verdorbenen Geschmack seines Volks, das, von einer leidenschaftlichen Manie für politische Schriften hingerissen, jetzt sich gar nicht um die Ausbreitung philosophischer Kenntnisse bekümmere. Eigentlich ist dies bey dieser Nation wohl nie der Fall gewesen; denn ihrer Liebe zu den Wissenschaften kann man es wohl nicht zuschreiben, wenn manche philosophische Köpfe in Holland einen Druckort für ihre Schriften fanden, der ihnen anderswo versagt wurde. Wir empfehlen dies Buch allen denen, die den Menschen praktisch studiren wollen, als einen sehr guten Leitfaden, und eilen, den Inhalt desselben so anzugeben, daß der Leser sich von der Folge der Gedanken und ihrer Resultate einen richtigen Begriff machen kann. —

In der Einleitung zu diesem interessanten Buche zeigt der gelehrte Verfasser, daß die Lehre von einer zusammenhängenden Menschen- und Charakterkunde, bey aller ihrer Wichtigkeit, noch eine ganz neue (?) Untersuchung sey; daß man darüber blos schwankende Gedanken, einzelne Charaktere, allgemeine Wahrheiten, oder gewagte Muthmaßungen aufzuweisen habe; daß hingegen in regelmäßiger Ordnung noch nichts geschrieben sey, welches uns Menschen und Charaktere kennen lehrte, und daß der empyrische Theil dieses Studiums beynahe ganz verwahrlost geblieben. Genutzt habe er bey seiner Arbeit vornehmlich Montaigne, Shakespear, Pope, Addison, Steele, de la Bruyere, Rousseau, Richardson und Sterne. (Also leider keinen einzigen von den hierher gehörigen bessern deutschen Schriftstellern?) Nun geht der Verf. zu der eigentlichen Auseinandersetzung seiner Materie in folgenden Abschnitten des ersten Stücks über. — Der **Mensch**. — Der Mensch ist und bleibt Mensch, ein veränderliches und unveränderliches Wesen; veränderlich in zufälligen Eigenschaften, und unveränderlich in seiner Natur. Ein Jahrhundert ist das Bild des andern, jeder Mensch ist das Schattenbild des ganzen Körpers der Menschheit, ist eine kleine Welt. Ob er aber gleich im Grunde allezeit der nämliche bleibt; so ist er doch unzähligen Veränderungen unterworfen. Die Anlage zu so vielen Spielarten ist schon vor der Geburt vorhanden. Ein Embryo ist nicht wie der andere. Auch ist der Mensch niemals ein Automat. Eine sehr sichtbare Verschiedenheit des

Menschen macht sein Temperament, die [illegible],
die Eigenheiten, welche von seinem Volke, Berufe, seiner Re-
ligion und der Differenz seiner Begriffe und Neigungen her-
rühre, aus. Bruyere sage dadurch viel Wahres, „daß der
Mensch das veränderlichste unter allen Wesen, das unbestän-
digste unter allen Geschöpfen genannt werden müsse; denn das,
was man heute von ihm sage, darin sey er schon morgen nicht
wieder derselbige." Man finde die Menschheit fast nie mehr
rein und unvermengt, demohngeachtet könne man im Allge-
meinen von keiner Nation sagen, daß Falschheit ein Zug ihres
Charakters sey, wie bisher von den Franzosen und Italienern
behauptet worden. Je höflicher überhaupt einzelne Personen
und ganze Völker sind, desto mehr liefen sie in Gefahr, der
Falschheit beschuldiget zu werden, welches der Verf. S. 175
psychologisch zu erklären sucht. Auch das Varium et mutabile
semper femina widerlegt der Verf., und tritt hier, so wie in
mehrern Stellen seines Buchs, als ein neuer Sachwalter des
schönen Geschlechts auf. — Charakter. — Wenn alle
Menschen einander vollkommen gleich wären, so gäbe es
eigentlich keinen Charakter. Er ist die Form, in welche die
Menschheit eines jeden Individs sich kleidet. Die Charakter-
kunde beschäftige sich folglich allein mit heterogenen Dingen,
stelle diese theilweise zusammen, formire daraus ein Ganzes,
das nur Ein Mensch ist, und das diesen von allen andern We-
sen gleicher Art unterscheidet. Um den Charakter eines Men-
schen genau zu studiren, müsse man vornehmlich sich diese zwey
Fragen zur Beantwortung vorlegen: 1) Worin kommt dieser
Mensch mit andern überein? und 2) worin unterscheidet er
sich von einigen — von Allen? Im Allgemeinen sey der Satz
falsch, daß es Menschen gebe, die gar keinen Charakter hätten.
Man theile am besten die Charaktere in personelle, Volks-,
Local- und Familiencharaktere ein; aber es sey eine äußerst
mühsame, und für den Menschen vielleicht gar unmögliche
Sache, den Charakter eines Menschen nach seinem ganzen
Umfange zu bestimmen. Das, was man Charakter und Hu-
mor nenne, wären sehr verschiedene Dinge. Der Sitz des
Charakters sey vornehmlich die Seele: der des Humors und
der Laune hingegen im Blute. (Dies ist unbestimmt und
unrichtig. Da ohnstreitig der Charakter des Menschen aufs
genaueste mit den Modificationen seines Temperaments zusam-
menhängt, und dieses wiederum sich auf die Organisation des
Körpers gründet: so kann man eben so wenig sagen, daß der
Sitz

Sitz des Charakters allein die Seele sey, als es ausgemacht ist, daß Laune und Verstimmungen des Gemüths durchaus nicht immer vom Blute herrühren, sondern oft von innern Veränderungen unserer Denk- und Willenskraft, von unerwarteten Ideenassociationen, von Hemmung und Unterbrechung unsrer gewöhnlichen Art zu empfinden, und von vielen andern Ursachen abhängen, die keinesweges dem Blute zugeschrieben werden können.) Aus einer einzigen Handlung könne man unmöglich den Charakter eines Menschen kennen lernen. Es gebe keinen ganz guten und keinen ganz bösen Charakter. Je ausgebreiteter der Geist des Menschen sey, desto ausgebreiteter sey auch sein Charakter. (Auch dieser Satz ist falsch, weil die Erfahrung lehrt, daß oft die größten Köpfe in Absicht ihres Charakters die einfachsten Menschen von der Welt sind.) — — Charakterkunde. — Ist das Vermögen, die besondere Gemüthsart eines jeden Menschen, oder einer Menschengattung, gut zu bestimmen. Die ersten Grundsätze der Charakterkunde brauchen wir nicht erst zu lernen, sie sind uns angebohren. Wir fällen über jeden Menschen schon beym ersten Anblick unser Urtheil, und der erste Eindruck, den jemand auf uns macht, verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Die natürlichen Gaben, die zur Wissenschaft der Charakterkunde erfordert werden, sind eine feine Empfindung, ein feines Gefühl, ein angebohrner Witz und Scharfsinn, und ein gewisser Grad von Genie. (Dem philosophischen Schwätzer Voltaire erweist der Verf. ohnstreitig zu viel Ehre, wenn er ihn einen vorzüglichen Denker nennt.) Aufmerksamkeit und fleißiges Beobachten sind die Hauptpflichten eines Charakterkenners. Der Satz ist wahr, daß das Selbstinteresse das Hauptprincip ist, nach dem der Mensch seinem Charakter zufolge würkt und handelt; aber ungebräuchlich, und, was noch schlimmer ist, undeutlich ist das hier gebrauchte Wort Eigenbelang. (Rec. hat in der sonst fließenden Uebersetzung dergleichen neu gedrechselte Wörter ungern gesehen, der sehr vielen Druckfehler nicht zu gedenken.) Das Hauptinteresse eines Menschen zu erforschen, erfordre übrigens sehr viel Vorsicht, weil es ein jeder Mensch, der etwas Verstand hat, aus guten Gründen, so viel als möglich, zu verbergen sucht. Wenn wir den Grund kennen, worauf jemand das idealische Gebäude seines Glücks bauet; so haben wir zugleich einen großen Schritt zur Entwickelung (besser Kenntniß) seines Charakters gethan. Man kann den Charakter eines Menschen nie besser und schneller ergründen,

als wenn man ihn in interessanten, d. i. in solchen Lagen erblickt, die auf seinen Eigenbelang (Selbstinteresse) und folglich auf seinen Charakter unmittelbaren Einfluß haben. Es ist unkritisch, einen Menschen nur nach öffentlichen, grossen und auffallenden Handlungen zu charakterisiren, weil die meisten Menschen in solchen Fällen ihre Handlungen nach einem theatralischen Leisten formen, folglich die meisten Biographen und Romanschreiber uns gemeiniglich bloße Comödianten aus der kleinen und großen Welt geschildert haben. Man lernt den Menschen am leichtesten und besten aus Kleinigkeiten kennen, und dringt dadurch oft in die Tiefen seines Herzens ein. Sehr lesenswerth ist auch alles das, was der Verf. auf mehrern Seiten über den Charakter der Schriftsteller sagt. Zwey merkwürdige Gegenstände machen den Beschluß dieses Abschnitts, — über Romane, deren Eigenschaften und Lectüre. Da der Verf., wie er selbst bekennt, in der Romanenwelt wenig bewandert ist; so ist seine Behauptung ohnstreitig zu gewagt, daß die Deutschen im Allgemeinen den rechten Romanengeschmack, das Große, Geistige, Schöpferische, das fein Empfindliche und ächt Sentimentelle, das die Seele eines Romanenschreibers bilden muß, nicht haben. — Ueber Selbstkenntniß und Selbstprüfung. Diese Abhandlung verdient ganz gelesen zu werden, so wie fast das ganze Buch allen Volkslehrern zu empfehlen ist, die ihre Nebenmenschen aufklären und bessern wollen. —

S. 113 bricht der Verf. den Faden seiner bisherigen Reflexionen über die Charakterkunde des Menschen ab, und liefert unter der Rubrik: **Wahr oder Wahrscheinlich**, eine Art von Excursus über das Vorhergehende, welcher zum Theil vortrefliche Beobachtungen über den Menschen enthält. Hievon nur Folgendes.

Cicero's Ausspruch: (Nihil est tam populare quam bonitas.) Nichts ist unter den Menschen gemeiner und herrschender, als Güte, Gutherzigkeit, oder wie es die Engländer nennen: good - nature, verdiente, die Grundmaxime jedes Charakterkenners zu seyn, und die Lehre von dem sittlichen Verderben des Menschen beweise wider diesen Satz eben so wenig, als die Nacht wider die Wirklichkeit der Sonne. Es giebt keinen Menschen, von dem man sagen könne, daß er ganz falsch sey. Die Urquelle der Falschheit scheine nicht Bosheit zu seyn, sondern ein übertriebener Hang, es mit jedermann

zu

zu halten, verbunden mit Geistesschwäche und Eigennutz. Sehr richtig ist die Bemerkung des Verf., daß wir immer desto gelinder in Beurtheilung der Gebrechen Anderer sind, je unschuldiger unser Herz selbst ist. Der Verf. ist gegen Menschen sehr mißtrauisch, die dem andern nicht lange ins Gesicht sehen können; ob dies gleich Ausnahmen leidet; so mag er doch im Ganzen Recht haben. Auch bekommen hier die Vielfrager, Vielsprecher, die zu Offenherzigen und die unzeitigen Kunstrichter ihre gerechte Abfertigung. Die meisten Menschen sind im Stande, Niederträchtigkeiten zu begehen, und sich vor denen, welchen sie zu gefallen trachten, kriechend zu schmiegen, wenn ihr Eigennutz es verlangt. Man trauet sich allemal lieber einem Freunde, als einem Blutsverwandten an, da das Selbstinteresse weniger Herzensvereinigungen zwischen diesen als jenen zuläßt, und dies kann eine von den Ursachen seyn, warum die zärtlichen Reize der Liebe sich nicht unter Personen finden, die sie nicht befriedigen können, ohne die Gesetze der Natur und Gesellschaft mit Füßen zu treten. Bey der Freundschaft, wie bey der Liebe, findet Nacheiferung (besser Eifersucht) Statt, und von dem Mann ist nicht viel Gutes zu glauben, der mit allen seinen Freunden gleich vertraut umgeht. Nun folgen mehrere interessante Bemerkungen über Freundschaft, Liebe und Ehe, die den Menschenkenner verrathen. In wiefern der Verf. aber Recht hat, daß es sympathetische Vorgefühle gebe, können wir hier nicht untersuchen, da dies uns zu weit führen würde. Unrichtig ist offenbar S. 153 das Wort geistig durch speculativ übersetzt. Ein speculatives Lachen scheint uns ein Unding zu seyn, da es hier nichts anders bedeuten soll, als ein Lachen, welches in der Vorstellungskraft seinen Grund hat, und nicht blos animalisch ist. Viel lachen ist ein Zeichen der Einfalt und Dummheit; aber falsch ist der Gedanke, daß — nie lachen so viel heiße, als nie tugendhaft seyn. Leute, die viel weinen, sind nicht immer gefühlvolle Menschen: weinen rührt gemeiniglich von körperlichen Ursachen her; auch ein Hund heult, wenn er ein Geläute hört, das auf seine Nerven einen unangenehmen Eindruck macht. Jeder Mensch, selbst der größte Philosoph, hat gewisse Kindereyen und Kleinigkeiten an sich. Unter mehrern Beyspielen führt der Verf. einen sehr verständigen Mann an, der sich's zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht hat, mit dem nämlichen Fuße allezeit den ersten Schritt zu thun. Mißlingt ihm dies einmal aus Unbedacht; so geht er zurück, und setzt, wie wenn

er Merkmalen marschiren lehren müßte, den bestimmten Fuß voraus. Wenn er über die Straße geht, so macht er mit bey sich aus, auf welche Steine er treten, und wenn er bey Pfählen oder Bäumen vorbeygehet, welche von ihnen er berühren wolle. Ich habe selbst gesehen, fährt der Verf. fort, daß er durch einen oder den andern Zufall seinen Entschluß auszuführen manchmal vergaß; aber dann auch wieder umkehrte, um den gemeinten Stein, Pfahl oder Baum zu berühren. Nun folgen noch mehrere abgebrochene Meinungen über den Menschen, die mit dem Ganzen nicht nothwendig zusammenhängen, und die wir des Raums wegen übergehen müssen.

Alles Vorhergehende konnte wohl eigentlich blos als Einleitung zu dem größern S. 175 u. f. f. angegebenen Plan dieses Werks angesehen werden. Wir müssen ihn unsern Lesern nothwendig mittheilen, wenn sie eine gehörige Uebersicht des Ganzen, welches der Verf. zu liefern angefangen hat, bekommen sollen. Erster Abschnitt. Der Charakter dieses Jahrhunderts, oder von der Menschheit überhaupt in unserm und dem zunächst vorhergehenden Zeitalter. Zweyter Abschnitt. Volkscharakter. Hier wird er zuerst von dem handeln, was den Charakter der Völker durchgehends bildet, und von den besondern Erfordernissen zur richtigen Erkenntniß und Beurtheilung des Charakters eines Volks. Sodann wird er einige Proben in der Kürze von Nationalcharakteren liefern, übrigens sich auf Europa als denjenigen Welttheil einschränken, den wir nicht allein am besten kennen, sondern der für uns auch der wichtigste ist. Besonders aber wird er den niederländischen Charakter zu schildern suchen. Dritter Abschn. Der Charakter kleinerer Gesellschaften. Er setzt in diese Klasse zuvörderst Localcharaktere, sowohl im Allgemeinen, als Besondern, Hof- Stadt- und Landcharaktere. Sodann Familiencharaktere, deren Hauptzüge gewissen Geschlechtern besonders eigen sind. Vierter Abschn. Charaktere, die durch die verschiedenen Stände und Beschäftigungen dieses Lebens, als durch den Beruf und Umgang, durch Reichthum und Armuth, durch Religion und Lectüre gebildet werden. Hiezu gehören auch romanhafte Charaktere. Fünfter Abschn. Geschlechtscharaktere. Hier wird er einige Züge von männlichen und weiblichen Charakteren, wie sie jedem dieser Geschlechter eigen sind, anführen. Sechster Abschn. Charaktere des verschiedenen

Alters

Alters der Menschen. Charaktere der Kinder, der Jünglinge, der Männer, Weiber und Greise. Siebenter Abschn. Persönliche Charaktere, die einer besondern Person eigen sind. Hier wird er einige Beyspiele von guten und schlechten, vermischten, unbeständigen, gekünstelten und noch einigen andern Charakteren geben. Man sieht aus diesem kurzen Abriß, wie groß und weitläuftig der Plan des Verf. ist, und wir wünschen ihm Geduld, Zeit und Gesundheit, um ihn ganz auszuführen. Am Geschick und an Materialien zu dem großen Gebäude fehlt es ihm nicht, wie wir schon aus dem Vorhergehenden gesehen haben. — Hier ist der Hauptinhalt des ersten Abschnitts über den Charakter unseres Jahrhunderts. Jedes Zeitalter hat offenbar seine Eigenheiten, seine ihm eigene Form, folglich auch gegenwärtiges Jahrhundert. Es herrscht bey der Menschheit immer ein gewisser allgemeiner Charakter, etwas, das Montesquieu in Beziehung auf ein besonderes Volk einen esprit général nennt. Um die auszeichnenden Züge dieses großen Charakters richtig angeben zu können, muß man sich nicht auf besondere Völker einschränken, sondern die ganze Menschheit als einen Körper vor Augen haben. Hier kommen die cultivirtern Völker, vornehmlich die Europäer, am meisten in Betrachtung. Eine Veränderung des Charakters eines Zeitalters folgte der andern um so schneller, je unmittelbarer die entferntesten Völker mit einander durch Handlung und Wissenschaften verwandt wurden. Der Einfluß der Fürsten auf ihre Völker, den eine Regierungsform auf einen ganzen Welttheil hat, hilft einen gewissen allgemeinen Charakter gleichfalls bilden. Man kann dieses Jahrhundert mit Recht das französische nennen. (Eine Benennung, die mehr als zu wahr ist; wodurch aber vornehmlich dem letzten Zehntheil desselben ein ewiger Schandfleck angehängt wird.) Den größten Einfluß auf ganz Europa hat in unserm Jahrhundert die Mode gehabt. Das Moderne hat gleich einem Oceane die ganze Welt überströmt, und ist der große Mittelpunkt geworden, worin sich die verschiedensten und entlegensten Theile Europa's vereinigen. In dem Charakter eines jeden Jahrhunderts findet sich ein Etwas, von dem man den Grund nicht angeben kann, etwas Wunderliches, das man wohl bemerkt, aber wovon man nicht weiß, warum es jetzt herrschender ist, als zuvor. Das achtzehnte Jahrhundert zeichnet sich besonders rühmlich durch die Fortschritte aus, die man in Künsten und Wissenschaften gemacht hat, — und doch wird S. 209

gerade

Goldsmit in seinen Espion chinois eingerückt, und den der Verf. dieses Entwurfs als eine sehr brauchbare Anweisung zur Erlangung einer Nationalcharaktererkenntniß angeführt hat. Uebrigens, fährt er fort, muß man sich ja sorgfältig hüten, daß man einer Nation keinen Charakterzug andichte, der sich nur bey einzelnen Menschen, oder in einem besondern Zirkel findet. Bey Untersuchung und Beurtheilung der Nationalcharaktere müsse man mehr auf die rohen Züge der geringern Volksklasse, als auf alles andere, was man bey Leuten von Stand und Vermögen erblickt, Acht geben, weil ein höherer Stand auch desto gekünstelter sey. Man lerne die Hauptleidenschaften eines Volks kennen; man beobachte es bey seinen Zusammenkünften, und wo es unter interessanten Umständen, z. B. in Kriegen und Lägern, wirksam ist. Man besuche seine Schauspiele, weil diese sehr viel zur Bildung des Nationalcharakters beytragen. Man suche sich mit der häuslichen Beschaffenheit einer Nation, und mit der Art, wie Bürger unter einander leben, bekannt zu machen. Man richte seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf bejahrte und alte Leute, und studire die Manieren und Sitten der Kinder. (Hierbey bekommen die vielen leichten und flatterhaften Reisebeschreiber eine wohlverdiente Weisung. Zu den Hülfsmitteln der Nationalcharakterkenntniß rechnet der Verf. vor allen Dingen eine philosophische Untersuchung der alten und neuen Universalhistorie, besonders unsers Welttheils; — eine gute Auswahl von Reisebeschreibungen, worin die Nationalcharaktere, Sitten und Gewohnheiten der europäischen Völker entwickelt werden. (Baretti sey ein geistvoller Schriftsteller; opfere aber nicht selten die Wahrheit seinem Witze auf. Archenholz Werk über England und Italien verdiene sehr, gelesen, aber der Verfasser wegen seiner ausschweifenden Partheylichkeit sehr getadelt zu werden. Unter mehrern hier angeführten Schriftstellern hat Rec. ungern das so inhaltsreiche Werk des Hrn. Wendeborn über England vermißt; — die Werke der Philosophen, Staatsmänner, Dichter, Comödienschreiber und schönen Geister, die in jedem Lande Europa's von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommen; — das Studium der Sprichwörter jedes Volks; — die Werke der Kunst und des Geschmacks desselben; — die Lectüre der Zeitschriften und Zeitungsblätter; — den Umgang mit Fremden, und den Briefwechsel mit verständigen Ausländern und Landsleuten, die sich bey auswärtigen Nationen befinden. Dies ist der Hauptinhalt eines Werks, dessen

Fort-

Fortsetzung jeder Menschenkenner gewiss sehnsuchtsvoll entgegen sieht, und dies um so viel mehr, da die nähern Resultate seiner Untersuchungen, und die Anwendungen des bisher Gesagten auf den Charakter einzelner Nationen und Gesellschaften, so wie die Entwickelungen einzelner Charaktere und ihrer verschiedenen Modificationen erst im Folgenden vorkommen müssen, und man also von dem Verf. mit Recht eine noch größere Ausbeute seines Fleißes und einen größern Reichthum seiner Beobachtungen über den Menschen erwarten kann.

Qk.

Soll man auf katholischen Universitäten Kants Philosophie erklären? von Matern Reuß, Benedictiner zu St. Stephan in Wirzburg, der Logik, Metaphysik und prakt. Philosophie öffentl. ordentl. Lehrer auf der Julius-Universität. Wirzburg, bey Riemer. 1789. 62 Seiten. 8.

Der Verf. giebt einen kurzen, aber von allen Beweisen entblößten, Abriß der Kantischen Philosophie in ihrem speculativen Theile, um daraus zu folgern, daß sie nichts enthält, was der Religion, den Sitten und dem Staate gefährlich sey, daß also sie ohne Nachtheil auch auf katholischen Universitäten gelehrt werden könne, da ohne das ihr Studium gar leicht wegen der Schwere und Dunkelheiten nachtheilig werden könnte. Daß hierbey die einzelnen Punkte gründlich erörtert werden, läßt sich, wegen Kürze der Schrift, nicht erwarten; auch war das wohl des Verf. Absicht nicht; Neues wird man also hieraus nicht lernen; ausser daß unsere Religionsverwandten anfangen, mit rühmlichem Eifer philosophische Aufklärung zu befördern.

Bm.

Vertraute Briefe über Gegenstände aus der praktischen Moral. Erste Sammlung. Kopenhagen, bey Proft. 1791. 166 Seiten. 8.

Am Ende des Vorberichts unterschreibt sich der Verf. C. F. von Schmidt genannt Phiseldek. Seine Absicht bestimmt er selbst

selbst so; nicht neue wichtige Aufklärungen im Gebiete der Sittenlehre, nicht tiefgedachte Resultate fortgesetzter philosophischer Untersuchungen sind die Verdienste, welche dieses Werkchen berechtigen könnten, vor den Augen des Publikums zu erscheinen; vielmehr sucht es blos, gewisse, schon oft und gründlicher bewiesene Wahrheiten — Wahrheiten indeß von der Art, daß sie nie zu oft und nie zu dringend wiederholt werden können — in einem leichtern Gewande darzustellen, sie hin und wieder in neuen Verbindungen und aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, und ihre Anwendung auf Fälle des gemeinen Lebens zu zeigen. Diese Absicht hat der Verf. sehr gut erreicht, und wir empfehlen das Buch zum Lesen dem, der über wichtige Gegenstände des gemeinen Lebens angenehme Belehrung sucht, selbst dem, der das sonst tiefer durchdachte, im angenehmen Vortrage sich wieder vergegenwärtigen will. Der Briefe sind zwölf, deren erster Trostgründe über den Verlust einer Geliebten; der andere Beruhigungsgründe beym Verlust eines Freundes; der dritte eine Empfehlung der Einsamkeit, der vierte Folgen des Glaubens an Gott in der Sittenlehre; der fünfte Betrachtungen über die Frage, in wiefern es der Moralität vortheilhaft, die nachtheiligen Folgen böser Handlungen als göttliche Strafen zu denken; der sechste Vorsichtigkeitsregeln in Beurtheilung des Betragens anderer; der siebente Untersuchungen über die Freyheit; der achte Gründe der Zufriedenheit mit unserm Schicksale, auch in einer verdrießlichen Lage; der neunte Bemerkungen über das Betragen gegen Religionsspötter und Zweifler; der zehnte dergleichen über zu großes Selbstvertrauen; der eilfte über den Mißbrauch eidlicher Versicherungen; der zwölfte über das Recht eines Bürgers, Einrichtungen seiner Regierung öffentlich zu tadeln, enthält. Manchmal hätte der Verf. kräftiger noch und bündiger verfahren können, ohne der Popularität Abbruch zu thun. Im ersten und zweyten Briefe werden die Trostgründe daher meistens genommen, daß dem Gestorbenen wohl ist, und wir durch Klagen seine Zufriedenheit nicht stören sollen. Das ist wohl die weniger wichtige Seite; man trauert beym Verlust eines Freundes, einer Geliebten, wegen der Beraubung voriger Glückseligkeit am meisten; mithin muß der Trost daher vorzüglich genommen werden, daß diese Beraubung nicht unersetzlicher ewiger Verlust ist, sondern nach kurzer Trennung wir die Abgeschiedenen wieder finden, herrlicher, vollkommener wieder finden werden; daß der gegenwärtige Verlust, verstehen

mit andern, ihn gehörig zu gebrauchen, zu unserer eigenen Vervollkommnung und Glückseligkeit unausbleiblich gereicht; und daß er uns ein steter Sporn seyn soll, nach höherm Ziele, als dies Leben ist, zu trachten.

Th.

Aesthetica transcendentalis Kantiana, una cum subiunctis thesibus ex historia philosophiae et mathesi, publicae disquisitioni exposita. Würzburg, 1788. bey Nitribitt. 4 Bogen. 4.

Am Ende der Vorrede unterschreibt sich der Verf. Reuß, Professor der Logik, Metaphysik und praktischen Philosophie. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung war, daß mehrere junge Leute von Kants Sinnenlehre gern Kenntniß haben wollten, ohne sich die Kantischen Schriften selbst anschaffen zu können. Gegenwärtige Darstellung hat Deutlichkeit, mit Genauigkeit, und entwickelt die Hauptsätze ganz gut.

Er.

1) Ueber die Frage: welcher Lehrvortrag in der Philosophie ist auf deutschen Universitäten der nützlichere; der lateinische oder der deutsche? Eine Vorlesung bey Eröffnung der öffentlichen Collegien, gehalten von Bernhard Stöger, Benedictiner aus Oberalteich, der Weltweisheit Doctor und öffentlichen Lehrer der Logik und Metaphysik auf der Universität zu Salzburg. Salzburg, 1790. in der Mayr'schen Buchhandlung. 1½ Bog. 8.

2) Versuch über den Einfluß der Arbeitsamkeit auf Menschenglück: Nebst auserlesenen Sätzen aus der praktischen Philosophie, welche unter dem Vorsitze des ordentlichen Lehrers derselben und der Universalhistorie u. s. w. Augustin Schelle, Benedictiner von Tegernsee, auf der Universität zu

Salzburg zur öffentlichen Disputation aufstellte, Joseph Steinbichler, von Farnach aus Baiern. Am 18ten August 1790. Salzburg, bey Duyle. 5 Bogen. 8.

Nr. 1. Der Verf. entscheidet mit guten Gründen für den Lehrvortrag in deutscher Sprache. Erst prüft er die Einwürfe, womit man den deutschen Vortrag zu bestürmen sucht; und zeigt dabey sehr gründlich, daß die lateinische Sprache weder das Vorrecht verdiene, ausschlußweise eine philosophische Sprache zu heißen; noch als das einzige Mittheilungswerkzeug der Philosophie, oder als das nothwendige Verbindungsmittel dieser mit andern Wissenschaften betrachtet zu werden; ja, daß dieses alles mit besserm Rechte von der vaterländischen Sprache behauptet werden könne. Sodann berührt der Verf. blos, als Entscheidungsgründe für den deutschen Lehrvortrag; daß wir uns von Jugend auf angewöhnt haben, in unserer Muttersprache zu denken, und daß ein natürliches unzerreißbares Band die Begriffe und vaterländische Ausdrücke zusammenknüpfe, so daß wir ohne Worte nicht einmal zu denken im Stande sind; daß Verständlichkeit die erste Gabe eines nützlichen Vortrags seyn müsse, und daß man diese nur in der Vaterlandssprache, oder doch vorzüglich nur in derselben finden könne; daß tausend pedantische, unnütze, lächerliche Grübeleyen beym deutschen Vortrag von selbst wegfallen, die man in der lateinischen Schulsprache, oder vielmehr wegen derselben für höchst wichtig, oder gar für nothwendig ausposaunte; daß die Geschichte bezeuge, daß es um ächte Philosophie niemals elender aussah, als in den Zeiten, wo es nur erlaubt war, im barbarischen Schullatein zu philosophiren; daß man die Candidaten der Philosophie niemals mehr gängelte, als in eben diesen Zeiten, wo man in der unleidentlichsten Schulsprache die ungenießbarsten Speisen, Auswüchse eines kranken oder angesteckten Gehirns auftischte; und daß endlich bey allen Völkern des Erdbodens alle Wissenschaften erst dann anfiengen, zu blühen und empor zu steigen, nachdem sie angefangen haben, ihre Muttersprache zu bearbeiten, und in derselben zu lehren. — Endlich hängt der Verf. diesen Betrachtungen als Entscheidungsgründe für den deutschen Lehrvortrag noch an; weil es so viele Jünglinge auf Universitäten gegenwärtig gebe, die sich unfähig fühlen, den lateinischen Schulvortrag gehörig zu verstehen, und die deswegen trostlos und

und verzweifelnd dem Studiren entsagen, dem Müssiggange nachhängen, und sich in Laster und Ausschweifungen stürzen; weil beynah Alles, was über Philosophie in unsern Tagen in Deutschland zum Vorschein kommt, auch in deutscher Sprache geschrieben ist; weil besonders auch über die Revolution, welche Kant in der Philosophie bewirkt hat, bisher beynah Alles in deutscher Sprache verhandelt worden ist; weil sich der wohlthätige Einfluß der Philosophie, wenn sie in deutscher Sprache gelehrt wird, auf jeden Stand und auf jedes Alter erstreckt; weil endlich der größte Theil der Zuhörer der philosophischen Vorlesungen bestimmt ist, in der Folge ihres Lebens die Begriffe ihrer unwissenderen Landsleute in der deutschen Sprache zu berichtigen, und die von Vorurtheilen Geblendete in der deutschen Sprache zu belehren. Hier wirft der Verf. auch einen Blick auf die Protestanten, und es gereicht ihm zur Ehre, wenn er S. 23 sagt: „Werfen Sie einen Blick auf unsere „protestantischen Landsmänner. Ist es nicht im Ganzen ge„nommen in ihren Gegenden viel heller, als in den meisten „des katholischen Deutschlandes? Sind nicht dort der Vorur„theile viel weniger — an geläuterten Kenntnissen ein weit „größerer Vorrath? Woher nun dieses? Irre ich, wenn ich „sage, daß kein unbeträchtlicher Grund darin liege, daß man „bey ihnen weit eher angefangen hat, als bey uns, die Mut„tersprache auszubilden, und in derselben zu lehren und zu „schreiben. Es ist und wird ewig ein Hinderniß der Geistes„bildung bleiben, in einer andern Sprache denken, und das „Gedachte in einer andern mittheilen wollen."

Nr. 2. Verdient als eine Probe des Fleißes, der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, womit der Verf. seine philosophischen Collegien angehört hat, Beyfall und Lob; besonders da diese Probe von der Tugend der Bescheidenheit begleitet wird, deren Besitz zwar alle Menschen, vorzüglich aber Jünglinge, ziert.

1) Klugheit vereint mit Tugend, oder die Politik des Weisen, für gute Menschen. Herausgegeben von dem Hofrath von Eckartshausen. München, bey Lentner. 1790. 27 Bogen. 8.

b) Sittenlehren und Erzählungen für alle Stände der Menschen, zur Bildung der Herzen; vom Hofrath von Eckartshausen. Augsburg, bey Merz. 1790. 32 Bogen. 8.

Nr. 1. Wir sind mit dem Verf. einig, daß die Klugheitslehre eine der nothwendigsten Wissenschaften für den Menschen überhaupt, und insbesondere für denjenigen ist, der in mancherley politischen Verhältnissen lebt, und daß der Mangel an Menschenkenntniß den guten Menschen oft eine Menge Thorheiten und Fehler begehen läßt, die ihn nicht selten gänzlich ins Unglück und Verderben stürzen, oder ihn wenigstens auch mit dem besten Herzen ganz unfähig machen, zur Wohlfahrt seiner Nebenmenschen zu wirken. Wir glauben daher auch, daß eine Anleitung zur Klugheit, besonders wenn sie sich auf feste Grundsätze und auf wahre Menschenkenntniß stützt, für den jungen Mann, der nun anfängt, selbst zu handeln, von unendlich großem Werthe sey: aber eine solche Anleitung zur Klugheit muß sich auf feste Grundsätze und auf wahre Menschenkenntniß stützen; sie muß in allen ihren besondern Theilen zusammenhangen, so daß das Ganze sichtbar wird; sie muß endlich mit einer Deutlichkeit und Klarheit abgefaßt seyn, die fähig ist, auf den jungen Mann zu wirken, und in ihm sowohl deutliche Begriffe über diesen so wichtigen Gegenstand, als auch feste Entschließungen hervorzubringen. Diese Eigenschaften, die nach unserer Meinung, eine Anleitung zur Klugheit nothwendig haben sollte, fehlen aber gerade dieser vor uns liegenden Klugheitslehre des Verf. Es sind blos einzelne hingeworfene Ideen, ohne Zusammenhang und Verbindung, die der Verf. aus verschiedenen, besonders französischen Autoren gesammelt, sie zwar neben einander gestellt, aber nicht verbunden, und hin und wieder mit eigenen Zusätzen, ohne Wahl und Ordnung, vermehrt hat. Wie uns der V. versichert, so soll das französische Büchelchen „la veritable politique des personnes de qualité“ bey seiner Arbeit zum Grunde liegen. Dies wollen wir nun zwar an und für sich nicht tadeln, wenn sich der V. nur dabey die Mühe gegeben hätte, aus den verschiedenen Materialien, die er gesammelt hat, ein Ganzes zu bilden. Wir können daher dieses Buch nicht sowohl für eine Klugheitslehre, als vielmehr für abgerissene, ohne Auswahl gesammelte, und durch Nichts zu einem Ganzen verbundene, einzelne

einzelne Stücke über diesen Gegenstand ansehen. Auch haben sich Materien eingeschlichen, die mit dem angegebenen Zweck nur in sehr entfernter Verbindung stehen. Wer erwartet z. E. in einer Anleitung zur Lebensklugheit eine Abhandlung über die **Wichtigkeit der Erziehung**? — Auch hat der Verf. eine und ebendieselben Materien unter verschiedenen Titeln wiederholt. Er handelt z. E. an einem Ort **von der Ehrfurcht für die Urheber unsers Daseyns**, und an einem andern **von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern**. — In der Ausführung einzelner Theile vermissen wir Deutlichkeit und Klarheit. Der Verf. entwickelt keinen der vorgetragenen Begriffe. Er legt z. E. die Tugend der Rechtschaffenheit zum Grunde aller Lebensklugheit; aber er giebt in seinem ganzen Buche keinen deutlichen Begriff von dieser Tugend.

Nr. 2. Dieses Buch ist dem vorigen ganz ähnlich. Es hat alle die Fehler, die wir so eben getadelt haben. Es enthält einzelne Sittenlehren und Erzählungen, ohne Auswahl, ohne Verbindung, ohne Ordnung. Auch hier wird kein Begriff entwickelt. Das Ganze ist ein Chaos, das wenig geschickt ist, die Menschen über ihre Pflichten aufzuklären. So viel wir aus einigen Winken verstehen können, so sind die hier vorkommenden Abhandlungen und Erzählungen eigentlich nur ein neuer Abdruck aus einer Wochenschrift, die der Verf. zunächst für seine Mitbürger geschrieben hat. Am besten haben uns die hier vorkommenden Abhandlungen über den Aberglauben, Geistererscheinungen, Hexerey, Zauberey, Schatzgräberey u. dgl. gefallen. Aber, wie kann der Verf. hoffen, mit Erfolg diesem Aberglauben entgegen zu arbeiten, da er in andern Büchern, in seinen „**entdeckten Geheimnissen der Zauberey**“ (s. die Recens. hierüber in dem 2. St. des 93. Bandes unsrer Bibliothek) und in seinen „**Aufschlüssen der Magie**“ diesem Aberglauben wieder aufs neue, nur unter einer andern Gestalt, einführt? Die Schreibart des Verf. ist höchst unangenehm, er hascht nach dem Erhabenen, und sinkt doch nicht selten zur Sprache des Pöbels herunter. Was sollen z. E. folgende Ausdrücke heißen? S. 92 „verspensterisirt“; S. 94. „Es ist leicht zu sagen, es giebt weder Geister noch Gespenster, „aber überzeugend beweisen, ist es härter.“ S. 95. „Endzweck muß seine Existenz seyn. S. 159 „geschert oder ungeschert,“ anstatt geschoren oder ungeschoren. Wie höchst unangenehm

und fehlerhaft die Schreibart des V. sey, mag folgende Stelle, S. 109 beweisen: „Hindernisse der guten Erziehung auf Seiten der Eltern sind: 1) Mangel an Einsichten und Kenntnissen dem Verstande nach. 2) Unrichtige Ausübung dem Willen nach. Der erste Punkt wird durch seine eigene Gewißheit, und die tägliche so überzeugende Erfahrung zum Axiom, und es ist eine betrübte Leichtigkeit, es zu beweisen. — Es giebt rechtschaffene Väter; — aber es giebt auch Leute, die sich nicht kennen, und also auch ihre Mitmenschen nicht kennen. Da ist also alles leer — öde — finster. Es giebt Eltern, die von Pflichten nichts wissen, und also das Glück oder Unglück ihrer Kinder einem Ohngefähr überlassen. So ein Vater entheiliget den ehrwürdigen Namen eines Vaters durch freywillige Dummheit; weil er von Jugend auf nichts gelernt hat, läßt er auch seine Kinder nichts lernen, und kann sich eben nicht einbilden, was dieses verschlägt. Was nothwendig ist, sagt er, kommt bey Kindern mit dem Alter, und in der Welt giebt sich ohnehin alles von sich selbst. — Andere nehmen den Mechanismus für ihr Hauptsystem an, und so geht nach ihrem Kopfe alles ganz gut. Die Kinder dürfen nicht frühe zu lernen anfangen; — man muß es den Engelländern gleich thun; aber die Sache fällt nicht allezeit gut aus. — Wenn der Knabe einmal roh genug ist: so fängt sich das Werk im größten Feuer an. Haben die Kinder Talente? Diese erste und wichtige Frage zu beantworten, ist für den Befragten ein gefährlicher Felsen. — Ja, — gut, so muß man vieles leisten, — Nein, — ist doch auch in allem Betrachte mißlich. — Und zu was haben sie Talente? — Noch weit schwerer zu beantworten. Doch, die Sache wird sich zeigen. Man hält einen Hofmeister, und da sollen dann die Kinder recht viel lernen. Der Vater kömmt oft von einer Gesellschaft zurück, und erzählt schnaubend, was andere Kinder verstehen und wissen, und gleich fordert er das Nämliche von den seinigen. Ist er ein Pedant, und sieht bey dem Knaben vivacité; so wird es ihm heiß, und gleich läßt er das Jugendfeuer durch Schärfe dämmen, ist er aber ein gezwungener galant home; so spielt er immerfort einen Affen fremder Sitten; er redet alles, was Andere reden, und thut ihnen alles nach: die ganze Erziehung wird eine Composition vom Caffeetisch, Romanen, Theater und Hofgarten, und was weiß ich von was noch für Ingredientien."
An dieser Probe wird unsern Lesern genügen, und sie werden auch

auch zugleich einsehen, daß es dem Verf. eben nicht sehr beschwerlich fallen kann, in jedem Jahre viele Alphabete drucken zu lassen, da er sein Machwerk aus hundert andern Büchern ohne Auswahl, Ordnung und Verbindung zusammen sammelt, und das, was er etwa von seinem Eigenen hinzuthut, in einer so elenden und verworrenen Schreibart auftischet, daß es dem Leser äusserst schwer fällt, sich durch dieses Chaos hindurch zu arbeiten.

Nh.

Agatopisto Cromaziano kritische Geschichte der Revolutionen der Philosophie in den drey letzten Jahrhunderten. Aus dem Italienischen mit prüfenden Anmerkungen und einem Anhange über die Kantische Revolution versehen von Karl Heinrich Heydenreich, Professor in Leipzig. In zwey Theilen. Erster Theil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1791. 320 Seit. gr. 8. Zweyter Theil, 232 Seiten.

Des Werkes Inhalt ist folgender: Wiederherstellung der Philosophie im Allgemeinen; Wiederherstellung der Philosophie durch Geschmack und Gelehrsamkeit; einige sehr hitzige Prätendenten auf den Ruhm der Wiederherstellung der Philosophie; Wiederherstellung der Aristotelischen Philosophie; protestantische Aristoteliker; Aristotelische Scholastiker; Pythagorisch-Platonisch-Cabbalistische Wiederhersteller; eine gewisse Art der Platonischen Philosophie, die England mit vielem Geräusche hervorbrachte; einige Versuche, die Jonische Philosophie wieder herzustellen; einige Versuche für die Wiederherstellung der stoischen Philosophie; Wiederherstellung des Epikurischen und Demokritischen Systems; synkretistische Wiederherstellung der Philosophie; versuchte Wiederherstellung der Philosophie durch Vereinigung derselben und der Offenbarung; eingebildete Wiederherstellung der Philosophie durch das hermetische und chymische Feuer; Pyrrhonismus der Neuern; neuere Feinde der Philosophie; Wiederherstellung der Philosophie durch freye und originale Methoden; Wiederherstellung der Philosophie in England; des Herausgebers Zusätze zum ersten

Theile betreffen die Verdienste des Laurentius Valla und Rudolph Agrikola; die neuern Skeptiker und das Verhältniß des Katholicism und Protestantism zum Skepticismus; die Schicksale, Genie, Charakter und System des Jordano Bruno; endlich Bakons Verdienste um die Wissenschaften und die Philosophie. Der zweyte Theil handelt von der in Italien bewirkten Herstellung der Philosophie; den Nachfolgern des Galileo; der Cartesianischen Wiederherstellung; dem Belgischen Cartesianismus; dem Cartesianismus in Frankreich; dem Cartesianismus in England, Deutschland und Italien; der Wiederherstellung der Philosophie durch Leibnitz; den Schicksalen der Leibnitzischen Philosophie; den Schicksalen der Leibnitzischen Philosophie, verbunden mit der Wolfischen; der Wiederherstellung der Philosophie durch Newton; den Schicksalen der Newtonianischen Philosophie; einigen kleinen philosophischen Wiederherstellungen; Wiederherstellungen der Dialektik; und den Wiederherstellungen der Metaphysik. Der Herausgeber hat blos hinzugethan: Bemerkungen über die Philosophie des Descartes, und die auf dem Titel angekündigte Abhandlung. Hieraus erhellet, daß diese Geschichte mehr auf den äussern und zufälligen Zustand der Philosophie, als auf ihren innern Wachsthum, und die Vermehrung durch neue Entdeckungen Rücksicht nimmt, sonst hätten manche, denen ausführliche Abhandlungen gewidmet sind, sehr kurz müssen abgefertigt werden. Ueber den Werth des Werkes wollen wir den Herausgeber urtheilen lassen, weil die Geschichte der neuern Philosophie seit Brucker wenig bearbeitet ist, verdiente dies Buch allerdings eine weitere Bekanntmachung. Der Verf. ermangelt freylich des pragmatischen Geistes, welcher für die Geschichte der Philosophie erst durch die Kantische Kritik möglich geworden ist; allein, er ist doch kein dogmatischer Anhänger irgend einer Parthey, bleibt vielmehr durchaus dem Charakter eines freyen Selbstdenkers treu. Eben so wenig geblendet durch die Glorie, welche das Haupt so manches philosophischen Helden unverdienter Weise umgiebt, als getäuscht durch die unwürdige Verachtung und Vergessenheit, welche mehr als einen Mann, selbst noch in den neuesten Zeiten trifft, faßt er gewöhnlich einen Jeden unter dem richtigen Gesichtspunkte. Was den Styl des Verf. betrifft: so hat er unverkennbare Fehler. Nicht selten fehlt der Ausdruck der innern Gedankenverbindung, nicht selten Bestimmtheit in den Redensarten und Wörtern, nicht selten sind seine Perioden Zusammenwerfungen

von

von Gedanken ohne Princip, Ordnung und Proportion. Der Ton ist nur zu oft der Würde der Sachen nicht angemessen.

Unter den Zusätzen des Herausgebers schränken wir uns auf die durch den Titel angekündigte Abhandlung ein, deren Hauptsumme dahin geht, daß durch die kritischen Arbeiten Kants eine völlige Umwandlung der Methode, die philosophische Geschichte zu behandeln, nothwendig gemacht ist, daß selbst die besten bisherigen Schriften darüber für nichts anders denn Materialiensammlungen angesehen werden können; und daß nur erst nach Kant eine pragmatische Geschichte der Philosophie möglich ist. Denn dazu gehört, daß bey jedem Systeme und jeder Meinung der Ursprung und die Fortbildung systematisch entwickelt werde; und daß das Ganze und die Bestandtheile nach Principien geprüft werden. Ersteres, dächten wir, ließe sich, ohne Kantische Grundsätze anzunehmen, auch leisten; und das andere setzt voraus, daß die Kantische Philosophie die einzig wahre und vollendete ist. Da nun hierüber die Meinungen noch sehr getheilt sind, und die neue Philosophie von Allgemeingeltenheit noch zur Zeit weit absteht, so dürfte dieser Ausspruch gar leicht das Ansehn einer unbefugten und voreiligen Anmaßung gewinnen. So lange kein allgemeingeltendes und allgemeingültiges Philosophiegebäude vorhanden ist, kann man vom pragmatischen Geschichtschreiber der Philosophie mehr nicht fordern, als daß er bemerke, was jeder zum Vorrathe der zu seiner Zeit vorhandenen Erkenntnisse hinzugethan hat, und daß er anzeige, was diesem Zusatze und dem neuerrichteten Gebäude an Festigkeit gebricht, nach dem Maaßstabe der zu seiner Zeit vorhandenen Summe von Erkenntnissen. In sofern das Kantische System einige vorher nicht beachtete Gesichtspunkte aufgestellt, und vorher entschieden geglaubte Lehren wankend gemacht hat, muß allerdings der pragmatische Geschichtschreiber auch hierauf Rücksicht nehmen; daß aber er dies System darum annehme, und ganz sich dafür erkläre, ist mit Billigkeit jetzt von ihm nicht zu fordern. Noch wenigstens ist die Möglichkeit vorhanden, daß den Forderungen Kants auf eine andere, als die von ihm angenommene Weise, Genüge geschehe; noch sind alle mögliche Wege nicht vorgeschlagen und untersucht worden; mithin hat es starken Anstrich von metaphysischer Schwärmerey, oder Despotismus, wenn man auch dem Geschichtschreiber der Weltweisheit dieses System aufbürden,

hörchen, und schon im voraus über jeden, der es nicht annimmt, das Anathema aussprechen will.

Sg.

Versuch über die ersten Gründe der Sinnenlehre. Zur Prüfung verschiedner, vornämlich der Weishauptischen Zweifel über die Kantischen Begriffe von Raum und Zeit, von Friedrich Gottlob Born, Doctor und Professor der Philosophie auf der Universität Leipzig. Leipzig, im Druck und Verlag Klaubarths. 1788. 154 Seiten. 8.

Da Herr Born die Kantischen Gründe für das vor aller Erfahrung vorhergehende und zur Möglichkeit derselben nothwendig erforderliche Daseyn der allgemeinen Grundvorstellung vom Raume für unbezwinglich erklärt (S. 92.); so würden wir uns einer großen Uebereilung schuldig machen, wenn wir uns bey der Anzeige dieser Schrift auf eine Prüfung ihres Inhalts und der darin vorkommenden Beweise für die bloße Subjektivität der Anschauungen vom Raum und Zeit einlassen wollten; denn gegen unbezwingliche Beweise läßt sich doch nie etwas ausrichten, und überdies setzen wir uns durch diese Prüfung der Gefahr aus, daß Hr. Born bey der ersten besten Gelegenheit die Bomben seines Scharfsinnes und die Karthaunen seines Witzes (wir bedienen uns hierbey des nämlichen Bildes, wodurch er S. 21 die Weishauptischen Angriffe auf die Kantische Philosophie deutlich zu machen gesucht hat) auf uns losspielen ließe: wer möchte sich aber wohl einem so fürchterlichen Feuer blos stellen? Wir versichern daher den Verf. daß alles, was wir über seine Schrift sagen werden, gar nicht dazu bestimmt ist, die in derselben enthaltenen unbezwinglichen Argumente und Raisonnements anzugreifen, sondern nur dazu dienen soll, die Leser der Allgem. deutschen Bibliothek mit diesen unbezwinglichen Argumenten und Raisonnements einigermaßen bekannt zu machen.

Schon die Vorrede ist äusserst merkwürdig, und wir müssen wohl etwas daraus anführen, damit unsere Leser doch endlich einmal die wahren Quellen kennen lernen, aus welchen alle gegen das Kantische System bisher vorgetragenen Ein-

Einwürfe herrühren. „Seit Erscheinung der Kantischen Prolegomenen und der Schulzischen Erläuterungen über die Kritik der reinen Vernunft, sagt der Verf. S. VII ff., hat man allmählig angefangen, das tiefe Stillschweigen über dieses Meisterstück des menschlichen Geistes, oder über das Buch aller Bücher zu unterbrechen. Man hat vorgebliche Prüfungen des Kantischen Systems an das Licht gestellt, man hat Zweifel auf Zweifel über dasselbe gehäuft und bekannt gemacht; man hat förmliche Widerlegungen gegen dasselbe veranstaltet, man hat sich eigne neue Systeme ersonnen, um diesem sie entgegen zu setzen; und man hat mit dem allen zur Zeit nicht mehr ausrichten vermocht, als daß man zeigte, man habe geurtheilt, ohne vorher den Gegenstand genau untersucht, gezweifelt, ohne für die Einsicht in das Ganze des Zusammenhangs gesorgt, und widerlegt, ohne den eigentlichen Streitpunkt recht ins Auge gefaßt zu haben. Alles, was man seit der ersten Probe eines Urtheils über Kants Kritik, das vor der Untersuchung vorhergieng, bis auf das letzte Urtheil der im zweyten Stücke des 81sten Bandes der A. d. Bibl. S. 343 befindlichen Recension der zweyten Auflage der Kritic, dem Königsbergischen Weltweisen entgegen gestellt hat, ist, sehr weniges ausgenommen, mit Mißdeutungen übelgefaßter, theils aus dem Zusammenhange gerissener, theils offenbar verdrehter Behauptungen angefüllt, daß man sich gar nicht wundern darf, warum weder Kant selbst, noch seine Freunde, diese Luftstreiche einiger Gegenwehr würdigen konnten. Man sieht es fast allen diesen Gegnern nur zu deutlich an, daß nicht unbefangenes freyes Nachdenken sie bey ihren angeblichen Untersuchungen geleitet hat, daß vielmehr verjährtes Vorurtheil, daß blinde Anhänglichkeit an die Aussprüche ihrer Lehrer und an das einmal erlernte System derselben, daß Ungeduld und Abneigung vor dem mühsamen Geschäfte, sich in dieses so tief angelegte neue Lehrgebäude völlig hinein zu denken, daß Verdruß und Unwille über die Nothwendigkeit, auf die bisher vermeinte Weisheit nunmehr Verzicht zu leisten — ihnen die Feder geführt habe. — Es ist sonderbar, daß eben die, für welche die Kritik der reinen Vernunft gerade nicht geschrieben war, deren Geist mit Kants Geist im umgekehrten Verhältnisse steht, am hämischten mit diesem großen Weltweisen verfahren, und sich den übrigen Ton der unanständigsten Arroganz gegen denselben erlauben. Billig sollte jeder gegen sich selbst ein Mißtrauen schöpfen, der sich träumen läßt, Cirkel in Beweisen, und

Erklä-

Erklärungen und Inconsequenzen und Widersprüche in dem Lehrgebäude eines Mannes aufzufischen, der sich schon in seinen frühesten Versuchen als einen der scharfsinnigsten Köpfe, der tiefsten Denker, der gründlichsten Philosophen dem Publikum ankündigen konnte. — Andere haben dem kritischen Systeme dadurch entgegen zu arbeiten geglaubt, daß sie dasselbe als ein leeres Wortgepränge, unter welchem die gemeinsten und bekanntesten Wahrheiten verborgen lägen, zu verschreyen suchten. Sie haben daher einzelne Behauptungen des Königsbergischen Weltweisen mit längst bekannten Lehrsätzen anderer Philosophen zu vereinigen gesucht, um dadurch wenigstens so viel zu gewinnen, daß Kant nichts Neues gesagt habe. Man ist es von unsern systemscheuen synkretistischen Philosophen schon längst gewohnt, daß sie in ihren fragmentarischen, aus hundert ungleichartigen und mit einander nicht vereinbarlichen Schriftstellern zusammengetragenen Handbüchern die fremdesten Dinge zusammenreimen, und ein Wesen schaffen, das, in Ansehung der unhaltbaren Mischung seines aus den widrigsten Theilen zusammengegossenen Stoffs, dem Bilde beym Daniel vollkommen gleich ist. Wie sollten diese Bedenken tragen, zwischen Kant und Leibnitz eine Parallele zu ziehen, und beyde ein und dasselbe sagen zu lassen? — Ich kenne keinen von Kants Gegnern, dem es geglückt hätte, den Grundsatz, daß Kenntnisse in uns vorhanden sind, die, da sie die strengste Allgemeinheit lehren, unmöglich der Ertrag der Erfahrung seyn konnten, wankend, ich will nicht sagen, zunichte zu machen. Die Herren also, welche demungeachtet ihre Zuhörer zu überreden suchen, daß Kant nicht in allem Recht habe, würden wohl thun, wenn sie sich entschlössen, auf kurze Zeit den Sumpf zu verlassen und ins Freye zu spaziren, um ihr Glück an diesem Grundpfeiler der kritischen Philosophie zu versuchen, und ihren Scharfsinn daran sehen zu lassen, u. s. w."

Von den unbezwinglichen Behauptungen des Hrn. Prof. Born wollen wir nun auch einige anführen, jedoch nur solche, welche blos ihm eigenthümlich sind, und auf deren Erfindung gewiß weder der Königsbergische Weltweise, noch irgend einer von Anhängern der kritischen Philosophie den geringsten Anspruch machen wird. S. 1 und 42 wird gesagt: die sinnlichen Wahrnehmungen müssen durch Kräfte hervorgebracht werden, welche an sich unveränderlich und beharrlich sind, und Substanzen ausmachen. S. 27–29 behauptet aber

aber der Verf., die den sinnlichen Wahrnehmungen zum Grunde liegenden Dinge seyen uns völlig unbekannt und für uns = x. — S. 3 und 20 sucht der Verf. zu erweisen, daß unsere Sinnlichkeit mit allen ihren Bestimmungen etwas Zufälliges ausmache, und auch anders eingerichtet seyn könne, als sie wirklich ist. Nach S. 78 ist aber die Form unserer Sinnlichkeit, welche in der Anschauung des Raumes vorkömmt, eine zur Möglichkeit aller Empfindung und Erfahrung vorgängig im Gemüthe vorhandene nothwendige Grundlage. — S. 11 wird der unbekannte Gegenstand, welcher unsern empirischen Wahrnehmungen ausser uns zum Grunde liegt, eine Erscheinung genannt; und S. 12 wird von diesen Erscheinungen gesagt, sie seyen nichts anders, als Modificationen der Sinnlichkeit, die nur in dem anschauenden Subjekte, ausser dessen Vorstellungen aber gar nicht vorhanden sind. — S. 14 wird die der Sinnlichkeit zukommende Receptivität durch die den schicklichen Materien jeder Sinnesart entsprechende eigenthümliche Textur und Lage der verschiedenen sinnlichen Organe erklärt: S. 15 und 16 wird aber gesagt, die Receptivität sey die Form der Erscheinungen und eine Anschauung a priori. — Nach S. 16 ist der Sinn des Gesichts der einzige, welcher uns Anschauung verschafft; eben daher soll es nur eine Form der Erscheinung, d. i. der sichtbaren Gegenstände der Sinnlichkeit geben, und die übrigen Sinnesarten sollen nur solche Empfindungen seyn, wodurch weiter nichts, als eine mehr oder minder lebhafte, angenehme oder unangenehme Sensation hervorgebracht, durchaus aber kein Objekt erkannt wird: Nach S. 88 aber erkennt der Blindgebohrne Objekte, und bestimmt nach dieser Erkenntniß die Vorstellung des Raumes, die a priori in ihm ist. — S. 51 sagt der Verf., von der intellectuellen Anschauung könnten wir uns gar keine Vorstellung machen; und doch erklärt er dieselbe in der vorhergehenden Zeile durch dasjenige, was zeigt, daß die Dinge an sich selbst so sind, wie sie angeschauet werden.

Uebrigens haben wir nur noch zu bemerken, daß in diesem ganzen Werke für die bloße Subjektivität des Raums und der Zeit durchaus keine andern Beweise aufgestellt worden sind, als welche in der Kritik der reinen Vernunft, aber weit bestimmter und deutlicher ausgedrückt, vorkommen.

Franz Xaver Gmeiners, Lehrers der Kirchengeschichte am k. k. Lycäum zu Graz, Litterargeschichte des Ursprungs und Fortgangs der Philosophie, wie auch aller philosophischen Sekten und Sisteme. Zweyter Band. Von den Schicksalen der Philosophie nach Christi Geburt. Graz, bey Weingand und Ferstl. 1789. 736 Seiten. 8.

Ohngeachtet zwar der zweyte Theil dieser Geschichte der Philosophie und ihrer Schicksale im Ganzen genommen etwas besser ausgefallen ist, als der erstere, den wir im 1ten Stücke des ersten Bandes der Bibliothek S. 1 ... angezeigt haben; so enthält doch auch der zweyte Theil immer noch zu viele Fehler und Mängel, als daß wir ihn unsern Lesern im geringsten anempfehlen könnten. Die Darstellungen, die der Verf. in demselben von philosophischen Systemen und Meinungen giebt, sind gemeiniglich sehr unbestimmt, vielfältig, aber auch ganz unrichtig; und die Hauptquelle, aus welcher er diese Darstellungen mehrentheils genommen hat, ist wieder, wie im ersten Theile, blos und allein Brucker. Nicht einmal dasjenige hat er benutzt, was neuerlich sowohl über die Geschichte der Philosophie überhaupt, als auch über einzelne philosophische Systeme geschrieben worden ist, und die neuesten Schriften in diesem Fache scheinen ihm gar nicht zur Notiz gekommen zu seyn. Inzwischen kann es gar wohl seyn, daß dieses Werk in der Gegend des Verf. mancherley Nutzen zu stiften, und nicht nur die daselbst herrschenden Mönchsideen über Philosophie und über die Systeme in derselben zu vertreiben, sondern auch einige hellere Begriffe über die scholastische, Cartesianische und Leibnitzische Philosophie zu verbreiten im Stande sey. Ueber diesen ganz localen Werth dieser Litterargeschichte der Philosophie können wir gar nicht urtheilen, und wollen auch darüber nicht geurtheilt haben. Aber so groß derselbe auch seyn mag, so hat doch die Wissenschaft der Geschichte der Philosophie durch des Verf. Werk nicht das Mindeste gewonnen; und dieses anzuzeigen, war unsere Pflicht.

Ku.

VII. Naturlehre und Naturgeschichte.

De la Metherie, d. A. G. D., Mitglied der Akademie zu Dijon und Maynz 2c., über die reine Luft und verwandte Luftarten und andere Stoffe. Nach der zweyten Ausgabe übersetzt. Erster Theil, 450 Seiten. Zweyter Theil, 598 Seiten, gr. 8. Leipzig, bey Crusius. 1791.

Herr de la Metherie ist längst als einer der besten Scheidekünstler Frankreichs bekannt, und er liefert auch durch das gegenwärtige Werk, das in einem Zeitraum von wenigen Jahren zwey Auflagen erlebte, einen neuen Beweis, wie sehr er das Talent besitzt, physische Wahrheiten und Entdeckungen in einer bestimmten Ordnung vorzutragen, und sie gehörig mit einander zu verbinden. Ueber den bereits entschiedenen Werth des Buchs haben wir weiter nichts zu erinnern, um so mehr, da wir hoffen dürfen, daß das Buch schon in jedermanns Händen ist. Wir begnügen uns daher, nur einen allgemeinen Abriß der Methode zu geben, welcher der Verf. bey der Ausarbeitung dieses Werks gefolgt ist, und die Grundsätze hin und wieder bemerkbar zu machen, worin er von andern seiner Zeitgenossen nicht selten sehr beträchtlich abweichet.

Man würde sich sehr irren, wenn man, dem Titel zufolge, eine bloße Abhandlung über Luft und künstliche Gasarten in diesem Buche suchen wollte: man kann es vielmehr als ein ziemlich vollständiges chemisches Handbuch ansehen, welches alle Ideen und Entdeckungen in sich vereinigt, welche seit mehrern Jahren, diesen Gegenstand betreffend, bekannt worden sind. Hr. d. l. M. scheint es daher auch bey der Abfassung dieses Werks selbst gefühlt zu haben, wie unmöglich es ist, in unsern jetzigen Zeiten ein Buch über die Luftarten zu schreiben, ohne zugleich eine Abhandlung über die Wärme, das Feuer, das Licht, die Salze u. s. w. mit einzuverleiben.

Der erste Theil dieses Werks beschäftiget sich, ausser der Einleitung, mit einer physisch-chemischen Betrachtung des Feuers, des Lichts, der Hitze, ihres Grundstoffs und ihres

gebundenen Zustandes, des Phlogistons, der Kälte, der Central- und Sonnenwärme, der Flüßigkeiten in tropfbarer und luftförmiger Gestalt, der atmosphärischen Luft, der reinen Luft, der entzündbaren Luft, Luftsäure und phlogistischer Luft, der elektrischen Materie, der Phosphorluft, der hepatischen Luft, der Vegetation, der vegetabilischen Bestandtheile, als: Schleim, Zucker, Stärkmehl, Gummi, Gewächssäuren, Gewächsöle, der wesentlichen Salze, des Wachses, der extractiven Theile, der leimichten Theile, des Färbestoffs und der kreuzförmigen Blume. Bey weitem würde es die Grenzen einer Recension überschreiten, wenn wir jeden einzeln der so zahlreich hier abgehandelten Stoffe einer kritischen Beurtheilung unterwerfen wollten; doch soll uns dies nicht hindern, einige Bemerkungen hier einzustreuen, die unsers Erachtens nicht ganz unbemerkt bleiben dürfen. Hr. d. l. M. siehet den Wärmestoff (der hier Hitzstoff heißt) als eine eigenartige Substanz an, in welcher das Licht, oder Elementarfeuer, wie er es zugleich nennt, gebunden vorhanden liegt, glaubt aber, daß diese Verbindung noch durch eine dritte unbekannte Substanz bewirkt worden sey. Er betrachtet das wärmende Licht gleichsam als eine durch den Hitzstoff luftförmig ausgedehnte Substanz, und siehet endlich das Zwischenmittel, welches diese Verbindung bewirkt, als einen kleinen Theil reiner Luft an. Eine künstlichere und gesuchtere Erklärung hat Rec. doch wahrlich noch nie gefunden. Rec. würde weit lieber umgekehrt schließen, daß die reine Luft (Lebensluft) aus Lichtstoff, Wärmestoff und einer eignen Basis zusammengesetzt sey, man nenne sie Oxygen, oder wie man sonst will, und daß dieser Lichtstoff das Aneignungsmittel sey, welches die Verbindung zwischen dem Wärmestoff und jener Basis befördert.

Wenigstens scheint eine solche Erklärungsart der Sache angemessener zu seyn, da es selbst nicht schwer wird, einige Thatsachen anzuführen, die zu ihrer Bestätigung gereichen. Hitzmaterie im gebundenen Zustande an einen andern Körper, nennt Hr. d. l. M. Causticum, und begreift darunter Meyers fette Säure. Hr. M. geht dabey vom gebrannten Kalk aus, er sucht den gebundenen Wärmestoff durch die beträchtliche, aber nicht mit Licht begleitete Erhitzung zu beweisen, die derselbe beym Löschen mit Wasser hervorbringt. Diese Erscheinung läßt sich aber doch viel naturgemäßer aus der Bindung des Wassers erklären, das seinen Wärmestoff, indem es in den

festen Zustand übergehet, hier absetzt. **Hitzmaterie**, mit einer gewissen Menge Luft und Wasser verbunden, nennt Hr. d. l. M. **Phlogiston**, und als ein solches Wesen betrachtet, scheint ihm die **brennbare Luft** dem Stahlschen Phlogiston am nächsten zu kommen. Hr. d. l. M. scheint hierbey nicht an die ganz verschiedenen Würkungen gedacht zu haben, wodurch Phlogiston und inflammable Luft von einander abweichen, wenn sie mit andern Körpern in Berührung kommen; denn einige übereinstimmende Aehnlichkeiten, beweisen doch bey weitem noch keine vollkommene Uebereinstimmung. Der Verf. führt zwar bey dieser Gelegenheit die neuere antiphlogistische Lehrart an, aber er sagt, wenn auch vieles davon wahr seyn sollte, so könne man demohnerachtet noch immer ein Phlogiston als Bestandtheil in den entzündlichen Körpern annehmen, und dieses sey die brennbare Luft. Wie will der Verf. aber beweisen, daß diese brennbare Luft einen Bestandtheil im Schwefel, im Phosphor, in der Kohle u. s. w. ausmacht? S. 105 nimmt der Verf. drey verschiedene Zustände der Körper an, Zustand der Festigkeit, der Flüßigkeit und dunstförmigen Zustand. Hier liegt allerdings ein Irrthum zum Grunde, denn wenn er gleich darauf sagt: „in Dunstgestalt folgt der Körper den Gesetzen der luftförmigen Flüßigkeiten, so wird er das nie beweisen können, auch widerspricht er sich hier von selbst, indem er an einem andern Orte ganz richtig sagt: „die Dämpfe erscheinen wieder in flüßiger Gestalt, sobald sie das Uebermaaß der Wärme verliehren; das kann doch niemand von den luftförmigen Flüßigkeiten behaupten, denn diese bleiben entweder permanent elastisch, oder sie verliehren ihren expendirenden Wärmestoff mit einemmal, und dann gehen sie in einen concreten Zustand über, freylich wohl nicht für sich, aber doch in Verbindung mit andern Stoffen. S. 133 behauptet der Verf., reine Luft (Lebensluft) werde vom Wasser, wie andre Luftarten, eingesauget; das ist sehr unbestimmt ausgedrückt. Uebrigens weiß Rec. aus eigner Erfahrung, daß 100 Cubikzoll luftleeres und kaltes Wasser nie mehr als 2 Cubikzoll einer ganz reinen Lebensluft einsaugen können, wenn man auch anhaltendes Schütteln zu Hülfe nimmt; es scheint also, daß Hr. l. M. Luft nicht von der reinsten Art gewesen seyn kann. Die spec. Wärme der reinen Luft setzt Hr. l. M. hier nach, nach Crewfords ersterer Bestimmung auf 87,000, er fand sie aber bey seinen neuern Versuchen nur 4,7490. An einigen andern Stellen behauptet Hr. le M., daß bey der Verbrennung der

Körper in reiner Luft immer eine große Menge phlogistische Luft zurückbleibe. S. 148 gesteht er aber selbst, daß er bey verschiedenen Abbrennungen eine Mischung von 100 Theilen reiner und 200 Theilen brennbarer Luft, einmal nur 0,06, und das andremal 0,09 Ueberrest behielt. Vielleicht hätte Hr. l. M. aber bey einer genauen Prüfung gefunden, daß dieser Rückstand entweder noch unveränderte reine, oder unveränderte brennbare Luft sey, denn daß sie geradezu phlogistische Luft sey, wie er S. 149 behauptet, hat er keinesweges bewiesen. Entzündbare Luft soll beständig Luftsäure enthalten (S. 168.); sie soll auch einen Bestandtheil in der Salpeterluft ausmachen (S. 170.); sie sey aus reiner Luft und Feuermaterie zusammengesetzt (S. 184.) u. s. w.

Luftsäure hält Hr. l. M. (S. 205.) für eine Verbindung von reiner Luft und Causticum; jenes Causticum mache auch einen Bestandtheil in den Metallkalken aus (S. 207). Eisen und Kupfer sollen, wenn sie feucht sind, reine Luft einsaugen, und sie in Luftsäure verwandeln (S. 212.); Luftsäure lasse sich (S. 220.), so wie auch die phlogistische Luft, in reine Luft umwandeln (!!). Verdorbene, oder phlogistische Luft, sey eine Verbindung von reiner und brennbarer Luft (S. 230.). Brennbare Luft verwandle sich in verdorbene Luft (S. 236.), wenn sie einen Theil ihres Lichtstoffes verliehre.

Reine Luft werde dagegen zu phlogistischer, wenn sie sich mit einem Theil Lichtstoff verbinde, dies erfolge auch bey der Luftsäure (S. 237.).

Salpeterluft soll die metallischen Kalke reduciren (S. 270). Pyrophorus und Kohle sollen in der Salpeterluft brennen; Salpeterluft, mit einem Uebermaß von reiner Luft verbunden, (S. 275.) gebe eine Luft, in welcher ein Licht lebhaft brenne (!!) entzündbare Luft sey zur Bildung der Salpetersäure nöthig (S. 291.). Salpeterluft sey überhaupt aus brennbarer Luft, reiner Luft, phlogistischer Luft, Luftsäure, Wasser und Wärmestoff zusammengesetzt (!!).

Electrisches Fluidum nähere sich in einem gewissen Grade der brennbaren Luft (S. 303.). Der Schall, mit welchem es sich bey unsern Maschinen zu erkennen giebt, sey eine Verpuffung; electrisches Fluidum sey weiter nichts (S. 306.) als in Bewegung gesetztes Lichtfluidum, mit einem Antheile reiner Luft verbunden; doch werde zur Erregung der electrischen Erschei-

scheinungen eine besondre; uns noch unbekannte Bewegung des Lichtes erfordert; nicht jede Bewegung könne Electricität bewirken (!!).

Phosphorluft (S. 317.) ist nach Hr. l. M. eine Verbindung von brennbarer Luft, Phosphorsäure, etwas Phosphor und einem größern Antheil Hitzstoff. Hepatische Luft (S. 329) sey eine Zusammensetzung aus brennbarer Luft und flüchtiger Schwefelsäure, doch enthalte sie auch etwas würklichen Schwefel (S. 341.), der aber nicht eigentlich zu ihrem Wesen gehöre.

Die Hauptelemente zur Vegetation der Vegetabilien (S. 358.) seyen Wasser, Luft, Licht, Wärme und electrisches Fluidum, woraus alle übrige Grundstoffe der Vegetabilien erzeugt würden; Erde sey dazu nicht erforderlich; doch sey die Einsaugung des Sonnenlichts (S. 368.) zum Fortkommen der Pflanzen nöthig. Sehr gut sind die einzelnen Bestandtheile der Vegetabilien (S. 380 — 450.) behandelt. Die genaue Auseinandersetzung der Begriffe, welche der Verf. im ersten Theile dieses Werks geliefert hat, überhebt uns der Mühe einer weitläufigern Anzeige des zweyten Theils, bey welchem die erstern Begriffe fast durchgängig zum Grunde gelegt sind, um die vorgetragenen Gegenstände darnach zu behandeln. Wir begnügen uns daher, blos einen allgemeinen Abriß seines Inhalts mitzutheilen, um unsre Leser etwas näher damit bekannt zu machen.

In den sehr verschiedenen Rubriken des zweyten Theils handelt der Verf. von dem Athemholen, von der Animalisation, der Milch, der thierischen Lymphe, dem thierischen Fette, den thierischen Säuren, der Pflanzen- und Thierkohle, der geistigen Gährung, dem Aether, der Essiggährung, der Brodgährung, der faulen Pflanzengährung, der animalischen faulen Gährung, der Verbrennung von den salzhaften Substanzen, der Vitriolsäure und dem Phosphor, der Salpetersäure, der Kochsalzsäure, der dephlogistisirten Salzsäure, der Flußspatsäure, Boraxsäure, Gewächssäure und den animalischen Säuren, vom gebrannten Kalke, von den Laugensalzen, den metallischen Kalken, metallischen Säuren, metallischen Gläsern, und der Reduction derselben, von der Berlinerblausäure, von den Erden, von der Verglasung; und in verschiedenen Zusätzen von der thierischen Luft, worunter Hr. l. M. diejenige Luft

 versteht,

versteht, welche in den Schwimmblasen der Karpfen und anderer Fische gefunden wird. Er hält sie für eine ganz eigne Luftgattung, obschon Fourcroy und mehrere sehr deutlich bewiesen haben, daß sie nichts anders, als die reinste phlogistische Luft ist.

Hier ist ein Abriß dieses wirklich schätzbaren und weitläufigen Werks. Aus mehrern hier gegebenen Excerpten erkennt man auch ohne Erinnerung, daß der Verf. ein großer Freund von neuen Hypothesen ist. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glauben wollte, das ganze Werk beschäftige sich mit nichts anderm, als polemisiren. Hr. l. M. hat vielmehr bey jedem einzeln abgehandelten Artikel die Meinungen anderer Physiker treu und unpartheyisch vorgetragen; aber seine eigne Meinung als ein denkender Kopf gleichfalls vorzutragen, kann ihm ja Niemand wehren, so wie er von Niemanden verlangen wird, unter seiner Fahne zu schwören.

Die Uebersetzung ist im Ganzen genommen gut gerathen, doch wünschten wir einige im Deutschen nicht gut gewählte Ausdrücke, als: Hitzstoff, Causticum, Lichtstoffum ꝛc. hinweg. Noch wichtiger würde es aber für das ganze Werk gewesen seyn, wenn es dem Hrn. Uebersetzer gefallen hätte, demselben einige Anmerkungen einzuverleiben, die sich theils auf eine Berichtigung und Vergleichung des Verf. Meinungen mit andern, theils auf eine Einverleibung der neuern Entdeckungen bezogen hätten, womit die Naturkunde und physische Chemie seit der Erscheinung des französischen Originals bereichert worden war.

XII.

Vorlesungen über die Experimentalphysik von F. C. Achard. Dritter und vierter Theil. Berlin, 1791. im Verlage des Verfassers.

Der dritte Theil behandelt von §. 1147—1790 die Lehre von der Electricität und vom Magnete. Dann die Erde und das Weltgebäude überhaupt. Der vierte Theil von §. 1791—2378 zeigt die besondre Beschaffenheit der Erde, und handelt von den Bergen, Vulcanen, Erdbeben, vom Meere, von den Quellen, Flüssen, von Ebbe und Fluth, von den Jahrszeiten, von der Entstehung und Bildung der Erde, und von den Lufterscheinungen. Die Ausführung dieser Materien ist großentheils

theils nach Erxleben, Gren und Gehlen; daß wir von einem Achard mehrere eigene Ideen erwartet hätten, haben wir schon in der Recension der erstern zwey Theile in dieser A. d. Bibl. bemerkt, und können nicht umhin, dies Urtheil hier noch einmal zu wiederholen. Uebrigens ist dies Buch zu Vorlesungen immer sehr brauchbar, und empfiehlt sich durch Vollständigkeit und gute Ordnung. Bey der Geschiche einzelner Lehren sind nur die Männer genannt, welche diese oder jene Meinung gehabt haben. Für den, der weiter studiren will, ist es angenehm, die Schriften selbst zu kennen, worin sie vorgetragen sind.

Fm.

Car. a Linné Systema Naturae *Tomi I. Pars VII.* (Schmutztitel, ohne einen andern, folglich ohne Ort und Jahr,) 9 Bogen. 8.

Dies sind die Register über die 6 Theile des von Gmelin in Beers Verlage zu Leipzig herausgegebenen Natursystems von Linne, nämlich des Thierreichs, mit fortlaufendem Alphabet und Seitenzahl. Der erste „Index enthält die Namen der Gattungen, nebst allen zu jeder Gattung gehörigen Arten;“ dies sollte heißen: mit den Trivialnamen der zu jeder Gattung u. s. w. Da hier der Namen oft so sehr viel sind, z. E. gleich bey der ersten Gattung: Acarus, sind 82! so ist es sehr wohl gethan, daß auch diese alphabetisch unter jene geordnet sind. — Der 2te hat die Aufschrift: Index II. Nominum trivialium s. propriorum, et Synonymorum. Hier kommen dieselben eben erwähnten Trivialnamen mit den Synonymen vermischt ohne die Gattungsnamen vor, welches für diejenigen brauchbar seyn mag, die bey einem Trivialnamen sich nicht gleich der Gattung erinnern, zu welcher er gehört. Sie sind dadurch unterschieden, daß die Synonyma cursiv gedruckt sind. — Aber da Hr. Gmelin hier den Ausdruck Trivialnamen anerkennt, warum hat er ihn nicht bey dem ersten Index auch gesetzt? und wir wollten uns die Nachfolge andrer Schriftsteller in dem sehr unrichtig als gleichbedeutend hier hinzugesetzten seu propriorum wohl sehr verbitten, glauben auch, daß es dem Verf. nur entfallen, oder Schreibfehler ist. Denn Nomina propria giebt es in der ganzen Naturgeschichte nicht, weder nach der Grammatik, noch in irgend einem

Sinne. Selbst in dem Namen: Phalaena Tinea Linneella, ist ja das letzte kein nomen proprium mehr; sondern ein adiectivum. So unbedeutende Dinge würde der Rec. sich schämen anzuführen, wenn es nicht immer weiter einrisse, daß die Schriftsteller in der Naturgeschichte immer incorrecter lateinisch schreiben, fast mit jedem Quinquennio, und zuletzt Barbarismen und Solöcismen ungerügt einmischen werden, und dann sich hinter das Ansehen eines sonst berühmten Mannes verstecken, das heißt, sich auf ihn berufen; und dies wünschten wir, wenigstens unsers Theils, und aus Recensentenpflicht zu verhüten. Index III. Terminorum Artis ist seiner Natur nach der kürzeste, und befriedigt in sofern am wenigsten, da nicht in allen angeführten Stellen eine Erklärung desselben vorkommt, und daher auch ohne Vorzeigen nicht verstanden wird; wir setzen kein Exempel hinzu, da jedem, der seinen Linne in den vorigen Ausgaben studirt hat, deren genug beyfallen werden.

Ek.

Joh. Fibig, der Arzneygelahrtheit Doctor, kurfürstl. Mainz. Hofgerichtsrath, Professor der Naturgeschichte und Botanik u. s. w., Einleitung in die Naturgeschichte des Pflanzenreichs nach den neuesten Entdeckungen. Mainz, in der Universitätsbuchhandlung. 1791. 446 Seiten. 8.

Der bereits verstorbene Verfasser dieses gutgeschriebenen Handbuchs wählt einen neuen Weg, um Anfängern die Pflanzenkunde leichter und angenehmer zu machen. Den Anfang macht er mit einer Uebersicht des ganzen Pflanzenreichs, und verwebt allenthalben in den trocknen terminologischen Theil Physiologie und Pflanzengeschichte. Die Ordnung, in welcher die Materien auf einander folgen, wollen wir hersetzen. Erster Abschnitt. Von Pflanzen überhaupt, ihrer allgemein bekannten Verschiedenheit, ihrem Baue und den Hauptverrichtungen derselben. §. 13 sagt der Verf., die Oberhaut, welche die ganze Oberfläche der Gewächse umgiebt, ist eine dichte, dünne, aus dem dichtesten Gewebe bestehende Haut, durchsichtig, und man kann weder mit freyem, noch mit bewaffnetem Auge deutliche Fasern unterscheiden, und doch

heißt

heißt es §. 202: die Oberhaut ist an der Wurzel am Stamme, an den Aesten, an den Blumen und Früchten — Obschon diese Haut sehr dünn ist, so besteht sie dennoch aus mehrern Lamellen, ist aus Fasern zusammengesetzt und organisirt. Zweyter Abschnitt. Von den Blüthetheilen der Gewächse überhaupt, den wesentlichen insbesondere, und ihrer Bestimmung. Dritter Abschn. Von der Blumenkrone. Hier sagt der Verf., die Blumenkrone würde später gebildet, als die Befruchtungstheile, und gleich darauf, daß die Blumenkrone allzeit vor den Staubfäden und Stempeln erscheine. Vierter Abschn. Von dem Kelche. Fünfter Abschn. Von der Frucht. Sechster Abschn. Von den Saamengehäusen. Beyde Abschnitte, so wie der folgende siebente Abschnitt, von den Saamen überhaupt, den anhängenden und eigenen Theilen desselben, sind besonders gut nach Medikus und Gärtner ausgearbeitet. Achter Abschn. Von den Keimen, verschiedenen Arten derselben (sollte unter die vorigen Abschnitte gebracht seyn), und von den Befruchtungstheilen der sogenannten kryptogamischen Gewächse. Bey den Schwämmen ergreift der Verf. die Meynung des Hrn. Medikus, bey den Moosen folgt er der Hedwigischen Theorie. Neunter Abschn. Vom Blumenstande (inflorescentia). Nur terminologisch, so wie der nächstfolgende zehnte Abschnitt. Vom Stamme, Aesten, Blatt- und Blumenstielen; von den Blättern, Nebenblättern, Ranken, Ueberzügen und Waffen u. dgl. handeln der eilfte und zwölfte Abschnitt, nach bekannten Grundsätzen. Im dreyzehnten Abschnitt kommt die Wurzel vor, wobey die bessern Kennzeichen zwischen Zwiebeln und Knollen nach Medikus angegeben werden. Vierzehnter bis siebzehnter Abschnitt. Ueber das Ansehen, den Wohnort, die Ausartung, Lebensgeschichte und endliche Zerstörung der Gewächse. Achtzehnter Abschnitt. Pflanzenverwandschaft und Systemkunde, wobey mehrere Systeme dargestellt werden. Der neunzehnte Abschnitt, über Untersuchung, Benennung und Beschreibung der Gewächse, hätte billig unter die vorhergehenden müssen vertheilt werden. Sehr kurz und beynah überflüßig in einem theoretischen Handbuch über die Botanik ist der ganze zwanzigste Abschnitt, von den Kräften und verschiedenen Arten des Gebrauchs der Gewächse. Um so vorzüglicher und wichtiger ist der letzte Abschnitt, welcher einen kurzen Entwurf der botanischen Geschichte enthält.

Bb.

VIII. Chemie und Mineralogie.

Magazin für die Mineralogie und mineralogische Technologie; von Johann Herrmann Pfingsten, der W. W. und A. G. Doctor u. s. w. Erster Theil. Mit Kupfern. 176 Seiten in 4. 1789. Zweyter Theil, 182 Seiten. 1790. Halle, bey Gebauer.

Die naturforschende Gesellschaft zu Berlin äusserte vor einigen Jahren den Wunsch, daß ein gelehrter Mineralog sich zur Herausgabe eines mineralogischen Magazins mit einem billigen Verleger verbinden möge, in welchem man die neuern und wichtigern Entdeckungen in der Mineralogie zusammengestellt zu lesen bekäme, und nicht mehr genöthiget seyn würde, sich die oft sehr theuern ausländischen Werke der gelehrten Societäten anzuschaffen, um oft nur eine einzige in jenen Werken abgedruckte, die Mineralogie betreffende Abhandlung zu bekommen u. s. w. Diesem Wunsche ein Gnüge zu leisten, entschloß sich Hr. Pfingsten, das gegenwärtige Magazin zu veranstalten; in welchem er aber die Erfüllung jenes Wunsches weit hinter sich gelassen hat. Die Aufsätze und Auszüge, welche Hr. P. aufgenommen hat, sind theils zu alt, theils selten dem Gegenstande anpassend; und wir glauben daher, keine ganz ungegründete Prophezeyung zu machen, wenn wir den Hrn. Herausgeber, so wie den Hrn. Verleger (den wir freylich der daran gelegten Kosten wegen bedauern müssen) im voraus versichern, daß den beyden vor uns habenden Theilen wohl schwerlich ein dritter folgen wird, nach welchem sich die Käufer der beyden erstern wohl schwerlich sehnen dürften.

Was den Inhalt dieses Magazins betrifft, so finden sich im ersten Theile folgende Aufsätze: 1) Gmelin vom zergliederten Strahlsteine; 2) Leutmann von der Erweiterung und Zusammenziehung der Metalle und Gläser; 3) Gmelin über die Gewichtszunahme einiger Körper, wenn sie im Feuer calcinirt werden (sämmtlich aus den Abhandlungen der Petersburger Akademie vom Jahr 1728.); 4) Seip von der Dunsthöhle

höhle zu Pyrmont; 5) Pott vom Wasserbley; 6) Pott vom Braunstein; 7) Marggraf über das Verhältniß des Phosphors zu den Metallen. 8) Pott über das Alkali im Kochsalze (sämmtlich aus den Miscellaneis Berolinensibus von 1736.). Ferner einige Aufsätze aus der Geschichte der Berliner Akademie, von 1744 und 1745. Auszüge aus der Monatschrift der Berliner Akademie der Künste von 1788 (die Hr. P. auch schon in einigen seiner andern Compilationen mehrmals hat abdrucken lassen). Den größten Raum des ersten Theils füllen Inhaltsverzeichnisse aus, Reisebeschreibungen, Auszüge aus verschiedenen Journalen, Uebersetzungen von kleinen, meist sehr alten akademischen Schriften, und endlich Zeitungsnachrichten aus.

Der Inhalt des zweyten Theils bestehet in Auszügen aus der Geschichte der Berliner Akademie von 1746. Auszüge aus Reisebeschreibungen; Auszüge aus periodischen Schriften; Uebersetzungen von kleinen akademischen Schriften, Inhaltsverzeichnisse aus verschiedenen Büchern und Zeitungsnachrichten. Das allerbilligste Urtheil, was wir über diese Compilaten fällen können, ist, daß Hr. P. die Aeusserung der Berliner naturforschenden Gesellschaft gar nicht verstanden hat.

Bergmännisches Taschenbuch für das Jahr 1790, von Alexander Wilhelm Köhler, Secretair beym Churfürstl. Oberbergamte zu Freyberg, öffentlichem Lehrer der Bergrechte bey der Bergakademie daselbst rc. Freyberg und Annaberg, in der Crazischen Buchhandlung. 290 Seiten. 12. Dasselbe Buch für das Jahr 1791. 244 Seiten. Mit vielen illuminirten und schwarzen Kupfern.

Alle Wissenschaften hatten ihre Almanache und Taschenbücher, nur der Bergmann vermißte noch eins in seinem Fache. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke, daß der berühmte und verdienstvolle Verf. sich einer solchen Arbeit unterzog; und wir müssen offenherzig bekennen, daß derselbe das Angenehme mit dem Nützlichen und Lehrreichen auf eine so seltne Art zu vereinigen gewußt hat, daß die Ausführung unsre ganze Erwartung bey weitem übertrifft.

Den Anfang des ersten Jahrgangs 1790 machen Tabellen, welche die Bestimmung aller beym Bergbau vorkommenden Maaße enthält u. s. w. S. 1 — 39 folgt ein Verzeichniß vom Personale beym Churfürstl. Sächs. Bergbau, mit beygefügten illuminirten Kupfern, welche die Officianten in ihren Uniformen darstellen, und Erläuterungen derselben.

S. 40 — 162 eine Uebersicht der Bergwerksverfassung in Chursachsen und den dazu gehörigen Landen, sehr interessant. S. 162 — 281. Ein Entwurf der Gebirgslehre vom Hrn. Hofmann; ein sehr lehrreicher Aufsatz, in welchem das Wissenswürdigste der Gebirgslehre auf eine sehr vollständige Art und gedrängt vorgetragen wird, und die noch eines besondern Abdruckes werth wäre.

Den Beschluß des ersten Jahres machen zwey mit Musik begleitete Lieder, ein Fahrlied und ein Bergmannslied.

Der zweyte Jahrgang dieses interessanten Buchs 1791 enthält: 1) Tabellen über die Bezahlung der Schichten beym Sächsischen Bergbau, und besonders dem Freybergischen; 2) Gleiche Tabellen beym Oberbergischen Bergbau; 3) Personale beym Churfürstl. Sächsischen Bergbau; 4) Gegenwärtige Verfassung wegen der Accis- und Zollgefälle, von den Bergwerks- und Hüttenprodukten, und des Handels damit in den Königl. Preußischen Staaten; 5) Erklärung der illuminirten Kupfer; 6) Nachricht von der Verfassung und Einrichtung bey der Chursächsischen Bergakademie in Freyberg, für Fremde und Einheimische; 7) Erste Gründe der Bergbaukunst; 8) Beschreibung des Bergbohrers; 9) Lied eines Bergmanns.

Wir begnügen uns, den Inhalt dieser kleinen lehrreichen Schrift hier aufgezeichnet zu haben, und empfehlen das Lesen des Originals allen Freunden bergmännischer Wissenschaften, vorzüglich angehenden Bergmännern aufs angelegentlichste.

Experimenta chemica cum Gummiresinis nonnullis instituta etc. Auct. *Iohannes Ernestus Baer*. Erlangae, typis Kunstmannianis, 1788. 26 Seiten. 4.

Eigentlich eine kleine akademische Schrift zur Erlangung der medicinischen Doctorwürde.

Ueberall

Ueberall enthalten diese Experimente weder etwas Neues, noch Interessantes; und verrathen überhaupt wenig Kenntniß des Verf. in den Grundsätzen der höhern Chemie. Mit akademischen Schriften nimmt mans aber so genau eben nicht.

Grundriß der Experimentalchemie, zum Gebrauch bey dem Vortrage derselben, von Karl Gottfried Hagen, der A. K. Doctor rc. Mit 4 Tabellen. Zweyte vermehrte Auflage. Königsberg, bey Hartung. 1790. 448 Seiten, gr. 8.

Die erste Auflage dieses brauchbaren Handbuchs, welche 1786 herauskam, ist zu ihrer Zeit bereits in der A. d. B. angezeigt worden; wir halten uns daher jetzt nicht bey der innern Einrichtung des Werks, sondern nur bey den Verbesserungen und Zusätzen etwas auf, wodurch sich die gegenwärtige Auflage von der erstern auszeichnet. Ohne die Paragraphenanzahl der vorigen Ausgabe zu vermehren, hat Hr. H. hier manchen ältern Versuch ausgestrichen, und ihn durch eine bequemere Vorschrift ersetzt; mehrere Unrichtigkeiten der ältern Ausgabe verbessert, und die neuern Entdeckungen, welche seit jener Zeit gemacht worden waren, am gehörigen Orte nachgetragen. Hr. H. rühmt bey diesen Verbesserungen vorzüglich den Beystand des Hrn. Hofapotheker Meyer in Stettin; und obschon Hr. H. nicht insbesondere angegeben hat, welche Verbesserungen in dieser Ausgabe dem Hrn. M. zugehören, so gestehen wir doch sehr gern, daß sich von einem so vortreflichen Chemiker, als Hr. M. es ist, sehr viel Gutes erwarten lies.

Gern hätte es übrigens Rec. und mit ihm gewiß manche Leser gesehen, wenn es Hrn. H. gefallen hätte, dem Vorschlage mehrerer Recensenten der ersten Ausgabe dieses Buchs gemäß, eine etwas mehr systematische Anordnung der Gegenstände zu wählen, etwa so, wie er sie in dem systematischen Inhalt hat folgen lassen. Was Hr. H. in der Vorrede zu seiner Rechtfertigung in dieser Hinsicht saget, ist keinesweges befriedigend. Eben so wenig ist es zu verzeihen, in einem Buche, das 1790 aufgelegt wird, nicht eine Erwähnung der neuern Fortschritte zu finden, welche die Chemie durch die antiphlogistische Lehre bekommen hat. Hr. H. sagt zwar, wer die neuere französische Theorie mit Aufmerksamkeit geprüft habe, werde ihm dieses

verzei-

verzeihen; aber wem würde es nicht angenehmer gewesen seyn, lieber Gründe, als einen solchen scheinbaren Machtspruch zu hören. Doch, was jetzt nicht geschehen ist, erfüllet der Verf. vielleicht in einer dritten Auflage.

Au.

IX. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Magazin für die Botanik; herausgegeben von Joh. Jac. Römer und Paulus Usteri. VI.—XII. Stück. Zürich, 1789—1790. 8.

Da in der Folge die Annalen für die Botanik von P. Usteri anzuzeigen sind, die an die Stelle des Magazins treten: so dürfen wir wohl keine solche Lücke in der A. d. Bibl. lassen. Die ersten fünf Stücke hat derselbe Recensent weitläuftig angezeigt; er wird sich aber bey diesen Stücken kürzer zu fassen suchen, weil die meisten Leser der Bibliothek, die dies interessirt, schon das Werk selbst längst besitzen werden.

VItes Stück. I. Eigne Abhandlungen.

1. Ueber den Vortrag und Lehrmethode in der Botanik (von Usteri.) Der Verf. verlangt, man soll der Terminologie nicht so viel Zeit widmen, als gewöhnlich geschieht. Man erräth leicht, nach welchem Original des Verf. Schilderung gemacht ist: — Statt dessen soll man

a) die Erklärung rechter vieler künstlichen Systeme nach Oeder, Adanson, Linne u. s. w. abhandeln, dabey auf die Fehler und Schwierigkeiten jedes derselben aufmerksam machen u. s. f. — Nach des Rec. Ueberzeugung darf dies ja nicht zu früh geschehen; denn die Erklärung wird den Lehrling verwirrt, und die anzuzeigenden Fehler ihn stolz machen. So lange der Zuhörer nicht eine ziemliche Anzahl von Pflanzen nach irgend einem System so kennt, daß, wenn sie ihm genannt werden, er sie sich deutlich vorstellen, und die oft in verschiedenen Systemen

auch

auch verschiedenen Gattungsnamen auf die ihm bekannten reduciren kann: so wird er wenig Nutzen davon haben. Dies ist Resultat aus etwa 20jähriger Erfahrung.

2) Ueber die Lehren der Botaniker de planta describenda commentiren — wir setzen hinzu: und die Zuhörer darin üben, aber auch ihre exercitia corrigiren; denn ist das ein sehr wesentlicher Punkt.

3) die genaueste Zergliederung und Physiologie der sämmtlichen Befruchtungstheile vortragen, wobey Medicus Schriften zu studiren — wir setzen blos hinzu: cum grano salis! und erklären dies jetzt nicht weiter.

4) Die allgemeine vegetabilische Physiologie (kürzer: die Phytologie) demonstriren mit unausgesetzten Beobachtungen in der Natur.

5) Mit einer Uebersicht der Geschichte und Literatur der Wissenschaft schließen. — Ich möchte doch den Lehrer kennen lernen, der in 70 bis 80 Stunden dies leisten könnte! — Man sieht, was sich Hr. U. gewünscht, und was ihm gefehlt hat, wie er das erste Collegium über Botanik hörte; aber man sieht auch, daß er selbst es nicht versucht hat, auf die Art in einem halben Jahre Botanik zu lesen. Viele von des Rec. Zuhörern haben eben das zum Theil gewünscht, es blieb ihm aber nichts übrig, als von dem allen einen Vorschmack zu geben, und die Ausführung in besondre Vorlesungen oder das eigne Studium zu verweisen.

2. Novum vegetabile genus, Hoffmannia dictum, a C. L. Willdenow. Ist beym Linné Lycopodium nudum, das aber durch capsulam 3 — locularem 6 — valvem polyspermam sich von den übrigen, die caps. 1 — locul. bivalvem haben, unterscheidet.

3. Eine botanische Beobachtung von D. Roth — daß Iuncus bufonius sein Saamenblatt (Cotyledon) behalte, und dadurch veranlasse, ihn vor dem Blühen für einen Kryptogamisten zu halten.

4. Myristica auf zwey illuminirten Tafeln durch Hrn. Prof. Hermann in Strasburg.

II. Auszüge aus fremden Werken.

1. Malvacei Ordinis plantae novae hybridae, auct. *Jos. Theoph. Koelreutero*; aus den Act. Petrop. pro a. 1782.

Es

Es sind 177 Versuche! von denen die wenigsten gelungen. – Die Ursache scheint in der Beobachtung von der Aleea zu liegen, die im Mag. f. d. Bot. Vtem St. S. 161 angeführt ist.

2. *L'Heritier* Sertum anglicum. — Der hier abgedruckte Text füllt im Original 36 Seiten, Atlasformat, hier 28 Seiten in 8., und enthält die Beschreibung neuer Gattungen und Arten, die der Verf. in den englischen Gärten, hauptsächlich dem zu Kew gesehen.

3. *Ei.* Cornus. — Auch der ganze Text dieser Monographie.

4. *de Bodler* Abh. über die Chinchina — Piton — aus dem Journ. de Phys. 1789. Fevrier, ist auf der Tab. III. abgebildet.

III. Recensionen und kürzere Nachrichten. Darunter die erste von S. 102 – 127 über Gaertner de Fructibus et Seminibus die wichtigste ist.

IV. Kürzere Nachrichten (ist bey Nr. III. wohl nur durch einen Druckfehler gekommen). Auszüge aus Briefen: Ueber den Zustand der Botanik auf den italienischen Universitäten. Cavanilles Anmerkk. zu Dahl Obss. im IV. St. des Mag. S. 20. Aus der Recension von Scopoli Fundam. Bot. in der Allg. d. Bibl. B. 86. Ueber die botanischen Gärten in Holland. Ankündigungen von Büchern.

VII. Stück.

I. 1. Obs. critica de Elymi hystricis charactere p. 3. soll zu der Gattung, die Mönch und nach ihm Haller und Allioni Homalocenchrus, Schreber hingegen in Linn. Gen. Pl. Asprella genannt hat, gezogen werden. Die Gründe sind hier zu weitläuftig.

2) Explicatio tabularum IV aenearum, fasciculo huic annexarum p. 173. Sie stellen vor: 1) Globularia alypum; 2) Philadelphus floribundus (ex ins. Oceani australis); 3) Diosma imbricata. 4) Hypericum Coris.

II. *I. A. Scopoli* specimen bot. de Celti australi aus dessen Deliciis Insubr. p. 97 sqq. — Es sey der Lotus der Griechen und Römer. Vollständige Beschreibung und Nutzen. — *Will. Wright* von den Arzeneypflanzen in Jamaica; Forts. — *Cavanilles* in Fasc. V, L'Heritiari. *Iac. Ed. Smith*

Smith einige Bemerkungen über die Reizbarkeit der Pflanzen; — insonderheit der Berberis communis — welches hier Vogelbeerbaum übersetzt wird; dieser Name gehört aber für Sorbus aucuparia; also lieber Berberitzenstrauch.

III. Nomenclator Fungorum, Verzeichniß der Schwämme, von *Ge. Frcsc. Hoffmann.* — *Jos. Gaertner* de Fructibus etc. Centuriae V. — noch eine Recension von einem andern Mitarbeiter. — *Hoffmann* plantae lichenosae Fasc. I et II. — *Müller* de Clematide Vitalba. — *I. D. Schoepf* Reise durch einige — nordamerikanische Staaten; und außer mehrern kleinern Schriften auch *Linnaei* Syst. Veg. ed. XV. cura Scannagatae.

IV. fehlt diesmal wegen Mangel des Raums.

VIIItes Stück.

I. 1. Obss. botanicae *Franc. de Paula Schrank* auctore. — Gehören unter die besten bisher im Magazin mitgetheilten, weil 1) Bescheidenheit gegen die Männer in der Wissenschaft bewiesen wird, deren Fehler verbessert werden; 2) nicht die ermüdende Weitschweifigkeit in den Beschreibungen herrscht, die so sehr Mode wird, daß man hier mit Linne (von der Entomologie) sagen möchte: Verbositas calamitas praesentis saeculi, (decennii) ut pauciloquium Veterum. 3) Weil es Pflanzen betrifft, die man auf dem Felde und in Gärten doch noch finden kann. Nur ein Paar Proben. S. 5. „Campanulam *Gleditschius* inter *Petalostemones* collocavit. Sed vix quispiam genus hoc in ea classe quaerat (quaeret) — inter *Thalamostemones* referri deberet. S. 6. Commelina communis. Eine schöne Bemerkung. Was Linne hier Nectaria nennt, sind wahre Stamina. Corolla ist nicht 6 — petala, sondern die von Linne petala exteriora genannten 3. der wahre Calyx (so viel mehr Uebereinstimmung mit Tradescantia); die Spatha ein folium florale. — Dies zeigt den Beobachter, der nicht blos sieht und tadelt, sondern dabey denkt und vergleicht. Die Gründe und die übrigen Pflanzen übergehen wir; nur noch das eine: der Verf. macht aus Cleome pentaphylla eine eigne Gattung: Pedicellaria, und hat viel für sich. — Die Gattung Triguera acerifolia ist schon vom Urheber selbst, Cavanilles, cassirt, und Solandra genannt, für Triguera, aber eine spanische Pflanze aus den

den Solandrelle angenommen, auch vom Hrn. v. Schreber in Gen. Pl. beybehalten. Es wird aber noch erst auszumachen seyn, ob die Murrayisch-Cavanillische Solandra den Namen behalten, oder ihn der früher in England benannten und von Swartz beschriebenen Pflanze überlassen soll, die dem Rec. nach der Plümierschen Bestimmung mehr eine species von Strammonium, als eine eigne Gattung scheint.

2. Versuch eines Entwurfs einer Geschichte der Pflanzenkunde, von Usteri. — Wir können über diese vier Seiten nichts sagen, als daß sie eine schwülstige Einleitung, aber noch nichts von der Ausführung enthalten, als den Satz: daß man bisher den wichtigen Unterschied zwischen subjektiver und objektiver Geschichte einer Wissenschaft vernachlässigt habe.

II. 1. *Ant. Ios. Cavanilles* Diss. bot. secunda de Malva etc.
2. — — — — — — tertia.
3. — — — — Tentamina de Abutilonis atque Malvarum fibris in usus oeconomicos praeparandis — aus der Diss. secunda. So gut und brauchbar diese Idee, und diese Versuche sind: so wenig sind sie dem Deutschen neu, der es hoffentlich wissen wird, was Jac. Chr. Schäffer schon hierin gethan hat; aber auch wissen wird, wie wenig darauf geachtet ist! Vielleicht weckt nun ein Spanier seine und unsre Landsleute zur Nachahmung auf.
4. De fibrae vegetabilis et animalis ortu. Sect. I. exponit et munus Professoris Botanices Publ. extraordinarium — auspicatur *Io. Hedwig*, Dr. Ist zu reichhaltig, um hier wieder ausgezogen zu werden.

III. 1. Florae Cantabrigiensis Suppl. alterum auct. *Rich. Relhan* — p. 36. Verschiedne kleinere Anzeigen; dann eine von J. C. Sepp Abbildungen in- und ausländischer Hölzer u. s. w., mit dem berichtigten Verzeichniß der Tafeln nach Linneischen Namen. Antikritik des Recensenten von Suckows Anfangsgründen der Botanik. Medicus über das sicherste Mittel, dem Brand- (Brenn-) holzmangel abzuhelfen — ist nach Hrn. M. die Cultur der Robinia pseudacacia L. aus einer Vorlesung, worin der zweyte Abschnitt von den Gebrechen der Forsthaushaltung handelt, und der dritte noch Iuglans nigra L., Acer Negundo und Ailanthus glandulosa zum Anbau gegen den

den Holzmangel empfiehlt. — *Ant. Laur. de Jussieu* Genera pl. secundum Ordines naturales disposita von *de la Metherie* im Journ. de Physique 1789. Aout, weil die Herausgeber das Werk selbst noch nicht hatten.

IV. Unter dieser Rubrik bemerken wir nur die Ankündigung eines Werks vom Hrn. Sprengel, Rector in Spandau: Versuch, die Construction der Blumen zu erklären, welcher Ostern 1790 herauskommen sollte — aber so viel wir wissen, noch jetzt nicht (Dec. 1792.) heraus ist. Und ferner: daß der Wunsch des Rec. bey Anzeige von Nr. 1. St. VI. (in dieser nämlichen Recension) erfüllt ist; Hr. D. Willdenow ist nämlich der Lehrer, der (nach S. 149 und 150.) das leistet, was Hr. U. verlangt. Aber statt dessen ist nun ein anderer Wunsch gekommen, dessen Erfüllung unmöglich ist, nämlich diesen Cursum selbst zu hören, um sich über das Wie? — über die Art und Weise, dies zu bewerkstelligen? zu belehren! und wenn es ihm möglich wäre, sie nachzuahmen — anders, als er bisher im Stande gewesen ist, d. h. ohne bey den mehrern Systemen (ausführlich erklärt, wie Hr. U. will) Verwirrung zu machen, und von dem Uebrigen mehr als den Vorschmack zu geben. — Aus einer Recension der Oberd. Litt. Zeit. 1789. wird die Unvollständigkeit von Rothii Flora germ. bewiesen. So wenig hier der Ort ist, von einem in der A. d. Bibl. durch einen andern Mitarbeiter recensirten Werke noch einmal zu reden, so wenig der Verf. dieser Anzeige mit der Einrichtung jenes Buchs zufrieden ist (die seiner Meinung nach in Columnen hätte gemacht werden sollen), und so wahr die Bemerkungen des Recens. in der Oberd. L. Z. sind: so wahr ist es doch auch, daß der Verf. es nur Tentamen nennt, und eine Arbeit von der Art zum erstenmal nicht vollkommen seyn kann. Dennoch ist es gut, daß die Mängel angezeigt werden, und den Herausgebern des Magazins stehet die Unpartheylichkeit, gegen eine Arbeit eines ihrer Mitarbeiter etwas einzurücken, sehr wohl.

IXtes Stück.

I. 1. *Ge. Fr. Hoffmann* Tabula, in qua [illegible] Filices explicantur, prima. — Ein schöner Aufsatz, seines berühmten Verf. würdig, mit einem Kupfer, auf welchem Equisetum arvense und E. palustre, Osmunda Lunaria, Ophioglossum vulgatum, Acrostichum septen-

trionale, A Asplenia und B Polypodia dargestellt werden, mit Bemerkungen über die Arten und Abarten, aber keines Auszugs fähig. Die Fortsetzung wünschen wir recht sehr.

2. Zufällige Gedanken über Pflanzengattungen, von D. C. L. Willdenow. Der Rec. wird an einem andern Orte der Bibliothek seine Gedanken über diese wichtige Materie sagen; hier nur so viel, daß die Definition, die Hr. W. S. 30 von genus giebt, nicht auf die Pflanzengattungen paßt, die nur Eine Species haben. In den meisten Sätzen ist er sonst mit Hrn. W. einstimmig. Als Exempel der in den Linneischen Gattungen zu machenden Aenderungen wird auch Myristica angeführt, und ihre Arten zu bestimmen gesucht. Wahr ist es, daß Linnés und Thunbergs neben einander gesetzte Beschreibungen sehr abweichen; aber Houttuyn hat in Haarl. Verhandl. XXVI Deel p. 211 gezeigt, daß Thunberg sowohl als Linné Unrecht haben, welches wir zu vergleichen empfehlen.

II. 1. Plantarum icones hactenus ineditae — auctore Iac. Edwardo Smith, M. Dr. Lond. 1789. fol. — Abdruck des ganzen Textes, und Sonchus alpinus Linn. gut nachgestochen.

2. Von Pflanzengiftarten — aus Patterson's Reisen.

3. Wie das Manna in Calabrien gewonnen wird? aus Bartels Briefen über Calabrien. — Es quillt nicht aus den Blättern, sondern schwitzt aus dem Stamme und Zweigen, tropft aber oft auf die Blätter herab, und erhärtet darauf; daher jene Sage. Das meiste wird doch durch Einschnitte erhalten. (Hr. B. übersetzt ornus durch Hainbüche (?).)

4. Osservazioni botaniche con un Saggio d'Appendice alla Flora Pedemontana del Medico *Lud. Bellardi.* — Der Appendix ist hier ausgezogen.

III. 1. Descriptio et adumbratio microscopico - analytica Muscorum frondosorum etc. auct. D. *Io. Hedwig,* T. II. — ist am Schluß etwas spöttisch. — S. 95 — 135. Auszug aus den Neuen Schwed. Abh. B. 4 — 6. enthält viel Merkwürdiges über Helvella, Albuca, Betula hybrida, Naturgeschichte der Insel St. Barthelemy — ist aber zu weitläuftig für einen abermaligen Auszug.

IV. übergehen wir diesmal, weil er fast aus lauter litterärischen Notizen besteht.

Xtes Stück.

I. 1. Ueber Blumenpräparate, von Batsch. Ein wichtiger Aufsatz und neue Idee. Der Verf. zergliedert die Blumen, und nimmt 1) eine vollständige Blume; 2) den Kelch, mit den Geschlechtstheilen, ohne Blumenblätter; 3) die Geschlechtstheile, ohne Kelch und Krone; 4. u. 5) die männlichen sowohl, als die weiblichen Theile in verschiednen Stufen ihrer Entwicklung; 6) die Blumenkrone, ganz oder zerschnitten, in Verbindung mit andern Theilen, oder allein. Diese werden getrocknet, auf feinem Papier befestigt (mit Gummiwasser), zwischen zwey Glasplatten gelegt, auf der untern das Papier angeleimt, beyde mit Streifen von Papier eingefaßt, und so aufbewahrt. — Wir müssen wegen der Handgriffe auf die Abhandlung selbst verweisen, und es scheint uns einleuchtend, daß man dabey auf manche Bemerkung kommen werde, die bisher übersehen ist.

2) Obss. Plantarum ab *Alb. Guil. Roth* (factae), worunter eine neue Gattung aus der Syngenesia, die Hr. R. Voigtia, Hr. Schreber aber seitdem Rothia (Gen. Pl. ....) genannt hat. Den Saamen hat er unter Rosinen gefunden, welches beweiset, daß man oft unvermuthet zu neuen Pflanzen kommen kann, wo man sie gewöhnlich nicht sucht.

II. 1. Cavanilles Diss. IV. de Geranio. Paris. 1787. 4. tab. 78—124.

2. Zwey botan. Abh. von Medicus, aus den Act. Soc. Theodoro - Palat. Tom. VI. Mannheim, 1790. 4. Beschreibung der Musa mensaria *Rumph.* Wenn Hr. Medicus beschreibt, was Er gesehen, so haben wir alle schuldige Achtung für ihn; wenn er aber behauptet, wer anders, als Er, gesehen, habe Unrecht: so widersprechen wir ihm, zumal bey Pflanzen, wie Musa, von welcher schon Rumph sagt, daß es an 80 Arten und Abarten gebe. Wie wahrscheinlich ist es also, daß ausser den Abweichungen in der Frucht auch dergleichen in der Blüthe seyn werden! Daher stimmen wir ihm gänzlich bey, daß, so lange von den Linneischen Speciebus der Musa keine

 reifen

reifen Saamen demonstrirt werden, man ihre gänzliche Unfruchtbarkeit einräumen müsse. Die möchten nun in Europa wohl schwerlich zu hoffen seyn; aber das vom sel. Gärtner angeführte Exempel einer Frucht, die in Zeilon selbst von Hermann gesammelt worden, und die allem Ansehen nach reif gewesen, würde nun zeigen, daß einige in ihrem Geburtsort ihn doch haben. Was Linne' über die Befruchtung der Musa gedacht, findet sich in dessen Praelect. in Ord. nat. Plant., die nun erst 1792 von Giseke herausgegeben sind. — Die zweyte: von 2 neuen Pflanzengeschlechtern (gattungen), deren Hauptcharaktere im Würzelbaue liegen (!).

3. Ueber den gynandrischen Situs der Staubfäden und Pistille einiger Pflanzen, von Demselben. Ist wichtig, und voll eigner genauer Beobachtungen, kann aber hier nicht weiter als nur angedeutet werden.

4. — — verschiedenen Blüthenbau, vorzüglich in Rücksicht der Blumen. Hier zerstückelt Hr. M. nach seiner bekannten Weise die angenommenen Gattungen in viele. Unsre Meinung ist ehrlich diese, auch wenn H. M. böse darüber würde, und für Secirer und Neuerer schölte; die Beobachtungen sind gut, für ihre Richtigkeit bürgt die Genauigkeit des Verf.; aber die Trennung und die neuen Namen größtentheils unnöthig. Den Beweis bleiben wir hier schuldig, weil er eine eigne Abhandlung werden würde, die wir gleichfalls für unnöthig halten.

5) Ueber das Vermögen der Pflanzen, sich noch durch andre Wege, als den Saamen, zu vervielfältigen und fortzupflanzen, von Demselben. Wegen der vielen physiologischen Bemerkungen sehr lehrreich, obschon einzelne Sätze nicht werden allgemeinen Beyfall finden; z. E. daß man alle Analogie des Thierreichs bey den Pflanzen beyseite setzen müsse.

III. 1. Historia Amaranthorum auct. *Car. Lud. Willdenow*, Turici, 1790. Tab. XII, plagg. 12. fol. Ist schon in der A. d. Bibl. angezeigt. Beyträge zur Biographie von Gleditsch, von Deml. und Usteri — gleichfalls. *Chr. Andr. Cothenii* Dispositio vegetabilium methodica a staminum numero desumta — wir wollen hierüber gar nicht urtheilen. Verhandeling over de inn-

ausländische Plantagewaaren — von von Gmelin. Schöpfs Reise, 2ter Th. (s. St. VII. III. Abschn.) und endlich Flora Stutgardiensis.

IV. Aus dieser Rubrik heben wir nur die Ankündigung der Hrn. Usteri und Willdenow aus, welche „aus den Schriften aller bekannten Akademien die Abhandlungen, welche „zur Botanik gehören, in Ein Werk zusammenbringen wollen," dessen 1ter Band unter dem Titel: Acta Botanicorum, auf Michaelis 1790 herauskommen sollte. Die angegebenen Punkte des Plans sind, so wie die Unternehmung überhaupt, ganz dem Wunsch des Rec. gemäß. — Vom Anbau der syrischen Seidenpflanze, durch Hrn. Carl Schnieber in Liegnitz — sehr verdienstlich, und wie wir es der Bemühung des Hrn. S. wünschen, auch schon einträglich. Mancherley andre, obwohl nicht unwichtige, Nachrichten müssen wir übergehen.

XIIes Stück.

I. 1. Novum vegetabile genus *Elsholtzia* nominatum, a *C. L. Willdenow*, c. tab. aen. Wir wollen uns keine Entscheidung anmaßen, ob die hier beschriebene Pflanze (Mentha perilloides L.) eine eigne Gattung seyn müsse, sondern überlassen dies der Zeit und andern Kunstrichtern.

2. Medicus über das Saamenansetzen an abgeschnittenen Blüthenstengeln einiger Zwiebeln und Knollengewächse. Eine fast neue, und vielleicht für einzelne ausländische Gewächse brauchbare Bemerkung, die der Zufall veranlaßt hat. Wir sagten: fast neue; denn der Anfänger sieht es schon, oft zu seinem Verdruß, daß beym Einlegen von Hieracium, Sonchus etc. die schönen Blumen, wenn sie trocken sind, so fortgewachsen sind, daß ihm der Pappus mit dem Saamen entgegenstäuben; daß Iris, Hyacinthus etc. statt der Corolla ihm Capseln liefern, weil überhaupt noch Trieb und Kraft genug da ist, um fortzuwachsen. Daß aber, wie hier, Blüthenstengel, die sonst nie Saamen ansetzten, es gethan, nachdem sie abgeschnitten waren, ist neu. Sie waren von der Stellarioides canaliculata des Verf., davon im vor. St. die Beschreibung angezogen war (unter II. 2.), von Amaryllis Reginae und von Ornithogalum narbonense.

sigt Obs. botan. Continuatio I. auct. C. L. Willdenow. — Beigegeben von Nr. 13—41. und können zur Berichtigung mancher Arten Auffoderung geben. Aber wenn man unter Nr. 33 lieset: „Gentiana Amarella in Prodromo meo (Fl. Berolin.) No. 393. descripta, est „Gent. campestris Rothi Fl. germ. p. 113. n. 9. Descriptionem nostrae adiiciam, — Descriptiones G. „Amarellae a Pollichio, Krockero et Hallero (citatae) „inter se valde discrepant. — G. campestris Weberi „differt a nostra — Krockerus longe aliam plantam „descripsit“ — so wird man mißtrauisch, und denkt: sollten die Botaniker, die so gerne was verbessern wollen, „auch wohl ihre Pflanzen recht gekannt haben? Oder wäre es ihnen wie den Aerzten ergangen, die Beobachtungen über Krankheiten und Mittel dafür schreiben, und Krankheiten verwechseln? — Wahrscheinlich ist der Fall sehr oft dem ähnlich, den Hr. Afzelius bemerkt (Transact. of the Linn. Soc. T. I.), daß man in ganz England ein Trifolium für Linnaei T. alpestre hielt, und es war nicht anders, was Linné nie gesehen hatte! und wenn das ist: so ist auch gewiß die nämliche Ursache Schuld daran: man hält sich nicht hauptsächlich und genau genug an seine differentia specifica, sondern sieht zu viel auf Synonyma, die so oft irre führen, wenn nicht eine gehörige Beschreibung dabey, oder eine gute Figur citirt ist.

4. Blumencalender für das gemäßigtere Europa, mit vorzüglicher Rücksicht auf die in der Schweiz einheimischen oder einheimisch gemachten Pflanzen, — mit einer Tabelle als Muster zum Eintragen der Witterung, der Erscheinungen im Pflanzen- und Thierreich. Eine sehr nützliche Abhandlung von S. 90—117. Zwar so wenig die erste der Art, als Linné's Calendarium Florae, denn Mauritius Hofmann gab schon 1675 in s. tabulis loca et menses exhibentes, quibus pl. in agro Norico florere solent. — im 43 den ersten ähnlichen heraus, so wie 1767 ein Ungenannter in London unter dem Titel: the Naturalist Journal, 22 Bogen in Quartfolio ähnlicher Tabellen herausgab; aber jener war meist vergessen (nebst dem ihm folgenden Dillenius Plantae circa Gissam etc.) als Linné die Idee wieder erweckte, und dieser ist wenig bekannt geworden. — Es ist also gut, daß durch

ein

ein neues Beyspiel zu ähnlichen Beobachtungen, und deren Bekanntmachung zu reizen, und wir wünschen, daß die angehängten Erläuterungen des Verf. dabey möchten beherzigt werden. Noch scheint es dem Rec. zu früh zu seyn, aus den nördlichen Blumencalendern der Schweden, diesem südlichern der Schweiz, und den mittlern von Hofmann und Dillenius, eine Harmonie zu machen, zumal da, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, darin viele Abwechselung nicht nur vom Klima selbst, sondern auch von der Witterung abhängen. Indessen hat dieser Blumencalender darin eine gewisse Latitudinem, daß überhaupt der Monat gesetzt ist, und also 14 Tage früher oder später nicht gerechnet sind. Wenn wir aber noch einige dergleichen haben: so wäre es freylich gut, sie zu vereinigen, und z. E. zu setzen:

in Suecia Germania Helvetia Gallia, Anglia etc.
Andromeda . . . media
polifolia . . . Iulio
und so ferner.

II. 1. *Cavanilles* Diss. Vta, de Sterculia etc.
2. — — Vta etc.
3. Brief an Hrn. de la Metherie zur Beantwortung der Widerlegung über den Ursprung der Champignons, die Hr. von Beauvois in den Febr. des Journ. de Phys. einrücken lassen; — von Medicus.

III. 1. von Göthe Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären.
2. *N. I. Jacquin* Icones pl. rariorum Vol. II. Fasc. 4 et 5. Das Namenregister, und auch das ist gut zum Nachsehen.
3. Delectus opusc. bot. edidit *P. Usteri*, Vol. I. c. tabb. aen. 5. Meist schwedische Disputationen.
4. *Iac. Ed. Smiths* Icones, von einem andern Mitarbeiter, als oben, wo der ganze Text abgedruckt war, mit ein paar Bemerkungen.
5. Ueber die Recension der Suckowschen Anfangsgr. der Bot. — ist Vertheidigung des Recensenten.

IV. Die unter dieser Rubrik enthaltnen Nummern enthalten einige Ankündigungen, worunter eine der wichtigsten noch nicht erfüllten die vom Hrn. G. F. Hofmann ist, Dillenii historiam Muscorum neu herauszugeben.

I. 1. Cogitata de methodo Botanicam docendi, auct. *Franc. de Paula Schrank*. Der Rec. freute sich in Ingolstadt einen Lehrer zu finden, der Punkt für Punkt eben so die Botanik vorträgt, als er selbst, seit 20 Jahren ungefähr, gethan hat. Mehr darüber zu sagen, wäre unschicklich, und hieße sich selbst loben. Aber wenn am Schlusse erwähnt wird, daß Tournefort gesagt, er habe jährlich dreytausend Pflanzen im königlichen Garten zu Paris demonstrirt, und Hr. Schrank daher vermuthet, es seyen nicht demonstrationes, sondern vielmehr monstrationes gewesen: so giebt ihm der Rec. vollkommen Recht, der ein paar Leçons von einem unter Tourneforts Nachfolgern selbst angehört hat (es war keiner der Jussieu), wo die in Töpfen hingesetzten Pflanzen genannt (es versteht sich, vom Papier abgelesen) wurden, nebst ein paar Worten von ihrer Anwendung dazu, und deren noch wohl kaum 30 in jeder Vorlesung. Also mag das wohl eine Gasconnade selbst vom großen Tournefort gewesen, wozu er seine Ursache mag gehabt haben.

2. Obss. quaedam botanicae — von 29 Pflanzen, ohne Namen des Verf.

3. *F. de Paula Schrank* Animadversiones in quaedam loca Promptuarii Turicensis. Wir müssen diese den Lesern selbst überlassen, weil sie für uns zu weitläuftig hier sind, nur die Nr. IV. erwähnen wir, der Aufschrift nach: de colore, plantarum charactere, weil sehr gute Regeln über deren Anwendung darin gegeben sind.

II. 1. Pflanzen der arctischen Polarländer, als Beytrag zu einer künftigen geographischen Geschichte der Pflanzen — aus Pennants von Zimmermann übersetzten Arctic Zoology. Eine neue sehr gute Idee. — Beyläufig wird das Antreiben ausländischer Früchte an den Küsten von Norwegen erklärt; sehr wichtig! und wahrscheinlich richtig, da die Thatsachen nicht geläugnet werden können. Auch hat die ganze Nummer durch des Einsenders, Hrn. Hofmanns, Zusätze viel Brauchbarkeit mehr erhalten.

III. 1. Flora Rossica, T. I. P. I. in 8. War je ein Nachdruck zu entschuldigen, so ist es bey einem Werke, das nur verschenkt wird, und also nur äusserst wenigen zu Gesicht und zum Gebrauch verstattet ist: bekanntlich ohne die Kupfer.

2. Fort-

a. Fortsetzung der Anzeige von Heppe Holzarten (im VIII. Stück) bis Tab. 78. — Dann verschiedne Dissertationen; und ferner *Jos. Gaertneri* de Fructibus etc. Centuria VI et VII. — *Batsch* Analyses florum, Fasc. I. et II. — Vegetabilia cryptogamica auct. G. F. *Hoffmann*, Fasc. II. — Hoppe botanisches Taschenbuch. — Plantae lichenosae delin. et descr. a G. F. *Hoffmann*, Vol. I. Fasc. III et IV.

IV. Verschiedene Antikritiken. — Fragmente zur Charakteristik Rousseaus, als Botanikers. — Unter vielen Büchertiteln bemerken wir nur, daß v. Gleichen Neuestes aus dem Pflanzenreiche ein wichtiges, aber in des Rec. Gegend, wo andre Bücher, die sonst selten sind, ziemlich oft vorkommen, äusserst seltnes, und jetzt fast vergriffnes Werk, nun in der Raspischen Buchhandlung unter dem Titel: Mikroskopische Untersuchungen u. s. w. zu haben ist. — Auszüge aus Joh. Ge. Fisch Briefen über die südlichen Provinzen Frankreichs. — Anzeige der Ausgabe ungedruckter Abhandlungen, von Jul. Pontedera. — Anzeige der vollendeten Ausgabe und Erbietung zum Umtausch fehlerhaft illuminirter Kupfer, von D. Friedr. Wilh. Weiss deutscher Ausgabe von John Miller's Illustratio Syst. Linn. — Zwey Kupfer beschliessen dies Stück, und in so weit das Magazin, von Sophora tetraptera und Sophora hirsuta *Solandri*.

Corticis Angusturae characterem botanicum Praes. *Pet. Imm. Hartmanno* — d. 24. Sept. 1791, disceptabit auctor *Chph. Gottlieb Haupt*, Bernsteinio-Pomeranus. Traj. ad Viadr. 2 Bogen. 4.

Sonst pflegen Disputationen, auch pro gradu, wie diese, in der Allg. d. Bibl. nicht angezeigt zu werden; indessen da uns diese mit zugeschickt ist: so wollen wir kürzlich sagen, daß der V. durch die Abhandlung selbst den Fehler des Titels wieder gut gemacht hat. Denn es hätte billig heißen sollen: — char. bot. *ignotum esse* — demonstrabit — In der Ausführung nämlich wird die Geschichte der Angusturarinde, was ihre Aufnahme in die Officin betrifft, die Ungewißheit ihres Vaterlandes,

landes, ihre verschiednen Namen, und die Vermuthung, daß sie von der Magnolia glauca herkomme, obgleich Brande (ein gültiger Zeuge) dies bestreitet, angeführt. — Alles übrige von ihrer Beschaffenheit, Kräften und Wirkungen wird zu einer andern Abhandlung verspart.

3. *Stephani Lumnitzer*, M. Dr., Flora Posoniensis, exhibens plantas circa Posonium sponte crescentes, secundum Systema sexuale Linneanum digestas. Lipsiae, impensis Crusii. 1791. 8.

Oft hat der Rec. es bedauert, daß das so schöne und fruchtbare Königreich Ungarn in Hinsicht der Naturgeschichte noch so wüste liegt! Daher freut er sich, hier die Dämmerung des zu hoffenden Tages anzukündigen, und von der Seite verdient diese Flora Aufmerksamkeit. Der Verf. sagt in der Vorrede selbst, daß es an Ermunterung und Hülfsmitteln fehle; sollten die nicht bey der allenthalben zunehmenden Aufklärung über die Wichtigkeit, Gegenstände der Naturgeschichte aufzusuchen, zu beschreiben und deutlich zu bestimmen; auch in dem nicht blos an Produkten, sondern auch an Gelde reichen Ungarn allmählig zu erwarten seyn? So wenig Rec. Hoffnung hat, daß diese Anzeige in Ungarn werde gelesen werden, und noch weniger, daß sie Eindruck machen werde: so hofft er doch, daß sie hie und da in Wien vielleicht gelesen wird, — und überläßt die Folge davon der Zeit. — Jacquin hat freylich schon auch für Ungarn manches geleistet, was das Pflanzenreich betrifft; aber ausser ihm und Clusius haben wir auch keinen Schriftsteller, der uns damit bekannt gemacht hätte, und Hr. Jacquin trifft für diesen fast an Oesterreich gränzenden Theil von Ungarn auch nur da mit dem Verf. zusammen, wo in beyden Ländern dieselben Pflanzen wachsen.

Also von Presburg, der Hauptstadt des Reichs, zuerst eine Flora; aber nur so weit, als der Verf., in etwa 4 Stunden gehen konnte, weil ihm sein Geschäfte als Arzt nicht länger auf einmal abwesend zu seyn erlaubte. Es sind 1008 Pflanzen, ohne die Kryptogamisten, und mit diesen 1294, die hier verzeichnet sind, und Eine ist abgebildet: Smyrnium perfoliatum. Bey jeder Gattung ist aus dem Syst. Nat. ed. XIV. der

der Character compendiosus, dann bey den Arten eben daher die differentia specifica, ein oder anders Synonymon, von Clusius, Jacquin, Haller, auch wohl C. B pin. angeführt, darauf die deutschen, ungarischen und slavischen Namen. Das beste aber sind die kurzen Beschreibungen bey jeder Art, denen man es ansieht, daß der Verf. sie aus eigner Untersuchung gemacht hat.

Ganz neue, d. h. vorhin nirgends beschriebene Arten haben wir keine gefunden, und in einem so kleinen Distrikt, der in seiner Lage keine merklich ausgezeichnete Gegenden hat, sind sie auch nicht zu erwarten; jedoch haben wir unter den Kryptogamisten sie nicht aufgesucht. Aber dies rechnen wir auch keinem Buche dieser Art als das erste Verdienst an; vielmehr sind wir gegen die meisten der für neue Arten ausgegebenen Pflanzen mißtrauisch, und haben gegründete Ursachen dazu. Das eigentliche Verdienst einer guten Flora ist die bestimmte und deutliche Bezeichnung der angegebenen Arten, nebst ihrem Standort und Blühezeit; und darin hat diese Presburgische Flora einen entschiedenen Werth, wovon man durch die schon erwähnten kurzen Beschreibungen sich auf jeder Seite überzeugen kann. Sand- und Sumpfpflanzen haben wir fast gar nicht bemerkt; z. E. nur einige der letztern, keine Gentiana filiformis, Vaccinium Oxycoccus, Andromeda polifolia, Spergula nodosa; daher wunderte es uns, Parnassia anzutreffen, aber es steht auch dabey: in pomariis; rara; und das können wir uns vollends nicht erklären. — Hin und wieder sind auch Veränderungen in den Gattungen, z. E. Galeopsis Galeobdolon L. und Lamium amplexic. L. sind nach Willdenow Pollichia, und Leonurus Marrubiastrum L. gleichfalls mit Willdenow Chaiturus genannt. Die so gemeine Bursa pastoris ist nach unserm Verf. kein Thlaspi, sondern ein Lepidium, und seine Gründe wegen der Schote sind gültig. Vom Thymus Serpyllum sind 7 Varietäten beschrieben; auch ein Beweis der Aufmerksamkeit des Verf. — Das Anthoxanthum aculeatum ist nun nach Smith's Entscheidung in Transact. of the Linn. Soc., die dem V. noch nicht bekannt seyn konnte, die Festuca spadicea L. — Kurz, wir rechnen diese Flora zu einer der besten, die in zwölf bis funfzehn Jahren herausgekommen sind, und empfehlen sie nicht blos Anfängern, ob sie gleich denen besonders nützlich seyn wird, sondern auch ältern, so bescheiden auch der Verf. in der Vorrede sich

wegen

wegen Mangel an Bibliotheken und andern Hülfsmitteln entschuldigt, daß sie nicht vollkommner sey.

Flora Lipsiensis, sistens plantas in agris circuli Lipsici tam sponte nascentes quam frequentius cultas secundum Systema sexuale revisum atque emendatum descriptas a *Ioh. Chr. Gottlob Baumgarten*, M. Baccal. c. tabb. IV. aeri incisis. Lipsiae, 1790. apud Crusium 8. mai. 2 Alph.

Nach mehrern Vorarbeiten und mit eignem Fleiße liefert Hr. B. hier eine Flora einer kleinen Gegend von Umfange, aber so reich, wie wir noch keine haben. Es sind hier nämlich, ohne die Kryptogamisten, 1182 Gewächse, und von jenen 551, also zusammen 1733 aufgeführt. Aber theils kommt diese große Anzahl (die über 400 stärker ist, als die Linneische von ganz Schweden war) von der Menge der Kryptogamisten, theils davon her, daß, wie schon der Titel sagt, auch cultivirte Pflanzen aus Gärten aufgenommen sind, z. E. Paeonia, Ocymum, Colutea, Robinia etc., worüber sich pro und contra disputiren läßt, welches wir aber hier nicht untersuchen wollen, so wie wir auch die Bezeichnung des Titels: sec. Syst. sex. *revisum et emendatum*, dahin gestellt seyn lassen. Die Stärke der Bogenzahl aber, von 2 Alphabet! in groß Octav, rührt außerdem noch daher, daß der Verf. bey jeder Pflanze, wo es möglich und bekannt war, den Nutzen beygefügt hat. Ob man gleich nicht darüber murren soll, wenn jemand mehr giebt, als man von ihm zu fordern berechtigt ist: so wünschten wir dies dennoch in keiner andern europäischen Flora künftig nachgeahmt zu sehen, vielweniger daß es zur Bedingung der Güte eines ähnlichen Werks gemacht würde, weil es uns nicht zweckmäßig scheint. Denn alle Anwendung der Pflanzen ist entweder in der Haushaltung der Natur zur Nahrung der verschiedenen Klassen der Thiere, oder für uns in Absicht der Nahrung gleichfalls, oder zur Handlung mancherley Art, oder zur Arzeney, und in keiner von allen diesen kann in einer Flora etwas Hinlängliches gesagt werden, ohne auszuschweifen, da ein jeder, den diese Anwendung interessirt, mehr davon lernen muß, als solche Bücher enthalten können; z. E.

M der

[illegible] muß dennoch über Materia medica Vorlesungen hören, und der officinelle Name belehrt ihn schon, daß die Pflanze gebraucht werde.

Bey jeder Art ist ausser der Linneischen Differentia specifica ein oder anders Synonymum, eine Figur, der deutsche, französische und englische Namen citirt, wenn es dergleichen giebt. Vorne ist auf 82 Seiten die Linneische Terminologie wieder abgedruckt, vermuthlich um derer willen, die sich ohne mündlichen Vortrag selbst zu Botanikern bilden wollen? — ob das angehe? und ob es gut sey? ist eine andere Frage. Dann folgen bis S. 142 Classes generum, wo in der Diandria, nach dem Systemate reviso et emendato, die Eintheilung so folgt:

Monogynia
A. Flore hermaphrodito
1) Flores [illegible] — persii etc.
Dyginia.
14 *Anthoxanthum.*
B. Flore stylostemonoide.
15 Orchis etc.
C. Flore monoclino.
D. — diclino.
E. — polygamoide.

Wenn eine ähnliche Stellung nicht in mehrern Klassen vorkäme: so würden wir es für einen Setzerfehler halten; denn nun wird der sich selbst lehrende Anfänger eben so leicht vermuthen, Anthoxanthum habe nicht flores hermaphr., als es wegen der grösser gedruckten Zeile A. darunter aufsuchen. Hr. B. wird sagen: er habe die Linneischen Ordnungen beybehalten wollen, und deswegen mit Monogynia angefangen; uns scheinen jedoch seine Unterabtheilungen A — E. die eigentlichen ordines bey ihm zu seyn. In der Abth. E. ist nur allein Fraxinus, wo es heißt: Mas. *Cal.* et *Cor.* 0 *Stam.* 2. *Pist.* 1. *Sem.* 1. lanceolatum, alatum. Es soll heißen: hermaphroditus statt Mas (beyde sind, wie billig, mit den bekannten Zeichen ausgedrückt, und also waren sie leicht zu verwechseln); dies findet sich mehrmals; z. E. Andropogon, wenn aber hier Pist. 1. ist; so gehört Fraxinus ja unter Monogynia, oder des Verf. E. fl. polygam. ist Hauptabtheilung. Eben so schließen sich die Abtheilungen von Triandria einander nicht aus, welches

ches doch bey einem Syst. reviso et emendato billig seyn sollte; denn sie folgen sich so:

III. Triandria.

Monogynia.

Sectio I. (ohne weitere Benennung! wornach soll nun der Lehrling errathen, was diese Pflanzen zu Einer Section verbindet?)

A. Flore hermaphrodito.

α. Flores superi, completi: Valeriana.

β. — inferi, completi: Polycnemum.

γ. — superi, incompleti: Gladiolus. Iris.

Trigynia.

Flores simplices inferi

a. completi: Holosteum.

b. incompleti: Montia.

Sectio II. (von Monogynia? — Das folgt nachher. Von Triandria? s. die obige Anmerk. bey Diandria.

A. Gramineae s. Calamariae (das wären also synonyma? — Mitnichten.

A. Flore hermaphrodito.

Monogynia —

B. Spicatae . . . . Nardus.

Digynia.

I. Paniculata etc.

Wir suchten, ob etwa der Verf. einen andern Begriff von flos incompletus aufgestellt hätte? in der vorgesetzten Terminologie aber, flos completus und incompletus, fehlen beyde. Nun sollen Gladiolus, Iris und Montia fl. incompletos haben, und beym ersten ist zwar der Spatha nicht erwähnt, aber sie ist doch wirklich da! und bey Iris steht ausdrücklich: *Calyx* Spathaceus, bey Montia *Calyx* 2-phyllus; *Cor.* 1-pet.

Dies alles geben wir dem Verf. zur künftigen Verbesserung, als nicht ganz unbedeutende Anzeige, dessen Verdienst um die Leipziger Flora wir damit gar nicht schmälern wollen, sowohl in Ansicht des Sammelns und Ordnens aus seinen Vorgängern, die er in der Vorrede angiebt, als des eignen Aufsuchens und der genauen Angabe der Standörter bey seltnen Pflanzen, auch mancher einzelnen Bemerkungen.

Die Kupfer stellen vor: 1. Veronica longifolia Schreb. — im Texte selbst heißt sie V. Schraderi. 2. Orchis sambucina. 3. Polypodium cristatum. 4. Octospora coccinea, Clavaria teres und Cl. fulva.

Ek.

Ioh. Iac. Pauli Moldenhawer Tentamen in historiam plantarum Theophrasti. Hamburgi, sumtibus Hoffmann. 1791. p. 151. 8.

Zu diesem Versuch, einen Theil von Theophrasts Pflanzengeschichte aufzuklären, gab Hrn. Moldenhawer ein Codex Veranlassung, welcher in der öffentlichen Bibliothek zu Kopenhagen bisher noch ganz unbenutzt verwahrt wurde. Mehrere hat der Verf. bey diesem Versuch zur Berichtigung des Textes benutzt, die er ausführlich nach dem davon gemachten Gebrauch angiebt. Die hinzugesetzten Noten und Excursionen beweisen hinreichend, daß es Theophrast allerdings verdiente, von einem so geschickten und mit den neuesten botanischen Entdeckungen bekannten Gelehrten aufgeklärt zu werden. Vorzüglich hat uns das vierte Kapitel gefallen, worin der Verf. sehr viel zur Aufhellung der Pflanzenphysiologie aus ältern und neuern Schriften gesammlet hat.

Bb.

Antonii Laurentii de Iussieu — Genera plantarum secundum ordines naturales disposita, iuxta methodum in horto regio Parisiensi exaratam anno 1774. Recudi curavit notisque auxit *Paul. Usteri*, M. D. Turici Helveticorum, sumtibusZiegleri et filiorum. 1791. 8. p. 526.

Da der Inhalt dieses sehr vorzüglichen längst erwarteten Products aus der Feder Jussieu's, ausser den Gränzen unserer Bibliothek liegt, so versichern wir nur von diesem auf deutschen Boden verpflanzten Nachdruck, daß er sehr correct vom Hrn.

 Usteri

Officiers veranstaltet, und dazu noch mit einigen Anmerkungen und den deutschen Benennungen der Ordnungen versehen worden.

Ln.

IX. Haushaltungswissenschaft.

Kurzer Unterricht für den praktischen Landwirth, neue Fischteiche mit wenigen Kosten anzulegen, die Teichdämme für Ueberschwemmung in Sicherheit zu setzen, die Fischnahrung nach gewissen Erfahrungen zu vermehren, und die Wässerung nach physikalischen Gründen zu beurtheilen und zu veranstalten. Nebst Vorschlägen, die Stallfütterung ohne künstliche Futterkräuter sicher zu gründen, von M. Christian Gotthold Hermann, Pastor zu Cämmerswalde. Mit Kupfern. Freyberg, 1791. bey Witwe Barthel. 263 Seiten. 8.

Eine sehr gut und ordentlich geschriebene Abhandlung über die auf dem Titel benannten Gegenstände, die wir mit Vergnügen gelesen haben, und der wir recht viele Leser wünschen. Der würdige Hr. Verf. hat mit dieser Abhandlung gewiß allen Liebhabern von guten Fischteichen ein wichtiges Geschenk gemacht, weil diese darin vieles zur bessern Anlage, Bewährung und Nutzung ihrer Teiche finden, was sie anderswo vergebens suchen. Besonders gefallen uns die sorgfältigen Anweisungen des Hrn. Verf. sehr, die er an seinen Fischteichen gemacht hat, um zu verhüten, daß unvermuthete Ueberschwemmungen, die etwa des Nachts durch starke Regengüsse verursacht werden könnten, keinen Schaden thun können, und daß auch bey solchen Gelegenheiten kein Fisch aus den Teichen fortkommen könne. Er hat in dieser Absicht ein mechanisches Kunstwerk angebracht, welches den Teich, sobald das Wasser darin sich zu sehr anhäuft, von selbst öffnet, und das überflüßige Wasser über den Damm ablaufen läßt, ohne daß ein Fisch mit durchgehen

gehen kann. Die Erfahrung hat gezeigt, daß bey diesen Anstalten [illegible] von seinen Teichen bey Ueberschwemmungen Schaden gelitten hat. Diese Erfindung, und überhaupt die ganze von dem Verf. beschriebene Anstalt zur Verhütung der Ueberschwemmung bey Fischteichen würde sehr gut auf den großen Dämmen angebracht werden können, die an beyden Seiten großer Flüsse, z. E. der Elbe und Oder, befindlich sind, um viel Unglück zu verhüten, weil man bey der von dem V. angezeigten Methode, das Wasser über die Dämme an vielen Stellen ablassen könnte, wo es keinen Schaden thun kann. Wer das viele Unglück weiß, und so wie Rec. selbst mit angesehen hat, was an großen Flüssen bey großem Wasser durch das Durchbrechen der Dämme in kurzer Zeit verursacht werden kann, der wird wahrlich dem Hrn. Verf. für die Bekanntmachung seiner Erfahrungen und seine Erfindung danken. Der Hr. Verf. verdiente in dieser Absicht für sein Buch eine große Belohnung; und es wäre zu wünschen, daß er selbst von einem Landesfürsten dazu gebraucht würde, um an den Dämmen eines großen Flusses seine Erfindung und Anstalt gegen die Ueberschwemmungen anzubringen, da er der rechte Mann dazu zu seyn scheint. Und wenn man dann die Nutzbarkeit dieser Anstalten sähe, und an mehreren Orten auf den Dämmen der Flüsse nachahmte; so würde viel Unglück verhütet werden, und die Gegenden an den großen Flüssen, die jetzt um der zu befürchtenden Ueberschwemmung willen so gefährlich zu bewohnen sind, würden dadurch einen neuen Reiz erhalten.

Auch die Art, wie der Hr. Verf. für die Vermehrung der Nahrung in seinen Fischteichen gesorgt hat, zeugt von dem Nachdenken und den guten physikalischen Kenntnissen des Hrn. Verf. Man lieset es mit Vergnügen, wie ein Mann von Kenntnissen sich Vortheile verschaffen, und auch andern Menschen nützlich werden kann bey solchen Dingen und Geschäften, die ein Mensch ohne Kopf nur immer mechanisch treibt, und darum auch weder sich noch andern nützlich wird.

Ueber die Entstehung und Fortpflanzung der Karpfen und Forellen findet man in diesem Buche auch viel Neues und Angenehmes, auch über die Mittel, viele Fischnahrung in den Teich zu bringen, viel Gutes und Gedachtes. Der Hr. Verf. versichert auch, daß das alles, was er in seinem Buche bekannt macht, nicht bloße Grillen sind, die auf der Studierstube erdacht wären, wofür die blos praktischen Landwirthe dergleichen

gern anzusehen pflegten, sondern es wären lauter Erfahrungen, die er selbst gemacht habe. Und man kann ihm dies auch glauben, da er selbst versichert, daß er einen Forellenteich, den er sonst in 2 Jahren nur zu 7 Rthlr. 12 Gr. habe nutzen können, nach seinen jetzigen Veranstaltungen jährlich zu 15 Rthlr., und also vierfach nutzen könne.

Am Ende des Buchs hat der Hr. Verf. noch gezeigt, wie in mancher Gegend, wo der Kleebau nicht mit Vortheil getrieben werden kann, dennoch die Stallfütterung mit trockenem Futter, und zwar mit großem Vortheil eingerichtet werden könne. Wenn aber der Hr. Verf. glaubt, daß bey der Stallfütterung es dem Vieh nichts schade, wenn es auch gar niemals aus dem Stall in die freye Luft gelassen würde, so können wir ihm darin nicht beypflichten, da die freye Luft und Bewegung zur Gesundheit der Menschen und Thiere so äußerst wichtig ist.

Abh.

Unterricht über den Kleebau und die Stallfütterung, in Fragen und Antworten, für den Lüneburgischen Landmann, auf Kosten der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu unentgeltlicher Vertheilung. Zelle, bey Schulze, 1791. 68 Seiten, 8.

Es hat dieser Unterricht nach seiner Absicht große Vorzüge vor gar vielen andern Anweisungen dieser Art. Hier findet er für die Gegend, worin er wohnt, die schicklichste Lehre in einem sehr faßlichen Gespräche zwischen einem Bauer und einem größern Guthsbesitzer. Dieser belehrt jenen über das Feld für den Klee, dessen Aussaat, die schickliche Witterung, das Hauen, Heumachen, die Einsammlung des Saamens, und die Verfütterung des Klees. Dann lehrt er ihn wieder die Vortheile des im Stall zu fütternden Viehes, die dazu gehörige Einrichtung der Ställe, die richtige Eintheilung des Futters, je nach den Jahreszeiten. Endlich begründet er die Sache mit einer Berechnung, und zwar dem Ertrage eines Bauernguthes von 120 Morgen, mit größerem Viehe, besserer Düngung, Fütterung mit Klee, Rüben, Kohl, Flachs und Kartoffeln u. s. w. von 341 Rthlr. bis auf 1300 Rthlr. zu erhöhen. Doch zeigt er auch, daß dieses nur in einer mehr auf einander folgenden

Reihe

Reihe von Jahren, beynahe nur in einem Menschenalter ausgeführet werden könne, und giebt die Anleitung zu einem kleinen und nach und nach zu betreibenden Anfang.

Auf solche Fundamente gebauet, kann also die Gesellschaft unendlich mehr Nutzen stiften, als wenn gefahrvolle Neuerungen den Anfang machen müssen. Auch mit gelehrten Preißaufgaben und ins Große gehenden künstlichen Ackersystemen, die oft nur sinnreich ausgesonnen, aber seltener ausführbar sind, würde das nicht ausgerichtet werden, was sich Rec. im Gegentheil von der vorliegenden Methode voraussagt. Allein, was vermag auch nicht eine so herrlich vom Landesherrn fundirte Gesellschaft! deren vortrefliche Fundation Rec. erst vor kurzem, aber desto sicherer zu seinem ungemeinen Vergnügen, aus dem Munde eines sehr würdigen Mitgliedes des engern Ausschusses, erfahren hat: eine Gesellschaft, die eine Kette von eifervollen Gliedern, mit ächtem Patriotismus beseelet, ausmacht. Diese übersteigt Berge, wenn andere ihn mit erkalteter Mühe kaum halb erklettern, und wieder herabsinken.

Der kluge Landwirth, eine Geschichte unserer Zeiten, oder kurzgefaßter Unterricht von der Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange, wie auch von andern, theils nöthigen, theils nützlichen Dingen. Zum Gebrauche des Landmannes in Baiern und den Herzogthümern der obern Pfalz, Neuburg und Sulzbach; von W. F. Bermiller, Herzoglich-Zweybrückischem geistlichen Rathe. München, 1791. bey Strobel. 452 Seiten. 8.

Der kluge Landwirth des Hrn. Rath Bermillers ist wirklich ein Wort zur rechten Zeit für Baiern — denn in andern hellern Provinzen ist dies alles schon bekannt — gesagt. Da der Verf. selbst einer Wirthschaft vorstund, so kann man das Gesagte, auf diesen Grund gebauet, desto sicherer sich zur Ausübung empfohlen seyn lassen. Die schon lange vom Verf. gehegten Gedanken hat er pflichtvoll und richtig bald überall, besonders auch über Sonn- und Feyertagsfeyer, Gespensterenen

Aberglauben u. s. w. gerade heraus gesagt. Recht so, daß er das Kind nicht mit dem Bade ausschüttete, und mehrere Mißbräuche, nicht so geradezu auf einmal berühren wollen. Es muß auch etwas für bessere Schullehrer und rechtschaffene Seelsorger übrig bleiben. Von seiner Dorfschule sagt er herrliche Dinge für Baiern, so daß wir sie allgemeiner wünschten.

Bey den ökonomischen Vorschlägen haben wir nicht leicht auf Stellen gestoßen, wo etwas gegen gute Grundsätze der Oekonomie gefehlt wäre, so daß wir gern mit dem Verf. einstimmen, daß sie zur Verbesserung einfach, anwendbar und leicht auszuführen seyen. Denn was nutzt es allerdings dem Landmann, wenn man ihm sagt: dieser oder jener Edelmann in England hat so und so seinen Feldbau verbessert; große Summen darauf verwendet, und noch größere gewonnen. Heißt das nicht eben so viel sagen, als: strecke dich, lieber Mann! und reiche mit deinem Arme in den Mond?

Nur das, was er von Krankheiten der Menschen und des Viehes anführet, möchte hin und wieder Berichtigungen von Menschen- und Thierärzten bedürfen: welches also Rec., da es nicht so ganz sein Fach ist, diesen empfiehlt. Des Hrn. v. Klobb's (Blumenschein's) Abhandlung von Hauptkrankheiten der Schaafe hätte er nicht durchaus eine sehr gute, auf Erfahrung gegründete Schrift nennen sollen. Man muß im Loben nie zu verschwenderisch seyn, wenn nur einiges gut ist. Daß Klobb viel Gutes hat, ist wahr, und das unrichtige, oft aus andern Oekonomen, besonders aus Leopolds 2 Bänden Anleitung der Landwirthschaft, Ausgeschriebene, und für unsere hellen Zeiten nicht mehr Passende, haben wir in unsrer Bibliothek bey einigen Schaafschriften bereits gezeigt, und wollen daher unsern geistlichen Rath, Hrn. Bekmiller, dahin verwiesen haben. Von so einem guten Buche dient es wohl zur Befriedigung der Begierde für die Leser, etwas mehreres zu sagen, damit sie ungefähr wissen, was sie im Buche erkaufen können. Nur Schade, daß der Verf. nicht überall den Inhalt über jede Materie, die er mit seinem Hanns — einem fleißigen Bauer — und mit Annen — dessen arbeitsamen Weibe — abhandelt, gesetzt hat, welches aber doch durch eine Art Register einigermaßen ersetzt worden ist.

Erster

Erster Theil, geht von S. 1 — 246. S. 1 — 7 handelt der Verf. von allen Zweigen der Landwirthschaft, läßt den Hanns und die Anne ihr gutes Haushalten zur Regel für andere vortragen; und da dieser selbst nicht schreiben und lesen gelernt hat, so sagt er, daß er solches seine Kinder desto mehr durch andre lehren lassen. S. 7 — 30 läßt er Hannsen viel Schönes von Einrichtung einer Dorfschule erzählen. S. 30 — 44 vom Gebäude eines Bauernguthes, wobey das Wohnhaus, der Stadel (ein Provinzialwort, sonst allgemein deutscher: die Scheuer oder Scheune) und die Ställe für Rindvieh, Schaafe und Schweine sehr gut beschrieben werden; S. 45 eben so die Miststätte, wobey wir ihm jedoch gern die bessere Behandlung des Mistes und der Gülle in [Hoobands] Schreiben an seine Landsleute, auch Dessau zugeeignet, Zürch, bey Orell — 1782. S. 139 — 91. (m. s. Recension darüber in unserer Bibl. B. 94. S. 173.) empfehlen mögen, um seinen Hanns vollkommner zu machen. S. 47 — 71 von Wiesen, Kleebau, Mähen, Futterbewahrung, Fütterung, Mittel wider Maulwürfe und Mäuse, alles sehr gut. S. 71 — 88 Düngen, Säen, Stecken der Erdäpfel (Kartoffeln ist allgemein deutscher, weil an manchen andern Orten das nicht Erdäpfel sind, was der Verf. darunter versteht), nach dem Noth- und Hülfsbüchlein, und Setzen des Krauts und der Rüben überhaupt; auch Ausgrasen der Felder; alles recht herrlich für den gemeinen Mann. S. 88 — 92 von der Aerndte; sehr kurz, aber gut. S. 92 — 94 vom Sauerkraute. S. 94 — 100 vom Flachs- Hanf- und Hopfenbau. S. 100 — 118 vom Hausgarten, wobey S. 108 — 116 Mittel wider den Brand und andere Feinde der Bäume vorkommen. S. 118 — 120 von Bienen, etwas zu kurz, jedoch sich auf den Unterricht beziehend, den sein Hanns aus guten Büchern — die er jedoch wohl namentlich hätte aufstellen sollen — erlangt hat. S. 120 — 132 von Weyhern (allgemein deutscher: Fischteichen) in aller Kürze das Nöthigste für den Bauer. S. 132 — 135 vom Dreschen und Kornwurme. S. 135 — 195 von Pferden. S. 195 — 217 von Ochsen. S. 217 — 223 von Kühen. S. 223 — 229 von Kälbern. S. 229 — 256 von Schaafen, worunter besonders das [Irrige] vom Egel S. 238, und aus Kloob's Anleitung entlehnt ist, indem er die doch angebohrnen Egeln aus Pfützen einsaufen und solche aus der Galle in die kleinen Gedärme austreten läßt, ob

[illegible] gleich im lebendigen Zustande nur in den Ställen und den Stallengängen sind, auch ihrer Natur nach da nur seyn können. S. 256 — 259 von den Schweinen. S. 259 — 278 von den Gänsen. S. 278 — 280 von den Hunden, deren Nutzen, Wartung und Krankheiten angegeben sind; und S. 281 — 288 ein nützlicher Anhang, von den 1790 in dasigen Gegenden eingerissenen Krankheiten des Viehes.

Zweyter Theil, von S. 291 — 452. In diesem 2ten Theile sind die Ueberschrifften besser angebracht, und zwar enthält derselbe: S. 291 — 293 Glaubenslehre. S. 293 — 295 Sittenlehre. S. 295 — 302 Sonn- und Feyertage. S. 302 — 304 Bittgänge und Wallfahrten. S. 304 — 309 Natur- und Weltgebäude. S. 309 der Mensch. S. 310 — 312 vom gesellschaftlichen Leben. S. 312 — 313 Kalendersachen. S. 313 — 317 Münz, Gewicht und Maaß betreffend. S. 317 — 322 von Prozessen oder Streithändeln. S. 322 — 355 von der Gesundheit, oder den Gesundheitsregeln, wie man seine Gesundheit erhalten könne. S. 355 — 358 von der Haushaltungswissenschaft. S. 358 — 361 von Wohlanständigkeitsregeln. S. 361 — 363 von Klugheitsregeln. S. 363 — 372, wie man mit Leuten umgehen muß, von denen man nicht gewiß weiß, daß sie wirklich todt sind. S. 372 — 375, wie man mit erfrornen Leuten umgehen soll. S. 375 — 377 vom Erdäpfelbrod. S. 377 — 379 vom Wetterableiter. S. 379 — 381 von der Stallfütterung, den Brachfeldern und Viehweiden. S. 382 — 392 von Hexereyen, Gespenstern und Aberglauben. S. 392 — 403 von Witterungsregeln. S. 403 — 409 Naturgeschichte. S. 409 — 413 von ausserordentlichen Begebenheiten. S. 413 — 421. Etwas für die Knaben, die ein Handwerk lernen wollen. S. 421 — 434. Erdbeschreibung. S. 434 — 452. Etwas von der Erdbeschreibung der Pfalzbaierschen Länder insbesondere.

Von allem, was in diesem 2ten Theile gesagt ist, wäre zu wünschen, daß es jedem Bauerkinde so gut, wie jedem Stadtkinde, gelehrt würde.

Anlei-

Anleitung, zugleich aus der angegebenen Größe des Ackers, der Wiesen und der Güte beyder, den Einschnitt, die Anzahl jeder Viehart und die Größe der für jenen und diese nöthigen Gebäude zu bestimmen, von Wilhelm Pastorf. Berlin, bey Haude u. s. w. 1791. in 8.

Der Königl. Preuß. Conducteur Hr. Pastorf hat uns in dieser Schrift keine neue und reichhaltige, noch dem Titelblatte ganz entsprechende Aufschlüsse gegeben, so daß wir sie Oekonomen und Bauverständigen nicht bestens empfehlen können.

Abhandlung von dem Torfe und dessen Benutzungsart, in einem Auszuge aus den besten mineralogischen Schriftstellern, von Franz Bernhard Wachtel, K. K. Berggerichtsbeysitzer — — Wien, bey Wappler. 1791. 8.

Abhandlung über die Nutzbarkeit des Torfes in der Feuerung zur Schonung der abnehmenden Wälder, von Gottfried Ludolph Graßmann, Prediger zu Sietzlow — — in Pommern. Berlin, 1792. bey Pauli. 184 Seiten. 8.

Der Verf. der ersten Schrift, Hr. Wachtel, ist, als ein Kenner der Mineralogie, der rechte Mann, so uns etwas Gründliches in diesem Fache liefern konnte. Alles, und dabey besonders das Verkohlen des Torfes, muß den Torfbesitzern äusserst schätzbar seyn, so, wie dies hier sehr richtig gelehret wird.

Die zweyte Abhandlung, vom Hrn. Graßmann, ist gleichfalls ein Wort zu rechter Zeit immer noch geredet, obgleich im Brandenburgischen, dem diese Schrift gewidmet, und local nützlich ist, schon andere genüglich vom Torfe gehandelt haben, z. B. die schöne Schrift von Gilly, die bereits die zweyte Auflage erlebt hat, u. s. w. Daß Hr. Graßmann etwas zu wortreich sey, und hierin seinem Vorfahrer der Berliner Beyträge völlig gleiche, bedürfen wir wohl nicht zu wiederholen.

Die Landwirthschaft und deren Verbesserung nach eigenen Erfahrungen beschrieben von J. G. von Schönfeld — Zweyte Ausgabe. Mit einer Vorrede und neuern Erfahrungen bereichert von G. Stumpf — Leipzig, 1791. bey Breitkopf und Comp. 952 Seiten. 8.

Die erste Auflage war 848 Seiten stark: ob aber diese zweyte Ausgabe durch 104 Seiten Verlängerung Stumpfischer Noten viel gewonnen habe, glaubt Rec. nicht. Der größte Verdienst wird im Honorarium stecken, den Hr. De. St. gezogen hat. Die erste Auflage findet man in unserer Bibliothek B. 22. S. 607 recensirt: sie würde sicher etwas anders ausgefallen seyn, wenn Rec. damals so, wie jetzt Trachenau, und mit Augen die Schönfeldischen Behandlungen gesehen gehabt hätte.

Iz.

XI. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, u. s. w. Des neunten Bandes vierter Theil, welcher die deutsche Reichsgeschichte enthält, nach dem Plan des Wilh. Guthrie, Johann Gray u. a. gelehrter Engländer entworfen, ausgearbeitet und aus den besten Schriftstellern gezogen von Christoph Gottlob Heinrich, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath und ordentl. Prof. der Geschichte zu Jena. Leipzig, bey Weidmann. 1791. 818 Seiten in gr. 8.

Eben dieses Buch unter der Aufschrift: Heinrichs deutsche Reichsgeschichte. Vierter Band.

Mit

Mit eben dem richtigen Blicke und festen Schritte, mit welchem Hr. H. die ältern Perioden unserer deutschen Geschichte durchgegangen hatte, beschreibt er auch hier, theils zur Fortsetzung der siebenten Abtheilung, die Geschichte der Luxemburgischen und Oesterreichischen Könige und Kaiser, von Wenceslaus bis zum Tode Friedrichs III., ingleichen die Staatsmerkwürdigkeiten unter den Habsburgischen, Luxemburgischen und den ersten Oesterreichischen Königen und Kaisern, (S. 457–641.) theils im Anfange der achten Abtheilung, welche von Maximilian I. bis zum westphälischen Frieden geht, die Geschichte dieses Kaisers. Noch immer ist auch die sorgfältige Angabe der Quellen ein Vorzug dieses Handbuchs. Da es bekannt und beliebt genug ist: so brauchen wir aus diesem Bande nur wenige Stellen auszuzeichnen.

In Wenzels Regierungsgeschichte ist das Widerrechtliche seiner Absetzung S. 68 fg. gut gezeigt worden. Daß, wie S. 454 behauptet wird, die Haupturfache, warum unter Friedrich III. der Zustand des Reichs nicht verbessert wurde, und kein Türkenzug zu Stande kam, in der Nachläßigkeit, Rohheit und Uneinigkeit der deutschen Fürsten gelegen habe, kömmt uns nicht ganz erweislich vor. Die vornehmste, wenn gleich nicht einzige Schuld hatte wohl Friedrich selbst: ein, wenigstens auf dem Throne, verächtlicher Charakter, wie Hr. H. auch gesteht, und ihn ganz natürlich schildert. Die deutsche Verfassung in dem nun geendigten Zeitraum wird sehr wohl erläutert. Unter andern ist das in den neuern Zeiten bestrittene Richteramt des Pfalzgrafen am Rhein über den Kaiser in keiner D. Reichsgeschichte noch so vollständig ausgeführt, als hier, (S. 515 fg.) wenn gleich der V. an Wedekinden einen sichern Vorgänger hatte. Ueber die Erfindung des Schießpulvers (S. 532 fg.); wo der Verf. die alte Sage von Schwarzen nicht so ganz verwerflich findet, auch den Einfluß dieser Erfindung auf Krieg, Tapferkeit, körperliche Stärke u. dgl. m. entwickelt. Die Abschnitte von den in Deutschland geltenden Rechten, von der Gerichtsverfassung, vom Faustrechte, von der deutschen Kirche u. dgl. m. sind mit besonderm Fleiß bearbeitet: und was S. 592 fg. von den Sitten und vom Luxus der Nation, von der Bevölkerung Deutschlands, dessen Manufakturen und Handelschaft gesammelt worden, gehört ebenfalls zu den lehrreichen Erörterungen. Von der Buchdruckerkunst ausführlich und zu Guttenbergs Ehre. Daß

hinge-

hingegen das Lumpenpapier im 14ten Jahrhunderte, oder noch früher, von einem Deutschen erfunden worden seyn sollte, wie S. 625 fg. vor sehr wahrscheinlich ausgegeben wird; davon können wir uns, nach den neulichen Untersuchungen darüber, noch nicht überzeugen. In Maximilians I. Geschichte sind S. 740 fg. die Veranlassungen der Ligue von Cambray geschickt aufgesucht; wiewohl wir daran zweifeln, daß die Venetianer eben nach der Herrschaft von ganz Italien gestrebt haben sollten. Der Charakter des erstgenannten Kaisers macht den Beschluß dieses Theils. Mehr als einmal wird seines Geldmangels gedacht; aber immer hätte auch seine Verschwendung daneben gestellt werden sollen, welche Guicciardini nicht vergessen hat. Von den ihm beygelegten Büchern ist viel zu wenig gesagt. Alles concentrirt sich endlich in dem Urtheil: „Maximilian würde einer der größten, wohlthätigsten, verdientesten Regenten geworden seyn, wenn er in seinen Entwürfen und Unternehmungen weniger lebhaft und kühn, wenn er ein besserer Staatswirth gewesen wäre; wenn er sich weniger in auswärtige Kriege eingelassen, und mehr Beständigkeit in seinem öffentlichen Verhalten gezeigt hätte. Diese Fehler waren größtentheils Folgen seiner etwas sonderbaren oder vernachlässigten Erziehung, die er, im männlichen Alter nicht mehr verbessern konnte."

Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, von D. Anton Friedrich Büsching, K. Preuß. Oberconsist. Rath, u. s. w. Fünfter Theil, der den Charakter Friedrichs II. Königs von Preußen enthält. Halle, bey Curts Wittwe, 1788. 21 Bogen, gr. 8.

Eben dieses Buch mit dem Titel: A. F. Büschings Charakter Friedrichs II. Königs von Preußen.

Recension der Schrift: Charakter Friedrichs II. Königs von Preußen, von D. Ant. Fr. Büsching. Wien, 1789. bey Wucherer. 92 Seiten, kl. 8.

[illegible] der für die A. d. Bibl. aus zufälligen Ursachen [illegible]gebliebenen Bücher würde eine ausführliche Recension [illegible]theilung so sehr zu spät kommen, als bey dem gegen[illegible], so allgemein und so begierig ist es gelesen, so bald [illegible] wahren Werthe gewürdigt worden. Da es nun [illegible]al dem Rec. aufgetragen worden ist, seine Meinung [illegible] öffentlich zu sagen: so schreibt er wenigstens, nach [illegible]maligem Durchlesen desselben, folgende kleine Bemer[illegible] nieder.

Noch gab es in Deutschland kein Beyspiel, daß unmittelbar nach dem Tode eines der größten und mächtigsten Fürsten alles, was man von ihm entweder zuverläßig, oder aus Hörensagen wußte, es mochte zu seinem Ruhm gereichen, oder auch wohl Flecken auf sein Bild werfen, nur je sonderbarer und auffallender, desto lieber und geschwinder, in der Nähe seines Throns selbst bekannt gemacht worden wäre, als bey **Friedrich II.** Wenn die allgemeine Sehnsucht, Anekdoten von ihm zu lesen, jene Geschäftigkeit anfeuerte: so war es auf der andern Seite rühmlich, daß man ihr, wie es in so manchem andern Lande ohnfehlbar geschehen seyn würde, keine Fesseln anlegte. Man urtheilte ohne Zweifel, daß **Friedrich**, auch wenn jede seiner Schwächen ans Licht gezogen worden wäre; auch wenn die unsichere Anekdotenkrämerey über ihn aufs höchste steigen sollte, (wie es würklich geschah,) dadurch nichts verliehren könne. Eher könnte es scheinen, daß seine Biographen dadurch in eine mißliche Lage versetzt worden wären. Aber, welcher bedachtsame Geschichtschreiber wird wohl aus Compilationen schöpfen wollen, die man nur als eben so viele für das heißhungrige Publikum in aller Eil zubereitete Ragouts betrachten kann? Und wird er wohl überhaupt glauben, daß die Zeit zu einer Biographie **Friedrichs** schon vorhanden sey? Daß hingegen Hr. **Büsching**, der so gut weiß, was und wie man es beobachten müsse; der ein und zwanzig Jahre hindurch alles Eigenhändige des großen Königs, und alles von ihm Unterschriebene, dessen ihm sehr viel in die Hände kam, sorgfältig abschrieb und sammlete; Erzählungen solcher Personen, die um denselben gewesen waren, oder ihre unmittelbaren Erfahrungen redlich anführten, aufs beste, selbst durch dagegen gemachte Einwürfe, benutzte, und nur solche Nachrichten ans Licht zu stellen gesonnen war, die dasselbe noch nie, ausser etwan in seinen eigenen Schriften, gesehen hatten, uns mit

einer so reichhaltigen Sammlung von ächten, meistentheils documentirten, Anekdoten beschenkt, ist für die Geschichte und nicht blos für die edlere Neubegierde wichtig. [illegible] auch manche gemeine oder unbedeutende Dinge mit eingeflossen; und bey wichtigern Gegenständen sucht man [illegible] mehr Licht über das Ganze; einiges ist zu [illegible] daß der König das Deutsche nicht orthographisch und [illegible] schlecht schrieb, wird gar zu oft urkundenmäßig außer [illegible] gesetzt; und dergleichen mehr, was doch dem Buche [illegible] seinen Werth nicht nehmen kann. Unterdessen hätten wir es doch nicht den Charakter Friedrichs II. zu nennen gewagt. Diesen vollständig abzuschildern, ist eine ungemeine Menge und Mannichfaltigkeit von Zügen erforderlich: denn welcher Fürst glänzte wohl von so vielen Seiten, als Friedrich? Die meisten derselben hat Hr. B. allerdings richtig gezeichnet; aber selbst für diese sind es mehr Beyträge aus dem, was er darüber beobachtet hatte, als vollendete Bilder. Zwey Hauptbestandtheile seines Charakters, Kriegskunst und Staatsklugheit, gesteht Hr. B., übergangen zu haben, weil er mit denselben zu wenig bekannt sey; er hat ihn hauptsächlich als Fürsten und als Menschen dargestellt; auf beyde hatte jedoch der große Krieger einen unverkennbaren Einfluß. Durchgehends fällt es übrigens in die Augen, daß Hr. B. nicht in irgend einer einseitigen Absicht, sondern blos historisch, seine Sammlungen angestellt, geordnet und verbunden habe. Wenn er die bewundernswürdigen Eigenschaften und Regierungsgaben des Königs durch sehr viele Beyspiele bestätigt: so führt er dagegen auch andere von zu willkührlich eigenmächtigen, harten und ungerechten Handlungen an, wobey aufwallende Hitze, Vorurtheile, Mangel an Kenntnissen, Laune, auch einiger Einfluß von andern, sichtbar waren. Nur selten scheint er nachtheiligen Vermuthungen etwas zu viel eingeräumt zu haben. Unter die für uns merkwürdigern Stellen gehört die Versicherung des Königs gegen die gemeine Meinung (S. 212.), daß er nie Subsidien von Frankreich erhalten; sein sonst zwar bekanntes, aber hier (S. 128 fg.) im französischen Original abgedrucktes Schreiben an den Bischof von Breslau wegen der Verfolgung der Protestanten in den K. K. Erbländern; die natürlichen Erklärungen seiner starken Abneigung gegen Theologen (S. 51. 115.) u. a. m. Die Vergleichung zwischen Friedrich und Hadrian (S. 37 fg.) ist auch nicht übel gerathen.

Eine

Eine ganz andere Recension von diesem Buche hat der Verf. der obengenannten kleinen Wiener Schrift gemacht. „Wer das Buch liest, sagt er (S. 4.), kann nicht verkennen, daß es ein Geistlicher geschrieben hat; der beleidigte Pfaffe guckt aus jeder Zeile hervor." Nach ihm ist (S. 24 fg.) der Charakter Friedrich des Einzigen eine von den Sachen, die Hr. B. weder kennt, noch versteht; aber noch schlimmer als Fehler des Verstandes, ist sein böser Wille zu verläumden, der in diesem Schandlibell hervorleuchten soll. Mißtrauisch gegen uns selbst, (wiewohl nicht eigentlich gegen den ersten Eindruck, den Hrn. B. Buch auf uns gemacht hatte: denn wir haben es einigemal und in sehr verschiedenen Zeiten durchgelesen,) prüften wir diese Vorwürfe mit aller Unpartheylichkeit; konnten uns aber durchaus nicht von ihrer Richtigkeit überzeugen; wenn wir gleich zugeben, daß Hr. B. hin und wieder für manche Verehrer Friedrichs zu viel Schatten aufgetragen, oder zu argwöhnisch gedeutet haben möchte. Aber der Beweis, daß er als beleidigter Geistlicher geschrieben habe, ist äusserst gezwungen und zum Theil lächerlich. Das Schlimmste, was er Hrn. B. zur Last legt, ist ein von diesem über die Sitten des Königs hingeworfener Zug, wegen dessen ihn der Verf. S. 26 im Namen des Publikums und der Nachwelt auffordert, eine entscheidende, durch Beweise unterstützte Erklärung darüber zu geben. Wir wissen nicht, ob sie Hr. B. gegeben hat; zweifeln aber fast daran, und würden uns auch gar nicht wundern, wenn er darauf gänzlich schwiege. Daß Hr. B. an dem Könige keine äusserlichen Merkmale von Gottesverehrung antrifft, widerlegt unser Verf. S. 72 fg. durch das Te Deum, welches der König zu Charlottenburg mit so augenscheinlicher Rührung habe aufführen lassen. Allein, wie bekannt, hat Hr. Nicolai in seinen Anekdoten von K. Friedrich II. gezeigt, daß diese Erzählung keinen Grund habe. Einmal berichtigt er Hrn. B. würklich, welcher behauptet hatte, der König habe nie, weder beym Exerciren, noch selbst in Schlachten, den Degen gezogen. Unser Verf. (freylich ein Anonymus) versichert (S. 12 fg.), am 25. August 1757 bey Bernstädtel in der Oberlausitz den König mit gezogenem Degen vor einer Division des Infanterieregiments Prinz von Preußen selbst gesehen zu haben. Manche seiner Reflexionen sind auch an sich recht gut; aber er, der Hrn. B. Verschwärzungssucht gegen einen der bewundertsten Charaktere Schuld giebt, sollte

nicht

nicht selbst lesen und sein Buch vom Anfange bis zu Ende geflissentlich verschwärzt haben.

Kl. 2.

Ehrenrettung der Lutherischen Reformation gegen zwey Kapitel in des K. K. Hofraths, Hrn. J. M. Schmids Geschichte der Deutschen, nebst einigen Bemerkungen über die gegenwärtige katholische Reformation im Oesterreichischen; von Karl Leonhard Reinhold, Herzogl. Sachs. Weimar. Rath und Prof. der Philosophie in Jena. Jena, 1789. bey Cuno's Erben. 172 Seiten in 8.

Wenn durch eine Recension nicht sowohl eine Schrift bekannt gemacht, als vielmehr gezeigt werden soll, wiefern Verfasser und Recensent derselben über ihren Inhalt und dessen Beurtheilung, vorausgesetzt, daß beyde ihr Forschen und Nachdenken damit beschäftigt haben, übereinstimmen: so kommt die gegenwärtige darum nicht zu spät, weil sie es mit Aufsätzen zu thun hat, die schon seit mehrern Jahren mit großem Beyfall gelesen worden sind. Freylich darf sie eben deswegen nur sehr kurz seyn. Hr. Reinhold hatte im deutschen Merkur d. J. 1786 die Ehre der Reformation gegen die dem Scheine nach fein und schlau ausgedachten Sophismen des Hrn. Schmids, die aber im Grunde nur ein feiner und blendender Commentar über eines von den vielen hingeworfenen Raisonnements der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland, (dieses, sagt Hr. R. ganz richtig, mit ächt französischer Impertinenz geschriebenen Buchs) waren auf eine der Reformation und seiner gleich würdige Art gerettet. Es war keine von den gewöhnlichen Streitschriften, keine rechthaberische Apologie, was er in dieser Absicht entwarf; sondern eine würklich unpartheyisch scharfsinnige Erörterung des Guten, das die Reformation nach ihren Grundsätzen theils stiften sollte, theils gestiftet hat, und noch ferner zu stiften im Stande ist. Das Resultat davon ist, daß er ihre höchste Wohlthat in dem freyen Vernunftgebrauch in Religionsangelegenheiten setzt. Er hofft nicht einmal von allen Protestanten hierinne Beytritt zu erlangen: nicht von der zahlreichern Gattung derer unter ihnen, welche

welche die Reformation mehr wegen des vielen von ihr geleisteten, als wegen des noch zu leistenden Guten schätzen; oder, wie er sich etwas stark ausdrückt, welche ihre symbolischen Bücher für unfehlbar halten. Allerdings hat Luther neben der von ihm erworbenen Geistesfreyheit unmittelbar den Glauben an Offenbarung festgestellt; aber doch auch der Vernunft ihre Rechte vorbehalten. Allerdings haben seine eifrigsten, und so zu sagen, buchstäblichsten Anhänger auf dem Katheder zweyhundert Jahre hindurch von jener Freyheit, die er selbst noch nicht einmal völlig zu nutzen im Stande war, den Gebrauch gar nicht gemacht, der vorzüglich in ihrer Gewalt war. Aber, Dank ihm! sie ist doch einmal da, und kann nur mit dem Protestantismus selbst untergehen; sie hat ein neues Leben und neue Stärke gewonnen; durch sie allein werden Glaube und Vernunft einander immer mehr genähert werden. Hr. R. hat in diesem schätzbaren Aufsatze keine beträchtliche Veränderungen vorgenommen; desto mehrere aber in dem Anhange (S. 156 fg.), den er ebenfalls für den D. Merkur d. J. 1784 geschrieben hatte. Er ist auch in seiner Art wichtig, und hat gewiß manchem gutherzigen Protestanten über die vor einiger Zeit in den Oesterreichischen Staaten angegangene Reformation die Augen glücklich geöffnet. Die großen und zahlreichen Schritte, welche Joseph II. darinne gethan hatte; manche vortheilhafte Folgen davon; das Geschrey der Mönche und ihres Anhangs darüber, und andere damit verwandte Begebenheiten überredeten viele, daß beynahe nichts mehr auf diesem Wege zu thun übrig sey; daß die Scheidewand zwischen Protestanten und Katholiken bereits wanke; und eine Religionsvereinigung leichter als jemals sey. Hr. R. bemerkt dagegen, daß die Fesseln, welche Oesterreich bisher zerbrochen hat, nur diejenigen waren, die am meisten in die Augen fielen, die Frankreich zum Theil lange schon abgeworfen hatte, und welche die Römische Politik den ehrlichen Deutschen vielleicht nur deswegen bisher noch nicht selbst abnahm, um unserm Freyheitssinne, von dem es vielleicht für jetzt zu vortheilhafte Begriffe unterhält, durch ein Phantom selbst errungener Unabhängigkeit eine Diversion zu machen; wie sehr noch der Mönchsgeist, dieses Opiat, wodurch die Hierarchie die ihr ungelegene Thätigkeit ihrer zinsbaren Nationen von jeher so geschickt einzuschläfern wußte, und neben demselben Priester auf so manche öffentliche Anstalt würken; und wie weit man überhaupt noch entfernt ist, die Unfehlbarkeit der Kirche, den eifer-

eisernen Ring, an welchen alle Fesseln der katholischen Vernunft zusammenlaufen, auch nur in dieser Eigenschaft anzuerkennen, geschweige denn denselben zerbrechen zu wollen oder zu können." Alles dieses bestätigt der Verf. durch nicht wenige eben so auffallende als unleugbare Data. So hat der Papst, bey allem Getöse, das wider ihn erregt wurde, im Grunde nichts eingebüßt, und wenn gleich viele Gebäude entmöncht wurden; so hat doch dadurch weder der Staat seine verlohrnen Bürger, noch haben diese ihre Menschenrechte zurück erhalten. — Wir wünschen wenigen Schriften so sehr möglichst viele Leser, als diesen beyden.

Eyz.

Leben und Geschichte Papst Innocenz XI., von Philipp Bonamici, Päpstl. Secretär der lateinischen Briefe. Zur Aufklärung der Jesuitengeschichte und der gegenwärtigen Revolutionen. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Frankfurt und Leipzig. 1791. 224 S. 8.

Diese Lebensbeschreibung eines der merkwürdigsten Päpste neuerer Zeiten, den der ihm ähnliche Benedict XIV. so gern canonisirt hätte; den aber weder der französische Hof, noch die Jesuiten, zu einem solchen Range im Himmel emporsteigen lassen konnten, ist von dem schon durch sein Buch de claris Pontificiarum epistolarum scriptoribus, Rom. 1753. 8. vortheilhaft bekannten Verfasser ebendaselbst im J. 1776 herausgegeben worden: vielleicht hauptsächlich in der Absicht, wie man aus ihren letzten Seiten schließen möchte, und wie dieses auch bereits bey andern Biographieen neuerer Päpste die herrschende Triebfeder war, um Innocenzens Canonisation zu befördern; die aber unter Pius VI. am wenigsten zu Stande kommen dürfte. Obgleich diese Schrift schon vom Hrn. le Bret im lateinischen Original, und mit einigen Anmerkungen, in den 8ten Theil seines Magazins zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte eingerückt worden ist; so urtheilte doch der Uebersetzer nicht unrecht, daß sie im deutschen Gewande, mit den nöthigen Erläuterungen und Berichtigungen versehen, noch gemeinnützlicher werden könnte. Seine zahlreichen und wohlgerathenen Anmerkungen tragen auch nicht

wenig

wenig dazu bey. So zeigt er S. 6 fg., daß es schwer sey, über die Kriegsdienste, welche Innocenz XI. in seinen jüngern Jahren gethan haben soll, etwas Entscheidendes zu sagen; wenigstens führt er Schriftsteller für und wider diese Erzählung an; freylich fehlen die Gründe der Leugnenden. In einer andern Anmerkung (S. 89.) vermuthet er, daß Franz I. deswegen so nachgebend in die Aufhebung der pragmat. Sanction gegen Leo X. gewilligt habe, weil er entweder wieder einen Dienst von diesem Papste in seinen Händeln mit Karl V. hoffte, oder weil er nach Meiland zurückeilte, wohin ihn politische Angelegenheiten riefen, die ihm mehr am Herzen lagen, als kirchliche. Allein, es giebt eine dritte, weit wahrscheinlichere Ursache, als diese beyden: weil der König durch das an die Stelle der Pr. Sanction in seinem Reiche einzuführende Concordat den großen Vortheil gewann, alle Bisthümer in demselben nach seinem Gefallen besetzen zu können. Wir übergehen manche treffende Aufklärungen aus der Geschichte jener Zeiten, weil sie nicht neu sind; sie geben aber doch Zeugnisse der guten Einsichten des Uebersetzers ab. Hin und wieder hätten, zumal für gewisse Leser, noch einige Anmerkungen beygebracht werden können, z. B. S. 209 über die Sätze einiger neuern Gottesgelehrten in der Sittenlehre, die der Evangelischen Strenge nicht gemäß sind, und die zu unterdrücken, Innocenz sein ganzes päpstliches Ansehn angewandt habe. Es sind die jesuitischen Lehren de probabilismo u. d. m. Daß übrigens Bonamici (S. 215 fg.) durch seinen Helden nach dessen Tode Wunder würken läßt, darf niemand befremden. Zur Canonisation sind sie einmal nöthig; und eines ist gar erst im J. 1772 geschehen: etwas so Neues darf sich nicht einmal ein Ketzer zu leugnen unterstehen.

Lebensgeschichte der Kayserin Adelheid, Gemahlin Ottons des Großen. Nebst den deutschen und italienischen Begebenheiten ihres Zeitalters; auch Schilderung des damaligen Zustandes von Deutschland in der Reichsverfassung, Religion und den Wissenschaften, von Georg August von Breitenbauch. Leipzig, bey Beer. 1788. 220 S. 8.

Allerdings liegt die Geschichte der berühmten deutschen Kaiserin Adelheid, wie der Verf. bemerkt, in der allgemeinen deutschen Reichsgeschichte unter einer solchen Menge fremder Ereignungen verdeckt, daß es der Mühe werth war, sie hervorzuziehen, und ans Licht zu stellen. Er hat dieses durch eine gute Bekanntschaft mit den fleißig angeführten Quellen und mit der Geschichte jener Zeiten, in einer nicht unangenehmen Schreibart geleistet. Es ist wahr, daß weit mehr als die Hälfte des Buchs sich mit der Geschichte der drey Ottonen beschäftigt, unter welchen sie so viel Ansehen behauptet hat; wenn aber auch dieselbe zu reichlich beschrieben seyn sollte: so kann es doch nicht wenig Lesern nützlich seyn. Bey dieser Ausführlichkeit entsinnen wir uns gleichwohl nicht, etwas von Adelheids starkem Antheil und Einfluß bey der Regierung ihres Gemahls, worüber ihre Zeitgenossen unzufrieden waren; ingleichen von der Bereicherungssucht des Clerus, welche sie ihm einflößte, gelesen zu haben. Ueberhaupt ist ihr ganzer Charakter ins Schöne, und bisweilen fast ins Lobrednerische gemalt worden, wie S. 192 fg., wo ihr der Verf. die Ehrenzeichen einer Heiligin zugesteht, und ihr Andenken in unverdunkeltem Schimmer glänzen läßt. Dahin gehören auch Wendungen, wie diese (S. 164.): „Der Himmel konnte Beleidigungen, die einer so gottseligen Fürstin widerfuhren, nicht mit Gleichgültigkeit ansehen.“ Die S. 199 hinzugefügte Abbildung des Zustandes von Deutschland zu den Zeiten der Adelheid, ist ebenfalls zu sehr verschönert. So sollen z. B. nach S. 208 die Anstalten für das Wachsthum der Wissenschaften nie mit mehrerm Eifer, noch mit so vereinigten Kräften getrieben worden seyn, als damals; diese Epoche soll nach S. 219 mehr, als eine andere, die Glückseligkeit von Deutschland befördert haben. Unerwartet war es uns zu lesen (S. 218.), daß das Lumpenpapier schon im 8ten Jahrhunderte unter den Arabern gebräuchlich gewesen, und im 10ten aus Gallicien nach Deutschland gebracht worden sey.

Lebensbeschreibung des Magister Johannes Hus von Hußinecz, von August Zitte, Weltpriester. Erste Hälfte. Prag, bey Gerle. 1789. 286 Seiten in 8.

Nach dem rühmlichen Beyspiel des Hrn. Royko ist Hussens Andenken in seinem Vaterlande Böhmen, in den neuesten Jahren, schon auf mehr als Eine Art Gerechtigkeit wiederfahren. Man hat seine Lehren und Schicksale, ohne den alles verschwärzenden Ketzerblick, unpartheyisch erörtert; seine Schriften sind zum Theil neu, und in deutscher Sprache herausgegeben worden; auch eine nicht übel gerathene Lebensbeschreibung desselben ist bereits im J. 1784 zu Prag ans Licht getreten. Gleichwohl war eine neue und ausführlichere Biographie des berühmten Reformators, die aus den Quellen selbst geschöpft, und besonders mit treuen Auszügen aus seinen Schriften, auch andern Urkunden, versehen wäre, für Röm. Katholische Leser in Deutschland, noch gar nicht überflüßig geworden. Hr. Z. hat hier eine solche zu schreiben angefangen; man müßte es bedauern, wenn sie nicht vollendet würde. Nachdem er acht bis zehn Jahre hindurch alles gelesen hatte, was auf Hussen eine Beziehung hat: bediente er sich endlich der glücklich in Böhmen eingeführten Schreibfreyheit, um das Resultat davon mit aller Freymüthigkeit öffentlich darzulegen. Ob wir gleich in dem Hauptgange dieser Geschichte nichts Neues, vorzüglich für Protestanten, finden; so gereicht es ihm doch sehr zum Ruhm, jenen kühnen Forscher und Lehrer der Wahrheit abgebildet zu haben, wie er war. Seine vornehmsten Gewährsmänner hat er zuweilen in der Erzählung selbst genannt, beurtheilt, und mit einander verglichen; noch besser wäre es gewesen, die wichtigsten Begebenheiten und Umstände durch bestimmte Citaten aus denselben zu verificiren. Einige Schadloshaltung dafür geben die eingerückten Decrete K. Wenzels, die päpstlichen Bullen, Hussens Declarationen u. dgl. m. Auch fehlt es nicht an einzelnen guten Erörterungen, wodurch manches aufgeklärt wird. So bestätigt der V. S. 32 fg. die alte Nachricht, daß Hieronymus von Prag in England gewesen sey, und von Oxford die Schriften Wiklefs in sein Vaterland gebracht habe, theils wider Theobalden, der solches gänzlich leugnet; theils wider die Verfasser der Abbildungen Böhmischer und Mährischer Gelehrten, welche glaubten, man habe einen deutschen Studenten dieses Namens mit dem böhmischen Hieronymus verwechselt. Dem letztern wurde doch zu Costnitz jener Vorwurf gemacht, ohne daß er ihn offenbar von sich abgelehnt hätte. Alle alte Schriftsteller, ausser Theobalden, erzählen diese Sache; sie ist auch dem wechselseitigen Verkehr der Englischen und Böhmischen

Nation gemäß, welches durch die Vermählung der Schwester des K. Wenzels mit Richard II. K. von England im Jahr 1381 eröffnet worden war. Hußens Nachsicht gegen die unter ihm disputirenden Studenten in Absicht auf die Kosten, ob er gleich selbst arm war, wird S. 38 fg. aus seinem eigenhändigen Protocoll erwiesen. In seinem Leben von Gilpin hat Hr. Z. S. 81 und 121 einiges berichtigt. Daß Wenzel blos gedroht habe, der Universität Prag seinen Küchenmeister oder einen ähnlichen Menschen zum Rector zu bestellen, bemerkt er S. 84 gegen die deutschen Schriftsteller, welche daraus eine würkliche Bestellung gemacht haben. Den hervorstechenden Inhalt (er nennt es die Essenz) von Hussens merkwürdigem Buche über die Kirche hat er S. 217 fg. gut zusammengedrängt. Hingegen wunderten wir uns, S. 92 noch zu lesen, daß aus Prag 36000 Studenten ausgewandert wären. Denn obgleich Hageck und andere Böhmische Schriftsteller diese oder wohl eine noch größere Anzahl angeben; auch Balbin sogar ihnen dieselbe nachschreibt; so ist sie doch schon an sich höchst unwahrscheinlich, selbst wenn man sie auf alle Deutsche, die sich ausser den Studirenden zu Prag aufhielten, ausdehnen wollte; und ausser den 2000, die sich nach Leipzig wandten, findet sich gar keine Spur von dem Zuge des übrigen großen Heers. Aber Pelzel hat es aus dem Aeneas Sylvius, der nur 5000 annimmt, ingleichen aus den Inscribirten und Graduirten eines Jahrs, sehr wahrscheinlich gemacht, daß dieses die richtige Zahl sey, und daß etwan 2000 in Prag zurückgeblieben seyn mögen. (Lebensgesch. des Römischen und Böhmischen Königs Wenceslaus, 2ter Theil, S. 550 fg.) Sonst sind noch hin und wieder bald Namen, bald geographische, historische und andere Data zu verbessern. Anstatt Horarius S. 11. 15 sollte Corrari stehen. Roscelin war kein Engländer, wie S. 77 gesagt wird; sondern ein Franzose, aus Compiegne gebürtig: und diese Stadt liegt nicht, wie S. 242 vorgegeben wird, in der Picardie; sondern in Isle de France. Auch wird der Landgraf Friedrich von Thüringen S. 126 beym Jahr 1410 irrig Churfürst von Sachsen genannt; er wurde es erst viele Jahre darnach; u. dgl. m. Uebrigens endigt sich diese erste Hälfte mit Hußens Reise nach Costnitz. Die Schreibart ist meistentheils rein und angenehm.

Ws.

Johann Caspar Risbeks, Verfassers der Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland, Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von J. Milbiller, Professor zu Passau. Dritter Band. Von Albrecht II. bis zu Ferdinand I. Zürich, bey Orell u. a. m. 1789. 520 Seiten in 8. — Vierter Band. Von Ferdinand I. bis zu Joseph II. 1790. 562 Seiten, mit dem Register über das ganze Werk.

Was bey der Anzeige des zweyten Bandes dieser Geschichte (A. d. B. 99. B. S. 195 fg.) schon bemerkt worden ist, wie sehr sie dadurch gewonnen habe, daß sie aus Risbeks Händen in Hrn. Milbillers Bearbeitung gekommen ist, bestätigt sich durch diese Fortsetzung noch weit mehr. Es ist daher zu bedauern, daß der erste Band immer nur ein sehr flüchtig gebildeter, zum Theil verzerrter Kopf zu einem größtentheils regelmäßigen und festen Körper bleiben wird. Hr. M. hatte im zweyten Bande bey einer Vergleichung der altrömischen Geschichtbeschreibung mit der deutschen sich nicht bestimmt genug ausgedrückt; hier, in der Vorrede zum dritten, sagt er seine Meinung darüber deutlicher. „Ich habe längst, schreibt er, an der Möglichkeit ganz und gar verzweifelt, daß jemals ein Mann unter uns aufstehen werde, der die Geschichte Deutschlands mit eben dem Geiste darstellen könnte, mit welchem die Römer die ihrige bearbeitet haben. Der größte Theil dessen, was den Stoff deutscher Geschichte ausmacht, ist einer solchen Bearbeitung ganz gewiß unfähig. Unsere Geschichte ist, so zu sagen, juridisch; Verträge, Erbeinigungen, Erbfälle, Bündnisse u. dgl. machen größtentheils ihren Inhalt aus; sie ist mit hundert trockenen Rechtsfällen verbunden; bey den Römern waren, (war) sie es nicht. Die Verfassung der Römer war einfach; ihre Gesetze (waren) natürlich; die Rechte nicht so verwickelt, nicht so verschiedener Auslegungen fähig; die Rabulisterey (war) ziemlich unbekannt. Bey ihnen galt der Patriotismus über alles; auf Erhaltung und Vergrößerung ihres Staats lief beynahe alles hinaus; ihre Personen dachten, sprachen und handelten als Weise und Helden. Bey uns hat sich die Proceßsucht auch unter den hohen Gliedern des Reichs sehr frühzeitig eingefunden. Unsere Verfassung war steif,

unsere Gesetzgebung unfruchtbar, unsere Rechte (waren) verwickelt, der Charakter unserer handelnden Personen (war) gothisch. Wenige waren für ein und ebendasselbe Interesse belebt. — Der Staat der Römer war ein einziges Ganzes; von ihm gieng alles aus; auf ihn bezog sich alles wieder zurück. Unser Staat war in mehrere kleine Staaten vertheilt, die nur in einigen Dingen auf den ganzen Körper Rücksicht nahmen; in andern hingegen gleichsam davon abgesondert waren, und frey nach ihrem eigenen Interesse handelten." Manches Wahre ist hierinne, das geben wir zu; aber auch manches Uebertriebene. Warum wäre denn unsere Geschichte juridisch? Doch wohl, weil man sie dazu gemacht hat. Im Grunde ist sie es eben so wenig, als die Kirchengeschichte der Christen blos polemisch oder kanonisch ist. Die Herren Juristen, und besonders Publicisten, welche sie fast allein bearbeiteten, thaten dieses freylich hauptsächlich zum Behuf ihrer Wissenschaft, schrieben ihre Handbücher für juristische Zuhörer und Leser. Manche giengen allerdings auch so weit, daß sie keiner illustri controversiae im h. R. R. keinem Reichstagsprotocoll, keinem recursui ad Comitia, u. s. w. Quartier gaben. Aber das sollte doch nicht seyn. Vieles von dieser Art gehört nur in die Sammlungen für das Staatsrecht, u. s. w., oder auch für die Geschichte; allein, nicht in die Geschichte selbst: auch der Römer brachte nicht alle Acta und Edicta praetorum hinein. Die hervorragenden berühmten Successionsstreitigkeiten und andere ins Große gehende Rechtshändel dürfen darum ihren Platz in der Geschichte nicht einbüßen; wenn sie kein Interesse haben sollten: so müßte die Schuld an dem Geschichtschreiber liegen. In der Vergleichung der Römischen Verfassung und Geschichte mit der unsrigen ist manches so gerathen, wie es, wenn man sich hinsetzt, die eine auf Kosten der andern zu loben, erfolgen muß; die Nation von lauter Weisen und Helden gehört besonders darunter. Und warum sollte nicht unser Staat, bey allen individuellen Rücksichten seiner Mitglieder, für ein Ganzes gehalten werden können? Gab es nicht auch im Römischen ein oft sehr entgegengesetztes öffentliches Interesse? Sogar die einander durchschneidenden Entwürfe und Absichten des Oberhauptes und der Stände unsers Reichs heben die Einheit seiner politischen Gestalt, und zugleich das Einzige derselben, so wenig auf, daß der Geschichtschreiber hier eben am scharfsinnigsten seyn muß, um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Hat er vollends das noch würdigere Geschäft übernommen,

men, die Geschichte der Nation selbst zu beschreiben: so wird er wahrhaftig nicht blos gothische Charaktere; vielmehr gewisse Gattungen von Betriebsamkeit und Fortschritten finden, die eine andere Nation, unter gleichen Umständen, schwerlich erreicht haben würde. Daß übrigens unsere Geschichte ihren Livius oder Tacitus noch erst erwarte, wollen wir gar nicht leugnen. — Was Hr. M. sonst von seiner Methode sagt, hat unsern völligen Beyfall.

Er hatte im achten Buche am Ende des zweyten Bandes die deutsche Reichsgeschichte, von Rudolf I. bis auf Albrecht II. erzählt. Jetzt also entwickelt er im neunten Buche (B. III. S. 1—196.) den Charakter, die Handelschaft, die Künste und Wissenschaften, die Staatsverfassung und Religion der Deutschen in eben diesem Zeitraum; wenn gleich nicht auf eine ganz neue Art, doch mit eigener Befragung der Quellen, und mit Benutzung noch wenig gebrauchter Nachrichten, die selbst für den damit schon bekannten Leser angenehme Erläuterungen verschaffen. Gegen einige Stellen könnten Erinnerungen gemacht werden. So ist wohl die Universität Wien nicht im J. 1333 gestiftet worden, wie S. 75 steht; auf der folgenden Seite sind die Stiftungsjahre der Universitäten Prag und Heidelberg unrichtig angegeben; auch ist der Verf. ebendaselbst über das Stiftungsjahr der Leipziger Universität zwischen 1406 und 1409 ohne Ursache zweifelhaft.

Das zehnte Buch, welches von Albrecht II. bis zu Ferdinand I. (vom J. 1438 bis 1558.) geht, nimmt den übrigen Raum dieses Bandes ein. Friedrich dem Dritten sucht der Verf. alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. S. 287 fg. Uns dünkt zwar, daß er ihn noch zu glimpflich beurtheilt hat; allein, wir überzeugen uns von Tage zu Tage mehr, daß solches erträglicher sey, als die rauhe Härte, mit welcher man über viele Männer auf großen Posten herfährt, wenn sie die hochgespannte Erwartung von ihnen nicht erfüllten; ohne daß man sich doch genugsam in ihre Zeit und Lage setzen kann, um entscheiden zu können, wie weit sie im Stande waren, solche zu erfüllen. Den nicht allein billigen, sondern auch Wahrheit und Freymuth liebenden Geschichtschreiber erkennt man besonders in dem Begriffe, welchen er von Luthers redlichen Absichten und seiner Reformation macht, S. 335 fg. Desto weniger haben wir nöthig, uns auf einzelne Stellen, wo wir anders denken, einzulassen; wie z. B. S. 337.

 wo

wo er zweifelt, ob es Luther so wirklich damit gemeint habe, daß er seine Streitsätze dem Urtheil der Kirche unterwarf; — er dachte ja damals nicht daran, sich von ihrer Gemeinschaft loszureissen. Vorzüglich macht er es begreiflich, wie höchst zufällige Folgen der Reformation die traurigen Auftritte jenes Zeitalters gewesen sind; wie wenig man berechtigt ist, sie den Protestanten allein zur Last zu legen; und wie eigentlich die Katholiken durch Nichterfüllung der heiligsten Versicherungen, durch Bündnisse, Kriegsrüstungen und durch zu laut geäussertes Vorhaben, die Protestanten anzugreifen und zu vertilgen, sie zuerst zum Mißtrauen und dann zu gewaltsamen Mitteln gereizt haben. Unter andern zeigt er S. 396 fg., wie wenig Luther einige Schuld an dem Bauernkriege gehabt habe; so wie er S. 414 fg. in Karls V. despotischen Grundsätzen die Rechtfertigung des Schmalkald. Bundes findet. Wunderbar kommt es ihm S. 358 vor, daß Luthers Lehre nicht von den Fürsten herab sich auf die Unterthanen verbreitet hat, sondern zuerst vom Volke ausgegangen ist. Doch glaubt er, eine der natürlichsten Ursachen davon sey in der unersättlichen Habsucht des Röm. Hofs, durch welche sich das Volk äusserst bedrängt fühlte, zu suchen. Wir wollen dieses nicht in Abrede seyn; können aber doch dabey nicht unbemerkt lassen, daß dieses gerade der wünschenswertheste und empfehlendeste Gang einer Religionsverbesserung ist, wenn sie, wie ehemals das Christenthum überhaupt, einleuchtend wahr und fühlbar gemeinnützlich zuerst das Volk ergreift; nicht vom Fürsten befohlen oder aufgezwungen wird. Mit Karls V. Charakter schließt sich dieser Band; es ist, glauben wir, die gehörige Mischung von Licht und Schatten darinne. Insbesondere gesteht Hr. M., daß dieser Fürst mehrmals seiner Wahlcapitulation entgegen gehandelt habe; „daß es seine Sache eben nicht gewesen sey, sich an die Grundverfassung, Gesetze und Herkommen einer Nation zu halten; oder selbst gegebene Versicherungen für verbindlich zu achten." Gegen die Gewohnheit unserer Schriftsteller der deutschen Reichsgeschichte, aber mit Recht, hat Hr. M. von Karls französischen Kriegen und andern für Deutschland fremden Angelegenheiten, nur sehr kurz gehandelt.

Im vierten Bande sind es noch drey Bücher, welche die ganze Geschichte vollenden. Das eilfte beschreibt die Begebenheiten von Ferdinand I. bis auf den Kaiser Leopold; (vom

vom J. 1558 bis 1658.) Das zwölfte entwirft wieder ein Bild von den Sitten, Künsten, Wissenschaften, der Staatsverfassung u. dgl. m., wie sie vom J. 1438 bis 1657 bey den Deutschen beschaffen waren; und im dreyzehnten (S. 354 fg.) wird die Geschichte bis auf Franz I. Tod fortgeführt. Hin und wieder ist die Geschichte etwas kürzer abgefaßt, als man nach der Wichtigkeit der Vorfälle wünschen möchte. Daß aber für die neueste Periode von der Mitte des vorigen Jahrhunderts her, die den vorhergehenden in so reichlichem Maaße beygefügte Abschilderung des Charakters, der Sitten u. s. w. der Nation gänzlich fehlt, wird vielen Lesern noch unangenehmer seyn. Man merkt wohl, daß der V. mit diesem Bande sein Werk zu endigen entschlossen war, und daß dieser zu keiner verhältnißwidrigen Größe auswachsen sollte. Darum können wir ihm aber diese Schuld nicht erlassen. Und da eben dieses politische und Culturgemälde Deutschlands für die letzten hundert bis hundert und funfzig Jahre noch von keinem Geschichtschreiber ausführlich und würdig genug bearbeitet worden ist: so hoffen wir, Hr. M. werde uns dasselbe nach einigen Jahren in einem besondern Bändchen nachgeben; sollte er es auch nur bis um die Mitte des jetzigen Jahrhunderts ausmalen wollen. Sonst hat auch dieser Band die Vorzüge der erstern an fruchtbarer freyer und würklich unpartheyischer Erörterung. So wird S. 113, 114 der unglückselige Einfluß der Jesuiten auf den deutschen Religionszustand, gleich seit ihrer Einführung in Baiern und Oesterreich, mithin auch auf die wichtigsten Staatsverhältnisse, Partheyen, Kriege u. dgl. m. sichtbar gemacht. Ferdinands II. Despotismus ist S. 205 und 224 ohne alle gezwungenen Wendungen mancher Neuern, weil ihnen die Geschichte widerspricht, eingestanden worden. Unter andern sagt der Verf.: „Wenn man bedenkt, daß zu diesen Zeiten die „Protestanten beynahe allein die Gegenmacht des Despotismus „in Deutschland waren: so sollte man beynahe (fast) glauben, „er habe sie darum ganz und gar ausrotten wollen, um auf „ihren Ruinen eine absolute Monarchie in Deutschland desto „fester zu gründen.“ Wie sehr das kleinlich armselige Cärimoniel, das die Reichsstände von einander trennte, nicht allein wechselseitige Kälte zwischen ihnen verursacht, sondern auch ihren allgemeinen Angelegenheiten geschadet habe, wird S. 393 fg. gezeigt. Daß der Kaiser, ohngeachtet seines Rechts, zu den Bischofswahlen einen Commissar zu senden, doch nicht befugt sey, einem Candidaten die exclusivam zu geben, behauptet

der

der Verf. S. 452. Andere zahlreiche Beyspiele werden die Leser des Buchs selbst mit Vergnügen ausfindig machen.

Ra.

Commentatio de sacris opertis veterum Christianorum, sive disciplina, quam vocant, arcani — quam conscripsit *Ioann. Ludov. Schedius*, Iaurino-Hungarus. Göttingen, bey Dieterich. 1790. 4.

Eine sehr wohlgerathene Uebungsschrift, welcher die Göttingische theologische Facultät im J. 1790 den Preis zuerkannt hat. Im ersten Abschnitt, wo der Verf. den Ursprung geheim gehaltener Lehren und Gebräuche unter den Christen zeigt, hätte er doch noch verschiedene bey Clemens von Alexandrien vorkommende Gedanken darüber anführen und erklären, insbesondre auch die Veranlassung der geheimen nächtlichen Zusammenkünfte, die er mit andern in der Furcht vor Verfolgung sucht, noch etwas tiefer ergründen sollen. Im zweyten beschreibt er die Beschaffenheit dieser Geheimhaltung, als einer bloßen Disciplinanstalt, und im dritten, welchen Schaden oder Vortheil die Religion daraus gezogen habe.

Ir.

Biographieen hingerichteter Personen, die sich durch ihre hohe Würde, Gelehrsamkeit, Verbrechen, Unschuld oder Martern auszeichneten, aus den besten Schriften gesammlet. Zweyter Theil. Nürnberg, bey Grattenauer. 1791. 362 S. 8.

Der Herausgeber dieser mühelosen Compilation nimmt, wie bereits im 106. B. St. 1. der Bibliothek beym ersten Theile angezeigt wurde, aus ältern und neuern Sammlungen, auch aus speciellen Schriften, oft ganz ungeändert, meistentheils aber nur mit Weglassung einiger Dinge oder mit Zusätzen aus andern Schriften, was für diesen Titel paßt. Er hofft wegen der ganz ungeändert aufgenommenen Stücke, daß die berühmten Herren Verfasser derselben, z. B. ein Schiller und Meiners, diesen Gebrauch für keine Beleidigung halten und

rügen

tragen werden, da ja die Quellen jedesmal gewissenhaft angezeigt worden sind, und dem Herausgeber grade diese Biographien, bey denen (— soll heissen: welche —) sie ihnen so gut vorarbeiteten, für die vorzüglichsten Stücke in seiner Sammlung ausgiebt. — Wahrlich, ein sehr rohes, dummdreistes Zutrauen! Nun — — —. Man findet hier Herzog von Biron, Admiral und Marschall von Frankreich — Saint Preuil, französischer Feldmarschall und Gouverneur zu Arras — Everard Digby, Theilnehmer an der Pulververschwörung zu London — Wolfgang Schuch, Pfarrer zu St. Bild in Lothringen — Paul Hector Mair, Rathsdiener, Stadtcassier und Proviantcassier zu Augsburg — Pater Johann Caspar Cratz, Jesuit und Missionär zu Tunkin — Lamoral Graf von Egmont und Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn zu Brüssel — Johann Atherton, Bischof zu Waterford in Irrland — D. Wilhelm Dodd, Hofprediger zu London — Anton Joseph Suter, Landammann im Canton Appenzel — Otto Brüggemann, Herzoglich-Holsteinischer Gesandter nach Persien — Jacob Clement, Dominicanermönch und Mörder Heinrichs des Dritten — Peter Barriere, wollte König Heinrich IV. ermorden — Johann Chatel hatte dieselbige Absicht — Franz Ravaillac, Mörder Heinrichs IV. — Robert Franz Damiens, wollte Ludwig XV. morden — Herzog von Aveiro, Marquis von Tavora, dessen Gemahlin und andre Mitverschworne u. s. w. — Marcus Moncpeat, Hauptbandit und Haupt der italienischen Parthengänger — Jacob von Armagnac, Herzog von Nemours und Graf von la Marche — Thomas Armstrong, Verbrecher der beleidigten Majestät — Johann Fischer, Cardinal und Bischof von Rochester. — Noch zween solche Bände sind vom Herausgeber zu erwarten.

Za.

Die Staatsverfassung von Toskana unter der Regierung Peter Leopolds des Zweyten andern Staatsverfassungen zum Muster vorgestellt. Nach dem italienischen Originale, von H. B. v. D. Prag, bey der von Schönfeld-Meißnerischen Buchhandlung. 1791. 109 Seiten 8.

Der V. hat eine kurzgefaßte Geschichte der Stadt Florenz, der Umänderung des Freystaates in ein Fürstenthum bis zum Regierungsantritt Peter Leopolds vorangeschickt, und alsdann nach einer Schilderung des damaligen Zustandes von Toskana dieses weisen Monarchen erhabene Verdienste um diesen Staat mit Wärme und Lebhaftigkeit — oft freylich auch zu declamatorisch vorgestellt. Mit standhafter Entschlossenheit verfolgte der junge Monarch bey der großen Hungersnoth, welche gleich beym Antritt seiner Regierung in Toskana herrschte, seinen Plan, wichtige Veränderungen in Ansehung des Getraidehandels, da er die Freyheit desselben erlaubte, zu machen, und so manche verjährte Gesetze und Verordnungen, welche den Staat so sehr herabgebracht hatten, wie durch einen Schlag zu vernichten. Die Emporbringung des Ackerbaues, Einschränkung der Jagdgerechtigkeit, Erweiterung des freyen Handels, Beförderung der Industrie, Aufmunterung der Künste und Gewerbe, Verbesserung der peinlichen Gerichtsordnung, Errichtung von neuen Zuchthäusern zu Florenz und andere wichtige Veränderungen zeugen eben so sehr von der Weisheit, als Vaterlandsliebe des Monarchen. Gewundert hats aber den Rec., daß der Verf. die kirchlichen Reformen mit Stillschweigen übergeht. Auch hat Rec. einige historische Unrichtigkeiten und Unbestimmtheiten in der Einleitung bemerkt; z. B. sagt der Verf., daß Frankreich beym Aachner Friedensschluß für die an Spanien in Italien und zur Eroberung Neapels und Siciliens verwendete Hülfe eine Entschädigung verlangt habe. Bekannt ist aber, daß durch die Wiener Präliminarartikel und den Definitivtractat zu Versailles die Krone Frankreich sich das Herzogthum Lothringen erwarb. Der Aachner Friede wurde erst 1748 geschlossen, durch welchen Frankreich nichts gewann.

Mh.

Summa historiae Gallo-Francicae civilis et sacrae, edita a *Iohanne Michaële Lorenz*, Eloquentiae et Historiarum Prof. publ. *Tom. I.* Prostat Argentorati, in officina libraria Treuttel, 1790. — *Tom. II.* ab A. C. 1328—1547. ibid. eod. — *Tom. III.* a A. C. 1547—1589. ibid. eod. 2 Alph. 15 Bogen in gr. 8.

Wem

Wem dieses erfahrnen Historikers Elementa historiae universae und Elementa historiae Germanicae bekannt sind, der kennt auch die Einrichtung dieses Werks, nur daß dessen Urheber sich bey diesem etwas mehr Umständlichkeit erlaubt hat, als bey jenen. Das ganze Buch ist nämlich, so zu sagen, Eine Tabelle, oder, wenn man lieber will, ein Skelet, das durch mündlichen Vortrag mit Fleisch und Haut überzogen werden muß; denn zu seinen Vorlesungen hat der Verf. die Geschichte der französischen Monarchie skeletirt. Wir unsers Orts würden jedoch dergleichen Skelete nicht gern zur Grundlage bey Vorlesungen wählen, sondern sie den Zuhörern, oder auch Geübtern, zum Wiederholen empfehlen. Wirklichen Historikern wird das Buch noch mehr Freude machen; denn der Fleiß und die Genauigkeit des Hrn. Professors sind unverkennbar, und man kann sich beym Nachschlagen, und um gewisse Sachen ins Gedächtniß zurück zu rufen, auf ihn verlassen. Wir haben zu dem Ende mehr als Eine Stelle geprüft, und den Verf. überall als einen alten historischen Praktiker befunden. Am allerschätzbarsten sind in unsern Augen die jedem Satze beygefügten und nach deutsch-historischer Art streng genau citirten Zeugnisse aus gleichzeitigen Denkmalen, oder die historischen Dicta classica. Wie kritisch vertraut Hr. L. mit ihnen sey, wußten wir schon aus seinen Epitomis rerum Gallicarum und Annalibus brevibus regum Merovaeorum et Carolingorum, die er in Disputationsform von 1762 bis 1775 herausgegeben hat. Ueberall ist auf politische und kirchliche Verfassung gehörige Rücksicht genommen, und für den Kenner schwerlich etwas zu wünschen übrig geblieben. Ob Hr. L. auch die Bourbonische Periode eben so behandeln und nachfolgen lassen werde, wissen wir nicht: wenigstens finden wir in der Vorrede, die ein Miniaturgemälde der französischen Geschichte enthält, nichts von diesem Umstande.

Lk.

Kleine Chronike (Chronik) der Könige von Dännemark. Eine Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts; mit historisch-etymologischen Anmerkungen — — Altona, bey Hammerich. 1792. Ohne die Vorrede 72 Seiten in 8.

Aus einer auf Pergament geschriebenen Reimchronik, welche durch öffentlichen Verkauf und andere Zufälle manche Bibliothek durchwandert hat, aber von 100 theils wahren, theils eingebildeten Dänischen Königen, nämlich von Dan I. an bis auf Christian IV. gemalte Bildnisse, und bey jedem gleichsam eine kurze Lebens- und Regierungsgeschichte in etlichen nach damaliger Art gereimten Zeilen enthält, werden hier diese Verse geliefert. Freylich kein Gewinn für die Dänische Geschichte; doch ein Beytrag zur deutschen Dichtkunst jener Zeit. Der Herausgeber bringt einige Gründe bey, aus denen sich vermuthen läßt, daß eine Anna Krabbe, welche sich mit Jacob Biörne Herrn von Steenholt vermählt hatte, die Verfasserin sey, und ihre Arbeit am Ende des 16ten oder Anfang des 17ten Jahrhunderts vollendet habe.

Die vom Herausgeber beygefügten Anmerkungen sind nicht wichtig, doch die historischen besser, als die etymologischen, wenigstens für Leser, denen es an hinlänglicher Bekanntschaft mit der Dänischen Geschichte mangelt.

Af.

Geschichte des heutigen Europa u. s. w.; aus dem Englischen, mit Anmerkungen von J. F. Zöllner. Neunter Theil. Berlin, bey Maurer, 1791. 376 Seiten, 8.

Der Plan, und die Manier des Verf. und die neue Gestalt, die der Uebersetzer dem Werk gegeben hat, sind bekannt. Man findet in diesem Theile, in neun Briefen, vom 14ten bis zum 22sten, die Geschichte Großbritanniens und, wie es nun einmal heißt, des festen Landes, vom Jahr 1678 bis 1710. Hier und da, besonders in der englischen und französischen Geschichte, trifft man feine und brauchbare Bemerkungen an, die den sachkundigen Leser für das Uebrige schadlos halten können. Besonders hat uns der 18te Brief gefallen, der die Culturgeschichte von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum Ende des 17ten behandelt. Und doch fehlt es auch hier nicht an erwiesenen Unrichtigkeiten. So war es nicht Franz I., der Karln V. im Jahr 1528 eine Herausforderung zum Zweykampf zuschickte: (S. 175.) die noch vorhandenen Actenstücke bey *Sandoval* P. I. und bey *Du Mont* Tom. IV. P. I. sagen

es bekanntlich, daß Karl der Herausforderer war. Auch zweifeln wir sehr, daß dieses Beyspiel ansteckend gewesen sey, und daß erst „von der Zeit an sich jeder berechtigt geglaubt habe, sein „Schwerdt zu ziehen, und von seinem Gegner, Geringthuung „für jede Kränkung oder Beleidigung zu fordern, die seiner „Ehre nachtheilig schien." Solche Grundsätze waren, unter den Deutschen wenigstens, so alt, als die Nation selbst. Aber wahr und durch die Erfahrung bestätigt ist die Bemerkung S. 175 und 176, daß der Zweykampf, so schädlich und abgeschmackt er an sich ist, gleichwohl die guten Folgen gehabt habe, daß die Menschen sich einander mit mehr Achtung begegneten, weniger im Umgange prahlten, und gegen lebhafte Charaktere, vornehmlich gegen die weibliche Ehre, mehr auf ihrer Hut waren.

Gd

Geschichte und Verfassung der Juden im Herzogthum Schlesien, vom Kammercalculator Zimmermann. Breslau, bey G. Löwe. 1791. 100 Seiten. 8.

Seit der Erscheinung des v. Dohmischen Werks über die bürgerliche Verbesserung der Juden sind nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, wo die gedachte deutsche Schrift ebenfalls Eindruck machte, politische und historische Schriften über die Juden in Menge erschienen. Der letztern sind zwar verhältnißmäßig wenigere; aber Hoffnung haben wir doch, durch mehrere speciellere Beyträge endlich zu einer allgemeinern Geschichte zu gelangen. Dazu kann denn auch diese Schrift des Hrn. Z., des Herausgebers der Beyträge zur Beschreibung von Schlesien dienen, die er uns auf Veranlassung der Königl. Verordnung vom 21. May 1790 liefert. Sie theilt sich, wie schon der Titel zeigt, in zwey Abschnitte. Der erste davon enthält die Geschichte der Juden in Schlesien bis [illegible] in einem so gedrängten Auszuge, daß ein neuer Auszug nicht wohl möglich ist. Auch würde er bey der möglichsten Kürze dennoch zu viel Raum einnehmen. Wir begnügen uns also mit der Anmerkung, daß die Geschichte der Juden hier, so wie in allen christlichen Ländern, voll von Verfolgungen und Bedrückungen ist, u. s. w. Eben deshalb aber hätte Rec. gewünscht, daß der Verf. die Geschichte der Juden in Schlesien hin und wieder mit der Geschichte derselben in andern

Kindern verglichen, und die Ursachen der gegen sie erhobenen Verfolgungen etwas genauer untersucht hätte. — Der 2te Abschnitt handelt von der gegenwärtigen Verfassung der Juden in Schlesien. Sie theilen sich in vier Gemeinen; die drey erstern zu Breslau, zu Zülz und die Landgemeine stehen unter der Breslauischen, und eine vierte unter der Glogauischen Kammer. Die Verfassung der Breslauischen ist durch die obgedachte, hier wörtlich abgedruckte Verordnung des jetzigen Königs, die auf ihre bürgerliche Verbesserung abzweckt, ganz ungeändert worden. Kürzer, doch hinlänglich befriedigend sind die Nachrichten von den übrigen Gemeinen, denen noch ein Verzeichniß von den in Schlesien befindlichen Juden angehängt ist, woraus sich ergiebt, daß dort jetzt überhaupt 9066 Juden männlichen und weiblichen Geschlechts gezählt werden. So viel zur Bekanntmachung dieser aus sichern Quellen verfertigten Schrift, die ohne weitere Empfehlung jeder lesen wird, dem daran gelegen ist, die neuere Geschichte der Juden in allen ihren Theilen kennen zu lernen.

P.

Der Ursprung, Fortgang und Schicksale der Excommunication und des Interdicts unter den Christen; verfaßt von Johann Baber, öffentlichem Lehrer der morgenländischen Sprachen und der Hermeneutik auf dem Lyceum zu Ollmütz. 1791. 10½ B. 8.

Der Verf. dieser lehrreichen Schrift leitet die in der christlichen Kirche gebräuchliche Excommunication aus der Veranstaltung Jesu beym Matthäus XVIII, 15. 16. 17. her. Schon die Juden hatten eine ähnliche Anstalt, und Christus verknüpfte mit seinem neuen Institut diese Anstalt, um der von ihm errichteten Gesellschaft ein taugliches Mittel zu verschaffen, für die Reinigkeit seiner Lehre, für die Tugend und Ehre ihrer Glieder mit Nachdruck sorgen, und diejenige von sich absondern zu können, welche durch ein unordentliches Betragen der neu errichteten Gesellschaft gefährlich geworden waren. Diese Ausschließung hatte aber keine bürgerliche Folgen, sondern der Ausgeschlossene wurde jetzt blos als ein Heide, als wie jeder Andere, der nie zu dieser Gesellschaft gehört hatte, angesehen. Auch wurde dieses Ausschließungsrecht anfänglich von der ganzen

ganzen Gemeinde, nicht blos von einzelnen Gliedern,
den Vorstehern derselben, ausgeübt. So wie sich aber
und nach mehrere Gemeinden, und der Begriff von der U
derselben, und der hohe Werth, den man auf diese Ein
setzte, bildeten: so wurden die Excommunicationsfälle ver
fältiget, auf ganze Gemeinden ausgedehnt; und die Le
die sich itzt schon zu Beherrschern ihrer Gemeinden hina
schwungen hatten, entzogen dem Volk das Excommunicati
recht, und bedienten sich desselben, als eines der wirksam
Mittel, ihre unlautere Absichten zu erreichen. Bis jetzt ha
die Bischöfe dieses Recht immer noch blos innerhalb ihrer
cesen ausgeübt: so wie aber durch den Eifer des Apo
Bonifaz das Ansehen und die Gewalt des Papstes in
Abendländern immer mehr ausgebreitet und befestigt wur
und selbst Fürsten und Bischöfe sich bemühten, die päpstl
Hoheit und Alleinherrschaft zu gründen und zu pflanzen;
wurde endlich das Excommunicationsrecht, obgleich nicht o
mannichfaltigen Widerspruch, ein ausschließendes Recht
päpstlichen Stuhls; und dieser trug nun kein Bedenken, sei
Bannstrahl nicht gegen diejenigen zu schleudern, welche
Religion, sondern seine Leidenschaften und seine herrschsüch
und tyrannische Absichten antasteten. Da die Päpste fühlt
wie wirksam dieses Mittel sey, ihre Ansprüche geltend zu
chen; so versuchten sie, diese Anstalt durch verschiedene M
ficationen, die sie ihr gaben, immer wirksamer zu mach
Man erfand die berüchtigte Distinction: Excommunica
canonis et hominis; oder gebräuchlicher, latae et feren
sententiae. Diese fordert den Ausspruch des Richters;
aber bindet den Verbrecher gleich, sobald er nur das Ver
chen begeht, und ohne daß das Urtheil des Richters hiezu er
derlich ist. Anfangs waren zwar nur wenige Excommun
tionsfälle; aber diese wurden durch die Decretalen Samm
gen, durch die beyden Sammlungen der Extravaganten, d
päpstliche Rescripte, Synodalschlüsse und die bekannte Ac
malsbulle so sehr vervielfältiget, daß beynahe kein Verbrec
keine Sünde mehr übrig blieb, die den Thäter nicht zug
in eine Excommunication latae oder ferendae sententiae
wickelte; und viele tausend Menschen wurden daher als
bannte behandelt, (der Bann aber war damals schon von
drückendsten bürgerlichen Folgen begleitet,) ohne es selb
wissen, wie sie der Bann habe erreichen können. Da auf
Art die Excommunication zu sehr übertrieben würde, so ver

sie von ihrem Gewicht und Nachdruck. Man sann daher auf verschiedene Mittel, sie zu unterstützen. Das sicherste Mittel fand man endlich in dem Interdict. Dies ist eine Art von Excommunication, womit eine ganze Stadt, Provinz, Königreich belegt wird, wodurch zwar die Personen von Gott und der Kirche nicht getrennt werden, sondern nur der öffentliche Gottesdienst eingestellt wird. Durch diese Anstalt wurden Millionen Unschuldige wegen des Verbrechens eines Einzigen auf die empfindlichste Art gestraft. Endlich wurden die Excommunicationen und Interdicte zu häufig, und ihre Last zu drückend, als daß man sie noch länger hätte ertragen können. Hiezu kamen noch andere Begebenheiten und Umstände, wodurch das Ansehn der päpstlichen Censuren nach und nach geschwächt wurde. Man sehnte sich endlich recht sehr nach einer Reformation der Kirche am Haupte und an den Gliedern, und die Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel stifteten wenigstens den Nutzen, daß man anfieng, die Grenzen der päpstlichen Hoheit zu untersuchen und zu bestimmen. Die Päpste fühlten endlich selbst, daß die Zeiten Gregors VII. und Innocenz III. vorüber seyen; doch verlohren sie nicht alle Hoffnung, ihren Donnerkeilen wiederum ihre ehemalige Wirksamkeit zu verschaffen. Dazu sollte ihnen vorzüglich die so berüchtigte Nachtmalsbulle dienen, die eine Rhapsodie von Excommunicationsfällen enthält, welche jährlich am grünen Donnerstag von den Päpsten öffentlich herabgelesen werden. Allein, da dieser Bulle der Eingang in die meisten Staaten versagt wurde: so konnten die Päpste bisher ihre Absichten damit nicht erreichen. Sollten sich aber die Umstände je wieder ändern: so werden höchst wahrscheinlich auch wieder die Bannstrahler, nach den zu Rom noch immer aufbewahrten Maximen, wie ehemals gemodelt erscheinen. Das sicherste Antidot dagegen ist gesunde Denkungsart der Religionslehrer und der Nation, die am sichersten durch gründliche Kenntniß der heiligen Schrift, der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts immer mehr ausgebreitet und befestiget werden kann.

Nb. 3.

Leonhard Meisters vermischte historische Unterhaltungen über Europens Umbildung während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Erste

Erste und zweyte Abtheilung. St. Gallen, b
Huber und Comp. 1790. 1 Alph. 13 B. 8.

Ein Jahr vorher gab Hr. Meister ähnliche Unterhaltung
seit dem Mittelalter bis zum westphälischen Frieden heraus, d
wir aber nicht selbst gesehen haben. Das neue Buch ist, de
Titel nach zu urtheilen, gleichsam eine Fortsetzung. Es si
darin lauter einzelne, abgerissene Stücke aus der neuern po
tischen, kirchlichen und gelehrten Geschichte, flüchtig und m
telmäßig bearbeitet, wie alles, was aus der nur allzu fruch
baren Feder dieses Autors kommt, der überhaupt um sein
litterarischen Ruhm nicht sehr besorgt zu seyn scheint. Den
wäre dies nicht: so würde er mehr Nachforschung, Ueberl
gung und Politur aufwenden. Aber von allen dem kei
Spur!

Was soll man wohl von einem Historiker urtheilen, d
S. 141 schreiben kann, die Russische Kaiserin Anne habe 174
ihren Liebling, Biron, ins Elend verwiesen? oder S. 16
der Graf Bestuschef-Riumin sey das Haupt der preußische
Parthey in Rußland gewesen? oder S. 236, der Schwedisch
König, Karl der 12te, habe 1709 den Rußischen Zar b
Pultawa gedemüthigt? und daß ihn über diese Niederlag
niemand habe trösten können, als seine geliebte Catharina
Ist das nicht schrecklich? Würde man wohl solche Schnitz
den ersten Anfängern in der Geschichte verzeihen? Und wen
dies nur die einzigen wären! aber so wimmelt das Buch vo
Fehlern und Nachläßigkeiten. Aus der Menge, die wir b
merkt haben, nur folgende wenige!

S. 50 lesen wir die bisher ganz unbekannt gebliebene
Neuigkeit, daß im siebenjährigen Kriege der damalige Erbprin
von Braunschweig, der jetzt regierende Herzog, in einem Tre
fen unweit Frankfurt verwundet worden, daß er als Kriegs
gefangener in die Hände seines würdigen Nebenbuhlers, de
Prinzen von Condé, gefallen sey, und daß die französische
Officiere für seine Wiederherstellung gesorgt hätten, wie fü
die Wiederherstellung eines ihrer eigenen geliebtesten Feldher
ren. Und dieses Mährlein giebt Hrn M. noch obendrei
Stoff zu einer gar artigen Reflexion über die Art Krieg z
führen in den Ossianischen und Homerischen und in unsern Zei
ten. — Die Episode von Kleist, der in der Schlacht be

 Kunners

Kunnersdorf blieb, ist in Rücksicht auf die übrige Erzählung (S. 51.) viel zu lang. Aber so geht es Hrn. M. an mehrern Stellen; wenn er einmal ins Abschreiben kommt, so weiß er nicht aufzuhören. — S. 59 heißt es auch noch, Kaiser Peter der 3te habe die griechischen Kirchengebräuche abändern wollen, und sich dadurch verhaßt gemacht. Ueberhaupt ist jene Revolution nicht ganz richtig erzählt. — Die Note S. 6 paßt gar nicht zum Text, und muß sich dorthin verirrt haben. — S. 161 lesen wir auch etwas uns Unbekanntes, daß nämlich der Ritter oder die Ritterin d'Eon ein preußisches Freycorps gefangen habe, und zwar — zu Oesterreich! — S. 236 und 237 ist Eine Sache, die Entschließung Peters des Großen am Flusse Pruth durch die Osmanen im J. 1711, zweymal erzählt, und beydemal nicht ganz richtig, — S. 239 wird auch noch wiederholt, was schon mehrmals widerlegt wurde, daß Peter der Große oft mit eigener Hand das Henkersamt ausgeübt habe. — S. 252 heißt es: „Im J. 1742 zwang Elisabeth den Rest des Schwedischen Heeres, ganz Finnland zu räumen:" und doch finden wir vorher kein Wort von diesem Kriege, keine Nachricht, wann noch wie er angefangen worden! — S. 511 fängt der Verf. an, den neuesten Rußischen Krieg gegen die Pforte zu erzählen; aber ganz verkehrt; denn anstatt mit der Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland 1787 anzufangen, berichtet er zu allererst, daß ein Oesterreichisches Corps am 17. Jan. 1788 Belgrad habe überrumpeln wollen. Alles Uebrige steht da ohne Ordnung, Zusammenhang und Vollständigkeit. Mit letzterer zielen wir blos auf Hauptsachen. — Nicht bey Belagerung der Stadt Barcelona, wie es S. 339 heißt, sondern Pampelona, wurde Ignaz de Lojola verwundet. — Nicht zwey, sondern ein Jahr nach der Aufhebung des Jesuitenordens starb Clemens der 14te (S. 559.) — In dem ganzen Buche herrscht weder Ordnung noch Ebenmaas; denn bald erzählt und malt dessen Urheber ausführlich; bald macht er Auszüge aus Meusels Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatengeschichte. So sind S. 233 und 234 von Peter dem Großen fast wörtlich daraus abgeschrieben, ohne das Buch zu nennen. Eben so S. 434 u. ff. Diese und andre Stellen entdeckte der Rec. bald, da er schon öfters über dieses Compendium gelesen hat. Er will hier nicht die Frage untersuchen, ob es wohl einem Geschichtschreiber zieme, ein Hülfsmittel, das für Anfänger und zum Nachschlagen geschrieben ist, so zu gebrauchen? —

Wie

Wie wenig Ordnung und Zusammenhang, der doch ohne Aengstlichkeit zu bewirken gewesen wäre, in diesem Geschreibe herrsche, kann man z. B. daraus schliessen, daß Hr. M. seine Leser mit dem Rebellen Horjah unterhält, und unmittelbar darauf Hastings Prozeß — dürftig genug — erzählt, und daß er sie nach den neuesten brittischen Debatten über den Negerhandel mit Luftballons regalirt.

Selten sind Hülfsmittel angegeben, und wenn es ja geschieht, unbestimmt. Bey Cook's Geschichte ist Lichtenbergs Erzählung im Götting. Magazin ausgeschrieben, ohne ihrer zu erwähnen.

Einer der bessern Abschnitte ist der 40ste, überschrieben: Einige Bemerkungen über heutige Cultur und Aufklärung; weil darin die meisten in unserm Jahrhundert gemachten Entdeckungen und Fortschritte des menschlichen Geistes concentrirt sind. Wir glauben aber, Hr. M. würde es noch besser gemacht haben, wenn er sich mehr Zeit dazu genommen hätte.

Der Styl ist doch gar zu empörend mit Sprachfehlern besudelt; z. B. er spies', statt er speiste (S. 24.), Ausmarchung statt Gränzbestimmung (S. 46.), bannisiren statt verbannen (S. 54.); Ferdinand überraschte sie durch ganz unvorgesehenen Ueberfall (S. 63.), welche Pleonasmen! Deine Stunde ist genahet (S. 147.). Einen Schuß losfeuern (S. 174.). Er wurde von seinem Trommeldienste entsetzt (S. 178.) Man schlug keine Acht auf die Vorstellungen (S. 186.) Und welche seltsame Zusammensetzungen sind: Utrechterfrieden, Achenerfrieden, Mastrichterverrätherey.

Nf.

Eine Reihe Römischer Kaiser, nach einem höchstseltenen Alterthum, welches aus illuminirten Handzeichnungen und geschriebenen deutschen Reimen vom Jahr 1544 besteht, beschrieben und mit nöthigen Erläuterungen herausgegeben von B. Tübingen, bey Heerbrandt. 4.

Dieses in seiner Art seltene Werk, ohne Titel, enthält neunzig Blatt in klein Quarto, 86 gemalte ganze Figuren der

occidentalischen und orientalischen Kaiser in einem Zeitraum von zwölf Jahrhunderten, und annoch zwey von neuerer Hand hinzugefüget, von Constantin dem 2ten bis Carl den 5ten und den noch damals lebenden Ferdinand. Die Gesichter sind gut und fleißig, aber nicht getreu und richtig. Die deutschen Reime enthalten eine kurze Anzeige ihrer guten oder bösen Regierungen und des Jahres ihres Ablebens; die großen Buchstaben sind roth und blau gemalt, mit Goldstrichen schattiret. Der Verfasser der Reime, oder wohl gar des Ganzen, war der sich nennende Sebastian Wild, ein eifriger Protestant. Die Reime sind in Hanns Sachsens Manier und Geist; es gehört daher dieses Werk unter die Zahl der Meistersänger Schriften. Zum Schluß ist eine sehr kurze Geschichte der orientalischen Kaiser von Leo dem Ersten bis Carl den Großen angefüget.

Zf.

Io. Binder, Saxonis Transsylvani, Sem. philol. Sodalis, Commentatio de politia veteris urbis Romae, quam in concertatione civium Academiae Georgiae Augustae 4. Iun. 1791. ad praemium proxime accedere Ordo philosophorum iudicavit. Praefatus est *Chr. G. Heyne*. Gottingae, sumtib. Vandenhoek et Ruprecht. 1791. 8. 116 Seiten ohne Vorrede und Register.

Die erste Schrift über diesen Gegenstand, welche den ausgesetzten Königlichen Preiß erhalten hat, deren Verf. Karl Chr. Heubach war, ist schon früher von einem andern Recensenten angezeigt worden. Wir müssen billig nun auch der zweyten Schrift Erwähnung thun, welcher die Facultät der Philosophen das Accessit zuerkannt hat.

Bey der unbestimmten Bedeutung des lateinischen Ausdrucks politia, von welcher Hr. Binder in der Einleitung zu seiner Abhandlung redet, war es gut, daß die philosophische Facultät die Gegenstände genau angezeigt hatte, auf welche sich der wetteifernde Fleiß der Studirenden einschränken sollte. Eben dadurch aber ist die Ordnung vorgeschrieben worden, die im

im Allgemeinen in einer Abhandlung, wie in der andern, zum Grunde liegen mußte.

Die vier Abschnitte, welche alles umfassen sollten, betrafen die Gesetze und Anstalten der Römer in Rücksicht auf Sicherheit, Ruhe, Bequemlichkeit und Schönheit.

I. Sicherheit. Nur innere Sicherheit gehöre zur Polizey; äussere Sicherheit, oder Anstalten gegen äussere Feinde, müsse man mehr als einen Gegenstand der Politik betrachten. Voraus beschreibt der Verf. im Allgemeinen die dahin abzielenden Gesetze und Aemter aus verschiedenen Perioden des Staats. Alsdann unterscheidet er Sicherheit der Person, in Beziehung auf den ganzen Staat und gegen einzelne andre Bürger, in Beziehung auf Leben und Gesundheit, durch Gesetze und Anstalten gegen Meuchelmord — durch Reinigung der Luft mittelst der Canäle, Begräbnisse ausser der Stadt, Medicinalanstalten, die freylich schlecht waren, Bäder; Sicherheit des guten Namens durch Verfügungen gegen Schandschriften; Sicherheit der Güter gegen Gewalt, Einbrüche, Diebstähle, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen. Hr. Heubach hat mehr Fälle genauer unterschieden, die das Leben, die Güter rc. in Gefahr setzen konnten, und gegen welche dienliche Vorkehrungen getroffen worden waren; hat die Gegenstände genauer geordnet, mehr mit unsern Anstalten und Verordnungen verglichen, und in Vergleichung überhaupt, die Materie mehr erschöpft.

II. Ruhe. Sie sey derjenige Zustand, da der Staat und dessen Verfassung nicht durch Partheyen gestöret werde. Im Allgemeinen werden hier die dahin abzielende Eintheilungen der Hauptstadt in Quartiere u. s. w. angeführt, ferner solche Gesetze registrirt, welche zur Abwehrung aller Art von Zusammenrottirungen und Aufwiegelungen gegeben waren, auch diejenigen Obrigkeiten angezeigt, die darüber wachen mußten. Die besondern, auf Ruhe abzweckenden Anstalten betrafen die Genossenschaften, die Volksversammlungen oder Landtage, und die öffentlichen Spiele. Hr. Heubach hat auch hier genauer die Gefahren der Ruhe unterschieden: 1) a civibus singulis potentioribus; 2) a penuria laborantibus; 3) a collegiis et corporibus; 4) a peregrinis in urbe versantibus; 5) ab improborum coniurationibus.

III. Bequemlichkeit. Darunter denkt man sich alle Anstalten, Gesetze und Einrichtungen, welche den Unterhalt des Lebens erleichtern, und das Leben selbst angenehmer machen. Der Verf. beschreibt: 1) die gewöhnlichsten Erwerbungsarten der Römer: Künste, Landwesen, Renten von Capitalien, Pachtungen. 2) Sorge für Victualien. Hr. Heubach hat diesen Gegenstand zum ersten Hauptstück, zur Sicherheit des Lebens, gerechnet. Welche Anstalten gemacht worden, um Getraidevorrath herbeyzuschaffen, und den Mißbräuchen der Schenkungen, auch den Kornjuden zu steuren. In einem Anhange wird von der öffentlichen Verpflegungsanstalt für Kinder geredet, deren erster Stifter Trajan gewesen seyn soll. Einiges hat Hr. Binder, anderes wieder Hr. Heubach eigen. 3) Verkaufmärkte für Victualien, Aufsicht darüber, um Betrügereyen abzuwehren, Gesetze wegen Maas und Gewicht. In Heubachs Abhandlung vermissen wir diesen Gegenstand ganz, bis auf etwas weniges, was er de cura ponderum et mensurarum hat. 4) Das Münzwesen. Eine kurze Geschichte des Geldes bey den Römern. Wechsler zu Rom. 5) Wasserleitungen. Umständlich werden die einzelnen Wasserleitungen recensirt, ihre Bauart beschrieben, die Aufseher darüber und die Gesetze, welche sie betrafen, angegeben. — Hr. Heubach hat hieher noch die öffentliche Anstalt der Bäder gerechnet, von welchen Hr. B. im ersten Abschnitte, aber weniger genau, als jener, geredet hat; auch die Art, wie der Römer die Tageszeiten oder Stunden allgemein angezeigt hat, wovon in Hrn. B. Aufsatze gar keine Erwähnung geschieht.

IV. Verzierung der Stadt Rom. Diese sucht der Verf.: 1) in den Gebäuden. Er beschreibt von dieser Seite Rom nach drey Zeitperioden; zählt nach Klassen die Gebäude, Plätze und andere merkwürdige Anlagen der Stadt; handelt auch kurz von der öffentlichen Aufsicht über das Bauwesen und von den Quellen, woher die Kosten zur Bestreitung genommen werden. Beyde Verff. sind bey dem Allgemeinen stehen geblieben; auf einzelne Gattungen von Kunstwerken, womit Rom ausgeschmückt war, hat sich keiner eingelassen. 2) Im Straßenbau, in den großen gewölbten Canälen oder Kloaken, und in den Brücken. Von allen wird mehr antiquarisch geredet, als in besonderer Hinsicht auf Polizey, um sie durch merkwürdige Bemerkungen und Beyspiele zu bereichern. Herr Heubach hat noch ferner de porticibus, lecticariis publicis,

latri-

latinis publicis gehandelt. Allein, das war gar nicht zu erwarten, daß die Verfasser beyder Prämienschriften ganz auf dieselben Gegenstände gerathen sollten. Mehr wundern wir uns darüber, daß beyde auf gewisse wichtige Gegenstände der Polizey gar nicht geachtet haben, die vielleicht die wesentlichsten des Staats sind, sofern sie das Leben oder den sittlichen Zustand der Einwohner betreffen; z. B. das Erziehungswesen, Armenanstalten, medicinische Polizey, in Rücksicht auf Hebammen, Bordelle u. s. w.

Noch verdient die Vorrede des Hrn. HR. Heyne den Lesern zur besondern Aufmerksamkeit empfohlen zu werden. Sie ist eine Art von Haustafel für den Professor, darin die wichtigsten Pflichten verzeichnet sind, die ihm, als akademischen Lehrer, obliegen. Der Unterricht, den akademische Lehrer ertheilen sollen, macht nur einen Theil ihrer Bestimmung aus. Non modo ingeniis iuvenum recte erudiendis disciplinisque tradendis praefectos, verum etiam *ipsarum litterarum* tanquam *antistites* et aedituos constitutos esse censeo, quorum curae ac studio litteraria res ita credita sit, ut eius utilitatibus consulere, ne vera falsis, fucata sinceris, solida vanis confundantur, providere, fines disciplinarum regere iubeantur. Er soll also 1) die Wissenschaft, deren Lehrer er ist, ganz übersehen, und alle Fortschritte, Entdeckungen und Erweiterungen, die sie betreffen, genau beobachten und kennen; 2) nicht nur die Mängel und Lücken bemerken, welche noch übrig sind, sondern über jede neue Irrthümer wachen, die sich einschleichen können, und solchen Neuerungen, welche die Studien verderben, männlich entgegen arbeiten. Praestat scilicet, sine omni tamen deorum hominumque obtestatione, tacite veriora substituere, et quae iis superstruenda sunt, aliis relinquere. 3) Im Vortrage selbst soll er sich nach dem Geschmacke des Zeitalters richten, und nicht eigensinnig seyn. 4) Im Verhältnisse zu seinen Zuhörern soll er nicht bey dem allgemeinen Lehrvortrage stehen bleiben, sondern Jünglingen von besondern Fähigkeiten und Geschicklichkeiten praktische Anleitungen, vertraulichere Rathschläge und Unterstützungen aus seinen eigenen Bemerkungen, Collectaneen und Entwürfen angedeihen lassen. Suppeditabit itaque ea, quae alere possint mentes, studia locupletare, — monstrabit ea capita, quae diligentiorem expolitionem desiderent etc. Die Anwendung wird am Ende auf die Königliche Prämienanstalt

anstalt gemacht, die unter die schätzbaren Vorzüge der Universität Göttingen gehört.

Ch.

Erhard Toze (*8) kleinere Schriften historischen und statistischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Karl Friedrich Voigt. Leipzig, bey Hertel. 1791. 598 Seiten, gr. 8.

Man kennt den berühmten sel. Verfasser der hier gesammelten Abhandlungen allgemein als einen gründlichen und angenehmen Schriftsteller im historischen und statistischen Fache, und daher kann diese Sammlung den Kennern und Freunden der Geschichte nicht anders als sehr willkommen seyn. Alle hier gelieferte Aufsätze sind freylich schon vorlängst gedruckt, aber schwerlich sehr bekannt geworden, und stehen in Wochenschriften, welche man an den wenigsten Oertern findet. Denn die vier ersten Abhandlungen sind für die ehemaligen Hannöverischen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, und die übrigen für die gelehrten Beyträge, welche ehemals mit den Mecklenburgischen Intelligenzblättern ausgegeben wurden, geschrieben worden. Da es nicht nöthig ist, von der gründlichen Ausführung der hier vorkommenden Materien Proben zu geben, indem der Name des Verf. dafür hinreichende Bürgschaft leistet: so hat der Rec. nichts weiter zu thun, als den Inhalt anzuzeigen, damit man wisse, worüber man hier Aufschlüsse und Erläuterungen suchen kann. Wir führen dabey die Jahrzahlen an, worin die Aufsätze zuerst abgedruckt worden sind. 1) Nachricht von der Akademie der Historie, welche König Johann V. von Portugall im J. 1720 errichtet hat. (1760.) 2) Ursprung der Familiaren der Inquisition in Spanien und Portugal. (1761.) 3) Einige zur Geschichte des Portugiesischen Königs Sebastian gehörige Anmerkungen. (1761.) 4) Von Heinrich des VI., Königs von England, Freyheitsbriefen, wodurch er die Erfindung des Steines der Weisen zu befördern gesucht hat. (1761.) 5) Von der Theilung der Erdkugel, welche die Könige von Spanien und Portugal, wegen des ihnen durch päpstliche Schenkungen gegebenen Eigenthums der neu entdeckten und zu entdeckenden Länder der Ungläubigen, im Jahre 1494 durch einen Vergleich zu Tordesillas

gemacht

gemacht haben, und den zwischen den beyden Kronen daraus entstandenen Streitigkeiten. (1758.) 6) Von der großen Menge des Goldes und des Silbers, welches aus der neuen Welt nach Spanien gekommen ist, nebst einer kurzen Untersuchung, ob dieses Königreich dadurch reicher geworden sey. (1765.) 7) Von dem kaiserlichen Titel der Könige von Frankreich. (1763) 8) Von dem Handel der Europäischen Völker nach China und Ostindien, und der Schädlichkeit desselben für Europa überhaupt. (1764.) 9) Vom Ursprunge der Romane. (1764.) 10) Betrachtung über den Charakter des Herzogs von Buckingham, und die merkwürdige Erscheinung eines Geistes, der dessen Tod verkündigt haben soll. (1765.) 11) Anmerkungen über die Veränderung des französischen und englischen Münzfußes im Silbergelde. (1765.) 12) Von dem Ursprunge des Titels Dauphin und den damit verbundenen Rechten und Vorzügen. (1766.) 13) Vergleichung des alten und neuen Roms, und seiner weltlichen und geistlichen Herrschaft. (1766.) 14) Der Ursprung und die Feyerlichkeiten der päpstlichen Canonisation oder Heiligsprechung. (1767.) 15) Versuch über das Leben und den Charakter des berühmten Marcus Antonius de Dominis, Erzbischofs von Spalatro. (1767.) 16) Versuch über die Staatsverwaltung und den Charakter des berühmten Rathspensionairs von Holland, Johann de Witte. (1768. 69. 70.) 17) Von poetischen und politischen Prophezeyungen grosser Begebenheiten und Staatsveränderungen. (1773.) 18) Von dem Rechte des Römischen Kaisers und der Könige von Frankreich und Spanien, einen oder mehrere Cardinäle bey einer Papstwahl von der päpstlichen Würde auszuschließen. (1774.) 19) Von dem Schutzpatronat des Apostels Jacob des Grösseren über die Spanische Monarchie, und der damit vor einigen Jahren gemachten Veränderung. (1775.) 20) Von dem Türkischen Despotismus. (1776. 77.) 21) Von der königlichen Thronfolge in Portugal. (1777.) 22) Philipp IV., König von Spanien, ein Beyspiel eines sehr unglücklichen Regenten. (1778.) 23) Von den Englischen Nationalschulden. (1779.) 24) Von den strengen Verordnungen und Strafgesetzen wider die Römischkatholischen in England, und von den Ursachen, warum sie vormals gemacht und neuerlich gemildert worden sind. (1781.) 25) Von der Allgemeinheit der französischen Sprache. (1781.)

Ob.

lehr-

Lehrbuch der neuern Geschichte, zum Gebrauch für die zu stiftende Handlungsakademie, herausgegeben von D. J. M. J. Schulze. Erster Band. Geschichte der drey neuern Jahrhunderte, bis auf das Jahr 1740. Zweyter Band. Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten seit 1740. Halle, 1791. 8.

Der Hr. Doctor Schulz, Schöpfer und Director einer noch zu stiftenden Handlungsakademie in Berlin, ist ein furchtbarer Mann, der seine Rache an denjenigen auf eine feine Art zu nehmen weiß, welche ihn beleidigen; das erfahren Recensenten und Buchhändler durch dieses Buch. Den ersten ist er böse, besonders einem unter ihnen, weil er sein Buch: Zur vaterländischen Geographie und Geschichte, über Gebühr gemißhandelt hat. Er sagt nicht wo; da aber dieses Buch auch in der A. d. Bibl. für ein schlechtes Buch erklärt wurde: so kann er wohl diesen Recensenten meinen, den er indessen, wir wissen wieder nicht wo, dafür gefaßt, und sogar, wie er sagt, seine Ehre comprimittirt hat. Unser College (denn der Verf. dieser Recension legt die Hand auf die Brust, daß er unschuldig sey an diesem Verbrechen) möchte das nun verantworten; aber es ist unbillig, daß derjenige, dem der Verleger der A. d. Bibl. dieses neue Werk zugesandt hat, darunter leiden muß. Denn man sieht deutlich, daß Hr. Doctor Schulz dieses zweyte Buch ausdrücklich deswegen hat drucken lassen, um durch das elendeste Zeug, das sich denken läßt, seinem Recensenten die gute Laune und Zeit zu rauben, und der Gebauerschen Verlagshandlung einige Ballen Maculatur aufzuhängen. Den Buchhändlern ist er nämlich deswegen ungünstig, weil sie von dem Verlage eines herrlichen Werks, das er ausgearbeitet hat, (Geschichtskarten, die, wie er in der Vorrede versichert, ihres Gleichen nicht haben) zurückbebten. Das kann freylich kein gutes Blut bey einem Autor setzen, wenn er einen solchen Schauder bey den Buchhändlern bemerkt, wenn er ihnen ein Verlagsbuch anbietet; und daher kann man es erklären, daß Hr. S. hier das schlechteste Buch, das in dem Fache, wohin sein Lehrbuch gehört, geschrieben werden kann, drucken läßt, um zu versuchen, ob es damit geht, wenn er Meisterstücke nicht an den Mann bringen kann. Denn ungeachtet der weisen und stolzen

Miene,

Winke, welche er in der Vorrede annimmt, der Besonderheiten, die er uns von dem Buche vorrechnet, des Unterrichts und der Weisung, welche er den Pädagogen ertheilt, glauben wir doch steif und fest, daß Hr. S. das Buch selbst für durchaus elend hält, und daß er das Publikum damit nur hat zum besten haben wollen. Unsre Leser werden sich aber sehr leicht davon überzeugen, wenn wir ihnen die Art und Weise, wie dasselbe entstanden ist, aus der Vorrede wieder erzählen. Hr. S. dictirte nämlich seinen Schülern Pensa aus der deutschen Uebersetzung des Millots, um sie, wie er sagt, in völlig fehlerfreyes Französisches zu übersetzen. Diese Pensa sind hier zusammengedruckt, und so ist dieses herrliche Lehrbuch entstanden, das denn freylich auch ganz so aussieht, als zusammengesetzte Pensa von Schülern. Es ist ein völlig zweckloses Chaos, ohne Ordnung und Methode, ohne alle Auswahl wichtiger oder für ein Lehrbuch gehörender Begebenheiten, ohne Ausführung der Erzählung, Zusammenhang oder Darstellung, wie die Begebenheiten aus einander geflossen sind, und überall mit zahlreichen historischen Fehlern durchspicket, da, wo Hr. S. seinen Führer etwa einmal zu verlassen wagte, da, wo er ihn nicht verstand, und doch epitomirte; und da, wo Millot selbst fehlt. Beweise dieses Urtheils werden uns unsre Leser erlassen, da es wahrlich das Papier verschwenden hieße, wenn wir uns darauf einlassen wollten, die Fehler in Hrn. S. Schülerexercitien zu verbessern. Nur müssen wir das einzige noch erwähnen, daß es zu bescheiden ist, wenn Hr. S. in der Vorrede sagt, er hätte zur Erreichung seines vielen Zwecks bey diesem Buche, seine Originalität aufgeben müssen. Das ist wahrhaftig nicht der Fall. Denn einen originellern Einfall hat wohl niemand gehabt, als der ist, die Uebersetzungspensa seiner Schüler, die aus einem französischen Geschichtsbuche genommen sind, zu einem Lehrbuche in der neuern Geschichte zusammendrucken zu lassen.

Wu.

Geschichte unsrer Zeiten, aus dem Lateinischen des Baron Schulz von Ascherade übersetzt von D. Theodor Schmalz. Zweyter Theil. Königsberg. 1790.

Das

Das schöne Original dieses Buchs ist hinlänglich bekannt; auch sein Uebersetzer hat seine Pflicht recht gut gethan, wenn man gleich hin und wieder etwas Befremdendes in Wendung und Periodenbau findet, das uns eine Uebersetzung ahnden läßt. Wir glauben, dieses würde weniger der Fall gewesen seyn, wenn der Uebersetzer zuweilen einige einfache Perioden in zusammengesetzte gebracht hätte. Aber auch so, wie es da ist, verdient es großes Lob, und da das Buch übersetzt werden sollte, welches es freylich mehr verdiente, als mancher französischer oder englischer Wisch, so freuen wir uns, daß es in so gute Hände gekommen ist.

Mr.

Geschichte der wichtigsten indischen Staatsveränderungen von 1756 bis 1783, besonders der Brittischen Eroberungen in Decan und Hindostan. Aus dem Englischen; herausgegeben von M. C. Sprengel, Professor der Geschichte in Halle. Zwey Theile. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1788. 536 Seiten. 8.

Diese aus dem Englischen übersetzte und umgearbeitete, hin und wieder mit Zusätzen und Anmerkungen begleitete Schrift unsers deutschen Geschichtschreibers von Indien macht mit Sullivans von ihm ebenfalls umgearbeiteten Uebersicht der neuesten Staatsveränderungen in Ostindien ein gewisses Ganze aus, weil im Sullivan die Geschichte und wichtigsten Veränderungen der in Indien vorhandenen Staaten, hier aber nur hauptsächlich das, was die Engländer und ihre dortigen Besitzungen betrifft, geliefert wird.

Unser Verf. fängt mit den ehrgeizigen Anschlägen des Dupleix und dem Kampf der Franzosen mit den Engländern über den von diesen geschützten Nabob von Carnatic an; beschreibt darauf die große Revolution in Bengalen zum Vortheil der Engländer; wobey aber Lord Clive in gar kein vortheilhaftes Licht gestellet ist, und schildert mit eben der Unpartheylichkeit die mannichfaltigen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen nicht nur in den eigentlichen Besitzungen der Engländer, sondern auch in den benachbarten Staaten von Bengalen und Carnatic, die hauptsächlich von der Habsucht

der

der Compagniebedienten verübt wurden, welche alle Gegenanstalten und Verordnungen der Compagnie, des Ministeriums und des Parlaments größtentheils zu vereiteln wußten. Ein Opfer ihrer Wuth ward Lord Pigot; und im Betragen gab Hastings, so große Verdienste er sich auch bey dem Antritt seiner höchsten Würde durch Wiederherstellung der guten Ordnung und Abschaffung sehr vieler Mißbräuche erwarb, gar bald selbst ein sehr böses Beyspiel von angemaßter zügelloser Gewalt, Bedrückung und Bestechlichkeit. In dem hohen Rath von Calcutta, unter dem alle übrige Präsidentschaften stehen sollten, und der im October 1774 seine erste Versammlung hielt, waren einige neue Mitglieder vom besten Charakter, die sich den gewaltsamen Maasregeln des Hrn. Hastings widersetzten, namentlich dem Krieg gegen die Rohillas, zum Vortheil des Sujah Dowlahs Subah von Aude, von dem der Verf. sagt, daß er aus jedem andern Grunde, als dem unbegränztesten Ehrgeiz des Subah und der feilsten Bestechlichkeit des Generalgouverneurs, unerklärlich war. (Das letzte ist doch wohl etwas zu hart. Die Rohillas hatten ja bey dem Einfall der Maratten genug gezeigt, wie wenig ihnen zu trauen sey. Ob aber dies Hrn. Hastings berechigte, wider den offenbaren Befehl der Compagnie und gegen den Widerspruch der Majorität im hohen Rath sie zu bekriegen, noch mehr, sie vertilgen zu helfen, das ist freylich eine andere Frage, wobey Hr. Hastings wohl schwerlich gerechtfertigt werden kann). Die Majorität verlangte die Correspondenz des Generalgouverneurs mit dem commandirenden Officier und dem Residenten am Hofe des Sujah Dowlah zu sehen. Er verwarf das aber als beleidigend für ihn und seine Würde. Im Grunde war auch die Expedition blos kraft eines mündlichen Vertrags zwischen dem Sujah Dowlah und Hrn. Hastings unternommen worden, welches an sich schon widerrechtlich genug war. Eben so freymüthig tadelte man sein Verfahren gegen den Großmogul Schach Allum, seine Einbehaltung des Tributs, und die Abtretung der Provinzen Allahabad und Corah an den Vezier, (diesen Titel hatte Sujah Dowlah vom Großmogul,) welche doch die Compagnie dem Kaiser überlassen. Aber seine Parthey rechtfertigte dies alles mit dem Bündniß des Kaisers mit den Maratten, die ihn in Delhi wieder einsetzten.

Als diese Streitigkeiten vor die Directoren in England gebracht wurden, bekam Hastings Unrecht. Dieser aber fuhr

 immer

immer fort, eigenmächtig zu handeln, und die Bedrückungen nahmen immer mehr zu. Es liefen Klagen gegen ihn ein, unter andern, daß er allen eigenthümlichen Besitz von liegenden Gründen in ganz Bengalen aufgehoben hätte. Denn die uralten Zemindors, die ihre Güter durch Erbschaft vom Vater auf den Sohn viele Generationen hindurch ungestört besessen hatten, wurden verstoßen, und ihre Güter den Meistbietenden überlassen, und dabey gewannen die Creaturen des Herrn Hastings. Sein Beman, oder indischer Agent, hatte zwey Kaufcontracte für sich und seinen Sohn geschlossen, die mehr als 150000 Pfund betrugen. Unter eben so verdächtigen Namen besaß dieser Günstling zwey Pachtungen, welche den Engländern eine ähnliche Summe jährlich entrichteten. Die ganze Zemindarey von Bahanbund war dem Sohne dieses Mannes überlassen, einem Knaben von 10 bis 12 Jahren, den aber der Generalgouverneur als einen Mann von Ansehn und Vermögen schilderte.

Man beschuldigte nun den Generalgouverneur der größten Veruntreuungen und der feilsten Bestechlichkeit, und Leute von Ansehn, als die Prinzessin von Burdwan und Mahah Raiah Nuncomor, ein Bramine, dessen Sohn Zahlmeister am Hofe des Nabobs war, zeigten Beweise davon auf. Letzter verklagte Hrn. Hastings 1775, daß dieser von ihm im Namen anderer für einträgliche Aemter und mancherley Gefälligkeiten 40000 Pf. Sterling erhalten habe. Hastings beschuldigte ihn dagegen einiger Verfälschungen, und der damalige oberste Richter in Calcutta, Sir Elya Mapey, ließ ihn nach Englischen Gesetzen deshalb aufhängen, ohngeachtet des Raiah Vergehen weder nach Indischen noch Morischen Gesetzen (nach denen er allein nur gerichtet werden konnte) capital war, und überhaupt die Ermordung eines Braminen in Indien ganz was unerhörtes ist.

Dies alles erregte einen Abscheu gegen Hrn. Hastings, und er wußte, daß man in England selbst damit umgieng, bey Hofe um seine Absetzung anzuhalten. Hastings vereitelte dies auf eine sonderbare Weise. Den 10. Oct. 1776 kündigte er durch Hrn. Macleane, der als sein und des Nabob von Arcot Agent nach England reisete, den Directoren an, er wolle sein Amt niederlegen, und ersuchte sie, einen Nachfolger für die dadurch im obersten Conseil erledigte Stelle zu ernennen. Macleane fügte hinzu, er dürfe die Papiere hierüber, wegen

anderer

anderer sehr geheimen Sachen, nicht allen vorlegen, und bat sich deshalb aus, daß man dazu besonders drey Mitglieder ernennen möchte. Es geschahe, die Sache ward als richtig angenommen, und General Clavering ward als sein Nachfolger in der ersten Stelle ernannt. Als dieser nun ihm die Schlüssel abforderte: leugnete Hastings, daß seine Stelle erledigt sey, und erklärte, daß er sie ferner behaupten würde. Nun entstand eine doppelte Regierung, und alles näherte sich einer völligen Anarchie und einem Bürgerkriege. Um diesen Uebeln vorzubeugen, erklärte der oberste Gerichtshof in Indien: die Resignation wäre ungültig, und Hr. Hastings noch im rechtmäßigen Besitze seines Amtes.

Diese Probe von Hastings Kühnheit, die sich am Ende des ersten Theils befindet, wird hinreichend seyn, um zu erkennen, daß man unter so manchen andern interessanten Nachrichten auch hier über den noch fortdauernden Hastingischen Prozeß sehr viele bisher in Deutschland verborgen gebliebene Aufschlüsse findet.

K.

XII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen und Statistik.

Beyträge zur Völker- und Länderkunde; herausgegeben von M. C. Sprengel. Eilfter Theil. Leipzig, bey Weygand. 1789. 292 Seiten. 8. — Zwölfter Theil. 1790. 312 S. — Dreyzehnter Theil. 1790. 294 Seit. — Vierzehnter und letzter Theil. 1790. 314 Seiten.

Diese Beyträge haben sich mehrere Jahre in einem merklich ausgebreiteten Beyfall erhalten. Obgleich manche Kleinigkeiten aus denselben hätten wegbleiben können; von manchen Nachrichten nur ein Auszug hinlänglich gewesen wäre; und besonders eine häufigere Mittheilung von Landkarten der beschriebenen Gegenden, weit mehr Licht ertheilt hätte; so haben doch Erdkunde und Statistik durch die vielen neuen und seltnen

Erläuterungen oder Entdeckungen immer genug gewonnen. Zwar ist diese Sammlung nunmehr geschlossen worden; aber blos, um eine andere mit der Aufschrift: Neue Beyträge, anzufangen. Ueber die vierzehn Theile der alten hätte ein allgemeines Register angehängt werden sollen.

Im eilften Theil findet man 1) die Fortsetzung der Geschichte des Schiffbruchs der Antelope, eines Ostindischen Paketbootes unter Capitain Wilson, bey den Pelew- oder Palaos-Inseln im J. 1783, aus dem Englischen. S. 1–76. Sie endigt sich mit den Einfällen und Schicksalen des königlichen Prinzen von jenen Inseln Lee Boo, der in England starb. 2) Aelteste Nachricht von den ersten Schiffahrten der Portugiesen nach Guinea und der westlichen Küste von Afrika, oder Aloisius von Cadamosto Schifffahrt nach Madera, dem Senegal und Gambiafluß, und dem grünen Vorgebürge, im J. 1455, aus dem Italienischen. Bis S. 192. Die Nachrichten dieses Venetianers haben sich allein von allen portugiesischen Reisebeschreibungen jener Zeit erhalten, und sind bereits im J. 1508 zu Nürnberg in kl. Fol. deutsch übersetzt erschienen. Er ist ein guter Beobachter; wenn gleich bisweilen leichtgläubig. 3) Statistische Nachrichten aus Frankreich. Beschreibung der Election St. Etienne in der Grafschaft Forez, Gouvernement Lyonnois, vom Hrn. Messance. Ingleichen vom gegenwärtigen Zustande der wichtigsten Fabriken der Normandie. Bis S. 226. Die Vergleichung der letztern mit den Englischen, durch welche sie zum Theil in den neuesten Zeiten verlohren haben, ist besonders unterrichtend. 4) Nachricht von den seit 1785 nach der nordwestlichen Küste von Nordamerika, des Pelzhandels wegen, von Ostindien, China und gerade von Europa aus unternommenen Schiffahrten; bis S. 254. Ein Handel, den seit kurzem die Engländer mit den Russen zu theilen angefangen haben; gelegentlich sind auch dadurch jene Gegenden von Amerika bekannter geworden. 5) Einige Bemerkungen des Freyh. von Meermann über England, aus seiner Reisebeschreibung. Da von dieser zwo deutsche Uebersetzungen vorhanden sind, welche auch in unserer Bibliothek angezeigt worden: so waren Auszüge aus derselben hier überflüßig.

Den zwölften Theil eröffnen Alex. Falconbridge Nachrichten vom Sclavenhandel auf der Küste von Afrika, nebst einer kurzen Beschreibung desjenigen Theils der

Afrika-

Afrikanischen Küste, woher vorzüglich Negern geholt werden. (S. 1—76.) Hier werden die Behandlungen der Neger auf den Sclavenschiffen und bey ihrer Ankunft in Westindien, ingleichen die Grausamkeiten, welche sich die Schiffcapitains gegen die Matrosen erlauben, richtiger und genauer als sonst irgendwo beschrieben. Damit steht in Verbindung 2) Clarksons nachtheilige Folgen des Sclavenhandels für England, von der politischen Seite betrachtet; bis S. 246. Er zeigt, daß in diesem Handel alle Jahre beynahe der dritte Theil der damit beschäftigten Matrosen aufgerieben werde; daß der brittische Handelsgewinn, oder vielmehr der Werth der nach Afrika ausgeführten Waaren, kaum den vierten Theil der von den Vertheidigern des Menschenhandels zu hoch geschätzten Summen betrage; daß die Englischen Zuckerinseln gar wohl ohne jährlich erneuerte Negereinfuhr bestehen können; und daß sich die Neger dort in eben dem Verhältnisse fortpflanzen oder vermindern, nach welchen sie von ihren Herren menschlich oder grausam gehalten werden. 3) Kurze Nachricht von der Insel Prinz von Wales, oder Pulo Penang, in Ostindien, vom Cap. Light, der diese ihm von dem Könige von Gundah geschenkte Insel im Namen des Königs von England zum Nutzen der Engl. Ostind. Compagnie vor wenigen Jahren in Besitz genommen hat. Sie liegt am Eingange der Meerenge von Malacca, (wie man auch aus einem dem Titel gegen über befindlichen Landkärtchen sehen kann,) und kann für England, zur Handlung und im Kriege sehr wichtig werden. 4) Reise nach der nordwestlichen Küste von Amerika, aus dem Englischen des Cap. Dixon. Dieser Auszug wird hier nur angefangen, und

Im dreyzehnten Theil bis S. 56 fortgeführt. Es ist eine nützliche Erläuterung des 4ten Aufsatzes im 11ten Theil, und wird zuletzt noch von dem Herausgeber ergänzt. 2) Reise in das Land Bambuk im innern Afrika; aus dem Französischen. (S. 57—110.) Hr. Hofr. Forster in Mainz hat diesen Beytrag mitgetheilt, der zur Kenntniß der Negervölker, welche des Sclavenhandels wegen von Europäern besucht werden, nützlich ist. Bambuk liegt zwischen den Flüssen Senegal und Ganonkoletz (oder Goldfluß) und zwischen dem 13ten und 14ten Grade der nördlichen Breite. Diese Landschaft ist ein Gemisch von Gold- Silber- und Eisenbergwerken; oder noch besser, ein höchst kostbares Kleinod, wovon die Eingebohrnen

theils aus grosser Unwissenheit, theils wegen des unter ihnen gangbaren Aberglaubens keinen rechten Gebrauch machen. Sie sind der festen Meinung, daß, wer ein Bergwerk entdeckt, unfehlbar sterben müsse, wenn er nicht innerhalb acht Tagen dem Golde, welches sie für einen großen Zauberer halten, eine schwarze Kuh opfern kann. 3) Beschreibung einer Reise nach der Botany Bay in Neuholland, vom Cap. Watki Tench; aus dem Englischen. (S. 111—214.) Eine unpartheyische Würdigung dieser neu angelegten Colonie, von einem Augenzeugen; beyläufig kommen auch Nachrichten von Teneriffa und Brasilien vor. 4) Rob. Norris Reise nach Abomey, der Hofstadt des Königs von Daromy, an der Sclavenküste von Guinea, im J. 1772. Auch mit einigen Berichtigungen von dem erstgedachten Hrn. Forster, und zu gleicher Absicht, wie das zweyte Stück dieses Theils, brauchbar.

Den vierzehnten Theil nehmen zwey merkwürdige Aufsätze von sehr verschiedener Gattung ein. Der erstere ist eine Reise von Venedig nach Laodicea (jetzt Laticha), in den Jahren 1780 und 1781, von Eyles Irwin, Verfasser einer frühern Reise durch das rothe Meer und Aegypten, die auch übersetzt ist; aus dem Englischen; bis S. 170. Es ist eine von den drey Landreisen nach Ostindien, welche die Europäer nicht selten der langen Seereise um das Cap vorziehen, nämlich über Laticha, Aleppo, Bagdad u. s. w. Die zweyte, über das rothe Meer, über Suez durch Aegypten, ist im vierten Bande dieser Beyträge in einem Beyspiel vorgekommen. Endlich die dritte Straße, über Bassora, Bagdad, und von dort durch Mesopotamien, Armenien und Natolien nach Constantinopel, ist im dritten Bande beschrieben worden. Die Spuren der elenden und unglücklichen türkischen Regierung zeigten sich dem Reisenden in den herrlichsten und sonst am besten bebauten Gegenden Asiens überall. Bisweilen wäre eine kleine Verbesserung seiner Nachrichten nöthig gewesen. So schreibt er S. 134: „Der Kaiser Julian erwähnte ihrer (der Stadt Anna, oder des alten Anatho) in seinem bekannten unglücklichen Zuge nach Persien: und der Umriß, den er in jenen entfernten Zeiten von ihrem damaligen Ansehn und ihrer Regierungsform liefert, setzt uns in Erstaunen.“ Aber eigentlich müssen kundige Leser über diese Stelle erstaunen. Denn erstlich hat Julian nichts in seinen Schriften von Anatho erwähnt, noch erwähnen können, weil er in jenem

Feldzüge umkam. Sodann gedenkt zwar Ammianus, der ihn auf demselben begleitete, dieser festen Stadt am Euphrates, als der ersten, die der Kaiser den Persern wegnahm (L. XXIV. c. 1.); aber weder von ihrem Ansehen, noch ihrer Regierungsform, sagt er etwas Besonderes. — Von S. 171 bis zum Ende dieses Theils folgt noch des Engländers Newte im J. 1788 durch die mittlern und nordwestlichen Grafschaften von England, ingleichen durch den angebautesten Theil von Schottland unternommene Reise. Sind gleich seine Bemerkungen nicht alle von der ausgesuchtesten Art, oder gar neu; so fanden wir doch darunter manche weniger bekannte, und überhaupt zur Kenntniß Schottlands dienliche in einer angenehmen Mannichfaltigkeit.

Des Herrn Ritters von Bourgoing neue Reise durch Spanien, vom Jahr 1782 bis 1788, oder: vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes dieser Monarchie in allen ihren verschiedenen Zweigen. Aus dem Französischen. Mit einer illuminirten Karte, Planen und Kupfern. Erster Band. Jena, bey Mauke. 1789. 436 S. gr. 8. Zweyter Band. 1790. Mit Kupfern und einem Anhange des Hrn. Prof. Tychsen zu Göttingen, über den gegenwärtigen Zustand der Spanischen Litteratur. 362 Seiten.

Daß die Herren Kaiser und Bertuch, denen wir dieses Werk in einem noch veredelten deutschen Gewande zu danken haben, nicht blos den gewöhnlichen Uebersetzerton anstimmten, indem sie versicherten, „es sey ohnstreitig das beste, brauchbarste und zuverläßigste Buch, das für Ausländer je über Spanien erschienen ist,“ macht schon der Name seines Verfassers glaublich, der bey der französischen Gesandschaft zu Madrit angestellt, sich über sechs Jahre lang im Lande selbst, in der vortheilhaftesten Lage, mit dem Hofe, den Großen der Nation, der Landessprache, Litteratur und Gelehrten vollständig bekannt, aufhielt, öftere Reisen in die Provinzen that, und beym leichten anhaltenden Gebrauch aller dieser Quellen, nicht etwan blos vielerley über Spanien zu erfahren; sondern sich eine vollstän-

dige Uebersicht der Verfassung dieses Reichs in allen ihren Bestandtheilen zu erwerben suchte. Er schrieb eigentlich nicht einmal für das Publikum, und bewilligte nur dem Anhalten seiner Freunde die Herausgabe des Werks: desto mehr kann man auf die ungezwungenste Darstellung seiner Beobachtungen rechnen. Und obgleich der Franzose in mancherley Rücksicht der Antipode vom Spanier ist, an dem er nur zu bald Lächerlichkeiten entdeckt, auch ohne Hang zur Spötterey nicht wenig bey demselben zu tadeln findet: so muß man doch den Verf. rühmen, der bey aller Freymüthigkeit im Urtheilen so billig ist, und dieser Nation so viele Gerechtigkeit wiederfahren läßt, daß sie ihn sehr selten mit Mißfallen lesen kann. „Bey meiner Ueberfahrt über die Bidassoa, sagt er, ließ ich am rechten Ufer derselben meine National- und individuelle Vorurtheile, meine schwankenden Begriffe, und selbst, so viel mir möglich war, das Andenken an alles, was ich von Spanien gelesen und gehört hatte, zurück." Das mögen sich andere Reisende auch gesagt seyn lassen! Hr. v. B. reiste durch Biscaya nach Castilien, insonderheit nach St. Ildefonso, wo sich der Hof eben aufhielt, und wovon Schloß und Garten Philipp V. gerade so viel kosteten, als er bey seinem Absterben Schulden hinterließ, nämlich 45 Millionen Piaster. (Th. I. S. 49.) Die Einwohner der erstern von jenen Landschaften fand er ungezwungen, froh und gastfrey; ihr Kunstfleiß und ihre Freyheit zeigen sich in ihrer Farbe und Gesichtsbildung; da hingegen die benachbarten Castilianer still und traurig sind; ihr finsteres und braunes Gesicht drückt Langeweile und Armuth aus. (S. 5.) Daß die Feinheit der spanischen Wolle nicht von der Gewohnheit, die Schaafe durch mehrere Provinzen wandern zu lassen, herrühre, wird deutlich gezeigt (S. 241); übrigens aber begreiflich gemacht, warum diese sonderbare Gewohnheit noch beybehalten werde. Eine genaue Beschreibung des Hofs, der königlichen Familie, der Grandes und Staatsbedienten, der königlichen Paläste und Schlösser, auch des Escorial, der darinne, so wie in den Kirchen der Hauptstadt befindlichen Kunstwerke, der Regierung u. dgl. m. Die übeln Folgen von dem ausserordentlichen Reichthum der Geistlichkeit werden S. 191 fg. entwickelt. „Die frommen Stiftungen, schreibt der Verf., vermehren, indem sie die Gegend um sich her verzehren und aussaugen, noch überdies das Elend und die Faullenzerey durch die unvernünftige Mildthätigkeit, womit sie dieselben unterhalten. Zwey Drittheile von Gallizien besitzen die Geistlichen

und

und Mönche; daher ist dieses Land, ohngeachtet es von der hier alle Lebensbedürfnisse im Ueberflusse hervorbringenden Natur besonders begünstigt wird, doch vielleicht derjenige Theil von Spanien, welcher an Kenntnissen und Betriebsamkeit auf der untersten Stufe steht." Die Inquisition hat nach S. 194 in Spanien zwo mächtige Stützen: Politik und Religion; ihre Vertheidiger behaupten, sie sey für die höchste Gewalt ein Mittel, sich in Respekt zu versetzen. Der Verf. sucht zu zeigen, daß sie lange so streng und furchtbar nicht mehr sey, als ehemals; da sie aber doch erst im J. 1777 einen Mann, wie Olavides, so schändlich behandelt; da sie erst im J. 1780 eine arme Frau als Hexe noch hat verbrennen lassen; auch die geringern Stände vor ihr weniger gesichert sind; so bleibt sie immer eines der größten Uebel Spaniens, dessen Abschaffung auch der Verf. wünscht. Nach einer sorgfältigen Zergliederung aller königlichen Einkünfte versichert der Verf. S. 243, daß alle Abgaben und Steuern im J. 1776 nicht über 110 Millionen französ. Livres, und in den zwey darauf folgenden Jahren etwas weniger betragen haben. Dieses sind einige Proben aus dem ersten Theil des Werks. Der zweyte, in welchem man den Verf. nach Aranjuez, Valentia, Cadiz, Cordova, Sevilla bis Gibraltar und in andere Gegenden des Reichs seine Reise fortsetzen, den Charakter der Spanier, ihre Sitten, Schauspiele u. dgl. m. schildern sieht, würde auch eine nicht geringe Anzahl angenehmer und lehrreicher Bemerkungen hergeben; aber wir müssen uns erinnern, daß es ein ausländisches Werk ist. Sehr wenige neuere Reisebeschreibungen sind zugleich so unterhaltend, so fruchtbar und belehrend, als diese. Auch unter den Anekdoten sind wir nur auf eine einzige gestoßen (Th. II. S. 41 fg.), die blos ein französischer Einfall ist: nämlich daß der berühmte spanische Tanz **Fandango**, (von welchem die Uebersetzer die Originalmusik in Kupfer haben stechen lassen,) selbst im päpstlichen Consistorium getanzt worden sey, und dadurch seine Sache gewonnen habe. Hingegen haben wir uns das lustige französische Gedichtchen auf die Belagerer von Gibraltar (Th. II. S. 224 fg.) sogleich abgeschrieben. Uebrigens haben die Uebersetzer das im J. 1788 in drey Octavbogen erschienene Werk in zwey zusammengezogen, ohne es weiter abzukürzen, als daß sie die auf viertehalb Bogen angehängte Compilation des Instructions de l'Office de la St. Inquisition, faite à Tolede en 1561 et dans les quelles se trouvent celles de l'année 1484 wegließen, weil sie Hr. Prof.

Bourg schon deutsch herausgegeben hat. Dafür haben sie Th. II. S. 291 – 344. einen wichtigen Beytrag des Hrn. Prof. Tychsen, der zu gleicher Zeit mit dem Ritter v. Bourgoing, in Gesellschaft des Hrn. D. Moldenhawer von Kopenhagen eine gelehrte Reise nach Spanien that, (beyde werden hier Th. I. S. 117 unter dem Namen Dänischer Gelehrten angeführt,) eingerückt: über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Spanien; einen Aufsatz, den wir nicht erst zu empfehlen brauchen.

Ws.

Thomas Pennants Beschreibung von London, vorzüglich in Rücksicht auf ältere Geschichte, Sitten und Kunstmerkwürdigkeiten dieser Stadt. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Joh. Heinrich Wiedmann, Doctor der Philosophie. Nürnberg, in der Felseckerschen Buchhandl. 1791. 47 Bog. gr. 8.

Ob das berühmte Pennantische Buch: of London, worauf der Verf., wie er in der Vorrede sagt, seine halbe Lebenszeit verwandt, übersetzt zu werden bedurft hätte — ist zwar die Frage; da es eigentlich nicht für Ausländer ist; es hätte denn einer verschiedene Jahre sich in dieser Hauptstadt aufgehalten, und mit ihr, so wie mit Englands Geschichte überhaupt, sich gut bekannt gemacht: doch da die Uebersetzung einmal existirt, und in so gute und fleißige Hände gekommen ist; (denn sogar die angeführten poetischen und prosaischen Stellen verliehren in der Uebersetzung wenig oder nichts:) so können wir mit Wahrheit sagen, daß, nach Abzug aller Nachrichten, die Fremdlinge in London nicht interessiren können, immer viel Interessantes für alle Menschen übrig bleibt. Pennant hat seine eigne Methode, die, obgleich nicht systematisch, doch dem Leser eher mehr als minder behaglich ist. Er theilt seine Beschreibung in Spaziergänge von Straße zu Straße ein, erzählt uns die Geschichte der Plätze, Gassen und Häuser von jeher an, wer letztere gebaut, bewohnt; welchen berühmten Personen sie zur Herberge gedient, welche Schauplätze tragischer und komischer Begebenheiten sie gewesen u. s. w.; daß wir also mehr eine

Reise-

Reisebeschreibung durch London, als eine Chorographie davon zu lesen glauben. Kaum liefert uns ein Buch mehr charakteristische Anekdoten vom Nationalgeiste der Engländer, als dies, und wie hoch beydes, der Patriotismus und das Laster, bey ihnen stieg. — Man lese die Beschreibung so vieler wohlthätigen Stiftungen und öffentlicher Gebäude, nicht aus dem gemeinen Schatze, nicht immer durch Subscription, sondern häufig aus dem Beutel eines Privatmannes ganz allein bestritten. Man lese dies alles, und erstaune!! Unsre deutsche Fürsten, unsre reiche Particuliers nehmen sich Beyspiel und Lehre daraus; sie, die bey Millionen Capital oder Einkünfte, nach Abzug aller Kosten für ihren standesmäßigen Luxus, selten etwas fürs gemeine Beste, zur Abhelfung gemeiner Noth und zur allgemeinen Welt- und Menschenverbesserung übrig haben, und fühlen dem Britten nach!.

Ein Beyspiel kurzer und freymüthiger Charakterisirung s. S. III.: „Der friedliche Pedant Jakob I.; sein liebenswür„diger Heinrich; der mürrische Held Wilhelm, seine Gemah„lin, die geduldige Maria; Anna, berühmt durch ihre Generale; „und Georg II. ruhen hier in dieser Kapelle (Heinrichs VII.)“ — Der unterhaltenden Anekdoten, wie S. 489 von dem Lord Mayor und Weinschenk Henrich Picard, im 14ten Jahrhundert, der auf einmal vier Könige bewirthete, und als einer davon über einen Spielverlust von 50 Mark, die Pikard gewann, übler Laune ward, ihm sein Geld wiedergab, und ihn und seine Diener noch dazu beschenkte — findet man mehrere im Buche, der geistvollen poetischen und prosaischen Fragmente zu geschweigen. — S. 162 hängt eigentlich der obere und untere Satz zusammen, und die Beziehung wird durch den mittlern unterbrochen. Das, bey der Methode des Schriftstellers unentbehrliche, Register bedürfte immer einer kleinen Vermehrung. Wir lasen z. B., daß Rubens für die Decke eines Saals in Whitehall 3000 Pf. St. und der neuliche Ausbesserer des Gemäldes, der bekannte Cypriani, eben so viel bekommen; und suchten nachher, als wir diese Nachricht noch einmal lesen wollten, im Register beyde Namen umsonst. —

Die Kupfer, die der Uebersetzer dazu hat stechen lassen, würden wir, als Vertheurung des Buches, und ihm, unserm Dünken nach, entbehrlich, lieber weggelassen haben. Freylich wäre ein Grundriß von London dem Leser desselben sehr nöthig.

Da

Da aber solche grosse Blätter sich nicht gut in Octavbände zusammenbrechen lassen, auch durchs Auseinanderschlagen leicht Risse bekommen; so wäre es am besten gewesen, der Herausgeber hätte blos angezeigt, in welcher deutschen Kunsthandlung der beste Grundriß von London zu finden wäre.

Tz.

Die vergleichende Erdbeschreibung, oder System der alten und neuen Erdbeschreibung aller Völker und Zeiten. Mit analytischen Tafeln und vielen Karten versehen, die sowohl den alten und neuen Zustand der Völker mit einander vergleichen, als besonders den Zustand jedes Landes in ältern und neuern Zeiten vorstellen, von Herrn Mentelle, Geschichtschreiber des Grafen von Artois, Pensionair des Königs — Fünfter Band. Neu Italien; aus dem Französischen übersetzt. Winterthur, bey Steiner und Comp. 1788. 398 Seiten, gr. 8.

Die dabey befindlichen Karten und Tabellen sind: 1) Vergleichende Karte für Italiens alte und neue Erdbeschreibung. Sie ist nach der neuen Abtheilung gemacht; die ältere aber ersieht man ohngefähr aus dem Raum, den die ältern Namen einnehmen. 2) Oberitalien. 3) Mittelitalien. 4) Unteritalien (2. 3. 4. nach der jetzigen Eintheilung). 5) Alt- und Neudalmatien, 2 Karten auf einem Blatte. 6) Tabelle nach den Staaten- und Länderabtheilungen des jetzigen Italiens, zur Erleichterung der vergleichenden Erdbeschreibung. 7) Noch eine besondere Tabelle der Zungen, Würden, Priorate und Balleyen des Maltheserordens, woraus unter andern erhellet, daß bisher in Frankreich 271 Commenden dieses Ordens waren.

Ohngeachtet die Topographie für ein so großes Werk viel zu dürftig ausgefallen ist, indem sehr viele Oerter fehlen, die man selbst in andern kleinern Compendien, namentlich in den Fabrischen, findet: so ist doch nicht einmal alles, was im Buche vorkommt, auf diesen kleinen Karten angezeigt. Uebrigens sind sie gut gestochen, und die Abtheilungen sehr deutlich, auch

auch deshalb für den Anfänger vorzüglich brauchbar, weil sie nicht so viele Namen enthalten, und zur Vergleichung der alten und neuen Erdbeschreibung besonders nützlich sind; des bequemen Formats nicht einmal zu gedenken. Es wäre daher zu wünschen, daß aus diesem theuren Werke ein brauchbarer Auszug gemacht würde, der mit den Karten zusammen einen nicht zu theuren Schulatlas ausmachte. Methode des Unterrichts versteht Hr. Mentelle gewiß vorzüglich, und jeder Lehrer würde, ohne ein lächerliches Methodenbuch, das manche unsrer neuern Erzieher noch bey ihren Schulbüchlein anzubringen wissen, daraus von selbst eine vortrefliche Methode des Unterrichts erlernen können. Immer findet man eine bequeme Uebersicht des Ganzen; eine leichte Vergleichung der alten und neuen Erdbeschreibung, und manche interessante Geschichte, die den Ort oder das Land betrifft, oder auch aus der Naturgeschichte etwas, woraus die großen Revolutionen unsrer Erde an manchen Orten deutlich erkannt werden können, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß hier unser Hr. Verf. gar oft Mangel an eigener Kenntniß verräth, und sich blos als Abschreiber, besonders aus de la Lande und Abt Fortis zeigt.

Das meiste hat er indeß sehr getreu aus dem Büsching compilirt, und wo er davon abgeht, begeht er nicht selten auffallende Fehler. Z. B. Genua hat nach dem Büsching 80000 Menschen; er giebt dem Orte 140000 Seelen. Bey vielen Hauptörtern hat er die Volksmenge gar nicht angegeben.

Roms Verfassung vergleicht er mit der der großen Tartarey, deren Bewohner im gleichen Mann (in einerley Person) ihren Oberherrn und ihren Gott verehren. Dergleichen Provinzialausdrücke, die den Uebersetzer als Schweizer verrathen, kommen mehrere vor. Z. B. Die Ducate giltet u. s. w. Auch scheinen dergleichen Verhältnisse, die auf Zahlen beruhen, nicht allemal richtig angegeben zu seyn. Z. B. Der Venetianische Schuh soll sich zum französischen verhalten wie 12 zu 22, oder jener soll 12 Linien mehr halten, als dieser. Wer kann das verstehen? Der venetianische Fuß verhält sich zum französischen wie 154 zu 144, oder wie 77 zu 72, und ist folglich in keinem Fall um 12 Linien größer, als der französische. Dergleichen unrichtige Verhältnisse ließen sich mehr angeben.

Ph. Fer-

Ph. Fermins historisch-politische Uebersicht des gegenwärtigen und ehemaligen Zustandes der Colonie Surinam in Südamerika. Aus dem Englischen, mit einigen Zusätzen von Friedrich Gottlieb Canzler, d. Weltw. D. Göttingen, bey Boßiegel. 1788. 159 Seiten. 8.

Fermin gab zu seiner Description generale historique geographique et physique etc. 1769. Verbesserungen und Zusätze in seinem Tableau historique et politique de l'etat ancien et actuel de la Colonie Surinam et des causses de sa decadance, Mastricht 1778. heraus, die ein Engländer 1781 mit Weglassung aller ins Allgemeine gehenden Reflexionen, die keine Beziehung auf Surinam haben, übersetzte. Diese englische Uebersetzung hat Hr. C. übersetzt, doch mit Vergleichung des französischen Originals und Hinzufügung einiger Verbesserungen und Ergänzungen. Ob diese allemal so zuverläßig sind, als Hr. C. meint, mögen diejenigen entscheiden, die näher an der Quelle sich befinden. Fermin z. B. schätzt die weissen Einwohner in Paramaribo und in der Colonie an 5000, die Garnison mit eingeschlossen, welche aus 1200 regulairen Truppen bestehen soll, und die Zahl der Sclaven über 5000. Das muß wohl heissen 50000. Hr. C. verbessert diese Angaben aus Sinapius Comtoirblatt, Hamburg, 1781. folgender Gestalt. Die Zahl der Sclaven auf den Pflanzungen und den Holzplätzen von Paramaribo an Männern, Weibern und Kindern auf 70000 Seelen, freye Mulatten und Neger ohngefähr 500 Personen; die Zahl der Weissen, ausser der Miliz, ohngefähr 4000 Männer: soll wohl heissen, Personen männlichen Geschlechts, davon höchstens 2000 wehrhafte Bürger seyn können. Ausserdem besteht die Vertheidigung der Colonie in 1500 Mann regulirten Truppen, worunter sich ein Corps Artilleristen befindet, 250 freygemachten Negers auf dem Fuß der Landmiliz, und 150 freyen Mulatten und Negern. Eine sehr schwache Schutzwehr gegen mehr als 20000 Busch-Neger, die in mehrern Dorfschaften mit allem versehen hinter der Colonie wohnen, und ihr den Untergang drohen. Zwar hat die Colonie mit denen von Saramaka, die nebst denen von Anka 1200 wehrhafte Männer stellen können; ingleichen seit 1760 mit den Negern von Tempati, die 8 Wohnsitze oder Townschipps zwischen dem Fluß Marowine und dem Crik Jouka haben, einen

einen Frieden und Vergleich geschlossen, nach welchem sie die Ueberläufer gegen eine Belohnung von 50 Gulden vom Eigenen der Sclaven auszuliefern versprochen; aber das schützt die Colonie nicht gegen ihre Ueberfälle bey der geringsten vermeinten Beleidigung, die immer erschrecklich sind.

In der That ist dies eine Hauptursach von dem großen Verfall dieser Colonie, die immer mehr in Schulden versinkt.

Da Holland keine einzige Besitzung in Ostindien so vortheilhaft nutzen kann, als diese Colonie: so ist es in der That auffallend, warum bisher nicht mehr von der Regierung für sie gethan ist.

Es wäre doch wohl nothwendig, für ihre bessere Vertheidigung durch mehrere und bessere Truppen zu sorgen, dem Aufstand der Neger durch strengere Gesetze gegen ihre barbarischen Herren, die sie nur zu sehr reizen, entweder zu entlaufen, oder sich zu empören, und den allgemeinen Ruin durch Verbesserung so mancher Fehler in der Regierung, die Fermin deutlich angiebt, durch Einschränkung des Wuchergeistes hauptsächlich in Holland, wodurch so mancher Colonist in Schulden geräth, die er nicht abtragen kann, und des Luxus, der nicht weniger verderblich ist, entgegen zu arbeiten. So viel Sorgfalt verdient doch wohl eine Colonie, die jährlich nach Holland 18000 Oxhoft Zucker, 18 Millionen Pfund Kaffee, 600000 Pf. Kakao, 170000 Pf. Baumwolle, 1000 Pf. Indigo, 6000 Fässer Melisse oder Syrup, 54000 Gallonen Rum; ausserdem noch eine große Menge Zimmer- und Tischlerholz, Apothekerwaaren u. s. w. liefert, und dagegen fast alle Bedürfnisse, Steine und andere Baumaterialien, Kleidung, Hausrath u. s. w. aus dem Mutterlande nimmt. Vermuthlich aber hat die Regierung auch schon mehr gethan, als Fermin hier erwähnt.

Herrn Johann Friedrich Ludwigs neueste Nachrichten von Surinam, als Handbuch für Reisende und Beytrag zur Länderkunde, herausgegeben und mit Anmerkungen erläutert von M. Philipp Friedrich Binder, Pfarrer in Haberschlecht. Jena, in der akadem. Buchhandl. 1790. 260 S. 8.

Herr

Herr Ludwig, eine Zeitlang Chirurgus auf Schiffen, die zum Sclavenhandel bestimmt waren, scheint allerdings durch seinen vieljährigen Aufenthalt in Surinam eine gute Kenntniß von dem Zustande der Colonien sich erworben zu haben; aber, wie er, oder vielmehr sein Herausgeber, dem ohngeachtet bey dem immer zunehmenden Verfall der Colonien in Guiana, die sämmtlich in großen Schulden stecken, behaupten könne, daß deutsche Fürsten, reiche Adliche, oder Handlungsgesellschaften Plantagen in Surinam an sich kaufen müssen, um ihre Capitalien recht wohl anzulegen, das begreift Rec. nicht. Nach seiner Rechnung müßte es möglich seyn, ein Capital von 4 bis 500000 Fl., welches eine große Plantage erfordert, in 10 bis 12 Jahren wieder zu gewinnen. Man kann doch wohl sicher annehmen, daß, wenn seine Rechnung richtig wäre, genug Capitalisten in Holland sich finden würden, ihre eigenen Capitalien so vortheilhaft anzulegen. Aber das thun sie doch eben so häufig nicht. Ueberhaupt darf man nur den mannichfaltigen Druck der Colonisten, Luxus und andere eingerissene Mißbräuche dazu gerechnet, aus Fermin und andern kennen lernen, um hierin anders zu denken.

Zuckerplantagen zieht er, als die einträglichsten, allen andern vor; aber Fermin zeigt, daß es doch am sichersten sey, wenn man damit den Bau des Caffees, Kakao und der Baumwolle verbindet. Uebrigens muß man in diesem Buche noch weniger richtige geographische Kenntniß suchen. Ein Mann, der Peru und Mexico mit zur Grenze des holländischen Guiana ziehen kann, versteht keine Geographie.

Oh.

James Bruce Reisen — aus dem Englischen, mit nöthiger Abkürzung in das Deutsche übersetzt von E. W. Cuhn, mit zur Naturgeschichte gehörigen Berichtigungen und Zusätzen versehen von J. Fr. Gmelin, auch noch mit dergleichen in die alte Litteratur einschlagenden begleitet von — — Zweyter Band; nebst einer Charte. Rinteln und Leipzig, 1791. Der Anhang hat noch ein besondres Titelblatt, auf welchem Berichtigungen und Zusätze, ausser den Gmelinschen, aus der alten, besonders orien-

orientalischen Litteratur von verschiedenen Gelehrten geliefert werden. Dieser Anhang beträgt 11 Bogen.

Von dem angehängten Glossarium ausländischer Worte, Namen und technischer Ausdrücke S. 265—276 wird Hr. Prof. Wahl als Verfasser angegeben; und in der Vorrede wird noch das Urtheil des englischen Recensenten in Analytical Review übersetzt. Ueber die Anmerkungen selbst ein Urtheil im Allgemeinen zu fällen, würde eben so unstatthaft von einem einzigen Recensenten seyn, als man billigerweise von den zu den Anmerkungen gedungenen Gelehrten nicht verlangen kann, daß sie in der Geschwindigkeit alle Data gesammlet haben sollten, aus welchen sie die Lücken und Unrichtigkeiten in Bruces Erzählungen ergänzen und verbessern konnten. Es war genug, zu zeigen, daß aus den Brucischen Datis nicht allemal mit Sicherheit gefolgert werden kann, was er daraus schloß, und daß zur Brauchbarkeit und Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten und Beschreibungen noch sehr vieles fehlt. Die philologischen Anmerkungen sind weit zahlreicher, als die naturhistorischen, und fast zu vollgepfropft von einer auch nicht allzu kritischen Gelehrsamkeit. Jedoch beweisen sie, daß ihre Verfasser meistentheils mehr vorbereitet waren, als Hr. Gmelin, der sich fast immer nur in Zweifeln und gar leeren Vermuthungen verliehrt. Daß hier gar keine Kupfer gegeben worden sind, muß man noch bedauern. Bey der Beschreibung des Thieres Ashkoko, welches nach S. 269 über den ganzen Leib hier und da einzelne Haare, 2½ Zoll lang, wie die Barthaare, nach S. 270 aber lange zerstreuete Haare hat, die wie Dörnen aus seinem Körper stehen, und die Veranlassung zu dem arabischen Namen gegeben haben sollen, fällt uns Hrn. Gmelins Zweifel, S. 26 auf, welcher nicht zugeben will, daß das auf dem Berge Libanon gefundene Thier dasselbe sey. Ueber die Vergleichung mit dem biblischen Saphan findet man im Anhange S. 160 mehrere Vermuthungen. Uns deucht, daß, wenn die von Bruce bemerkten igelartigen oder borstichten Barthaare des Leibes ihre Richtigkeit haben, man das Thier vollkommen mit den afrikanischen igelartigen Mäusen vergleichen könne, welche Herodot IV. 192. Aristoteles Thiergesch. VI. 37. Mirab. auscult. c. 27. Aelian XV. 26. und Plinius X. 65. erwähnen, und welche schon Hermann Comment. Tabul.

Tabuli Assinie p. 19. auf eine Variante deutet. Die Vergleichung mit dem Thiere vor dem Berge Libanon läßt sich doch genauer beurtheilen, wenn man die Beschreibung von Gillius dargegen hält, welcher die Klipdas auf dem Berge Sinai gefunden und beschrieben hat. Descript. Elephanti. [illegible] 1614. Aber freylich die [illegible] [illegible] hat Hr. Schreber nur allein den Hyrax Syriacus bemerkt.

Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Bruce, übersetzt von Volkmann, mit Vorrede und Anmerkungen von J. Fr. Blumenbach und Th. Chr. Tychsen. Fünfter Band. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. gr. 8.

Dieser Band enthält von S. 233 bis 292 Hrn. Blumenbachs, und von S. 293 bis 360 Hrn. Tychsens Anmerkungen, nebst dem Register, einer Karte und 46 Zeichnungen, wovon die letzte neu hinzu gekommen ist, und den Kopf des Bartgeyers sehr gut vorstellt. Zur Berichtigung der Bemerkungen von Bruce ist von beyden Gelehrten viel gesammlet und geleistet worden; mühsamer scheinen Hrn. Tychsens Forschungen gewesen zu seyn.

Bemerkungen auf einer Reise durch einige deutsche, Schweizer und französische Provinzen, in Briefen an einen Freund, von M. Wilhelm Ludwig Steinbrenner, Prediger zu Großbodungen im Fürst. Schwarzburg-Sondershausen, und Mitglied des Instituts der Moral und der schönen Wissenschaft zu Erlangen. Erster und zweyter Theil. Göttingen, im Verlag bey Vandenhök und Ruprecht. 1791.

Mit Recht hat der Verf. das Motto gewählt: Nullum est jam dictum, quod non dictum sit prius! Die Anwendung auf sein Buch gesteht er selbst ein, und giebt seine Absicht bey der Reise so an: Ich habe als Kosmopolit im eigentlichen Ver-

Verstande des Worts das Land durchzogen. Ich konnte mir keinen Plan bey meiner Wanderung machen, als den, zu sehen, zu hören und zu fühlen, mich den Eindrücken der Dinge durch die äussern Sinne zu überlassen, und dann zu sehen, was meine Seele für ein Resultat daraus ziehen würde. Dieses Bekenntniß giebt auch genau das Merkmal dieser Nachrichten an. Alles, was der Verf. in der Gesellschaft der hohen Standespersonen, auf deren Kosten er reisete, sah, hat er niedergeschrieben, nach seiner Rückkehr in die Briefform gebracht, einen Brief als Einleitung über das Reisen überhaupt vorgesetzt, und die Erzählung durch eine offenbar affektirte, spashafte Laune, die gar zu oft in platten und pedantischen Witz ausartet, zu beleben gesucht. Leser von seiner Denkungsart werden wahrscheinlich das Buch auch mit Vergnügen lesen, und im Vertrauen darauf versichert der Verf. am Ende der Vorrede zum zweyten Bande: Dieser zweyte Theil mag wohl oder übel aufgenommen werden, so wird ihm doch noch bald ein dritter folgen. *Tres faciunt collegium!*

Kg.

Die Schweiz; von Carl Marchese von Grosse. Ersten Bandes erster und zweyter Theil, 435 S. Zweyten Bandes erster und zweyter Theil, 399 Seiten. 8. Halle, 1791. in Hendels Verlage.

„Schon der Ueberblick dieses Werkes," heißt es im Vorbericht, „wird es lehren, was man von ihm zu erwarten habe: „nämlich eine eigne" (— soll doch wohl nicht heißen: eine von dem Verfasser im Lande selbst erworbene —?) „Uebersicht eines häufig besuchten Landes, vielleicht brauchbar „für den Gelehrten, nützlicher für den Reisenden, aber gewiß „am nützlichsten für den Menschen. Nur ihm habe ich besonders gearbeitet; für die erstern ist kaum mehr als beyläufig „gesorgt. Eine bis in ihre Nüancen verfolgte Darstellung der „Schweizerischen Anlagen und ihrer Bildung, die Zergliederung der Regierungsformen und Sitten, der daraus erwachsenden Verhältnisse des Ganzen und der Theile zu einander, „des wechselseitigen Einflusses der natürlichen Beschaffenheit „auf die Erziehung, der Kunst und der Cultur auf einen freyen

 „Men=

„Menschenhaufen; — das sind die Hauptgegenstände meines „Gemäldes. Wo ich selbst sehen konnte und sah (?) — da „habe ich mich einem offnen Untersuchungsgeist übergeben; „niemals schien mich ein Geist, geschaffen für die Empfindung „seines menschlichen Werthes, gewohnt, es zu fühlen, was „Freyheit ist, und was sie vermag, ganz verlassen zu wollen, „und die sanfte Schwärmerey eines weichen Herzens tauchte „die schönen Bilder des Verstandes in die helle Farbengluth, „welche die Empfänglichkeit für Einfalt der Sitten, und für „die erhabene Dürftigkeit in der Lebensweise, seinen Gemälden „anbietet.“ — Wenn Rec. nun auch, nach dem Willen des Autors, „das Zerstreute in diesem Buch am Ende desselben aufgespart hat,“ um über das Ganze zu urtheilen, und das Gemengsel dieser Compilation, in dieser Hinsicht, zu übersehen geneigt wäre; so kann er doch, bey aller Schonung der scheinbaren Bescheidenheit des Verf., womit er in der Folge dieses Vorberichts eingesteht, daß er mit fremden Federn geschmückt sey, nicht anders, als urtheilen: daß dieses Ganze — „vielleicht brauchbar dem Gelehrten, nützlicher dem Reisenden, „und am nützlichsten dem Menschen“ — doch wirklich eine sehr überflüßige Arbeit ist, und blos eine Autorspeculation zu seyn scheint. Kein Land ist von philosophischen Reisenden und glücklichen Darstellern mehr besucht und beschrieben worden, als die Schweiz in dem letzten Jahrzehend; in keinem Lande sind bessere inländische Länderbeschreiber aufgetreten, als eben hier, — von keinem haben wir vollständigere, alles erschöpfende Nachrichten aus allen Theilen der Wissenschaften, als über die Schweiz. — Welch Verdienst bleibt denn nun für den Ausländer, welcher diese Nachrichten excerpirt, epitomirt und compilirt? dessen Beschreibungen man es ansieht, daß er nicht selbst gesehen und beurtheilt habe? dessen Nachrichten durch das Bestreben, zu concentriren, voll Lücken sind, und aufs Gerathewohl zusammengetragen, zerstückelt und unzusammenhängend erscheinen? und der durch die Sucht, etwas Neues sagen zu wollen, manchmal in einen Galimathias von Worten geräth, wie man dieses schon aus seinen übrigen Schriftstellereyen kennt. Nur durch eine abermalige Ueberarbeitung oder vielmehr Umarbeitung könnten diese Mängel gehoben und ein zusammenhängendes Ganzes geliefert werden, das, wie der V. schon von diesem behauptet, den Reisenden als Handbuch brauchbar wäre. Und selbst dann würde es, bey dem Reichthum an bessern Reisehandbüchern, überflüßig seyn. Sprache und

und Vortrag sind freylich nicht durchaus in dem Werk selbst so verworren und halb- oder ganz unverständlich, als der Vorbericht, wovon wir den Anfang geliefert haben, und besonders als viele Stellen der Einleitung; aber, man erkennt doch auch hier den Verfasser der beyden erstern, wenn er mehr als Abschreiber seyn, und, „hin und wieder doch wenigstens etwas „Neues in die Resultate zu bringen suchen will.“ Der Plan des Werks, der aus diesem Gemengsel von Nachrichten herauszubringen ist, ist etwan dieser: daß der V. im ersten Bande über die natürliche Beschaffenheit des Landes, seine Produkte, Gegenden, Berge, Gletscher, Seen und Flüsse, Bewohner, Wissenschaften und Künste, Bevölkerung und Gewerbe handelt; und im zweyten Bande zu den Sitten und der Lebensart der Alpenbewohner, zur Geschichte der Regierungsform und Staatsverfassung der Schweiz überhaupt, und der einzelnen Kantone fortschreitet. Besonders ist diese letzte Behandlung mangelhaft und unvollständig, welches wahrscheinlich durch die angekündigte, und wie wir hören, schon erschienene Geschichte der Schweiz von dem Marquis von Grosse supplementirt worden ist. — Das vor uns liegende Werk ist (beyläufig gesagt) der schönen Cousine des Hrn. Marchese (dieses Mannes von so vielen Titeln) Julie Bella Marquise von Gnemener, zugeeignet; und wir können nicht läugnen, daß uns diese Dedication zu den Fanfaronaden eines Mannes zu gehören scheint, von welchem man aus seinem öffentlichen Geheimniß, den Memoiren des Marchese v. G., so wie aus andern authentischen Nachrichten, von seinem deutschen Privatleben schon weiß, wie man mit ihm daran ist, denn

> So schnell, als er, stieg noch kein dichtendes Genie
> Zum Hofrath, Envoyé, zum Domherrn und
> Marquis u. s. w.

(S. Götting. Musenalmanach von 1793. S. 194.)

Kleine Schweizerreise, von F. V. F. v. R. 1788. Heidelberg, bey Pfähler. 1790. 120 S. 8.

„Ganz muthlos, sagt der Verf. in der Vorrede, und mit zitternder Hand unterfange ich mich, von einem Land zu schreiben, von welchem wir schon in den bekanntesten Sprachen die

besten Reisebeschreibungen besitzen; nur allein der Zuspr[illegible] meiner Freunde unterstützet mein kühnes Beginnen, [illegible] flößet mir neuen Muth ein" u. s. w. Nach diesem [illegible] drungenen Geständniß, ist es dem Rec. eine [illegible] einen zitternden Autor, der sein Beginnen sogar, [illegible] nicht gar frevelhaft" nennt, aber doch dabey nichts [illegible] wünscht, als „so glücklich zu seyn, seiner werthesten [illegible] fall zu erzielen," noch mehr Sünden zu zeihen, als [illegible] redendes Gefühl ihm schon vorwirft. Und so mögen [illegible] seine Bogen mit in der fast unabsehlichen Reihe von [illegible] zerreisen stehen, wo schon so viel Mittelmäßiges und [illegible] tes mit unterläuft. Unser v. R. hat sich noch so [illegible] gefaßt, und das ist in unserer an langen Reisebesch[illegible] überbefruchteten Zeit doch wenigstens ein Verdienst! [illegible] uns also auf den Inhalt dieses Büchleins einzulassen, [illegible] wir nur, mit möglichster Schonung des Zartgefühls [illegible] gutmüthigen Autors, die freundschaftliche Erinnerung [illegible]: daß, wenn er bey seinem „festen Entschluß beharrt, [illegible] „andere dergleichen angenehme kleine Reisen in Zukunft zu „unternehmen," er sich doch mit Aufzeichnung seiner „Beob- tungen und Nachrichten in seiner Schreibtafel" begnügen, nicht durch abermalige Herausgabe derselben Sünde auf Sünde häufen, und sich nicht abermals eine späte Reue bereiten wolle!

N[illegible].

XIII. Gelehrtengeschichte.

Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, von D. Anton Friedrich Büsching, Königl. Preuß. Oberconsistorialrath u. s. w. Sechster Theil. Halle, bey Curts Wittwe. 1789. 1 Alph. 18 Bogen in gr. 8.

Bey uns hätte Hr. B. seiner Entschuldigung [illegible], daß er diesen Theil seiner Nachrichten von denkwürdigen Personen ganz mit seiner eigenen Lebensgeschichte angefüllt hat, weil

weil er sie während einer langen und schweren Krankheit schreiben mußte, die ihm nicht erlaubte, an einen andern Inhalt zu denken. Vielmehr sehen wir dadurch einen unserer [illegible]ten Wünsche realisirt, daß Männer von so gemeinnütziger Thätigkeit im Reiche der Wissenschaften ihre Fortschritte in denselben mit allem, was sie erklärt und richtig beurtheilen hilft, selbst beschrieben möchten. Von wenigen unter ihnen kann es zwar erwartet werden, ihre Biographie auch selbst dem Publikum mitzutheilen; wenn sie aber solches mit dem Grade von Freymüthigkeit zu thun im Stande sind, wie Hr. B., so ist es desto angenehmer. Das Vergnügen, mit welchem man diese Lebensbeschreibung liest, wird dadurch nicht wenig vermehrt, daß zugleich eine große Anzahl merkwürdiger Männer beynahe von jedem Stande, mit welchen Hr. B. Bekanntschaft oder Verbindungen unterhalten hat, charakterisirt wird. Wenn gleich manche Kleinigkeiten mit unterlaufen; so hängen sie entweder mit erheblichen Nachrichten zusammen; oder sind sonst in einer solchen Lebensgeschichte nicht ganz vermeidlich.

Einen Auszug aus dem Buche, das schon viele lehrreich unterhalten hat, kann niemand verlangen; aber bey einigen Stellen desselben wollen wir wenigstens stehen bleiben. Wie Hr. B. von seiner anfänglichen strengsten Abhängigkeit an seinen akademischen Lehrer Baumgarten abgekommen sey, erzählt er S. 74 fg. mit einer brauchbaren Erinnerung für Lehrer überhaupt. Seine Unpartheylichkeit im Unterrichte über die Unterscheidungslehren beyder protestantischen Gemeinen kann man S. 124 lesen. Die Abschilderung der Göttingischen Professoren, welche seine Zeitgenossen waren, S. 249 fg. ist zwar bey keinem vollständig; manche derselben sind auch nur berührt; aber die einzelnen Züge sind nach der Kenntniß, die Rec. von ihnen hat, recht wohl getroffen. Vorzüglich lesenswerth ist dasjenige, was der Verf. S. 287 fg. über die Entstehung, Herausgabe, Verketzerung und andere Folgen seiner Theologiae biblicae et problematicae zu Göttingen erzählt. Rec. las diese im J. 1757 zu Lemgo gedruckte Schrift, die aus Hrn. B. Inauguraldissertation erwachsen war, bald nach ihrer Erscheinung; ihre Grundsätze, ihre Anlage, viele Beyspiele in derselben wurden ihm nützlich. Aber es entgieng ihm doch nicht, daß weder die Ausführung des Verf., noch die Bekanntmachung für die damalige Zeit reif genug waren;

selbst der Ausdruck war etwas vernachlässigt. Die verdienstvolle und eben so uneigennützige Geschäftigkeit des Verf. zu St. Petersburg darf insonderheit nicht vergessen werden; sie ist zu Berlin noch glücklicher fortgesetzt worden. Auch seinen Charakter hat er S. 605 fg. entworfen; wovon wir nur die letzten Worte anführen: „So arbeitsam, daß die Arbeit mit zu meiner Lebensbedürfniß gehöret, und daß der Trieb zu derselben größer, als zu irgend einem sinnlichen Vergnügen ist." Ein Gedanke hat sich uns übrigens beym Lesen dieser Lebensbeschreibung häufiger und stärker, als andere, aufgedrungen: wie vortheilhaft es für einen Kopf, der so viel möglich immer seinen eigenen Weg nehmen will, sey, kein bloßer Stubengelehrter zu bleiben.

Z.

Denkmal auf Herrn Hs. Rudolf Schinz, gewesenen Pfarrer zu Uetikon. Der naturforschenden Gesellschaft vorgelesen von J. C. Nüscheler. Nebst einigen Zusätzen. Zürich und Leipzig, bey Ziegler und Söhne. 1791. 176 Seiten.

Hs. (Hans) Rudolf Schinz wurde 1745 (wo?) gebohren. Früh entwickelten sich seine Talente, besonders sein Patriotismus, seine Neigung zum Landleben und zur Betrachtung der Natur. Sein Vater, der Amtmann in Embrach war, starb schon 1762, und sein Sohn übernahm, sobald er seine Collegia vollendet hatte, fast die Besorgung der Hälfte des Amts. Er widmete sich nun mit dem größten Eifer der Landwirthschaft, und führte manche in seiner Gegend noch unbenutzte Verbesserung ein. Bücherlesen war nicht seine Sache, desto stärker war sein Trieb zu Reisen, und sich durch dieselben Erfahrungen, Kenntnisse und Ideen zu sammeln. Er machte diese Reisen meistens zu Fuße, und desto lehrreicher wurden sie ihm, da er mit jedermann umzugehen wußte, in der Kunst zu fragen ein Meister war, und das Zweckmäßige auch aus dem gemeinsten Menschen herauszuschöpfen wußte. Von 1770 an hielt er sich einige Zeit in Luggarus auf. Die Beyträge zur nähern Kenntniß der Schweiz, die er in den letzten Jahren seines Lebens herausgegeben hat, sind eine Frucht seiner Nachforschungen und Untersuchungen in diesen Gegenden. 1774 kehrte er in

in sein Vaterland Zürich zurück. Er war ein vertrauter Freund Bodmers, und setzte ihm in den monatlichen Nachrichten von Zürich ein Denkmal. 1775 verheurathete er sich, und lebte bey einer äusserst mäßigen Einnahme zufrieden und glücklich. 1778 ward er Pfarrer zu Uetikon. Seine Lehre war einfach, natürlich, ungezwungen, wie er selbst. Er starb den 12. Jan. 1790. In der letzten Zeit seines Lebens wurden alle seine Sinne überaus fein; er verstand den leisesten Laut, fand auch schwache Speisen stark, und roch die mindesten Gerüche. Schinz war einer der größten und thätigsten Menschen- und Jugendfreunde, ein unermüdeter Beförderer des Guten, einer der wärmsten Freunde seines Vaterlandes, ein treuer Hirte seiner Gemeinde, einer der besten Haushälter und Kenner der Landwirthschaft und der Schweiz, sowohl in ihren geographischen und physischen, als politischen Verhältnissen, und in dem Wenigen, was er herausgab, ein sich auszeichnender Schriftsteller. Das Archiv der ascetischen Gesellschaft enthält wichtige Aufsätze und Recensionen von ihm. Um seinem Vaterland über dessen Verhältnisse, Begegnisse, Sitten viel Gutes sagen zu können, machte er 1782 den Versuch, ein Jahr lang die monatlichen Nachrichten über die neuesten Vorfälle und Abänderungen in der Schweiz zu schreiben. — Hr. N. führt mehrere kleine Anekdoten und Züge an, die dem Charakter des sel. Schinz die größte Ehre machen. Auch werden einige interessante Briefe von ihm mitgetheilt. Der Anhang enthält einen Auszug aus dem Tagebuche des Verstorbenen, das er auf einer um das Jahr 1773 durch die Schweiz, Frankreich und Italien gethanen Reise führte. Interessant ist die Beschreibung der gottesdienstlichen Zusammenkünfte der damaligen Protestanten zu Nismes, und die Nachricht von dem jetzt so berühmten Rabaut de St. Etienne. Der Ort der Versammlung war ein enges Thal, auf der einen Seite ein Weinberg, der sich nach und nach erhob, auf der andern ein wildes Felsengebirg, an dem die Steine ganz locker und zum Theil schon haufenweis herunter gefallen waren. Auf diesem stand, wie auf einem Amphitheater, die Versammlung zusammengedrängt, oder saß auf Bänken aus über einander gelegten Felsstücken. Die Kanzel, die jedesmal aufgestellt und wieder zusammengelegt wird, stand unten am Fuße des Berges, und der Prediger richtete seine Stimme nach der Höhe. „Herr Paul Rabaut de St. Etienne (erzählt der sel. Schinz), der erste Pfarrer und Vorsteher aller Gemeinden in Languedoc,

predigte mit ausserordentlichem Eifer, mit männlicher Einfa-
samkeit und geschickter Behandlung des gewählten Textes. Ob
ich schon am äussersten Ende stand, und zwischen mir und dem
Predigtstuhl vielleicht einige tausend Seelen sich befanden, so
verstand ich doch alles bis auf das leiseste Wort. Hierauf
wurde das Abendmahl ausgetheilt, welches mit bewunderns-
würdiger Ordnung und ohne Geräusch geschah. Zuletzt endigte
sich der Gottesdienst mit einem allgemeinen Gesang, und die
Gemeine gieng auseinander. Ich machte Hrn. Rabaut einen
Besuch. Er ist ein Mann von den sonderbarsten Naturgaben,
ohne die geringsten Studien, und von sehr mittelmäßigem
Herkommen und Auferziehung. In den letzten Verfolgungen
der Hugenotten widmete er sich aus purem Religionstrieb dem
Predigtamt, und übte es seit mehr als 30 Jahren mit solchem
Nachdruck, Erbauung, Ruhm und Klugheit aus, daß alle an-
dere Gemeinden sich seines Raths in wichtigen Angelegenheiten
erholen, ihn wie einen Bischof oder Vorsteher erkennen, und
seinem Ansehn gehorchen. Im Anfang seines Amts war er
ein Gegenstand der katholischen Verfolgung; man setzte sogar
einen Preis auf seinen Kopf; nachher aber hat er durch seine
große Klugheit sich auch bey den Katholiken in einen solchen
Credit zu setzen gewußt, daß er nicht nur frey und öffentlich
unter ihnen wandelt, sondern in ihren eigenen Angelegenheiten
zum Rathgeber gebraucht, und in wichtigen Fällen zum Schieds-
richter ernannt wird. Sein Aeusseres ist sanft, einnehmend
und voll Würde. Tiefe Klugheit, schnelle Beurtheilungskraft
und ächte Frömmigkeit sind auf seinem Gesichte ausgedrückt,
und verbreiten sich über alle seine Handlungen. Ich wollte
ihm meine Atteſtate vorweisen, er gestand aber, daß er niemals
studirt, daher auch weder Latein, noch eine andere als seine
Muttersprache verstehe." — Schinz hält Dauphiné für
diejenige Provinz Frankreichs, in der man am meisten Tu-
gend, Bescheidenheit und edle Seelen antreffe. — In Flo-
renz sprach er den berühmten Fontana über den Zustand der
Wissenschaften in Italien. F. gestand, daß sie jetzt in Verfall
wären, daß die Liebe zu den Wissenschaften immer mehr ver-
schwinde, und daß überhaupt nur wenige studirten. Er rühmte
die Deutschen und Schweizer, die sich jetzt auf dem Gipfel
ihres goldnen Alters befänden, wiewohl auch in diesen Ländern
zu befürchten sey, daß der überhandnehmende Luxus Weichlich-
keit und Unwissenheit herbeyführe. S. 168 finden wir ein
schönes, nachahmungswürdiges Beyspiel von edler Freymüthig-

keit

keit und unerschrockener Vertheidigung eigener Ueberzeugungen gegen hohe und vornehme Personen, vor denen die meisten deutschen Gelehrten immer noch mit einer knechtischen Unterwürfigkeit sich beugen und verstummen. Schinz fand in Florenz bey der berühmten Improvisatrice Morelli (oder Corilla) den Marchese Ginori, den Prinzen Gonzaga u. s. w. Dieser letztere, der die Schweiz nur aus einigen komischen Anekdoten die man von einigen der dunkelsten Gegenden derselben erzählt, zu kennen schien, wollte darüber spotten, und verweilte besonders bey dem noch herrschenden Aberglauben. „Der Ton, womit er sprach (sagt der brave Schinz), that mir wehe. Ich behielt daher im Verfolg des Gesprächs beständig ihn im Auge, redete wider die Mißbräuche des Adels, der das Land aussauge, sich Herr seiner Brüder glaube, und doch selbst Sclave größrer Herren sey. Das freye Denken, sagte ich, lassen wir uns durch die Mehrheit der Stimmen auf den Concilien nicht absprechen. Gold und Edelsteine haben wir nicht nöthig, uns einen Werth zu geben, der Mensch muß ihn in sich selbst haben. Schauspiele bedürfen wir nicht, wir wenden unsre Zeit auf das wahre Schauspiel des Lebens u. dgl. Ich redete in einem entschlossenen Tone. Der Prinz ward freundlicher; Morelli gab mir Beyfall, und schien entzückt über so schöne Gesetze und eine so solide Denkungsart, als man an den Schweizern wahrnehme. Ginori und der berühmte Tonkünstler Nardini setzten sich näher zu mir, und ich konnte auf alle ihre Fragen nicht genug antworten, so daß die Unterredung hätte angenehm werden müssen, wenn es nicht Zeit gewesen wäre, sie zu enden rc.

Nw.

Das gelehrte England; oder Lexicon der jetztlebenden Schriftsteller in Großbritannien, Irland und Nordamerika; nebst einem Verzeichniß ihrer Schriften. Vom Jahr 1770 bis 1790. Von Jeremias David Reuß, Professor zu Göttingen. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1790. XIV und 459 Seiten in gr. 8.

Schon der Titel dieses Buchs läßt die Einrichtung und Form desselben errathen; und es war allerdings ein sehr guter Gedanke, nach dem Muster des von dem sel. Hamberger

angefangenen, und vom Hrn. Hofrath Meusel bisher mit unermüdetem Fleiße fortgesetzten Gelehrten Deutschlandes auch die gegenwärtige Literatur und Schriftstellerkunde der Ausländer durch bibliographische Nachweisungen bekannter zu machen. Es ließ sich in dieser Rücksicht freylich wohl wünschen und erwarten, daß ausländische Literatoren selbst diese Arbeit übernommen hätten. Man weiß aber längst, daß in dieser Gattung litterarischer Bemühungen und Hülfsmittel der deutsche Fleiß dem ausländischen vorzueilen und vorzuarbeiten gewohnt ist; und das ist nun hier auch in Ansehung englischer jetztlebender Schriftsteller und ihrer Werke der Fall geworden. Nicht, als ob die Engländer selbst dieses Bedürfniß nicht schon empfunden, und demselben abzuhelfen versucht hätten. Aber diese Versuche waren bisher sehr unzureichend und unvollständig, und kommen in der That, mit der gegenwärtigen Arbeit eines Deutschen verglichen, kaum in einige Betrachtung. Das einzige Buch, welches zu diesem Zwecke besonders bestimmt war, aber von der Erreichung desselben noch weit zurückblieb, war der zu London im J. 1788 erschienene Catalogue of five hundred celebrated Authors of Great-Britain, now living. Diese Compilation, von welcher unser V. mit Recht sagt, daß sie einem Kirchen- und Ketzeralmanache ähnlicher sey, als daß es einen Literator nur einigermaßen in seinen Untersuchungen befriedigen könnte, hat nun wenigstens das zufällige Verdienst, den würdigen deutschen Gelehrten, der die hier anzuzeigende Arbeit unternahm, auf die erste Idee derselben geleitet zu haben. Viel Gebrauch aber ließ sich davon gewiß nicht machen. Denn es scheint, der Verfasser oder die Verfasser jenes Buchs stellten aus der großen Masse von Großbritannischen Schriftstellern nur blos diejenigen heraus, über welche sie ein richterliches Lob oder Tadel aussprechen wollten. Ein besseres, aber doch immer noch sehr unzulängliches Hülfsmittel gewährte das von Ayscough über die ersten siebenzig Bände des Monthly Review verfertigte allgemeine Register; denn es enthält, nach seiner Absicht, nur diejenigen Schriften, welche in diesem Journale recensirt wurden. Gleichwohl dürfte von keiner andern Nation ein Handbuch ihrer neuesten Literatur so sehr unter uns gewünscht werden, als von der englischen; da ihre Schriften in Deutschland so begierig aufgenommen, übersetzt und gelesen werden.

Wohl kein deutscher Gelehrter befand sich, um diesen Wunsch gehörig zu befriedigen, in einer günstigern und vortheil-

haftern

bessern Lage, als der Herausgeber dieses gelehrten Englands. Ihm gewährte die so reichlich, vornehmlich mit englischen Geisteswerken ausgestattete und seiner Aufsicht anvertrauete Universitätsbibliothek zu Göttingen, nicht blos die Titelangaben, sondern die unmittelbare Ansicht fast aller hier aufgeführten Bücher. Seinem bibliothekarischen Fleiße war die hier erforderliche Genauigkeit, Sorgfalt und Vollständigkeit schon ganz geläufig. Und wie sehr er denselben mit diesen Eigenschaften auf die ganze gegenwärtige Arbeit angewandt habe, davon findet man in derselben überall Beweise.

Der V. schränkte sich dabey, wie auch der Titel angiebt, nur auf die [illegible] letzten [illegible] ein. Nur die Schriften derer Verfasser, die in diesem Zeitraume geschrieben haben, und noch am Leben sind, wurden hier aufgenommen, und unter den Namen ihrer Verfasser zusammengeordnet. Die Schriftsteller, die in diesem Zeitraume gestorben sind, werden nur kurz angeführt, mit Bemerkung des Jahrs ihrer Geburt und ihres Todes, wenn diese bekannt waren, und des Amts, welches sie bekleideten. Zugleich hat der Vrf. die deutschen Uebersetzungen der angeführten englischen Bücher sorgfältig angemerkt, aber keine aufgenommen, welche in ausländischen Sprachen verfertigt sind. Ferner hat er die Preise der Bücher beygefügt; sowohl, um Liebhabern der englischen Literatur den Weg zur Anschaffung derselben zu erleichtern, als auch, um unsre deutschen Buchhändler aufzumuntern, englische Bücher in ihre Buchladen aufzunehmen, und dadurch die Lectüre derselben bey uns mehr auszubreiten.

Absolute Vollständigkeit ist freylich bey Unternehmungen dieser Art beynahe unmöglich. Auch können sich hie und da leicht kleine Irrthümer eingeschlichen haben, welche aber nur durch oftmals wiederholte Durchsicht und durch anhaltenden mehrjährigen Fleiß verbessert werden können. Dies gilt auch von der Aufnahme mancher Schriftsteller, die wohl nicht mehr unter die jetztlebenden gehören, und deren einige vielleicht während des Abdrucks dieses Handbuchs verstorben sind. Denn die erste Hälfte von A bis L kam schon in vorjähriger Ostermesse heraus, und die zweyte von M bis Z wurde in der Michaelismesse nachgeliefert. Zu dieser letztern hat der Hr. Hofrath Georg Forster zu Mainz eine besondre Vorrede in englischer Sprache verfertigt, die sich auf den Zweck und die Brauchbarkeit dieser ganzen Unternehmung bezieht, und die Empfeh-

Empfehlung desselben für Engländer vornehmlich zur Absicht hat. Denn es steht zu hoffen, daß man in England dieses so schätzbare bibliographische Handbuch desto dankbarer aufnehmen und benutzen werde, da es nicht nur, wie gesagt, alles bisher in England selbst von der Art Gelieferte gar sehr übertrifft, sondern auch so eingerichtet ist, daß es zu diesem Behufe keiner weitern neuern Bearbeitung oder Umkleidung bedarf. Denn auch ein englischer Titel ist beygefügt, und dem deutschen gegenüber gedruckt worden.

Er.

Christophori Saxii Onomasticon literarium; sive Nomenclator historico-criticus — — Pars septima et ultima; cum Indice omnibus Partibus communi. Traiecti ad Rhenum. 1790. XVIII und 448 Seiten in gr. 8.

Sowohl dem Verf. als der Litteratur wird ein Jeder, der mit dieser verdienstvollen und mühsamen Arbeit bekannt ist, zu ihrer Vollendung Glück wünschen, und dem Verf. gern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihn nur nach seinem Plan und Hauptzweck zu beurtheilen, den er in den Vorreden des ersten und dritten Bandes zur Gnüge dargelegt hat. Auch hat man bey der Anzeige der bisherigen sechs Bände in unsrer Bibliothek den vielfachen Werth dieses Werks nicht verkannt, obgleich einige Erinnerungen, besonders bey der Anzeige des fünften Bandes, (A. d. Bibl. B. LXXIX. 2. S. 522 ff.) gemacht wurden, die der Verf. indeß sehr übel empfunden hat. Denn fast die ganze, ziemlich weitläuftige und geharnischte Vorrede ist gegen diese Recension und die ganz kurze Anzeige des vierten Theils (B. LVI. 1. S. 255.) gerichtet; und was dawider gesagt, oft ziemlich bitter und nachdrücklich gesagt ist, wird mit folgenden Worten eingeleitet: Sed obtrectatorum Pari, quod in *Ephemeridibus Berolinensibus* post siparium, literis *Lk.* et *Ub.* notatum, latuit, me non satisfecisse doleo, quorum censuris nihil reponerem, nisi harum genitores vulgares seculi opiniones adoptassent, iisdemque supparasitati essent. Mit unter kommen noch härtere Aeusserungen, oft in etwas scioppischem Tone, vor. Der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige hat an keiner der vorigen Recensionen in dieser Bibliothek

von

an dem Onomasticon Antheil, und läßt sich daher auch lieber nicht darauf ein, weder den darin vorgebrachten Tadel zu rechtfertigen, noch die von Hrn. S. dawider gegebene Beantwortungen und ihre Statthaftigkeit zu untersuchen. Im Ganzen aber scheint ihm doch jener Tadel nicht von der Art zu seyn, daß er so viel Empfindlichkeit hätte reizen sollen, oder daß es dabey hätte darauf abgesehen seyn können, das von allen Literatoren anerkannte Verdienst des Onomastikon herabzuwürdigen.

Uebrigens erklärt der Verf. in der Vorrede, was man beym Gebrauche dieses Werks bald selbst wird bemerkt haben, daß er darin vorzüglich eigentlichen **Gelehrten**, und besonders den Philologen, die Aufnahme verstattet habe. In Ansehung der Gelehrten des jetzigen Jahrhunderts hat er sich noch mehr auf diese Klasse berühmter Männer eingeschränkt. Quantumvis ego sciam, sagt er unter andern, leviculis quibusdam bonarum literarum patronis non admodum placere hoc, nonnullos sui gregis non laudibus in coelum extolli, alios silentio praeteriri; tamen, si aequo velint animo iudicare, facile, credo, sentient, in communi velut theatri cavea, uti olim apud Romanos, non omnes vel in orchestra, vel in quatuordecim sedere posse. Alius naturae et necessitatis res foret, si in singulari cuiusque arte omnium, et classicorum, et proletariorum civium nomina censeri doctrinae conformatio imperaret. Im gegenwärtigen letzten Bande geht die Jahrsfolge von 1740 bis 1774. Da der Verf. sich blos auf schon verstorbene Gelehrte unsers Zeitalters einschränkte, so ist es ihm auch hier begegnet, daß er manche noch lebende unter die Todten gezählt hat; z. B. **Macpherson**, **Webb**, **Abrah. Kall**, **Durens** und den Ritter **Hamilton**. Zu den drey letzten Bänden sind einige Zusätze und Berichtigungen beygefügt; und das allgemeine Register über alle sieben Bände giebt dem ganzen Werke desto mehr Brauchbarkeit, je mehr sonst das Nachschlagen desselben durch die chronologische Einrichtung erschwert wurde, welche sich nicht auf die Geburts- oder Sterbejahre der Schriftsteller bezieht, sondern auf die Jahre, worin sie durch Schriften bekannt zu werden anfiengen.

M. S.

Den

Empfehlung desselben für Engländer vornehmlich zur Absicht hat. Denn es steht zu hoffen, daß man in England dieses so schätzbare bibliographische Handbuch desto dankbarer aufnehmen und benutzen werde, da es nicht nur, wie gesagt, alles bisher in England selbst von der Art Gelieferte gar sehr übertrifft, sondern auch so eingerichtet ist, daß es zu diesem Behufe keiner weitern neuern Bearbeitung oder Umkleidung bedarf. Denn auch ein englischer Titel ist beygefügt, und dem deutschen gegenüber gedruckt worden.

Ct.

Christophori Saxii Onomasticon literarium; sive Nomenclator historico-criticus — — Pars septima et ultima; cum Indice omnibus Partibus communi. Traiecti ad Rhenum, 1790. XVIII und 448 Seiten in gr. 8.

Sowohl dem Verf. als der Litteratur wird ein Jeder, der mit dieser verdienstvollen und mühsamen Arbeit bekannt ist, zu ihrer Vollendung Glück wünschen, und dem Verf. gern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihn nur nach seinem Plan und Hauptzweck zu beurtheilen, den er in den Vorreden des ersten und dritten Bandes zur Gnüge dargelegt hat. Auch hat man bey der Anzeige der bisherigen sechs Bände in unsrer Bibliothek den vielfachen Werth dieses Werks nicht verkannt, obgleich einige Erinnerungen, besonders bey der Anzeige des fünften Bandes, (A. d. Bibl. B. LXXIX. 2. S. 522 ff.) gemacht worden, die der Verf. indeß sehr übel empfunden hat. Denn fast die ganze, ziemlich weitläuftige und geharnischte Vorrede ist gegen diese Recension und die ganz kurze Anzeige des vierten Theils (B. LVI. 1. S. 255.) gerichtet; und was dawider gesagt, oft ziemlich bitter und nachdrücklich gesagt ist, wird mit folgenden Worten eingeleitet: Sed obtrectatorum Pari, quod in *Ephemeridibus Berolinensibus* post Siparium, literis *Lk.* et *Ub.* notatum, latuit, me non satisfecisse doleo, quorum censuris nihil reponerem, nisi harum genitores vulgares seculi opiniones adoptassent, iisdemque suppatasitati essent. Mit unter kommen noch härtere Aeusserungen, oft in etwas scioppischem Tone, vor. Der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige hat an keiner der vorigen Recensionen in dieser Bibliothek

von

von dem Onomastikon Antheil, und läßt sich daher auch lieber nicht darauf ein, weder den darin vorgebrachten Tadel zu rechtfertigen, noch die von Hrn. S. dawider gegebene Beantwortungen und ihre Statthaftigkeit zu untersuchen. Im Ganzen aber scheint ihm doch jener Tadel nicht von der Art zu seyn, daß er so viel Empfindlichkeit hätte reizen sollen, oder daß es dabey hätte darauf abgesehen seyn können, das von allen Literatoren anerkannte Verdienst des Onomastikon herabzuwürdigen.

Uebrigens erklärt der Verf. in der Vorrede, was man beym Gebrauche dieses Werks bald selbst wird bemerkt haben, daß er darin vorzüglich eigentlichen Gelehrten, und besonders den Philologen, die Aufnahme verstattet habe. In Ansehung der Gelehrten des jetzigen Jahrhunderts hat er sich noch mehr auf diese Klasse berühmter Männer eingeschränkt. Quantumvis ego sciam, sagt er unter andern, leviculis quibusdam bonarum literarum patronis non admodum placere hoc, nonnullos sui gregis non laudibus in coelum extolli, alios silentio praeteriri; tamen, si aequo velint animo iudicare, facile, credo, sentient, in communi velut theatri cavea, uti olim apud Romanos, non omnes vel in orchestra, vel in quatuordecim sedere posse. Alius naturae et necessitatis res foret, si in singulari cuiusque arte omnium, et classicorum, et proletariorum civium nomina censeri doctrinae conformatio imperaret. Im gegenwärtigen letzten Bande geht die Jahrsfolge von 1740 bis 1774. Da der Verf. sich blos auf schon verstorbene Gelehrte unsers Zeitalters einschränkte, so ist es ihm auch hier begegnet, daß er manche noch lebende unter die Todten gezählt hat; z. B. Macpherson, Webb, Abrah. Kall, Durens und den Ritter Hamilton. Zu den drey letzten Bänden sind einige Zusätze und Berichtigungen beygefügt; und das allgemeine Register über alle sieben Bände giebt dem ganzen Werke desto mehr Brauchbarkeit, je mehr sonst das Nachschlagen desselben durch die chronologische Einrichtung erschwert wurde, welche sich nicht auf die Geburts- oder Sterbejahre der Schriftsteller bezieht, sondern auf die Jahre, worin sie durch Schriften bekannt zu werden anfiengen.

Dm.

M. S.

M. G. W. Panzers — Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luthers, vom Jahr 1517 an bis 1581. Zweyte, mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. Nürnberg, bey Bauer und Mann. 1791. 568 Seiten, gr. 8.

In dem Vorberichte gesteht der Verf. selbst, daß, den umgedruckten Titelbogen ausgenommen, der ganze Entwurf so geblieben ist, wie die, auch in unsrer A. d. Bibl. B. 61. S. 502 u. f. mit verdienten Beyfall angezeigte erste Ausgabe von 1783, solchen enthält. Das Bedürfniß, die noch übrigen Exemplare aufs neue in Umlauf zu bringen, scheint den Verleger zu diesem freylich leidigen Hülfsmittel bewogen zu haben. Auffallend aber wär es in der That doch, wenn unter den zahlreichen Mitgliedern desjenigen Standes, dem diese Bibelübersetzung tagtäglich durch die Hände geht, so äusserst wenige die Gelegenheit benutzt hätten, von der Geschichte ihres Handbuchs, aus der Feder eines sachkundigen Mannes, und um sehr erträglichen Preis sich unterrichten zu lassen! Dem sey indeß, wie ihm wolle, diese sogenannte zweyte Ausgabe ist von dem Verf. nicht ganz unausgestattet in die Welt geschickt worden, sondern enthält für die Käufer der neuen in fortlaufender Seitenzahl, und für die Besitzer der alten, unter dem Titel:

Zusätze zu dem Entwurf einer vollständigen Geschichte u. s. w. Nürnberg. 1791. gr. 8.

auf 36 Seiten diejenigen Notizen, Berichtigungen u. s. w., die der Fleiß des Verf. seinem Werke seit 1783 zu verschaffen unermüdet gewesen. Zwar findet Rec. eben keinen Zusatz von hervorragender Wichtigkeit; ausser der höchstseltenen Ausgabe des neuen Testaments von 1527 oder 28; der Druckort ist noch ungewiß, und das Format, vermuthlich groß Octav, anzugeben vergessen. Sie ist übrigens die erste von Luthern mit seiner Uebersetzung angestellte Hauptrevision, deren Existenz Hr. P. und andere bisher nur geahndet hatten. Allein, selbst dieser Mangel an neuen Entdeckungen, weit entfernt, dem V. nachtheilig zu seyn, gereicht vielmehr ihm zur Ehre, und beweis-

beweiset, daß er nicht unter die Klasse der vielen Scribler gehört habe, die, nach Zusammenraffung einiger dürftigen Materialien, sogleich sich berechtiget glauben, das magre Gerippe dem Publiko vorstellen zu dürfen. Daß wohl kein Besitzer der ersten Ausgabe diese Zusätze ungekauft und unbenutzt lassen werde, versteht sich von selbst. — Rec. schließt mit dem Wunsche, daß dem würdigen Verf. nunmehr hinlänglich Muße vergönnt sey, sich mit Bearbeitung der Maittairischen Annalen unausgesetzt beschäftigen zu können: ein Unternehmen, das, mit nicht genug zu empfehlender Präcision, Vorsichtigkeit und Geduld ausgeführt, ihn zu dem wärmsten Dank aller Liebhaber dieses Theiles der Literatur, und in wie viel andre Fächer greift solcher nicht! auch für künftige Jahrhunderte berechtigen wird.

Rd.

Iacobi Bruckeri Institutiones historiae philosophicae, usui academicae iuventutis adornatae, denuo perlustravit, et ad nostra tempora continuavit *Fried. Gottl. Born.* Editio tertia. Leipzig, bey Breitkopf. 1790. 892 S. gr. 8.

Wie es mit der Durchsicht beschaffen seyn mag, können wir nicht beurtheilen, da wir die vorhergehende Ausgabe nicht zur Hand haben. Die Zusätze und Fortsetzung bis auf unsre Zeiten betragen nur 7 Seiten, und schränken sich auf Skeptiker, Theosophen, Eklektiker, und darunter Kant, Naturforscher und Moralisten ein; Helvetius, Montesquieu, Shaftesbury, la Mettrie, den Verfasser des Systeme de la nature, nebst mehrern andern finden wir nicht erwähnt. Da die Philosophie seit Brucker, und dem Zeitpunkte, wo er seine Geschichte beschließt, mehrere erhebliche Fortschritte gemacht hat: so hätte allerdings das Verdienst dieses Zeitraums sorgfältigere Erörterung gefordert. Was der Verf. beybringt, ist überdem wenig befriedigend, und bleibt bey weniger allgemeinen stehen. So wird von Hume nicht erwähnt, daß er alle Erkenntniß blos subjektiv macht, und auch darin Vorläufer der Kantischen Philosophie ist; die Hauptsumme seiner sehr subtilen Gründe wird gar nicht angegeben. Unter den Theosophen wird Swedenborg mit Recht am ausführlichsten beschrieben; aber

von seinen möglichen Wirkungen gewisser [illegible] Dinge, die doch so viel Aufsehen gemacht haben, nicht erwähnt. Auch ist die Hauptform seines Systems, daß nämlich die gesammte Geisterwelt der Gestalt eines menschlichen Körpers gleicht, und einige Geister die Nase, andre die Ohren, andre die Eingeweide vorstellen, nicht vorgezeichnet, noch angemerkt, daß dies alles von den Cabbalisten entlehnt ist.

Von der neuern dogmatischen Philosophie wird bemerkt, man habe sich blos willkührlicher Begriffe bedient, und durch die hieraus gesponnenen Luftgewebe die vernünftigern veranlaßt, alles Apodiktische zu verwerfen, und blos auf Erfahrungen zu bauen. Allein, man hat doch immer sich Mühe gegeben, durch den Sprachgebrauch seine Erklärungen zu rechtfertigen, also Erfahrung zu Rathe zu ziehen; denn was ist der Sprachgebrauch anders, als eine Sammlung von Begriffen, die der Menschenverstand nach Erfahrungen größtentheils bildet? Vom Kantischen Systeme wird der Hauptcharakter nicht angeführt, daß alle unsere Erkenntniß blos subjektiv ist, woraus alles übrige von selbst folgt; auch werden in der Darstellung von dessen Form die reinen Vernunftbegriffe gänzlich übergangen. Ob des Verf. Vorhersagung, daß zuverläßig von nun an die ganze Philosophie eine andere Gestalt annehmen werde, sich bewähren wird, muß die Zeit lehren; wir wenigstens hätten mit solcher Zuversicht nicht geweissagt. Noch ist die Frage durch Mehrheit oder Gewicht der Stimmen lange nicht entschieden, ob nicht das System in der Behauptung einer gänzlichen Subjektivität unsrer Erkenntniß zu weit geht, und mehr behauptet, als seine Beweise erlauben. Die neuern Moralisten werden blos genannt, ohne weder von ihrem Leben, noch von ihren Verdiensten, einige Erwähnung zu thun.

Zb.

Versuch einer Litteratur der Sächsischen Geschichte und Staatskunde, von B. G. Weinart. Zweyter Theil. Dresden und Leipzig, bey Richter. 1791. 43 Bogen in 8.

Nachdem der Verf. im ersten, von uns bereits angezeigten Theil die Litteratur der Chorographie und Topographie von Sachsen abgehandelt hat, liefert er nun im vorliegenden

zweyten Theil die Litteratur der Sächsischen Geschichte in zweckmäßiger Ordnung. Wer mit den vielfachen Schwierigkeiten der Arbeit bekannt ist, wird es kaum begreifen, wie ein Mann, der vom Mittelpunkt der sächsischen Litteratur so entfernt lebt, und sogar, auf seine freundschaftlichen Aufforderungen, von keinem einzigen Gelehrten mit Beyträgen unterstützt wurde, das leisten konnte, was er hier wirklich geleistet hat. Es würde unter diesen Umständen höchst unbillig seyn, dem sehr fleißigen und geschickten Verf. irgend eine Unvollständigkeit vorhalten zu wollen. Und doch haben wir bey der Durchsicht kein einziges Hauptwerk und fast keine einzige kleine Schrift von Wichtigkeit vermißt; eher möchte man sich über die zu große Vollständigkeit beklagen. Das Ganze ist in drey Abschnitte getheilt: I. Schriftsteller der sächsischen Geschichte überhaupt. II. Schriftsteller der sächsischen Geschichte insbesondere, nach der Regentenfolge. Es hat uns leid gethan, auch hier noch einen Heinrich den Vogler anzutreffen; und wie Wittekind mit in die Reihe der sächsischen Könige und Kaiser komme, sehen wir vollends gar nicht ein. III. Litteratur des sächsischen Adels und dessen Gerechtsamen. Auch hier läßt der Verf. seinen Vorgänger Kreysig weit hinter sich. Die litterarischen Nachrichten bey wichtigen Werken sind sehr brauchbar, und die beygefügten Urtheile zum Theil sehr treffend, zum Theil aber zu gefällig, oder doch nicht freymüthig genug; aber freylich, wer tadelt gern noch lebende Schriftsteller mit seines Namens Unterschrift? Beklagen muß es der Freund der historischen Litteratur, daß Hr. Weinart, der Vorrede zufolge, durch die Verlagshandlung veranlaßt worden ist, das Werk mit dem gegenwärtigen Theile zu schließen. Freylich finden Romane, Comödien und die ihnen ähnlichen historischen Taschenkalender mehr Abgang und Beyfall, als litterarische Werke. Indessen hat der Verf. noch Muth genug, zu versprechen, die Litteratur des sächsischen Staatsrechts, des Cameralwesens und der Oekonomie als besondere Werke herauszugeben. Wir wünschen, daß er zur baldigen Erfüllung dieses Versprechens auf alle Art ermuntert und unterstützt werden möge.

XIV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Paul Friedrich Achat Nitsch, Pfarrers zu [illegible] und [illegible], kurzer Entwurf der griechischen Alterthümer nach den Zeitaltern bearbeitet. Altenburg, bey Richter. 1791. 325 S. 8.

Der Verf. dieser kleinen Schrift, welcher sich durch seine Beschreibung des Zustandes der Römer auf eine rühmliche Art bekannt gemacht hat, bemerkte in der Vorrede ganz richtig, daß die verhältnißmäßig geringe Kenntniß des griechischen Alterthums und der Schriftsteller dieser Nation ganz hauptsächlich von dem Mangel an brauchbaren Werken herrühre, aus denen man sich die hierzu nöthigen Hülfskenntnisse verschaffen könne. Denn die Brauchbarkeit dieser Werke beruht nicht darauf, daß man in ihnen alles und jedes finde; sondern in einer zweckmäßigen Auswahl des Wissenswürdigsten und dessen, was hinreicht, uns einen anschaulichen Begriff von dem Zustande des Volkes zu geben, dessen Schriften wir lesen sollen. Diese vorläufige Kenntniß erweckt die Lust zum eignen Studiren; und es ist dann leicht, in die allgemeinen Fächer das Besondere und Seltnere zu ordnen; da hingegen eine Anleitung, welche sich zu dem Einzelnen herabläßt, und bey dem Bestreben, alles zu sagen, auch das Seltenste nicht übergeht, alle Lust ersticken, und auch den besten Kopf abschrecken muß. Bey einer so weitläuftigen Wissenschaft, wie die griechischen Alterthümer sind, muß der eignen Lectüre vieles überlassen bleiben, und es ist genug, die Aufmerksamkeit rege zu machen und anzuführen. In dieser Absicht ist die gegenwärtige Einleitung geschrieben, welche nichts weiter als die Hauptzüge des Zustandes und der Beschaffenheit der griechischen Nation, ohne allen Prunk von Gelehrsamkeit und ohne ängstliche Wortkrämereyen angeben soll. Vornehmlich bemühte sich der Verf., ein Zeitalter und einen Stamm von dem andern zu unterscheiden, worauf man bisher bey der Behandlung der Alterthümer allzu

allzu wenig Rücksicht genommen hat. Auch erforderte der Zweck dieser Einleitung, die Gränzen der Alterthumskunde mehr, als gewöhnlich geschieht, zu erweitern, und die Kenntniß der Lage der Länder, der politischen Kunst- und Literargeschichte des Volkes mit hinein zu ziehen. Das Ganze zerfällt in zehn Kapitel. **I. Uebersicht der griechischen Länder.** Wobey die Colonien in und ausser Griechenland mit berührt sind. **II. Uebersicht der griechischen Geschichte.** Der Verf. geht von der Mythologie, als der ältesten Geschichte, aus. Diese würden wir abgesondert haben; wäre es auch nur, um den Wahn zu vermeiden, in den die Anfänger nur allzu leicht verfallen, die Erzählungen von den Göttern enthalten wahre Geschichte, nur etwas in das Wunderbare getrieben: Dieses kann hier um desto eher geschehen, da der Verf. keine Belehrung über die richtigste Erklärung der Mythen giebt; ja, sich selbst so ausdrückt, als wenn alle Versuche einer wahrscheinlichen Erklärung der Mythen vergeblich wären. Im 2ten §. würde manches berichtigt und näher bestimmt werden müssen. Z. B. wenn es heißt: „Nun entstunden, besonders zu Alexandrien, Sammler, welche die alte mythische Geschichte entweder, wie **Apollodor**, in eignen Systemen aufstellten, oder in einzelnen Epopeen zusammentrugen, wie **Apollonius** that, oder in der Gestalt von Scholien über die **ältesten** Dichter niederschrieben." — Ueberhaupt aber scheint uns die Mythologie zu weitläuftig und die Geschichte zu kurz vorgetragen zu seyn. Einen sonderbaren Irrthum finden wir §. 50. S. 87. „Man machte den Versuch, ein Gesetzbuch niederzuschrieben. Der Archont, **Draco**, schrieb es, wie man sagt, mit Bürgerblut nieder, und machte **damit**, daß man es bald wieder vergaß." Klingt dieses nicht gerade so, als habe Hr. N. den metaphorischen Ausdruck, dessen sich **Demades** beym **Plutarch** (Vita Solonis, c. XVII.) bedient, in seinem eigentlichen Sinne genommen. **Demades** sagte nämlich: *ὅτι δι' αἵματος ὀυ διὰ μέλανος τοὺς νόμους ὁ Δράκων ἔγραψε*, weil er auf alle, auch die geringsten Vergehungen die Todesstrafe gesetzt hatte. A. Gellius XI. 18. — §. 51. S. 88 steht **Cyphelus** statt **Cypselus**. — §. 53. 54. enthält die Geschichte der wissenschaftlichen Cultur, welche hier den Raum unnöthigerweise wegnimmt, da sie weiter unten abgehandelt wird. Sonderbar ist es, daß der Verf. hier umständlicher ist, als in dem Kapitel, wo er von der Litteratur ex professo handelt. **III. Vom Gottesdienste der Griechen.** Fängt mit einer Beschreibung

der vorzüglichsten Götter an. Hier vermissen wir gar sehr die philosophische Behandlung, wodurch doch alles viel leichter und faßlicher hätte gemacht werden können. Doch vielleicht wollte der Verf. dies den Lehrern überlassen, die sein Buch beym Unterricht zum Grunde legen werden. Manches müßte aber doch anders gesagt seyn. Z. B. §. 8, S. 113. Vulcan — die Insel Lemnos verehrt ihn besonders. Ein Kunstwerk trifft man gewöhnlich bey ihm an." Soll dieses so viel heißen, als: In seiner Werkstätte liegt immer das eine oder das andere Kunstwerk fertig? In demselben Paragraphen werden als Attribute der **Minerva** blos die Lanze und die blauen Augen angeführt. Warum denn gerade die blauen Augen? (an denen — wenn auch diese Erklärung von γλαυκῶπις richtig wäre — man sie doch in einer Bildsäule nicht erkennen kann) Warum nichts von der Aegide und vornehmlich von dem Medusenhaupt? §. 11, S. 115 heißt es vom Aesculap: Aesculapius verdiente mit seinem Stabe und großem Barte schon ehemals Spott. Eine sonderbare und ganz unverständliche Bemerkung in einer Anleitung zu den griechischen Alterthümern! — §. 30. S. 127 finden wir das höchst einseitige Urtheil: „Daß das Orakelwesen Betrügerey der Priester, und Mittel die Tempel zu bereichern, war, wird seit van Dale und Fontenelle niemand mehr leugnen." Aber seit **van Dale** und **Fontenelle** hat man über die Orakel weit richtiger und gründlicher urtheilen gelernt. IV. **Ueber die Volksklassen der Griechen und Vorrechte derselben, ingleichen die verschiedenen Lebensarten und Beschäftigungen unter den Griechen.** Ueber Sclaven und Freye; Veränderungen ihres Zustandes bey den Fortschritten der Cultur der bürgerlichen Gesellschaft. Ueber den Handel, Produkte u. s. w. V. **Die Staatsverfassung der Griechen.** Hier heißt es §. 20, S. 205. „Um die Männer (in Sparta) zur Wollust zu reizen, war nicht nur die Kleidung des weiblichen Geschlechts so frey, daß die Spartanerinnen nur zum Schimpf φαινομηρίδες genannt wurden, sondern die Spartaner lebten auch von Jugend auf mit ihren **Weibern** in der engsten Vertraulichkeit." Die Absicht, welche der Verf. dieser Sitte unterlegt, scheint uns übel ersonnen. Wir finden in der Kleidung der Spartanerinnen und ihrem freyen Verkehr mit den Männern nichts, als eine Spur jener alten Rohheit, welche bey den Spartanern durch die Gesetze authorisirt, und folglich länger als bey irgend einem andern Stamme erhalten wurde. Die offnen

[illegible] Wünschen [illegible] auf [illegible] [illegible] Spartaner wohl [illegible] machen, als auf unsre Landleute die kurzen [illegible] [illegible], welche neulich ein berühmter Schriftsteller zur [illegible]rung der Heyrathslust, auch bey den höhern Ständen, [illegible] gebracht hat. VI. Die [illegible]verfassung [illegible] Griechen. VII. Das Kriegswesen der Griechen. [illegible] Das Hauswesen der Griechen. Von dem Zustand [illegible] Frauenzimmers; der Kinder und Sclaven. Häusliche [illegible] Geräthschaften. IX. Von den griechischen [illegible], wozu auch die Hülfsmittel der Geselligkeit und [illegible] Folgen der Cultur, Münzen, Maaß und Gewicht gerechnet werden. Die Gegenden, in denen die Künste und [illegible]schaften zu verschiedenen Zeiten blühten, sind nicht genug [illegible]. Folgende Stelle S. 280 können wir uns nicht [illegible]: „Man unterschied zwar schon damals den jonischen, [illegible] äolischen und dorischen Dialektz allein, in allen [illegible] Mundarten schrieb man schön." Ueberhaupt können [illegible] unterlassen, zu bemerken, daß der Ausdruck in diesem [illegible]gen Buch, oft auf eine ganz unverzeihliche Weise ver[illegible]. Man kann dieses schon aus den von uns ange[illegible] Stellen bemerkt haben, so daß es überflüssig seyn würde, [illegible] Beyspiele anzugeben. Auch der Druck ist, vor[illegible] in griechischen Wörtern, äusserst incorrect. — [illegible] der Kunst unter den Griechen. Wo auch einige der vornehmsten Ueberbleibsel der alten Kunst angeführt werden. — Zu gleicher Zeit mit dieser kurzen Einleitung ist von demselben Verfasser ein mehr umfassendes, vollständigeres, und mit größerm Fleiß ausgearbeitetes Werk erschienen, unter dem Titel:

P. F. A. Nitsch Beschreibung des häuslichen, gottesdienstlichen, sittlichen, politischen, kriegerischen und wissenschaftlichen Zustandes der Griechen nach den verschiedenen Zeiten und Völkerschaften. Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. Erster Theil. Erfurt, bey Keyser. 1791. 680 S. 8.

So wie jene Schrift zu einem Compendium für den ersten Unterricht dienen soll, so ist diese mehr für den Lehrer bestimmt.

Da nun aber eine größere Vollständigkeit [illegible] wäre, aber doch der Verf. seinem Grundsatz, allgemeine [illegible] zu geben, nur das Gewöhnliche, nicht das Außerordentliche, Seltne und Abweichende anzuführen, nicht untreu geworden ist. Um das, was zweckmäßig in der Alterthumskunde [illegible] zu werden verdient, zu bestimmen, geht er von dem [illegible] aus: Man lernt die Alterthümer nicht blos und allein zu Befriedigung der Neugierde, sondern vornehmlich um der hinterlassenen Kunstwerke und Schriftsteller willen. [illegible] ist also blos bey Lexicographen findet, würde in einem [illegible] Ueberfluß seyn. Hiedurch ergiebt sich auch die [illegible] nung der Regel, die Alterthümer nach den [illegible] Völkern abzusondern. Von manchen Stämmen haben wir gar keine, von andern nur lückenhafte Kenntnisse. Weil nun die Alterthümer auf das Verständniß der Schriftsteller [illegible], so dürfen uns diese Mängel und Lücken nicht beunruhigen. Denn für die Zeiträume und Völker, von denen es Schriftsteller giebt, findet man auch hinlängliche Auskunft in jenen Schriftstellern selbst. — Der Verf. setzt drey Zeitperioden des griechischen Volkes als Hauptperioden fest, die er die alte, mittlere und neuere Zeit nennt. Die alte Zeit schließt er mit dem Trojanischen Krieg, die mittlere mit der Zerstörung von Korinth, die neuere mit Aurelian und Diokletian. Endlich unterscheidet er die Völker nicht blos nach ihren Wohnsitzen, sondern auch nach ihrer Lebensart, die Handlung treibenden Staaten von denen, die ohne Handlung waren, und unter den letztern wieder diejenigen, bey denen Landbau oder Viehzucht getrieben wurde. — In der Bearbeitung behielt der Verf. dieselbe Methode, wie in der Beschreibung der [illegible] der Römer; indem er jedes Buch mit einer kurzen Einleitung dessen anfängt, was man darin zu suchen habe. Auf diese folgt eine vorbereitende Geschichte des in dem Buche selbst beschriebenen Gegenstandes, d. h. es werden in derselben aus der allgemeinen Geschichte der Griechen diejenigen Umstände ausgehoben, welche auf diesen Theil der alten Sitten und Einrichtungen Einfluß und Beziehung gehabt haben. Auf diese Geschichte folgt endlich die umständliche Beschreibung und Erörterung jeder Einrichtung, und zwar in der Ordnung, daß erstlich die allgemein unter allen Griechen gangbaren Gebräuche, denen die besondern Eigenheiten und Einrichtungen der einzelnen Nationen angezeigt werden. Diese Methode ist vortreflich, und ganz der Natur der Sache angemessen. Sie ist die

[illegible] den Studien der Alterthümer mit Neu-
gierde und wahrem Nutzen für den Verstand getrieben wer-
den kann, wodurch die Alterthümer aufhören, ein bloßes Re-
pertorium zu seyn, und ein interessanter Theil der alten Ge-
schichte werden. Eben so gut und mit so vieler Einsicht ist die
Ordnung der Materien gewählt. „Das Hauptwerk, wodurch
sich die Griechen auszeichneten, sagt der Verf., war weder
ihre Staatsverfassung, noch ihr Kriegswesen, sondern ihre
Größe in der Litteratur und Kunst. Diese Stücke sehe ich
also als die Hauptsache dieser Beschreibung an, auf welche alle
Eigenheiten der griechischen Nation abzielen. Daher setze ich
die Beschreibung des Zustandes der griechischen Litteratur und
Kunst zuletzt." — Das Werk fängt, nach einer Einleitung über
die Alterthumswissenschaft überhaupt, so wie die oben ange-
[illegible] Schrift, mit einer Beschreibung des Landes der
Griechen und ihrer Colonien an, wobey auch auf den Charakter
der Einwohner Rücksicht genommen wird. Das zweyte Buch
handelt von den Volksklassen und den Verhältnissen der einen
zur andern. Denn das Land, welches eine Nation bewohnt,
und die Glieder, aus denen sie besteht, sind diejenigen Gegen-
stände, welche die Wißbegierde jederzeit zuerst beschäftigen.
Die in dem zweyten Buche behandelten Materien führen zu-
nächst auf die Betrachtung des häuslichen Lebens der Griechen,
welches im dritten Buch abgehandelt wird. Im vierten Buch
kommt der Verf. auf den Gottesdienst der Griechen, ihre
Theologie, die Orte und Arten der Verehrung der Griechen.
Von hieraus bietet sich dann zur nähern Beschreibung der Sit-
ten der Griechen, des Guten und Edeln, wie des Fehlerhaften
und Tadelnswürdigen in denselben die beste Gelegenheit dar,
und hievon soll das fünfte Buch handeln. Das sechste ist der
Staatsverfassung gewidmet; und da die Regenten der Alten
zwey Hauptfunctionen hatten, Richter und Heerführer zu seyn,
so macht das Gerichts- und Kriegswesen der Griechen den In-
halt der beyden folgenden Bücher aus. Das achte und letzte
ist endlich für die Geschichte der Litteratur und Kunst bey den
Griechen bestimmt." — Dieser erste Theil enthält die drey
ersten Bücher ganz und den Anfang des vierten. In denjeni-
gen Abschnitten, welche wir gelesen haben, haben wir gleichen
Fleiß, Einsichten und zweckmäßige Wahl gefunden. Bey die-
sen Vorzügen können einzelne Fehler und Irrthümer in kei-
nen [illegible], welche bey dieser Fülle von Materialien, die
aus so vielen Schriftstellern [illegible] gesammelt [illegible]

ßen zu vermessen scheint. Es ist in der Geschichte der Bevölkerung Griechenlands des Stammes der Thrazier gar nicht erwähnt, welcher sich doch bis an die Gränze von Attica herabzog, und bey dem sich die ersten aber bald durch unbekannte Zufälle verwischten Spuren einer sittlichen Cultur zeigten. In der Geschichte der religiösen Ideen der Griechen ist mehreres, wovon wir uns nicht überzeugen können; so daß z. B. mehrere Götter und Arten des Gottesdienstes durch die Erzählungen der Phönizier und anderer handelnden Völker nach Griechenland gekommen wären; auf diese Art gelangt wohl schwerlich ein Volk zu seinem Gottesdienst. Oder daß die ähnlichen Gottheiten der Aegypter und Griechen von dem einen Volke zu dem andern gekommen wären. Doch würde es bey Vorstellungen dieser Art unbillig seyn, eine vollkommene Uebereinstimmung zu erwarten oder zu fordern. — Wir müssen noch erinnern, daß der Ausdruck in diesem Werke etwas sorgfältiger gewählt und der Druck correcter ist, als in der oben gedachten Einleitung.

Hk.

Seneka über das glückliche Leben, von der Kürze des Lebens und von der Muße des Weisen. Verdeutscht und mit Anmerkungen herausgegeben von M. Carl Philipp Conz. Stuttgart, bey Erhard und Löflund. 1791. 194 Seiten. 8.

Wenn wir uns nicht in dem Geiste dieses Uebersetzers irren: so würde er im Stande gewesen seyn, eine gute Verdeutschung des Seneka zu liefern, wenn er sich nicht in eine gewisse affectirte und neologische Schreibart verliebt hätte, welche, mit dem Hergebrachten und Gewöhnlichen nie zufrieden, alles umkehrt, und in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt. Wir wissen zwar wohl, auf welche Freyheiten ein Uebersetzer des Seneca Anspruch zu machen hat. Er wird sich mehr Inversionen, mehr Abkürzungen, veraltete und neugeprägte Worte erlauben dürfen, als jeder andere; nur nicht zur Unzeit muß er von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, nur nicht allenthalben muß er neu und ungewöhnlich seyn wollen. Hr. Conz ruht nicht eher, bis er jeden Satz auf den Kopf gestellt, das Subjekt an das Ende gebracht, und die ganze Wortfügung verwirrt hat.

Seine Uebersetzung ist daher oft dunkel, oft schleppend un
übelklingend. Oft fehlt es ihr an Energie, wegen des allz
großen Strebens darnach. Wir wollen unsern Beweis au
dem dritten Stück, de otio sapientis, führen. S. 172
„Dann (in otio) kann das Wurzel schlagen, was uns einma
angelockt hat, wann niemand dazwischen tritt, der das unte
dem Einfluß der Volksvorurtheile ohnehin schwankende Urthe
abwärts lenkte. (Anlocken wird von Reizungen gesagt
hier ist von tugendhaften Entschließungen die Rede. Quo
semel placuit. — Abwärts lenkt, wovon abwärts?
Dann kann unser Leben erst, das wir genießen, durch di
querlaufendste, sich am meisten durchkreuzende Entschließun
gen, in Einer gehaltenen Stetigkeit fortschreiten." Welch
ungeheure Construction! Warum denn nun nicht: Dann ers
kann unser Leben, u. s. w. Man glaube ja nich
daß der Uebers. den Periodenbau des Seneka habe nachbilde
wollen. Bey diesem heißt die ganze Stelle: Tunc potes
obtinere, quod semel placuit, ubi nemo intervenit, qu
iudicium adhuc imbecillum, populo adiutore, detorquea
Tunc potest vita aequali et uno tenore procedere, quam
propositis diversissimis scindimus. Wir würden diese Stell
ohngefähr so geben: „Dann können unsre Entschlüsse Wurz
fassen, wenn niemand uns irre macht; wenn kein Wahn de
Pöbels unsere wankenden Schritte auf ein irriges Ziel lenk
Dann kann der Strom unsers Lebens sanft und gleichförmi
fortgleiten; dessen Lauf wir gewöhnlich durch die widerspr
chendsten Entschlüsse stören." S. 182. „Nicht nur aufrec
stellte sie den Menschen hin; sondern, wie sie ihn schuf zu
Betrachtung, den Lauf der Gestirne vom Aufgange bis zu
Niedergange verfolgen, und seine Blicke umherschweifen lasse
zu können, durchs weite All, so warf sie ihm auch das Hau
in die Höhe empor, und setzte es ihm auf einen gelenksame
Nacken." Hier hätte die deutsche Wortfügung den Satz erfo
dert, welcher die Ursache enthält, dem Hauptverbo nachzusetze
Daß im Original der Satz: ut ab ortu sidera in occasu
labentia prosequi posset voraussteht, ist doch gewiß kei
Eigenthümlichkeit der Sprache unsers Philosophen. Der fo
gende Periode ist ganz unverständlich: „So läßt sie (die N
tur) sich nimmermehr ungeoffenbart; um den Menschen da
was sie vor seinem Blicke ausgehoben, aufmerksamer auch a
das übrige zu machen. Denn bey weitem nicht alles und nic
so, wie es ist, sehen wir." Seneka sagt: So enthüllt d

Nat

Natur sich von allen Seiten; um durch das, was sie den Augen zeigt, die Begierde nach dem Uebrigen, rege zu machen. Denn wir sehen nicht alles, und das, was wir sehen, nicht in seinem ganzen Umfang." Eine Inversion wie diese: „Die Vesten des Himmels durchbrechen unsre Vorstellungen. Cogitatio nostra coeli munimenta perrumpit, ist doch, das wenigste gesagt, äusserst unnütz, und verwirrt den Sinn ohne Noth. Auf dergleichen Affektationen stößt man leider überall. Es ist zu wünschen, daß der Verf. dieser Sucht, eine eigne Sprache zu schreiben, entsagen, und dann seine Arbeit noch einmal vornehmen möge.

Fk.

Kritische Beobachtungen über die römische Geschichte des Cajus Vellejus Paterculus, von J. F. Herel, Erfurt, 1791. bey Keyser. 4 Bogen. 4.

Rec. ist keinesweges einer von denen, die mit Verachtung aller Conjecturen die Berichtigung der Klassiker von Vergleichung der Handschriften ausschließend erwarten, sondern glaubt mit dem scharfsinnigen Verf., die Wahrheit liege auch hier, wie in tausend andern Fällen, in der Mitte. Dabey ist er jedoch der Meinung, daß, da die Conjecturalkritik leicht verführen könne, einen Schritt zu viel zu thun, es besser sey, mit möglichster Mäßigung und Vorsicht die Heilung kranker Stellen zu betreiben. Der Text des Vellejus Paterculus ist bekanntlich so verstümmelt, daß ein kritisches Genie darin ein weites Feld zur Uebung seiner Kräfte findet, und der V. dieser kritischen Beobachtungen, die in der churfürstlichen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt 1789 vorgelesen worden sind, hat sich dadurch als Kritiker von einer sehr vortheilhaften Seite gezeigt, obgleich er nach Rec. Meinung ein paarmal zu weit gehet. Er übt sein Talent an folgenden Stellen:

L. II. C. 20. wo er liest: itaque cum civitas Italiae *ea lege* data esset, ut — weil nach der gewöhnlichen Lesart itaque und ita so nahe bey einander einen Mißklang geben, den auch Heinsius fühlte. Die Wahrheit zu sagen, dünkt den Rec., daß ein bloßer vermeintlicher Mißklang noch kein Recht zu Veränderung des Textes gebe, so gut auch sonst des Verf. Einschiebsel hieher paßt. Und wie wenn man auf eine

leich-

leichtere Art nur itaque wegließe, und aus ita ein itaque machte? C. 22. Merula autem — eius tum precatus etc. Wahr ist es, eius tum ist sehr matt und schleppend, und des Verf. *extremum* sehr annehmlich; so wie es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß in eben der Stelle eos aus dem zunächst vorhergehenden Deos entstanden, und folglich wegzustreichen sey, das Comma aber vor Deos zu setzen. C. 37. nennt Vellejus den Tigranes Socerum von Mithridates; das war er aber nicht; der Verf. emendirt auf die leichteste Art *Socium*. Aber das bald darauf folgende praesens in *parens* zu verwandeln, scheint zu gewagt und unnöthig. C. 45. schlägt er statt der verdächtigen Worte in Senatu vor: *insano conatu*. Der Vorschlag ist nicht zu verwerfen; ob aber Aurelius Victor uns berechtige, für intulit zu lesen *revexit* oder *perduxit*, bezweifelt Rec. C. 50. *affinis* statt alienis armis scheint etwas gesucht. C. 52 *amicis suadentibus* anstatt aliis suadentibus empfiehlt sich sehr. Desgleichen C. 66. *possent* für passi essent. C. 90. et coram alieno (altero) eine offenbar fehlerhafte Stelle verbessert er durch die Lesart membris *iunctura*, *meliore*, quae etc. glücklich. C. 100. streicht er urbis weg, und zieht digressum auf terrarum: Desgleichen C. 107. Caesar *cum* incolumi — magna cum clade das cum vor incolumi. In beyden Stellen ließe sich die gewöhnliche Lesart noch wohl retten. So wie auch C. 108. non tumultuarium *neque* fortuitum vielleicht so gut ist, als das vorgeschlagene *atque* fortuitum. C. 112 für *ita* fiducia virium will er *ista* lesen, was auch dem Rec. besser gefällt. Beyläufig emendirt er auch Trebell. Pollio C. 7. L. 2. Propert. L. IV. Eleg. 2. Tibull. L. I. Eleg. 3. 63. 64. Jul. Capitolin. in Marc. Aurel. C. 19. Aus der ganzen Schrift des Verf. sieht man, daß er sehr viel und scharfes kritisches Gefühl habe. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und wünscht, daß der Verf. künftig noch mehrere Beweise seines kritischen Scharfsinns geben möge.

Be.

C. Cornelii Taciti Opera cum scholiis in utilitatem iuvenum, edidit G. W. A. Lempelius, Scholae Schlesvicensis Conrector. Tomus primus. Schlesvici et Lipsiae, apud Boie. 1791. 375 pagg. 1 Bogen Vorrede. 8.

Mangel hinlänglicher Exemplare für seine Schüler brachten den Herausgeber auf den Gedanken, eine Ausgabe des Tacitus zu veranstalten, die nach seiner ersten Absicht den bloßen Text enthalten sollte, bald aber entschloß er sich, auch Scholien dabey zu geben. Das Buch wohlfeiler zu machen, konnte wohl blos der Zweck des Herausgebers seyn, denn an Exemplaren kann es, da die Ernestische, Zweybrücker und Mannheimer Ausgaben unmöglich schon vergriffen seyn können, noch nicht fehlen. Gegen die Ernestische Ausgabe macht der Herausgeber zwar die nicht ungegründete Erinnerung, sie sey zu theuer, (eine Hauptsache bey Schulbüchern, die auch den Rec. oft in Verlegenheit setzt,) zu gelehrt und zu wortreich, zerstreue den Jüngling zu sehr, die oft zu gelehrten und langen Anmerkungen, und erkläre nicht immer das, was dem jungen Leser zu erklären nöthig ist. Gegen diese Erinnerungen hat Rec. nichts einzuwenden, er pflichtet ihnen vielmehr bey. Indessen giebt es doch auch einen bloßen und saubern Abdruck des Ernestischen Textes mit einem Index, der zu Berlin (wenn Rec. nicht irrt) 1770 herauskam. (Die Zweybrücker geben in ihrer Notitia litter. das Jahr 1771 an.) Auch den Preis des Zweybrücker und Mannheimer Tacitus hält Rec. nach Masgabe des Buchs nicht zu theuer. Jedoch wollen wir darüber mit dem Herausgeber nicht zanken. Von den alten Autoren können nie zu viele Exemplare in Umlauf kommen, vorausgesetzt, daß die neuen Ausgaben nur zweckmäßig sind. Wir wollen aufrichtig unsere Meinung von der vor uns liegenden sagen.

Der Text ist der Ernestische: hie und da, aber selten nahm der Herausgeber eine andere Leseart auf, wovon er dann in den Noten Rechenschaft giebt. Nur wichtige Varianten führte er in den Noten an. Diese Scholien sind äusserst kurz, und auch selbst bey dieser Kürze bediente er sich einer Menge Abbreviaturen, so daß zwey Octavseiten nöthig waren, um in der Vorrede die Compendia scribendi zu entziffern. Ohne sich diese geläufig gemacht zu haben, ist man nicht im Stande, die Noten eines einzigen Kapitels zu verstehen, wodurch, wenigstens anfangs, der Gebrauch des Buches gar sehr erschwert wird. Sie enthalten aus **Gronov**, **Ernesti**, **Lipsius**, **Freinsheim** u. a. m. dasjenige, was der Herausgeber für die Jugend nützlich und nöthig hielt, zuweilen giebt er doch aber auch etwas eigenes, wo er von andern abweichen zu müssen glaubte. Die Ueberschriften und den Inhalt der

Kapi-

Kapitel holte er aus Freinsheim, und verwandelte im Texte den alten Accusativ in is in den gewöhnlichern es. Auch zeigte er zur Erleichterung für junge Leute an, wo der Ablativ eine Zweydeutigkeit machen, und sie im Lesen aufhalten konnte. Seine Interpretationsmethode aber ist folgende: Einen nach seiner Meinung schwereren, seltenern oder tropischen Ausdruck erklärte er in den Noten durch einen leichtern, gewöhnlichern und eigentlichern. Hie und da gab er grammatische Winke, zeigte Figuren und Tropen durch ihre in den Schulen gewöhnliche Benennung an, erklärte ganz kurz, was zur Kenntniß der Länder, Personen und der Geschichte diente; alles aber, was er nicht erklären konnte, und wovon er glaubte, daß auch andere es nicht erklären könnten, übergieng er ganz mit Stillschweigen. Daß in diesen Regeln, die der Herausgeber sich vorschrieb, manches noch gar sehr relativ und schwankend sey, zeigt der Augenschein. Warum übergieng er mit Stillschweigen, was er selbst nicht erklären konnte? und woher wußte er, daß es auch andere nicht erklären könnten? warum soll der Schüler nicht erfahren, wie es andere zu erklären wenigstens versucht haben? Rec. ist nicht der Meinung, daß man die Köpfe junger Leute durch einen Wust von verschiedenen Erklärungen einer Stelle überladen und verwirren dürfe, aber, er sieht auch nicht ein, warum nicht der Lehrer ihnen die Schwierigkeiten einer Stelle sagen, und unter den vorhandenen Erklärungen ihnen diejenige mittheilen könne, die ihm die leichteste und wahrscheinlichste scheint. Bleiben auch bey dieser noch Schwierigkeiten, so sage er sie offenherzig, aber über dunkle Stellen stillschweigend wegspringen, als sey dabey nichts zu erinnern, sollte er nie.

Rec. hat auch den Maasstab nicht ausfinden können, nach welchem der Herausgeber das Leichtere und Schwerere beurtheilte, denn er findet in den Scholien Stellen, die für einen Schüler, der den Tacitus lesen will, nicht mehr sollten geschrieben werden; wenn z. B. senio durch senectute; mariti magis quam parentis animo durch animum habens; ludibrio durch contumelia; inauditas durch de quibus nil inquirunt audissent; edictum durch iussum publicum; fine- durch fuerint; super id durch insuper; pleraque durch multa; adque haec durch et ad haec u. dgl. m. erklärt, und angezeigt wird, wo est oder esset zu suppliren sey. Bey dem letzten Beyspiel adque haec IV, 14. kann man [illegible]

hüten

guten Gründen fragen, ob die von Ernesti nach [illegible] aufgenommene Lesart nöthig war? ob nicht [illegible] calidis sich recht gut vertheidigen lasse? (Vergl. [illegible] pont. II, 3 [illegible]) Da der Herausgeber diese Ausgabe [illegible] Vorrede für solche bestimmte, die incepta in scholis [illegible] deinceps doctiora persequi vellent, so dringt sich [illegible] Gedanke auf, daß junge Leute, denen jene Kleinigkeiten [illegible] werden müssen, den Tacitus entweder noch gar nicht, [illegible] doch nicht ohne Führer werden lesen und verstehen [illegible] selbst nach der vor uns liegenden Ausgabe nicht [illegible] stößt auch wieder auf Stellen, wo selbst für Geübtere [illegible] rung nöthig war, und doch keine gegeben worden ist, [illegible] sie gegeben werden konnte; denn die Stellen, die [illegible] aufstießen, gehören gewiß nicht zu jenen, wovon der [illegible] sagt, daß er selbst sie nicht erklären könne, und [illegible] andere es nicht können. Hier sind einige:

Annal. I, 7. in verba Tib. Caesaris iuravere wird erklärt: fidem iureiurando obstrinxerunt. Man könnte fragen, welches das Leichtere und Deutlichere sey, der Text oder das Scholion? Wenn aber etwas erläutert werden sollte, so hätte mit ein paar Worten gesagt werden müssen, woher der Ausdruck: in verba alicuius iurare, und dessen Bedeutung entstand, wozu der Herausgeber bey seinen Führern, Gronov, Lipsius, Ernesti, hinreichende Winke gefunden hätte. — Ebendaselbst: lacrimas, gaudium, questus, adulatione miscebant. Das Scholion heißt: q. (uasi) d. (iceret.) lacrimas gaudio, questus adulatione miscebant. So sagt freylich Muret, aber er sagt es nicht, um damit zu erklären, sondern er schlägt es als Veränderung der Lesart vor, wie Heinsius adulationem und Ernesti lacrimis. Der Herausgeber hätte also eben so schicklich mit der Heinsiusschen oder Ernestischen Conjectur erklären können. Wie aber, wenn ein nachdenkender Schüler fragt: wie kann hier das im Text stehende gaudium für das im Scholion stehende gaudio und umgekehrt gesetzt werden?

II. 43. nimmt er bey der etwas schwierigen Stelle: — bona Aemiliae Musae [illegible] petita in fiscum, [illegible] lion von Lipsius, und sagt: Mus. libertae sc. [illegible] cognom. Dadurch ist die Stelle nur zur Hälfte [illegible] Bey demselbigen Lipsius konnte er auch die Frage beantwortet finden, die hier jedem aufmerksamen Leser einfallen [illegible]

cur

cur hominem peritum in fiscum? cur non etiam patrono patronisve, uti lex jubet? Was sich auf römische Gesetze, Sitten und Herkommen gründen, und daraus erklärt werden kann, muß dem Schüler durchaus erklärt werden; er gewöhnt sich sonst an das flüchtige Lesen ohne Nachdenken, und glaubt, etwas verstanden und gefaßt zu haben, das er bey genauerer Erörterung entweder gar nicht, oder schief oder halb gefaßt hatte. — IV, 13. Warum nicht bey Samii, decreto Amphictyonum, nitebantur, ein paar Worte über das Amphictyonengericht? Oscum ludicrum ist zwar ganz richtig erklärt saltatio pantomimorum, aber den Grund dieser Erklärung vermißt man; warum, wird der Schüler fragen, heißt diese saltatio gerade *oscum* ludicrum? Oscum mußte also erklärt werden. — IV, 9. fehlt eine Erklärung zu novo homini. Ganz richtig ist censorium funus durch honoratissimum erklärt, aber warum heißt denn gerade censorium so viel als honoratissimum? Wie? wenn nun der junge Leser schließt, beyde Worte wären immer Synonima? — IV, 20. Libertas Augusti avulsa — nichts als libertas durch dona und avulsa durch erepta erklärt. So viel mußte doch jeder Primaner ohne Erinnerung wissen, und doch ist die Stelle dadurch noch nicht klar. — II, 15. nulla boni spe. Der Herausgeber erklärt boni durch salutis. Sein Führer Ernesti glaubte selbst, daß der Lateiner nicht sage spes boni; er wollte also, Tacitus sollte geschrieben haben nulla bona spe. Das ist nicht der Meinung Ernesti's, sondern der Zweybrücker, die boni in Schutz nehmen. Ernesti irrt, wenn er spes boni nicht für lateinisch hält. Die Zweybrücker nehmen es aber für den Nominativ, und erklären es durch animati ad virtutem.

Nun auch ein paar Beyspiele von der kritischen Einsicht des Herausgebers. I, 48. Quod caedis initium, quis finis. Das Scholion erinnert noch Ernesti, der in seinem Tacitus das Conjecturiren wirklich etwas zu weit treibt: forte rectius qui. Nicht doch! quis ist ganz richtig, und qui wäre falsch. Ernesti nahm quod und quis für relativa; das sind sie aber hier nicht. — II, 44, nam discessu Romanorum. Ernesti schlägt decessu vor. Das Scholion des Herausgebers heißt also: nam decessu. Der Schüler, der seinen Tacitus, wie der Herausgeber will, sine doctore liest, wird, wenn er mit Ueberlegung liest, sich den Kopf zerbrechen, warum wohl decessu hier besser sey, als discessu, und es schwerlich errathen

 können.

können. Ernesti's Gründe hätten also angeführt werden müssen, welches nicht geschehen ist; aber was noch schlimmer ist: Ernesti's Gründe taugen hier nichts, denn discedere ist allerdings alium in locum se conferre. Ein ähnliches Versehen findet Rec. IV, 74. in arbem aut propinqua vel digressi sunt. Das degressi rührt von Ernesti her, der digressi nicht wollte gelten lassen. Ganz ohne Grund. Digressi ist gerade hier das rechte Wort. Genau derselbe Fall ist VI, 11, wo Ernesti wieder degressi setzte, weil er einmal auf das unschuldige digressi einen Groll scheint gefaßt zu haben. — V, 4. In der corrupten Stelle: quanquam Germanicis [illegible] poenitentiae fetnis; hat der Herausgeber Text exilium. Rec. weiß nicht woher? Vielleicht aus einer Conjectur. Auch getraut sich Rec. noch nicht, weder dafür, noch dagegen rasch zu entscheiden. Er hätte aber einige Auskunft über exilium zu erhalten gewünscht. Daß [illegible] hat der Herausgeber für festis in Caesarem omnibus das von Ursinus, P. Faber, Burmann u. a. vorgeschlagene [illegible] mit Recht in den Text genommen.

Rec. könnte leicht diese niedergeschriebenen Bemerkungen noch mit vielen vermehren, allein, die bisherigen sind hinlänglich, zu beweisen, daß Rec. diese neue Ausgabe mit Aufmerksamkeit studirte und verglich; sie sind auch hinlänglich, zu zeigen, was Rec. eigentlich in dieser Ausgabe vermißt, und wenn diese Anzeige nicht zu spät kommt, im zweyten Bande verbessert wünscht. Zum Schluß muß ich noch erinnern, daß ich mit Verdruß auf viele Uncorrectheiten des Drucks gestoßen bin. Ein Hauptfehler an Schulbüchern! Druckfehler erschweren den Gebrauch derselben ausserordentlich. Einige sind hier überdem von der Art, daß sie ganz den Sinn entstellen. — Da dieser erste Band sechs Bücher der Annalen nebst den Suppl. VII — XI. enthält, so wird das Ganze vermuthlich mit dem zweyten Bande vollendet seyn.

Hpt.

Horazens Brief über die Dichtkunst, übersetzt von G. W. C. Starke, Rector der Bernburgischen Stadtschule. Halle, 1791. bey Hemmerde. 40 Seiten. 8.

Wenn

Wem es um eine so viel möglich treue Uebersetzung dieser Horazischen Epistel zu thun ist, der findet sie im dritten Bande des Ramlerischen Batteux. Wer eine versificirte wünscht, hat die Wielandsche, in einer Versart, die dem Inhalt vielleicht unter allen am angemessensten ist. Der Hexameter hingegen (in dem die hier angezeigte Uebersetzung geschrieben ist) schickt sich unter allen unsern Versarten am allerwenigsten zu didaktischen Gedichten, die sich nothwendig oft der gemeinen Sprache nähern müssen. Nichts giebt ein auffallenderes Mißverhältniß, als der feyerliche Klang des deutschen Hexameters und ein unpoetischer Gedanke prosaisch ausgedrückt. Dieser Uebersetzer — dessen verlohrne Mühe ein paar Recensenten auf ihrem Gewissen haben, die ihn, man begreift nicht, warum? aufmunterten, diese Arbeit zu vollenden — sinkt selbst noch unter das Prosaische zum Trivialen herab. Seinen Versen fehlt es durchaus an Geschmeidigkeit und Wohlklang; dagegen haben sie Flickwörter, Enjambements, einsylbige Ausgänge, weibliche Abschnitte die Menge. Wer wird nicht lieber die allermittelmäßigste Prose, als Verse, wie folgende, lesen?

Willst du einen Bewunderer, der an die Bühne gefesselt,
Harrt, bis der Sänger mit: „Klatscht uns Beyfall" beschließet, so mußt du
Jegliches Alters Art und Weise bezeichnen, die kleide
Charakter und Jahre nach ihrem Wechsel — —
Wächst dem Bart der Jüngling, und endlich dem Führer entwischt, so
Lebt und webt er in Pferden und Hunden
Oben hinaus, und voll Gluth verschmäht er, was er kaum liebte.

S. 35. Glänzet in einem Gedicht das Meiste, so werden mich wenig
Flecken nicht ärgern, welche der Uebereilung entfielen,
Oder der Schwäche, dem Loose der Menschen, entwischten und folglich:
Wie man den Schreiber, der trotz dem Reden und Sagen dasselbe
Immer versudelt —

So kömmt, wer Vieles versieht, ein Chörilus mir, den ich zween, bis
Dreymal, wo ihms gelang, mit Lachen bewundere, so wie michs
Dauert, so oft der gute Homerus entschlummert —

S. 13. So wie bey behagendem Mahl ein schlechtes Concert und
Dickgewordene Salb und sardischer Honig zum Mohne
Aergerlich ist, weils nicht durchaus zum Schmause gehört, so
Darf das Gedicht zur Freude des Herzens erzeugt und erdacht nur — —

S. 17. Wie die Leute, die Leichen zur Miethe beweinen, noch ärger
Schreyen, sich ärger geberden, als herzlich Betrübte, so macht der,
Welcher dich trillt, mehr Lärm, als wer mit Wahrheit dich lobet.
Könige, sagt man, stürmen mit vielen Pokalen in den, und
Setzen mit Weine dem zu, von dem sie zu wissen bedacht sind,
Ob er Vertrauen verdient; so werden, machst du Gedichte,
Die den Fuchsschwanz vor dir streichen, dir nimmer entgehn —
(Nunquam te fallant animi sub volpe latentes.)
— Las
Man dem Varus Versuche vor — —

Unter die ganz unverzeihlichen Licenzen, die sich Hr. St. so oft erlaubt, gehört die gewaltsame Trennung des Artikels oder Adjectivs von dem dazu gehörigen Substantiv, oder das Pronomen vom Verbum durch den Ausgang des Verses. Folgende Beyspiele sind sämmtlich von Einer Seite genommen. Das Feuer des | Aetna — er | kanns — er wird kein | Mensch — er muß die | Asche — und gleich dem | Bär — den saugt er zu Tod ein | Egel.

Pk.

Xenophons Apologie des Sokrates — aus dem Griechischen. Mit Anmerkungen von Aug. Wilhelm Pohlmann, Mitglied des Königl. theologischen Seminariums zu Halle. Leipzig, bey Schwickert. 1790. 68 Seiten. 8.

Herr Pohlmann will sich durch diese Uebersetzung einem Gönner in Salzwedel, wohin er von Halle als Schullehrer geht, empfehlen. Vorher gehen zwey kleine Aufsätze über den Genius des Sokrates (den er vielleicht nicht unrichtig für eine unpsychologische Idee der lebhaften Einbildungskraft des Sokrates hält. Wenn wir uns nur hier auf den Bericht des abergläubischreligiösen Xenophon und des schwärmerischen Dichtergenies des Plato ganz verlassen könnten! Daß niemand beyden Berichten vom Genius des Sokrates widersprochen, entscheidet nichts; sondern beweist nur noch mehr, daß damals Glaube an Traumbedeutung, Divination und Omina allgemein war); und über die letzten Lebensjahre des Sokrates. Als Einleitung für den unwissenden Leser der Xenophontischen Schrift sind sie tauglich; aber etwas Neues, Gründliches und Historischkritisches erwartet man hier vergebens. Der Verf. scheint auch mit den neuern Untersuchungen über diese Gegenstände nicht bekannt zu seyn, weil er ihrer gar nicht gedenkt. — Die Uebersetzung ist fließend und ziemlich geschmackvoll; aber sie ist zu frey und umschreibend, und verfehlt daher die schöne Kürze des griechischen Ausdrucks. Die μεγαληγορια §. 1., mit der Sokrates gesprochen, ist auch nicht blos Freymüthigkeit oder Freyredenheit, sondern die stolze Sprache eines über seine Verfolger erhabenen und sich vor ihnen nicht demüthigenden Sinnes, die Sprache des Gefühls der Unschuld und des Bewußtseyns guter Absichten. Die Umschreibung verfehlt auch zuweilen den Sinn. Z. B. Sokrates sagt §. 7.: Sollte ich auch meine Jahre noch höher bringen, so würde ich nothwendig ὁραν τε χειρον και ακουειν ἡττον, και δυσμαθεστερος ειναι, και ὡν εμαθον επιλησμονεστερος. Hr. P. übersetzt: „Gesetzt, ich erreichte ein hohes Alter, so würde ich unvermeidlich die Folgen desselben erfahren müssen; ich würde die Schärfe meines Gesichts verliehren, und das Taubwerden meiner Ohren nicht verhindern können. Der Erweiterung meiner Kenntnisse wäre nun auf immer ein Stillstand geboten; ja, so gar das einmal

Die Uebersetzung der [illegible] angezeigten Briefe [illegible] dem Cicero billigen wir sehr. Hingegen finden wir Anstoß und mancherley Bedenklichkeiten bey der Absicht, die der V. dabey hatte. Nach dem eigenen Bekenntniß des Uebersetzers ist sie besonders für junge Studierende bestimmt, die sich dieser Uebersetzung als Hülfsmittel zur Privatlectüre bedienen sollen. [illegible] können uns auf keine Art überreden, zu glauben, daß ein solches Mittel zweckmäßig und dienlich sey, wenn es darauf angesehen ist, die klassischen Schriftsteller der Alten in ihrer Originalsprache zu lesen, und mit dem Geiste und Genius der Sprache, des Zeitalters und der Männer vertraulicher bekannt zu werden. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß dergleichen Erleichterungen mehr seichte, als gründliche Studien veranlassen und unterhalten. Anders aber urtheilen wir, wenn gute Uebersetzungen der Alten für Ungelehrte veranstaltet werden. Denn um diese machen wir uns dadurch auf die rühmlichste Art verdient, indem wir sie in den Stand setzen, Aufklärung, Unterricht und Vergnügen aus den vortrefflichsten Schriften des Alterthums zu schöpfen, die ihnen wegen Unwissenheit der Sprache verschlossen waren. Zugleich gewinnt die Muttersprache selbst durch gute Uebersetzungen immer etwas Beträchtliches zu ihrer Bereicherung, Ausbildung und Vervollkommnung.

Die Uebersetzung selbst ist frey, und hält sich nicht ängstlich an die Worte; demohngeachtet drückt sie das Original, so weit wir sie gelesen und mit demselben verglichen haben, ziemlich richtig und treu aus. Ein klassischer Uebersetzer alter Schriftsteller, wie Garve, ist der Verf. der gegenwärtigen nicht. Durch die freyere Uebersetzungsart konnte das Werkchen wohl den Ton und das Ansehn eines deutschen Originals erhalten; nur verräth der Periodenbau, und besonders die Anknüpfung eines Periodens an den andern gar oft das nachgeahmte Lateinische oder Ausländische. Manche kurze Ausdrücke umschreibt der Verf. nach ihrem Sinne, oder ohne Noth mit zu vielen Worten. Z. B. Vom Alter [illegible] enim moderationem animi et aequitatem) denn ich kenne dein Herz, das sich so gut beherrschen und sich immer gleich bleiben kann." Die Wortfügung hat zugleich gewisse Härten; und [illegible] kann und nicht [illegible] bleibt. Gleich darauf: „ich weiß, daß du nicht bloßen Zunamen, sondern auch einen gebildeten Karakter (Charakter) und einen durch Einsichten gebildeten Verstand (humanita-

rem

[illegible] (prudentiam) von Athen mitgebracht hast.“ Warum wiederholte er das Wort gebildeteren zweymal, und setzte nicht lieber zum zweytenmale: aufgeklärten? — Manche bildliche Ausdrücke, die in unserer Sprache ganz gewöhnlich sind, verläßt er ohne Noth, und drückt sie ohne Bild aus, z. B. ita iucunda huius libri confectio fuit, ut non modo omnes absterserit senectutis molestias etc., daß ich nicht nur die Beschwerlichkeiten des Alters darüber vergaß u. s. w., da er gar wohl dasselbe Bild wegwischen, auch im Deutschen hätte beybehalten können. — Den kleinen Fehler wider das Costum S. 9. „Plato starb mit der Feder in der Hand“ (scribens mortuus est), wollen wir nur im Scherz rügen. Aber auf einzelne Stellen sind wir gestoßen, wo ohnleugbar der wahre Sinn verfehlt, und in der Uebersetzung verstellt worden ist. Z. B. S. 8. (Cap. 4.) von dem Q. Maximus, die Worte: augurque cum esset, dicere ausus est, optimis auspiciis ea geri, quae pro reipublicae salute gererentur; quae contra rempublicam ferrentur, contra auspicia ferri, übersetzte er so: „Als Augur wagte er (es) zu sagen, daß nur das unter guten Vorbedeutungen geschähe, was zum Besten des Staats gereichte; was aber gegen das Wohl des Staats unternommen (vorgeschlagen) würde, geschähe auch unter unglücklichen Vorbedeutungen.“ Hier ist eigentlich gar kein Sinn da, und alles das Kühne, was in der Rede liegen soll, fällt weg. Hingegen im lateinischen Ausdrucke ist alles klar. Fabius erklärt ohngescheut, es komme nichts auf die Augurien, sondern alles auf die Sache selbst an, worüber man die Augurien befrage. Ist die Sache gut und heilsam für den Staat, so mögen die Augurien auch unglücklich ausfallen, die Sache bleibt doch gut. — S. 13. (Cap. 6.) prudentia senescentis est, „Klugheit ist dem Greisenalter eigen.“ Warum dem Greisenalter? — Das Ende des 8ten Kapitels ist ganz verwirrt und falsch übersetzt. So auch S. 20. (Cap. 10.) die Worte: Ego vero me minus diu senem esse mallem, quam esse senem ante, quam essem. „Ich gestehe, daß ich lieber lange ein Greis seyn, als vor der Zeit kraftlos werden will.“ Es müßte heißen: Lieber will ich weniger lang ein alter Mann seyn, als es vor der Zeit werden. — Die Worte, welche zunächst vorhergehen, sind eben so falsch verstanden und übersetzt worden. Der ungelehrte Leser wird auf diese Weise an manchen Stellen den ganzen Zusammenhang der Gedanken vermissen, und die Vorstellung dunkel und verwirrt finden;

Uebersetzungen aus dem Griechischen, besser gefallen, als die zweyte: über das stoische Lehrgebäude. Jene liefert Beweise, daß der Verf. über seinen Gegenstand gut nachgedacht und viel Vergleichungen angestellt habe. S. 80 zweifelt er, daß Lucian so zu übersetzen sey, daß der deutsche Leser lache, wie der Griechischverständige: Kannte er denn unsers deutschen Lucians, Wielands Uebersetzung noch nicht? Ueber den Gegenstand der zweyten Abhandlung haben wir schon bessere Resultate und tiefer dringende Bemerkungen.

Pg.

Platonis Dialogi IV., Meno Crito, Alcibiades uterque, cum animadversionibus vir. cl. Gedike, Gottleber, Schneider, priorumque Editorum curavit *Biester*. Editio altera emendatior auctior. Berolini, sumt. Mylii. 1790. 212 Seiten, gr. 8.

Diese Auflage unterscheidet sich durch die beygefügten Accente im Griechischen, einen correctern Text, einige Veränderungen in den Noten des Herausgebers B., auch des Hrn. Gedike, eine weitläuftige Anmerkung desselben über den Meno de abstractis rerum notionibus S. 69, und ein Register vom Hrn. Buttmann, worinne die eigenthümlichen Ausdrücke des Plato vorzüglich erklärt werden. Warum die Zahl der Paragraphen geändert worden sey, sehen wir nicht ab; bey einem Schulbuche muß diese Aenderung den Gebrauch erschweren. Bey näherer Untersuchung fanden wir, daß doch viele Stellen noch geblieben sind, bey welchen eine anhaltende Aufmerksamkeit der Herausgeber uns mehr Aufschluß und einen richtigern Text geben konnte. S. 49 (alte Ausg. 48.) sollte es heißen: *ἐν τῷ μέρει αὐτὸς εἰπὲ*, nicht *αὐτῷ*. S. 79 (A. 72.) ist zwar nun im Texte gesetzt: *ὃ μία ξυμφορὰ ἐστιν, ἀλλὰ χωρίς μὲν, τοῦ ἐστερῆσθαι, τοιούτου ἐπιτηδείου*. aber noch muß man nothwendig die Aenderung hinzufügen, daß man *χωρίς μὲν τοῦ ἐστερῆσθαι τοιούτου* et cet. lieset, wenn alles griechisch seyn soll. S. 122 (A. 118.) sollte es heißen: *πρὸς εἶπες αὐτήν*, wie Hr. Pr. Wolf schon erinnert hat. Ebendaselbst sollte es heißen: *ὅτι ἂν ἄρα εὑρωμεν καλὸν, καὶ ἀγαθὸν εὑρήσομεν*,

[illegible] λόγου. So übersetzte es auch Gedike. S. 129 (A. 125.) muß es ohne allen Zweifel heißen: ἀμείνους γίγνεσθαι φύσεις, nicht φύσεως. sonst hat die Stelle keinen Sinn! Schon Hr. Wolf hat dies bemerkt. S. 131 (A. 127.) Not. 2 muß es nach Hrn. Pr. Wolfs Verbesserung heißen: [illegible] δῆλον ὄντα. S. 130 (A. 129.) muß es heißen: μῶδου, ὅ [illegible] nicht [illegible]. S. 135 (A. 131.) sollte es heißen: [illegible] μὲν [illegible]. S. 142 (A. 139.) Note 4. muß es statt [illegible] heißen [illegible]. Pollux X. 144. führt aus dieser Stelle das Werkzeug ταμεύς an, wie Hr. Pr. Wolf schon bemerkt hat. S. 142 (A. 141.) soll es heißen: [illegible] τῶν [illegible] statt [illegible] τῶν [illegible], wie Hr. Wolf ganz richtig bemerkt hat. S. 162 verdiente doch das Jahr von Archelaus Tode angemerkt zu werden, weil dadurch die Chronologie des Dialogs bestimmt wird. Dies hat Köppen in seiner Ausgabe vom Alkibiades II. Braunschweig 1786. gethan, welche hier nirgends angeführt worden ist. S. 166 (A. 162.) τὸν ἔχοντα αὐτὰ muß entweder αὐτὸ heißen, wie S. 169 (A. 165.) oder αὐτάς. S. 167 (A. 163.) [illegible] statt [illegible]. S. 169 (A. 165.) sollte es heißen: [illegible] μέλλοιεν ἢ [illegible], nicht μᾶλλον. Ebendaselbst S. 171 (A. 167.) sind die Worte [illegible] ganz offenbar eine Randglosse. Bey Note 5 bemerken wir, daß Cornarius die Worte πάλιν ἂν μοι δοκεῖ ebenfalls dem Alkibiades, die folgenden aber ἀλλὰ φέρε dem Sokrates beylegt. Sollte es ebendaselbst nicht [illegible] statt [illegible] heißen, so wie sonst ἀποδοκεῖν in demselben Sinne steht? In derselben Stelle ist aber noch eine andere Schwierigkeit in der Wortfügung, die Köppen durch die Bemerkung von einer Parenthese sehr gut gehoben hat. Es sollte also heißen: ἀλλὰ φέρε πρὸς Διός, (ὁρᾷς γὰρ — [illegible] πάνυ, ὥσπερ ἂν — [illegible] ἂν — δοκεῖν,) [illegible] γ' ἔτι καὶ νῦν et cet. Die Infinitivi [illegible] — δοκεῖν werden von πάνυ regiert; und deswegen muß ἀλλὰ vor ὥσπερ wegbleiben, oder an eine andere Stelle gesetzt werden. Daß S. 175 (A. 171.) die Worte τοῦτο γὰρ κάλλιον — ὀνομάτων ein fremdes Einschiebsel seyn müssen, hat Köppen ebenfalls bemerkt. In dem Register werden allerdings die Bedeutungen besser als gewöhnlich entwickelt, auch einige Verbesserungen vorgeschlagen, aber dies alles reicht noch nicht zur Erklärung hin; und viele Stellen verwirren den Leser offenbar, und führen ihn irre. [illegible] S. 159

wird

wird erklärt curatio morbi, die Behandlung, aber es bedeutet die Wirkung; und im Texte muß es heißen: ὅτι ὅμοια ὅτι ὁμοίως διαπράττονται. wo διαπράττειν ganz unrecht verstanden, (denn es heißt διαπράττεσθαι,) und durch behandeln erklärt wird. ὑποκεκρίσθαι σοι S. 17 heißt nicht: a te responsum esse, welches ganz wider den Sinn ist, sondern tibi eum respondisse. Aus S. 21 wird gesetzt συμμένεσθαι τινι τινὸς πράγματος pariter cum aliquo re aliqua seu morbo laborare. Gedikens Uebersetzung spricht doch nur von Verlegenheit. συνεπαγωνίζεσθαι τινι S. 27. heißt nicht: decertare cum aliquo, ita ut ille quidem totus invidia contra me nitatur, sondern in der Stelle hier: certare junctim cum aliis contra aliquem ex aemulatione.

XI.

Ανθουσα; oder Roms Alterthümer. Ein Buch für die Menschheit. Die heiligen Gebräuche der Römer, von Karl Philipp Moritz. Berlin, bey Maurer. 1791. 1 Alph, 5 Bog. 8. Mit Kupf.

Unter den vielen Lehrbüchern über die römischen Alterthümer, deren Deutschland allein eine zahlreiche Menge hervorgebracht hat, war doch bisher noch keines, welches man als lehrreiches und zugleich unterhaltendes Lesebuch denen in die Hand geben konnte, die bey der gewünschten nähern Bekanntschaft mit Gegenständen dieser Art nicht sowohl auf Erwerbung und Bereicherung eigentlicher Gelehrsamkeit, als vielmehr auf die Erlangung brauchbarer antiquarischer Kenntnisse, und auf Benutzung derselben für das Studium des Geschmacks und der Kunst, ausgiengen. Ohne Zweifel unternahm daher der Verf. des gegenwärtigen Buchs eine sehr gemeinnützige und verdienstvolle Arbeit, indem er die römischen, und zuerst nur noch die gottesdienstlichen Alterthümer aus diesem Gesichtspunkte bearbeitete. Eine Reihe sonntäglicher Vorlesungen, welche der Verf. zu Berlin über diese Alterthümer vor einer ansehnlichen, aber meistens nicht aus eigentlichen Gelehrten bestehenden Versammlung von Zuhörern hielt, gab zu der Ausarbeitung dieses Buchs die nächste Veranlassung. Der Verf. hat es versucht, die heiligen Gebräuche der alten Römer, in sofern sie blos eine Religion der Phantasie voraussetzten, und eigentlich

nur

um eine Abbildung des bürgerlichen Lebens unter ihnen, durch eine Beschreibung ihrer Feste anschaulich darzustellen." Als Religion der Phantasie sieht er, wie man aus seiner Mythologie weiß, das ganze mythische System der Griechen und Römer vornehmlich an. Ein Gesichtspunkt, der, wenn er gleich gewiß nicht der einzige, noch der vornehmste ist, aus welchem man die Mythen des Alterthums und deren Entstehung, und die darin gegründeten, oder sich darauf beziehenden Religionsvorstellungen und heiligen Gebräuche der Griechen und Römer zu betrachten hat, dennoch unstreitig viel Wahres enthält. Allerdings war der dichterische Charakter jenen Mythen und diesen Gebräuchen sehr eigenthümlich; und es ist bekannt, welch einen großen und vielfachen Antheil die dichterische Einkleidung und Ausschmückung an der Anlage und Ausspinnung dieses großen, weitschichtigen Gewebes hatte. Mit der Poesie vereinte sich die bildende Kunst zu den nämlichen Absichten. Dazu kam die Hinsicht der Gesetzgeber, der Stifter, Anordner und Erweiterer der Religionsgebräuche auf die Phantasie des Volks, auf die Nahrung und Unterhaltung derselben, um überall in öffentlichen und häuslichen Geschäften und Lagen, den Volksglauben sowohl, als die, so viel möglich, durchaus religiöse Verfahrungsart darauf zu gründen. Auch scheint dies bey den Römern noch mehr, als bey den Griechen der Fall und der herrschende Endzweck gewesen zu seyn, den vornehmlich Numa, und die nach ihm an diesen Einrichtungen Theil nahmen, hauptsächlich vor Augen hatten. Und sonach wird es allerdings, bey Erzählung und Erörterung der römischen Religionsalterthümer am besten zum Ziele führen, wenn man diesen Gesichtspunkt vor allen andern beständig im Auge behält. Unvermeidlich ist jedoch dabey die Gefahr, zum öftern etwas Willkührliches und Einseitiges einzumischen, und wie es bey jeder zum Grunde gelegten und durchgängig beybehaltenen Voraussetzung zu gehen pflegt, manches aus Gründen zu erklären und herzuleiten, die nun wohl eben nicht bey Entstehung der Sache selbst Statt finden mochten. Unstreitig blieben diejenigen, welche unter den Römern die heiligen Gebräuche meist einführten, oder in der Folge hie und da abänderten, oder ihren Umfang und ihre Beziehung erweiterten, jener herrschenden Absicht, die Phantasie zu unterhalten, allen bürgerlichen und der ganzen Verfassung religiösen Anstrich und gottesdienstliche Weihe zu geben, nicht allemal treu. Auch ist es bekannt, daß manche römische Gebräuche dieser Art von den

frühern

frühern Bewohnern Italiens, vornehmlich aus Hetrurien, entweder unverändert, oder doch mit nicht sehr wesentlichen Abänderungen, entlehnt und aufgenommen worden; und daß ein großer Theil derselben eigentlich griechischen, ja auch, wenn man noch weiter zurück gehen will, ägyptischen Ursprungs war. Hiezu nehme man nun noch eine gewiß nicht kleine Anzahl äusserer, zufälliger und gelegentlicher Veranlassungen, denen solche Gebräuche und Anordnungen ihre Entstehung zu danken; und bey denen sich jene Absicht wohl schwerlich voraussetzen läßt. Bey einer genauern und ins Einzelne gehenden Untersuchung möchte also wohl die von dem Verf. angenommene allgemeine Quelle und Tendenz der römischen heiligen Gebräuche von ihrer Allgemeinheit etwas verlieren; und wenn das nicht offenbar der Fall wäre; möchte sie doch oft sehr zweifelhaft werden. Das schadet indeß der Brauchbarkeit des hier gelieferten Buches, bey der ihm gegebenen Bestimmung, im mindesten nicht; denn es kann nur dem gelehrten Alterthumsforscher, dem, der historisch oder philosophisch die Entstehungsart dieser Gebräuche prüft, nicht aber der Klasse von Lesern, für welche dies Buch bestimmt ist, an solch einer strengen Genauigkeit gelegen seyn.

Der Name, Anthusa, welchen der Verf. diesem Buche gegeben hat, möchte wohl den meisten Lesern fremd klingen. Erst am Schluß des Ganzen giebt er eine Erläuterung darüber. „Das alte Rom hatte nämlich, ausser seinem üblichen, noch einige geheime Namen, unter denen man es dem besondern Schutze der Gottheit empfahl, wenn etwa der eigentliche Name einmal entweiht den Göttern mißfällig werden sollte. Einer von jenen geheimen Namen hieß Ἄνθουσα, die Blühende."

Den Anfang macht der Verf. mit einigen Bemerkungen über den Werth des Studiums der Alterthümer überhaupt, und bemerkt unter andern sehr richtig, daß sich an Roms Alterthümer so manches Große und Schöne der Vorzeit am leichtesten knüpfen lasse, weil hier so viele Denkmäler des Alterthums noch wirklich vorhanden sind, und selbst die übrig gebliebenen Werke der griechischen Kunst sich nach Rom gerettet, und dort gleichsam eine Freystatt gefunden haben, wodurch Rom zuletzt der Mittelpunkt des Schönen geworden, und bis auf unsre Zeiten verblieben ist. — Sodann folgen einige vorläufige Erinnerungen über die heiligen Gebräuche der Alten, die er, wie gesagt, nicht sowohl wie eine eigentliche

Reli

Religion nach unsern Begriffen, sondern vielmehr als eine bloße Weihung des wirklichen Lebens in allen seinen mannichfaltigen Zweigen; und wie eine Art von erhöhtem irdischen Lebensgenuß betrachtet. Dies wird nun besonders auf die einzelnen Hauptgattungen der römischen heiligen Gebräuche, auf die Opfer, Altäre, Bildsäulen und Haine der Götter angewandt. Der übrige Theil des Buchs betrifft fast ganz die Feste der Römer, welche nach der Folge der Monate durchgegangen werden. Dann noch von Opfern, Gebeten und Gelübden überhaupt; und zuletzt als Anhang ein Römischer Kalender. — Auch die beygefügten Kupfer sind mit Geschmack gewählt, und wirklich antike, auf Gemmen, Münzen und Bildnerwerken befindliche Vorstellungen. — Die Fortsetzung dieser Arbeit über die andern drey Gattungen römischer Alterthümer kann nicht anders als erwünscht seyn.

Joh. Hildebrand Withof kritische Anmerkungen über Horaz und andere römische Schriftsteller; nebst einer Beschreibung der lateinischen Handschriften in der Duisburgischen Universitätsbibliothek, von H. A. Grimm, Doctor und Prof. der Theologie und Bibliothekar. Erstes Stück. Düsseldorf, bey Dänzer. 1791. 9 Bogen. 8.

Der sel. J. H. Withof, den man aber von dem bekannten deutschen Dichter dieses Namens zu unterscheiden hat, war einer der geschicktesten Philologen, und hatte sich in der Kritik vornehmlich nach Bentley gebildet. Er hatte sich dabey selbst die Regel vorgeschrieben, daß er den Schriftsteller, worin er schwierige Stellen fand, welche nach seiner Meinung einer Verbesserung bedurften, ganz, und zwar mehr als Einmal, durchlas, um sich mit der Denkungsart und dem eigenthümlichen Sprachgebrauch desselben recht bekannt zu machen. Dabey achtete er vorzüglich auf das Zeitalter des Schriftstellers, auf die Sitten dieses Zeitalters, auf die Personen, die mit ihm zugleich lebten, auf seine Absicht, auf die gleichzeitigen Schriftsteller, und diejenigen, die ihm schienen nachgeahmt zu haben, auf ähnliche Stellen des Autors, auf die in den Handschriften befindlichen verschiednen Lesarten, und auf die Entstehung derselben. Hievon zeugen schon: seine Diss. de maxime necessaria

criticorum opera, welche er in die Observatt. Miscell. Amst. 1740, T. I. unter dem erdichteten Namen *Claudius Civilis* einrücken ließ; sein Specimen Emendationum ad *Gunthéri* Ligurinum, Duisb. 1731.; seine Encaenia critica, 1741; und sein Praemetium crucium criticarum, praecipue ex Seneca Tragico, Leyden, 1749. Ausserdem aber ließ er noch in andern gelegentlichen Schriften manche Emendationen über alte Schriftsteller, dergleichen z. B. viele in den Duisburgischen Intelligenzblättern von den Jahren 1737 bis 1767 befindlich sind. Diese nun sind hier von dem Herausgeber, Hrn. D. Grimm, gesammelt, und dadurch mehr in Umlauf gebracht worden; welches man ihm allerdings Dank wissen muß. Er hat aber ausserdem noch das Verdienst dabey, die kritischen Anmerkungen, die der sel. W. in einem sehr weitschweifigen und zum Theil unverständlichen Styl niedergeschrieben hatte, besser eingekleidet und lesbarer gemacht zu haben.

Freylich bestätigt sich bey der Durchlesung derselben die Erinnerung des Herausgebers gar bald, daß sich der sel. W. vorzüglich nach Bentley in der Kritik gebildet habe. Eben das Gute und Tadelhafte, was den kritischen Arbeiten dieses berühmten Engländers eigen war, findet man auch hier. Nur scheint unsern Verf. der Vorwurf einer zu grossen Kühnheit im Emendiren weniger zu treffen: nur daß auch er oft da glaubt, daß der kritischen Hülfe Noth sey, wo es der Fall wohl nicht seyn möchte, und die gewöhnliche Lesart mehr, als die Verbesserung, befriedigt. Hier sind einige Proben. Od. 7. L. I. liest er für *undique* decerptam fronti, u. s. f. *Atthide* decerptam, weil doch der Dichter, der Athen besang, sich billig aus der dortigen Gegend die Krone habe binden müssen. Eine Conjectur, die schwerlich viel Glück machen wird. Eher noch die bey der zehnten Ode an den Merkur: Qui feros *coetus* (für *cultus*) hominum u. s. f., obgleich der Widerspruch in den beyden hier zusammengestellten Wörtern *feros* und *cultus* doch wohl so groß nicht ist, als er dem Verf. dünkte. — Od. 15. wird im letzten Verse für *Iliacas* domos, welches die Versart nicht erlaubt, *barbaricas* vermuthet, aus welchem durch die Abkürzung in *bbaricas* hernach *iliacas* geworden wäre. — Ode 20. wird für *tu bibes* uvam vorgeschlagen: *tute habes* uvam, so daß der Sinn wäre: „Leichten Sabiner wirst du bey mir trinken; Cäcuber und Calener hast du selbst." — Die Stelle der 32sten Ode, wo die Leyer angeredet wird:

— — o laborum
Dulce lenimen mihi *cumque* salve
Rite vocanti!

ist das *cumque*, wie bekannt, immer anstößig gewesen, und hat daher mancherley Aenderungen und Auslegungen der Kunstrichter veranlaßt. Unser Verf. schlägt vor, zu lesen:

— — o laborum
Dulce lenimen *cuicunque*, salve
Rite vocanti.

Aber der Stärke des Sinnes möchte dadurch wohl nicht sonderlich aufgeholfen seyn. — Eher noch möchte man die Aenderung in der 38sten Ode billigen, wo Hr. M. für *Sedulus curo* so interpungiren und lesen will:

Simplici myrto nihil allabores
Sedulus; *ruri* neque te ministrum
Dedecet myrtus, u. s. f.

Daß also der Sinn wäre: Hier auf meinem Landgute kannst du wohl den Myrthenkranz aufsetzen, und fröhlich seyn. — In der 18ten Ode des zweyten Buchs versteht er den satelles Orci wohl ganz richtig vom Mercur, nicht vom Tode, oder vom Charon; aber für vocatus atque non vocatus zu lesen: atque non *moratus*, will uns doch nicht recht ein. Der Ausdruck wird zu prosaisch, und die Assonanz nun, da der Gegensatz wegfällt, zu merklich, und dem Ohre beschwerlich.

Von S. 77 an folgen kritische Verbesserungen einiger Stellen des Florus. B. I. Kap. 2. findet er den Schluß der Nachricht vom Numa anstößig: eo denique ferocem populum redegit, ut quod *vi et iniuria* occupaverat imperium, religione et iustitia gubernaret; weil er dem Vorhergehenden widerspräche, worin Florus sagt, Numa sey durch freye Wahl des Volks zur Regierung gelangt. Er glaubt daher, es müsse heißen: quod *alienigena* occupaverat imperium. Sollte aber das Ganze nicht vielmehr auf das Volk selbst zu ziehen, und der Sinn dieser seyn: „Am Ende brachte er das römische Volk dahin, daß es sein Ansehn und seine Macht, die es sich durch Gewalt und Unrecht erworben hatte, durch Religion und Gerechtigkeit behauptete?" — B. II. Kap. 2. ist es schon wahrscheinlicher, daß für in *insulas* aggressus eher ex *subito* aggressus zu lesen seyn möchte.

S. 90 folgt die Verbesserung einer dem V. zweifelhaften Stelle beym Aurelius Victor, Kap. 63, wo vom Metellus Pius gesagt wird: Adolescens in petitione *praeturae et* pontificatus consularibus viris praelatus est. Die Schwierigkeiten, die über die Worte *praeturae et* vorgebracht werden, sind allerdings von Erheblichkeit, und die vorgeschlagene Aenderung dieses Worts in *praematura* (pontificatus petitione) ist glücklich genug.

Vor dem Herausgeber ist nun noch eine Beschreibung und Vergleichung einiger lateinischer Handschriften in der Duisburgischen Universitätsbibliothek angehängt. Zuerst von einer Handschrift des **Florus** aus dem vierzehnten, oder spätstens aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, die auch von **Ducker**, der sie bey seiner Ausgabe benutzte, in dieses Zeitalter gesetzt wurde. Die orthographischen Eigenheiten und einige Fehler der Nachläßigkeit in dieser Handschrift werden hier angezeigt; und dann wird sie mit der Ausgabe des **Grävius** verglichen. — Hierauf die Vergleichung eines Manuscripts, welches die **Georgika Virgil's** enthält, und erst aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, aber aus einem guten Codex abgeschrieben ist. **Tollius** verglich sie schon ehedem; und sie heißt daher in der Burmannischen und Heynischen Ausgabe *Codex Tollianus*. Hier ist eine noch genauere Collation mit der Heynischen Ausgabe angestellt. — Sowohl von diesen bibliothekarischen Nachrichten, als von den Withofischen kritischen Anmerkungen wird die zu hoffende Fortsetzung den Freunden klassischer Sprachkritik gewiß willkommen seyn.

Fr.

Jo. Aug. Ernesti Opusculorum Oratoriorum novum Volumen. Accessit Elogium beati Viri publice scriptum. Lipsiae, sumt. Fritsch. 1791. 17½ Bogen in gr. 8.

Herausgeber dieser Sammlung, die eine gewiß willkommene Ergänzung der schon vor dreyßig Jahren zu Leyden herausgekommenen ersten Sammlung oratorischer Werke des sel. Ernesti ausmacht, ist der jüngere Hr. Prof. Joh. Chr. Gottl. Ernesti in Leipzig. In einem kurzen Vorberichte entschuldigt er

er erst die durch mehrere Ursachen verspätete Erscheinung dieser schätzbaren Schriften, die zugleich als Nachlese jener ersten Sammlung anzusehen sind. Der hier gelieferten Lobschriften sind ein und zwanzig; und mehrentheils haben sie öffentliche akademische Veranlassungen gehabt. Wir setzen nur noch die Namen derer Personen her, deren Lebensumstände und Verdienste darin beschrieben sind: 1) **Ernst Aug. v. Apfelstadt**, Schwarzburg-Sondershäusischer Consistorialpräsident. Diese Denkschrift wurde von dem sel. E. im Namen des Raths Börner geschrieben. 2) **Hieron. Christ. Glöckner**, ausserordentl. Professor der Philosophie. 3) **Gotth. Aug. Graf**, Sondershaus. Consistorialassessor und Superintendent; im Namen seiner Anverwandten. 4) **Friedr. Lebr. Stolz**, Dr. beyder Rechte. 5) **Aug. Fried. Müller**, Prof. der Philosophie zu Leipzig. 6) **Dr. Christoph Wolle**, Prof. und Prediger daselbst. 7) **Jak. Chr. Seiler**, Dr. der Medicin. 8) Dr. **Ferdinand Aug. Hommel**, Appellationsrath und Prof. der Pandecten zu Leipzig. 9) **Joh. Fr. Krumbhaar**, dortiger Rathsherr und angesehener Kaufmann. 10) **Sophia Regina Ludwig**, Gattin des ehemaligen berühmten Mannes. 11) **Joh. Christoph Gottsched**, Prof. der Philosophie daselbst. Aus dieser Denkschrift mag hier folgende Stelle zur Probe stehen: Posteritas, obrutis invidiae odiorumque causis, controversiarumque memoria obliterata, cum solam rem causamque videbit, omnium de *Gottschedio* iudicia sic aequabit, ut de sermone patrio et omni bene dicendi ac scribendi genere, quae est non parva res, *immortaliter* meritum esse, omnes fateantur, et initia melioris sermonis et elegantioris ab ipso ducant. In cuius laudis societatem veniet vel maxime Academia nostra, in qua id lumen literarum luxisse patriae communi feretur. 12) Dr. **Fried. Aug. Junius**, Mitglied des Raths zu Leipzig. 13) **Chr. Fürchtegott Gellert**, Professor. — Diese trefliche Denkschrift ist ehedem, wie bekannt, schon einzeln gedruckt, ins größere Publikum gekommen. 14) **Gottfr. Heinsius**, Prof. der Mathematik. 15) Hofr. **Rud. Aug. Schubart**, Bürgermeister zu Leipzig. 16) Dr. **Aug. Flor. Rivinus**, Assessor der Juristenfacultät. 17) **Casp. Richter**, Rathsherr und Kaufmann zu Leipzig. 18) **Karl Chr. Peyling**, ein junger Gelehrter, Enkel des berühmten Theologen; im Namen des damaligen Rector der Universität, des Prof. **Borz**, geschrieben. 19) **Gottfr. Winkler**, Rathsherr

und Kaufmann. 20) Joh. Thomas Richter, Kammerrath und Kaufmann. 21) Jak. Heinr. Born, erster Bürgermeister in Leipzig. — Auf diese Lobschriften folgt eine Oratio panegyrica in *Fridericum V.* Regem Daniae, welche Ernesti schon im Jahre 1747 im Namen eines dänischen jungen Edelmannes, des Hrn. von Krogh, verfertigte, von dem sie bey Gelegenheit der Krönungsfeyer in der Leipziger Universitätskirche gehalten wurde. — Das angehängte Elogium des sel. Ernesti, selbst von dem Hrn. Prof. Aug. Wilhelm Ernesti, wird man hier mit Vergnügen wieder finden, und es der so auserlesenen und ehrenvollen Gesellschaft, in die es gebracht ist, für vollkommen würdig erkennen.

Er.

XV. Vermischte Nachrichten.

Vermischte Schriften des correspondirenden litterarischen Zirkels zu Mainz. Frankfurt und Leipzig. 1791. 267 Seiten. 8.

Die hier gesammelten Aufsätze sind in Ansehung ihres innern Gehalts eben so verschieden, als in Ansehung der Fächer, welchen sie sich widmen, und der Gegenstände, welche sie abhandeln. Offenbar ist der correspondirende litterärische Zirkel, dessen Einrichtung und Zweck aus mehrern Nachrichten nicht mehr unbekannt ist, zu früh mit den gesammelten Früchten seiner Bemühungen hervorgetreten, und die Anzahl der letztern scheint noch nicht groß genug zu seyn, um lauter reife und der längern Fortdauer würdige Produkte auswählen zu können.

Wir nennen die Aufsätze, welche den Inhalt dieser Sammlung ausmachen, und unsre Leser werden aus unsern kurzen Anmerkungen zu diesem Verzeichniß leicht bestimmen, welche wir mit Recht an ihrer Stelle erblicken. 1) Ode an die correspondirende litterärische Gesellschaft bey deren Stiftungsfest am 11. Nov. 1790, gefeyert von F. H. C. Schwarz, ordentlichem auswärtigen Mitglied. S. 1. Die reimfreyen Verse, in welchen hier die Geschichte der Menschheit erzählt wird, besitzen nicht den mindesten Rhythmus,

und

und fast eben so wenig sonst etwas, was man von einem guten Dichterwerk fordert.

Heil Euch! Heil Euch! (ruft der Dichter an einer
Stelle, wo er sich vorzüglich erhebt) ihr Söhne
der Wahrheit! wir sehen
der Wahrheit, der Tugend und Christus Reich
In Herzen und nicht blos in Tempeln verbreitet! —
schon fliehen
Die Ungeheuer der Hölle — fliehen
Hinab in ihr, der Finsterniß Reich! — ach, daß sie
Auf ewig, auf ewig hinabflöhn!

In der Figur der Wiederholung scheint der Verf. das Wesen der Poesie zu suchen. Das Heil Euch! insbesondere ist auch in den vorhergehenden und folgenden Strophen bis zum Ekel gebraucht. — Vom Fleiß und Beobachtungsgeist zeigen 2) Medicinisch-praktische Beobachtungen, S. 7. aus B... (ohne Zweifel Biedenkopf) im Darmstädtischen Hinterland. Sie betreffen die Krankheitsgeschichte dieser Gegend von dem Jahr 1785. — In der 3. Beantwortung der Frage: Ist es besser, die Sponsalien abzuschaffen, oder sie beyzubehalten, und wenn sie beyzubehalten sind, unter welchen Einschränkungen können sie beybehalten werden? S. 65. behauptet der Verf. die gänzliche Nutzlosigkeit der Sponsalien. Er sieht sie vielmehr, wegen der Folgen, die das kanonische Recht ihnen beylegt, als offenbar schädlich für den Staat sowohl, als dessen einzelne Glieder an. Indessen paßt, nach dem heutigen fast allgemeinen Kirchenrecht der Protestanten, das, was der Verf. hierüber sagt, fast allein auf die katholische Kirche. Ueber die Geschichte der Lehre von den Sponsalien hat er sich zugleich umständlicher verbreitet, als sein Endzweck zu fordern schien; doch findet man hier mehrere Bemerkungen, die dem Forschungsgeist des V. Ehre machen. — 4. Bemerkungen über das Schöne. S. 91. Nicht von großer Erheblichkeit, und nicht weit durch die Oberfläche des Gegenstands in ihn selbst eingedrungen. Das Schöne sey nicht conventionell, sondern beruhe auf etwas Objektiven. Es bestehe überhaupt in der Verbindung mehrerer einzelner angenehmer sinnlicher Eindrücke zu Einem, welcher die Totalsumme der übrigen ist, und mehr auf den Verstand als den Sinn wirkt. Das Princip der Schönheit müsse

allgemein seyn, doch unter verschiedenen Modificationen; auch könne es an und für sich keine Realität haben: [illegible] sey an und für sich ein modus oder das Aggregat aller in einem Dinge befindlicher modorum. Das wäre dann nichts anders, als die Ordnung, und ein höherer Grad der Ordnung mit Zweck. — 5. Viga-Glum, eine altnordische Sage, nach dem Isländischen. S. 103. Nicht uninteressant, und ein lebendes Gemälde der Rohheit, in der die Menschheit in den ersten Zeiten des gesellschaftlichen Zustands sich befand. — 6. Lebensgeschichte der Gräfin Marie Aurore von Königsmark Pröpstin des Stifts Quedlinburg S. 165. Wir können die große Wichtigkeit, die der Verf. seiner Heldin für die Geschichte ihrer Zeit beylegt, zwar nicht finden, allein, wir lesen dennoch nicht ohne Vergnügen die hier aufgestellten Nachrichten von einer in mehrern Rücksichten merkwürdigen Person, obwohl sie nur aus bekannten Quellen gesammelt sind, auch durch die Einkleidung keinen vorzüglichen Reiz erhalten haben. — 7. Abhandlung über Cicero's Vorstellungsart von der Unsterblichkeit der Seele, nach Anleitung des ersten Buchs der *Quaest. tuscul.*, von Friedr. Wilh Dan. Snell. S. 199. Sehr glücklich, wie uns dünkt, und mit vieler Klarheit entwickelt der durch mehrere philosophische Arbeiten nicht ohne Ruhm bekannte Verf. den Inhalt des ersten Buchs der tusculanischen Untersuchungen, und verweilt sich vorzüglich bey dem, was in der Darstellung von der Lehre der Unsterblichkeit der Seele dem römischen Forscher eigen zu seyn scheint. Die folgenden drey Nummern enthalten Gedichte: Parno und seine Tochter, eine Herbstidylle. S. 225. Eine Ballade aus dem Englischen des *Vicar of Wakefield*. S. 232. Beyde von O. Und: An Deutschlands Schutzgeist bey der letztern Kaiserwahl. S. 243. von Gg. Keines erhebt sich über eine sehr nüchterne Mittelmäßigkeit. Wenn Hr. O. neu seyn will; so drückt er sich, wie folget, aus: „Schon ertönte „der klappernde Storch vom bemoßten Thurme sein einsylbi„ges Abschiedslied, und die heimkehrende Schwalben schwan„gen zum letztenmal die Fittige um den langbeinigten Kü„ster, segelten nun schnell durch die Lüfte zum wärmern „Eyland (?), — die gelblichten Blätter rauschten in wink„lichten Flug von den sterbenden Bäumen." — O! Herr O! O! — Den Beschluß macht: 11. Von der Holzersparung in Ansehung der Feuerung. S. 251. vom Bürgermeister

[illegible] zu Lippstadt. Nichts Außerordentliches, weder in den [illegible] Sätzen, noch in den Vorschlägen [illegible] Verbesserungsanstalten. In solchen Gegenständen sind [illegible] Wiederholungen in Theorie sowohl, als in praktischen [illegible] ganz an ihrem Orte.

[illegible]

Gnomata, das ist, Lesebuch. Erster Band. Die Verbindung zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, besonders in Ansehung gemeiner Landesunruhen, betreffend; von M. Joh. Traugott Mangelsdorf, Prediger bey der Gemeinde in Lobnitz und zu Döbern, Delitzscher Inspection. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1791. 8. 439 Seiten.

Der Verf. hat bey diesem Lesebuch, das nicht sowohl für Gelehrte, als für andre Klassen des lesenden Publikums bestimmt ist, die wohlgemeinte Absicht, solche Ideen und Kenntnisse dadurch in Umlauf zu bringen, die, wie er sich selbst ausdrückt, heilsam und doch seinen Zeitgenossen nicht geläufig wären, hingegen solche Vorstellungen und Ideen, die für Sitten, Tugend und Glückseligkeit offenbar nachtheilig sind, und die man doch in so vielen unsrer gewöhnlichen Lesebücher antrifft, durch das Licht der Wahrheit zu zerstreuen, und so zur Vorbereitung christlicher Gesinnungen und zur Beförderung der Tugend nach seinem Vermögen beyzutragen. Näher hat er den Plan seines Lesebuchs nicht bestimmt; man sieht aber schon daraus ungefähr so viel, daß er vorzüglich nur solche Gegenstände darin vortragen wird, die mit Moral und Christenthum in Verbindung stehen. Die besondere Veranlassung zu dem größten Theil dieses Bandes gaben die vor zwey Jahren in einigen Gegenden von Chursachsen ausgebrochenen Unruhen; und hierdurch erhält das Buch ein besonderes Interesse für die Landsleute des Verf.; überhaupt aber fehlt es ihm nicht an Mannichfaltigkeit der Materie, wie unsere Leser gleich aus der nähern Anzeige des Inhalts sehen werden, wenn wir nur gestehen könnten, daß uns die Behandlung derselben eben so sehr befriedigt hätte.

[illegible] Zweck fünf Sendschreiben an einen [illegible] Landesunruhen überhaupt, und besonders die [illegible] ruhen unter dem Bauernstand im Sommer 17[illegible] [illegible]. In dem ersten Sendschreiben sucht der Verf. zu [illegible] den Anfängern und Beförderern gemeiner Landesunruhen [illegible] mal bey weitem zu viel Ehre geschehe, wenn sie von [illegible] Anhängern als Freunde des Vaterlands und ihrer Mitunterthanen gerühmt werden. Man sieht leicht, daß es unmöglich ist, eine solche Behauptung zu erweisen, und der [illegible] es daher gerade so, wie alle seichte Declamatoren, [illegible] beym Allgemeinen stehen, behaupten, ohne zu beweisen, und glauben, alles verlohren zu haben, wenn sie [illegible] nachgeben. Warum mußte er behaupten, daß alle [illegible] Anstifter oder Theilnehmer einer Revolution dem Vaterlande mehr Schaden als Vortheil bringen? Fielen ihm denn nicht ein Wilhelm Tell, ein Oranien, ein Washington, Franklin u. a. m. bey? Würde die gute Sache nicht gewonnen haben, wenn er die verschiedenen Fälle gehörig entschieden, und seinen Lesern gezeigt hätte, wie nur in den seltensten Fällen ein wahrer Vortheil für das allgemeine Beste daraus entspringe, und mit wie vielen Aufopferungen diese Vortheile errungen werden müßten? Aber das Ganze ist überhaupt in einem gedehnten kanzelmäßigen Vortrage abgefaßt, wie unsre Leser aus folgender Stelle, die einen nicht undeutlichen Blick in das Innere dieses Lesebuchs thun läßt, selbst urtheilen können. S. 11 ff. wird der Freund des Vaterlands geschildert, und unter andern von ihm gesagt: „Ist er ein Laye, er gehört (statt: er gehöre) „zum Bauernstande, oder zu dem Stande der Handwerker „und Künstler, oder er ist (sey) im gemeinen Wesen bey einer „öffentlichen Bedienung angestellt: dann wartet er seines Be„rufs, mit jenem stillen Wesen, welches an den Mitgliedern „der Brüdergemeine mit einem solchen allgemeinen Beyfalle „bemerkt wird, daß man wohl sieht, wie sehr es allenthalben „nachgeahmt zu werden verdiene; täglich hält er mit den Sei„nen seine Andachtsübungen, von welchen er den Segen an „sich und an den Seinigen, in einem guten Fortgange der „Gottseligkeit, mit Vergnügen wahrnimmt. Die heiligen „Tage benutzt er als Tage der Vorbereitung auf jenen großen „Sabbath im Himmel, in dessen Feyer wir Christen bey der „größesten Geschäftigkeit einer ungestörten Ruhe zu genießen, „mit wohlgegründetem Glauben hoffen" u. s. w.; in diesem Tone geht es noch eine ganze Seite fort. — Im dritten

Sendschreiben ist der Verf. bemüht, zu erweisen, was wir ihm gern glauben, daß die Unruhen in Sachsen weder aus Mangel an Liebe gegen den allergnädigsten Landesvater, noch aus Gottesverläugnung und Irreligiosität entstanden wären. Denn diese letztern sind ihm die vornehmsten Ursachen der französischen Revolution; und diese Verachtung Gottes und der Religion ist, seiner Meinung nach, am meisten durch Voltairs aufklärende Philosophie, die er an einem andern Orte schaale Einfälle von Menschenfreyheit und Menschenrechte nennt, bewirkt worden.

Nach den fünf Sendschreiben folgt unter Nr. II. das Churfürstl. Sächs. gnädigste Mandat wider die Anfänger und Beförderer gemeiner Landesunruhen und Empörungen; und hierauf Nr. III. ein Fragment aus Deutschlands Geschichte, die Unruhen unter dem deutschen Bauernstande in den Jahren 1524 und 1525 betreffend; sammt einigen auf diese Unruhen sich beziehenden Schriften Luthers und Melanchthons. S. 164 bis 186. Dieser Abschnitt hat uns noch am besten gefallen.

Nr. IV. hat zur Ueberschrift: *Nicht Plappereyen — ernsthafte Wahrheit — aufgeklärten Christen zur Erquickung — den durch modische Aufklärung Geblendeten zur Beherzigung.* S. 187 — 315. Aus dieser erbaulichen Ueberschrift werden die Leser wohl nicht das Beste ahnden, vielleicht aber wird mancher noch auf eine angenehme Art getäuscht, wenn er findet, daß dieser Abschnitt Auszüge aus Tyg. Rothe's Buch: die Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa enthält. Es gehört nicht hieher, über den Werth dieses Buchs nach unsern jetzigen Kenntnissen zu urtheilen — aber so viel wird uns wohl erlaubt seyn, zu bemerken, daß das meiste von dem, was hier von dem Einfluß des Christenthums auf den sittlichen Zustand der Völker behauptet wird, mehr von dem gilt, was das Christenthum hätte bewirken können, als was es wirklich bewirkt hat. Auch hängt T. R. noch gar zu fest an der Vorstellung, daß wenn die Gottheit Christi nicht ausser allen Zweifel gesetzt ist, die ganze christliche Lehre nichts sey, da doch Christus selbst verlangte, daß man von der Wirkung und dem Einfluß, die seine Lehre auf das menschliche Herz und Leben habe, und nicht von seiner Person auf die Vortrefflichkeit derselben schliessen solle. Unser Verf. ist einerley Meinung mit T. R., und er meint auch, daß die naturalistischen und deistischen Christenthumsstürmer

von

[illegible] warum nicht zugeben möchten, daß Christus kein bloßer Mensch gewesen sey, und vom Himmel zu uns gesendet wäre, weil man alsdann auch künftig seine Ankunft zum Gericht zu erwarten hätte, und sie diese scheuten: hingegen Sokrates, Cicero, Leibnitz, Wolf, Kant u. a. m. wären nicht vom Himmel gekommen, und kämen also auch nicht dereinst uns zu richten, daher fänden sie weit größern Beyfall. Die Lehre vom künftigen Gericht, wie es sich unser Verf. vorzustellen scheint, nämlich in Verbindung mit der Auferstehung des Fleisches, streitet doch zu sehr mit allen übrigen Lehren des Christenthums, als daß man sich nicht wundern sollte, wie sie nur hat entstehen, geschweige, wie sie sich so lange hat erhalten können. Wenn der menschliche Geist, wie das Christenthum lehrt, unsterblich ist, wenn nur der Körper wieder zur Erde wird, was soll aus dem Geiste werden, bis zu der Zeit, wo Christus zum Gericht kömmt? Soll er Jahrtausende hindurch in Unthätigkeit schlummern? Wie reimet sich dies mit der Natur eines Geistes? wie mit der Güte Gottes? wie mit den Lehren der christlichen Religion? Und wenn dies nicht ist, wenn die Seele nach dem Tode des Menschen fortwirkt, muß ihr Zustand da nicht gleich bestimmt und dem Grade der Vollkommenheit angemessen seyn, den sie hier erreicht hat? Wie könnte sie also erst nach Jahrtausenden durch Christum gerichtet werden? Und wenn sie diesen langen Zeitraum hindurch ohne diese körperliche Hülle, von der sie durch den Tod befreyt wurde, gewirkt hat, und glücklich gewesen ist, wozu sollte sie sie alsdann wieder aufnehmen? Aber kindisch und kleinlich sind die Vorstellungen der Menschen von Gott und den göttlichen Dingen.

Der V. Abschnitt enthält vier Predigten, die der Verf. zur Probe giebt, um, wenn sie Beyfall finden, mehrere folgen zu lassen. Wir wollen blos die Disposition von der ersten hersetzen; dies wird hinlänglich seyn, zu beweisen, daß diese Predigten ganz von gewöhnlichem, gemeinem Schlage sind. Sie lautet also: Die väterliche Stimme Gottes an uns, die wir uns unter bedenklichen Umständen seiner gnadenreichen Fürsorge empfehlen. Wir erinnern uns einmal an die bedenklichen Umstände selbst, unter welchen wir uns der gnadenreichen Fürsorge Gottes empfehlen: wir merken hernach auf die Stimme Gottes an uns, die wir uns unter bedenklichen Umständen seiner gnadenreichen Fürsorge empfehlen.

Ha-

Iacobi Acontii Tridentini ad Ioannem Wolfium Tigurinum Epistola de ratione edendorum Librorum, nunc primum separatim edita. Chemnitii, impensis Hofmanni. 1791. CII Pagg. 8.

So wenig eine vor mehr als zweyhundert Jahren erschienene Schrift vor das Forum des letzten Decenniums unsers Jahrhunderts zu gehören scheint: so verdient doch diese vielleicht etwas mehr Aufmerksamkeit, da sie, ungeachtet sie von einem Deutschen herrühret, und eine nicht eben häufig behandelte Materie begreift, bisher den meisten Literatoren, und selbst einem Denina, dem Verfasser der Bibliopöie, unbekannt war. Letzter Umstand vorzüglich bewog den Herausgeber, (wie wir von sicherer Hand wissen, Hr. J. Moys. Martini, Magister zu Zwickau,) auf die Bitte des Verlegers, ihm zur nahen Ostermesse noch ein Büchlein zu liefern, diesen Abdruck einer für unsre schreibseligen Zeiten interessanten Schrift (aus der Grasserischen Edition des Stratagem. Satanae des Verf. (Basel, 1610.) mit Zuziehung einer Oxforder Edition von 1631.) zu besorgen. Wir glauben, dazu um so mehr berechtigt zu seyn, da er von ihm urtheilt: „Habebat A. ingenium peracre, philosophia et optimis literis egregie subactum; — orationis vero genere ita culto, ut ab illa veterum puritate et simplicitate proxime abesse videretur." (Wer von diesem Urtheile Beweise verlangt, wird auf die Schriften des Verf. de methodo s. de investigandarum tradendarumque artium ratione, und auf die Satanae Stratagemata verwiesen, welches letztre Werk er der Königin Elisabeth von England widmete, die den aus Deutschland, der Religion wegen, nach England geflüchteten Verfasser, mit einer Pension unterstützte, wie er selbst in der vorliegenden Schrift rühmlichst erwähnt.) Doch wir eilen nun zu diesem Briefe selbst. Schon damals klagte A., daß viele nur schrieben, um zu schreiben, daß sie, unvermögend selbst etwas Gescheutes hervorzubringen, von andern, und zwar öfters nur das Schlechtere borgten, daß ihre einzige Stärke in Erfindung lockender Titel bestünde rc. Nach diesem Eingange redet er von der Unsicherheit des eignen und des Urtheils der Freunde über herauszugebende Schriften, von der Nothwendigkeit der Untersuchung dieser Urtheile, den Kennzeichen der Richtigkeit derselben; ferner von der Schwie-

rigkeit

tigkeit des Urtheils, ob dies oder jenes zur Bekanntmachung reif genug sey, (worin man nicht allzu strenge seyn, und auf die Zeitumstände Rücksicht nehmen müsse u. s. w.). Dann folgen einige Vorschriften zur Abfassung der Schriften selbst, besonders zu Behandlung der Gegner; Ermunterungen, sich nicht durch Schwierigkeiten schrecken zu lassen u. s. w.; aber auch Ermahnungen, bey jeder Schrift wohl zu überlegen, ob sie bey der Menge von bereits vorhandenen Schriften der Zeit des Lesens wohl werth seyn möchte, und nicht multa, sondern pauca et solida scripta zu schreiben. Was würde der gute Mann, der über die damaligen Berge von Büchern klagte, wohl jetzt sagen? aber wie sehr würde er sich auch freuen, daß seine Prophezeyung eingetroffen, die er für die Polygraphen hinschrieb: „Etsi enim multos habuit haberque aetas nostra viros praestantes, adhuc tamen videre videor nescio quid magis futurum!" — Der Brief selbst nimmt gegen 60 Seiten ein; ihm folgt Editoris ad amicum Epistola, woraus wir oben einiges mitgetheilt haben, bis S. 78. Den Beschluß macht Brevis annotatio, oder kritische Bemerkungen über Varianten und Rechtfertigungen der hier gewählten Lesarten. — Alles ist mit einerley Lettern, auf schönes Papier, etwas weitläuftig gedruckt, und macht der neuen Verlagshandlung Ehre.

P.

Moralische Reflexionen, erläutert durch Beyspiele aus der Geschichte, von Friedrich Christian Thermeyer, Inspector der lateinischen Schule auf dem Waisenhause zu Halle. Erster Theil. Leipzig, bey Barth. 1790. 324 Seiten. 8.

Der Hr. Verf. hat bey dieser Arbeit die löbliche Absicht, Jünglinge mit den wichtigsten Grundsätzen der Sittenlehre und Lebensklugheit auf eine angenehme und überzeugende Art bekannt zu machen. Er sammlet daher aus der ältern und neuern Geschichte belehrende Beyspiele unter allgemeinen Uebersichten, die er mit Erläuterungen, Ermahnungen und praktischen Lebensregeln begleitet. Je wichtiger aber der Endzweck solcher Sammlungen ist, je häufiger dieselben itzt werden, desto mehr ist Vorsicht und Geschmack in der Auswahl

Vorz-

[illegible] in Ausdruck und Darstellung zu erreichen. Wir wünschen also, daß der Verf. bey den künftigen Theilen in Rücksicht darauf nehmen möge, als bey dem vor uns liegenden geschehen ist. Die Sprache trägt hie und da noch zu sehr das Gepräge der Uebersetzung, und ist selbst in den Ueberschriften zuweilen nicht sorgfältig genug, z. B. [illegible] man einen Knaben ernähren, wenn er jung ist, soll er, wenn er alt wird." So würden wir auch bey der Auswahl strenger gewesen seyn, und viel Erzählungen entweder abgekürzt, oder ganz weggelassen, dagegen auf die neuere Geschichte mehr Rücksicht genommen haben, als hier geschehen ist.

Rh.

Cornelii Egenis [illegible] Unterhaltungen für die empfindsame Welt. München, 1790. bey Strobl. 11 Bogen. 8.

Unter diesem Titel giebt ein Mensch, den die Autorwuth befällt, seine elenden vermischten Aufsätze heraus, die er in müßigen Stunden zusammengeschrieben hat. Die mehresten zielen dahin, die falsche Empfindsamkeit lächerlich zu machen, die doch jetzt so ziemlich aus der Mode gekommen; aber platter und schaaler kann kein Witz, plumper und gemeiner kein Raisonnement seyn, als womit hier der Herr Cornelius sein Jahrhundert bessern und unterrichten will. Die Verse sind ganz abscheulich. Daß sein Styl von Provinzialismen strotzt, versteht sich von selber; aber er schafft sich auch ganz neue Wörter, nennt z. B. Zähren immer Zäher. Am Ende fällt es dem Menschen gar ein, zu glauben, sein Buch habe Lachen erregt. Er schreibt eine Nachrede, die sich anfängt: „Und wolltest du, wenn du ausgelacht hast u. s. w." — Seufzen, mein lieber Cornelius! nur seufzen kann man bey solchen Aufsätzen! Die Nachrede ist unterschrieben: Karl Theodor Beck.

Bemerkungen auf einer Reise durch die Stadt und Landschaft Narrenburg gesammelt, von Demokrit dem Jüngern. Mit einem Landkärtchen. Abdera, auf Kosten des gesammten Magistrats, [illegible]. [illegible] Bogen. 8.

Walter

[illegible] so vollkommen werth, von einem Abderiten geschrieben, und zu Abdera gedruckt zu seyn.

Schicksale und Abentheuer berühmter Seefahrer und Freybeuter. Leipzig, bey Weygand. 1792. 22½ Bogen. 8.

Der Hauptinhalt dieser Biographien ist wahre Geschichte, aus verschiednen Schriftstellern zusammengetragen. Die den französischen Originalen abgeborgten Verbrämungen, Declamationen und die eingeschalteten langen Reden machen die Schreibart widrig und kraftlos. Am besten ist Drake's Leben geschrieben.

Für Jünglinge jedes Standes. Traurige Wahrheiten im Romangewande. Ein Pendant zu dem Buche: Für Töchter edler Herkunft. Altenburg, bey Richter. 1796. 26 Bogen. 8.

Es werden hier eine Menge fürchterlicher Geschichten von den schädlichen Folgen sowohl der Onanie, als aller andern Arten von Unzucht erzählt. Statt daß aber solche Schilderungen äusserst vorsichtig aufgestellt werden müssen, (wie dies auch von dem Herrn **Hermes** in dem Buche, zu welchem das vorliegende der Pendant seyn soll, geschehen ist,) wenn man dadurch nicht mehr Schaden als Nutzen stiften, und die Jugend mit Ausschweifungen vertraut machen, oder ihre Neugier reizen will; so ist hier würklich die Ausübung mancher Laster so umständlich und deutlich beschrieben, daß Rec. nicht so zufrieden von der Ausführung, als von der gutgemeinten Absicht des Verfassers seyn kann. Eine Menge ekelhafter Bilder, venerische Krankheitsgeschichten, Lebensbeschreibungen verworfener Menschen, beyderley Geschlechts, unwahrscheinliche Begebenheiten (wenigstens in sofern unwahrscheinlich, daß grade dieselben Personen das alles sehen, erleben und erfahren müssen) sind zu einem geschmacklosen Roman in Verbindung gebracht. Endlich sind auch Heilungs- und Verwahrungsmittel, theils aus andern Schriften, theils von eigner Erfindung des Verf. angegeben. Unter diesen letzten möchte wohl die

Inst-

Infibulation, so wenig wie das Beinkleiderschloß, anwendbar gefunden werden. Die Schreibart ist auch nicht sehr correct. So steht z. B. gleich in der Vorrede: „Die Erzählungen hätten sich wirklich zugetragen." Erzählungen tragen sich nicht zu, sondern die erzählten Begebenheiten.

Der Weltmann und die Dame von feinem und großem Ton. Ein Versuch von J. C. Siede. Halle, bey Gebauer. 16½ Bogen.

Ein wahres Complimentirbuch, von einem Hofmeister geschrieben, und seinen Zöglingen, den hofnungsvollen Zweigen der edlen Steinäcker- und Alvenslebenschen Stämme, gewidmet. Wenn nicht alles so äusserst ernsthaft vorgetragen wäre; so sollte man das ganze Buch für eine Satyre auf den feinen Weltton halten; aber nichts weniger! Er meint es ernstlich mit dem, was er diesen jungen Sprößlingen vorträgt, die er bald: lieber Freundlicher! bald lieber Ernster! u. s. w. anredet. Zur Probe des philosophischen Geistes des Verfassers mögen folgende beyden Definitionen dienen: (S. 2.) „Höflichkeit ist eine Aufmerksamkeit, nie etwas zu sagen oder zu thun, was den Wohlstand beleidigt. Artig sind Sie, wenn Sie diese Höflichkeit bis zur höchsten Vollkommenheit ausüben, wenn Sie sich einigermaßen selbst zu übersehen scheinen, und die Verdienste Anderer auf eine feine und edle Art zu erheben sich bemühen." Und zum Beyspiel der Regeln, die er giebt, wollen wir folgende abschreiben (S. 3.) „Die ansehnliche erste Stelle in einem geheizten Zimmer sollte eigentlich diese seyn, welche dem Feuer am nächsten, dem Winde einer Thür oder eines Fensters am wenigsten ausgesetzt ist; im Sommer die, wo es am kühlsten ist, sie gehört dem Vornehmsten, dem Ersten in Ihrer Gesellschaft. Ist sie aber schon von Jemanden besetzt, und kommt eine höhere Standesperson hinzu, so ist es Ihre Pflicht, aufzustehen, und ihm den gebührenden Sitz anzubieten. Thut er's nicht, so begeht er einen groben Fehler, dem Sie nicht gut werden abhelfen können."

„Ist aber der Unterschied des Ranges zu groß, so müssen Sie ihn bitten, dem Herrn oder der Dame den Platz einzuräumen. Um dieses so höflich als möglich zu thun, so dürfen Sie sich nur stellen gegen Jenen, als ob Sie um den Platz,

 den

ihren unleugbaren Nutzen, und der Uebersetzer hat sich noch dadurch verdient gemacht, daß er hie und da nützliche Bemerkungen hinzugefügt hat.

Ib.

Die Schleuder. Für Thoren, welche klug werden wollen. Erstes Quartal. Schleswig und Leipzig, bey Boie. 1791. 74 Seiten. 8.

Gewiß wird es dem Schleuderer nicht gelingen, durch alle seine dreyzehn Würfe, die Rec. leider mit ansehen mußte, irgend einen Thoren klug zu machen; denn dazu gehört mehr Kraft und Geschicklichkeit, als er anzuwenden vermag. Alle seine dreyzehn Döbuchen (wie er sie nennt) fallen noch weit vor dem Ziele nieder. Es wäre also wohl rathsamer, daß er künftig das Schleudern bleiben ließe. Rec. hegt wenigstens gar keine Lust, in der Folge noch Augenzeuge davon zu seyn, und warnt aus guter Wohlmeynung auch alle seine Leser davor.

Aw.

Auswahl der nützlichsten und unterhaltendsten Aufsätze für Deutsche. Aus den neuesten brittischen Magazinen. Zwölfter Band. 1791. Dreyzehnter Band. 1792. Jeder 1 Alphabet. 8. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung.

Was Rec. bey der Anzeige der vorigen Bände gesagt hat, wiederholt er auch hier. Obgleich nicht alle Aufsätze von gleichem Werth sind, so enthalten sie doch für mannichfaltige Klassen der Leser eine gesunde und lehrreiche Lectüre.

Sw.

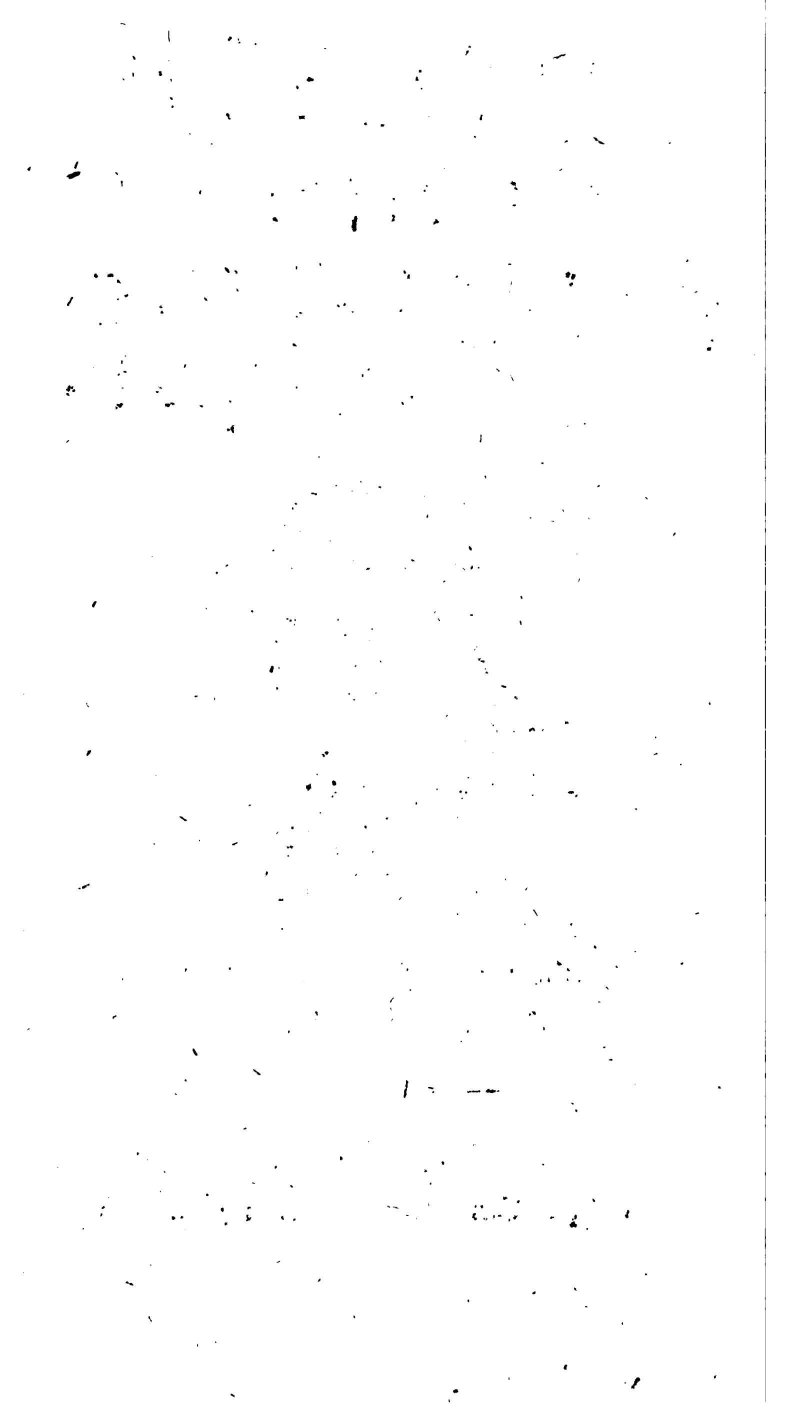
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des hundert und sechszehnten Bandes zweytes Stück.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1794.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des hundert und sechszehnten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

IV. Schöne Wissenschaften und Poesien.

V. Musik.

VI. Weltweisheit.

VII. Mathematik.

Acta

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

IX. Chemie und Mineralogie.

X. Haushaltungswissenschaft.

XI. Allgem. Weltgeschichte u. alte Geschichte.

XII. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XIII. Erdbeschreib. Reisebeschreib. u. Statistik.

XIV. Gelehrtengeschichte.

XV. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, ꝛc.

Epi-

XVI. Vermischte Nachrichten.

Kurze Nachrichten.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Gottesvertheidigung über die (wegen der) Zulassung des Bösen auf unserer Erde nach der heil. Schrift. Zweyter Theil. Von S. L. E. de Marées. Dessau und Leipzig, 1790. bey Heybruch und Sommer, 488 Seiten in 8.

Herr de Marées bleibt sich immer gleich; immer ein geschworner Feind der Vernunft und leidigen Aufklärung; immer ein hitziger Gegner aller derer, die nicht gerade so denken, meinen und urtheilen, wie er; immer ein eifriger Vertheidiger des Buchstabens der heiligen Schrift, zu Trost und Nutz und Frommen allen den armen Leuten, die so, wie er, mit dem Buchstaben alles zu verliehren meinen, weil das blöde Auge ihres schwachen Verstandes, selbst mit der alten Brille ihrer compendiarischen Gelehrsamkeit bewaffnet, den hohen göttlichen Geist der Bibel nicht zu schauen, die Hülle der Einkleidung nicht zu durchdringen vermag. Eine solche Selbstgefälligkeit, ein solches stolzes Herabblicken auf die, die das nicht in der Bibel finden, was er darin findet, eine solche Gefühllosigkeit gegen den Eindruck der Wahrheit findet man jetzt nicht häufig mehr. Zuversichtlicher führte gewiß weiland Ritter Donquixotte, berüchtigten Andenkens, nicht sein verrostetes Schwerdt gegen Windmühlen, die seine Phantasey zu Riesen ihm schuf; als dieser streitbare Paladin überall Bibelfeinde und Gegner der Wahrheit schafft, um mit ihnen eine Lanze zu brechen. Wer auch hier aus der Ferne ihm in den Weg kommt, gegen den führt er Luftstreiche, seine Lanze sauset im Winde, und die Splitter fliegen weit umher.

Diesen zweyten Theil seiner Gottesvertheidigung fängt er mit einer Einleitung zu der Betrachtung der positiven Strafen des Sündenfalls an, worin er zuerst S. 1—29 aus 1. B. Mos. 1—3. beweiset, daß Gott sich zuerst als Schöpfer und Richter, also in seinen wahresten und wichtigsten Verhältnissen gegen die Menschen geoffenbart habe; S. 28—42, daß Offenbarungen und Erscheinungen Gottes überhaupt möglich und Gott anständig, und S. 43—58, daß die von Mose erzählten wahrhaftig seyn. Er widerlegt S. 59—63 die Einwürfe dagegen, und S. 64—70 die Einwendungen, welche gegen die Juden als Zeugen gemacht werden. Dabey lieset er den Philosophen den Text, die an die Stelle des biblischen Begriffs von Gott, als dem Schöpfer und Richter der Menschen, andere abstraktere Definitionen haben setzen wollen. Als ob es gründlichen Weltweisen jemals eingefallen wäre, zu läugnen, daß der in der Bibel angegebene Begriff von Gott der populärste und zugleich für den praktischen Gebrauch der Erkenntniß Gottes der fruchtbarste Begriff sey; wenn sie gleich bey ihren Untersuchungen zur genauern Bestimmung und theoretischen Erweiterung der richtigen Gotteserkenntniß andre Begriffe zum Grunde zu legen bewogen wurden. Unverzeihlich wird *Mendelsohn* wegen seiner *Morgenstunden* behandelt. Weil dieser den Menschen einen Gedanken Gottes genannt, und aus diesem Begriffe weiter gefolgert hatte, theils auf die unvergängliche Fortdauer des Menschen, theils darauf, daß die Glückseligkeit des Menschen nach dem Maaße werde vollkommener werden, je nachdem er mit Gott in Gesinnungen und Handlungen übereinstimme, und Gott ähnlicher werde: so werden ihm die ungereimtesten Folgerungen zur Last gelegt, die nun aus dem Begriffe vom Menschen, als einem Gedanken Gottes betrachtet, hergeleitet werden können. Der Verf. bedachte aber nicht, daß *Mendelsohn* den Menschen nur in Absicht seines Daseyns und seiner Wirklichkeit, oder in Absicht seiner wesentlichen Eigenschaften, einen Gedanken Gottes nennt, nicht in Absicht seiner zufälligen Eigenschaften oder Veränderungen und der freyen Bestimmungen seines Willens. Auch mit Hrn. *Kant* ist er sehr unzufrieden, nicht allein, weil derselbe die gewöhnlichen Beweise fürs Daseyn Gottes nicht für demonstrativisch gewiß gelten lassen will; sondern besonders wegen der Einwendungen, welche derselbe wider die Erzählungen vom Ursprunge der Welt gemacht hat, und gegen die Nachrichten von Erscheinungen Gottes, und von der

Urgeschichte des menschlichen Geschlechts. In Absicht der Glaubwürdigkeit der Nachrichten des ersten Buches Mosis beruft er sich wiederholt auf das Zeugniß der Juden und deren fortwährender Anhänglichkeit an Mosis Gesetz. Er kann oder will es nicht einsehen, daß daraus doch nichts mehr und nichts weniger folge, als daß die Juden ehemals die Satzungen, an welche sie sich halten, auf Mosis Ansehen, als auf das Ansehen eines von Gott ausserordentlich beglaubigten Mannes, angenommen haben; daß aber daraus auf die Entstehung der mosaischen Schriften und auf die Glaubwürdigkeit der einzelnen mosaischen Nachrichten eben so wenig bündig geschlossen werden kann, so wenig der Verf. einem Vertheidiger des Korans das Recht zugestehen würde, aus der fortdauernden großen Verehrung der Muhammedaner gegen Muhammed, und aus der hartnäckigen Anhänglichkeit derselben an den Lehren des Korans zu folgern, daß alle im Koran enthaltene Nachrichten von Muhammeds Thaten allen Umständen nach zuverlässig und ausser allem Zweifel gewiß seyn. Hrn. [illegible] war der Ausdruck entfallen, daß das Zeugniß eines gelehrten Publikums für glaubwürdige Geschichten erfordert werde. Ein jeder Unpartheyische verstand es leicht, daß Hr. K. von Männern redete, die im Stande wären, die Wahrheit zu untersuchen, und sie hinlänglich untersucht hätten, wenn er von Gelehrten als zuverläßigen Zeugen redete; und wenn er leugnete, daß es keine eigentliche Geschichte gebe, als seit den Zeiten, seit welchen ein gelehrtes Publikum oder Gelehrte gewesen seyn: so unterschied er mit gutem Grunde die vor der historischen Zeit hergehende Zeit der Sagen, (vor welcher eigentlich noch die Zeit der völligen Rohheit und Wildheit hergeht, aus welcher auch Sagen nicht einmal erwartet werden können,) von der eigentlich historischen Zeit. Hr. de M. hingegen greift das Wort auf, und will diese Behauptung mit der Bemerkung bestreiten, daß auch Gelehrte häufig so viel Seltsames und Ungereimtes behauptet haben, (welches ihm freylich leicht bekannt seyn konnte;) und daß hingegen ungelehrte Zeugen viel zuverläßiger seyn, als gelehrte; indem jene schlechtweg bezeugten, was sie gesehen und gehört hätten, wenn sie nur anders redliche Leute seyen; diese hingegen nicht selten, anstatt die Sache so zu erzählen, wie sie sey, ihre Meinungen davon vortrügen. Wenn man doch endlich einsähe, wie so ganz nichtig dieser Gemeinspruch ist, den ein seichter Halbwisser dem andern nun schon so oft nachgebetet hat! Das Zeugniß sonst noch so

 redli-

redlicher, aber unwissender, und von Vorurtheilen des großen Haufens eingenommener Leute kann ja doch wahrlich durchaus nichts beweisen, sobald es bey Begebenheiten auf die Frage, ob sie mit hinlänglicher Fähigkeit, Einsicht und Vorsicht beobachtet sind, vornehmlich ankommt. Mag ihr Zeugniß gelten, wo keine besondere Ursachen zu zweifeln eintreten: so kann es doch nicht an und für sich und allein gelten, wo wichtige Gründe sind, (es zu bezweifeln) ob die Begebenheit so zugegangen sey, wie sie erzählt wird. In solchen Fällen kann ich vernünftiger Weise dem nur glauben, der gehörig untersuchen konnte, und gehörig untersucht hat. Wenn ein Naturkündiger in einem dunkeln oder hellen Zimmer Donner und Blitze durch Elektricität und andre natürliche Kräfte hervorbrächte, und redliche unwissende Leute, die das gesehen und gehört hätten, bezeugten hernach, der Mann habe es wirklich donnern und blitzen lassen: so werde ich ihnen zwar glauben, daß sie dergleichen gesehen und gehört haben; aber daß das nicht durch natürliche Mittel geschehen, oder daß ein wirkliches Gewitter in der Luft hervorgebracht sey, kann und wird keiner vernünftiger Weise glauben, wenn nicht Kenner den Vorgang hinlänglich untersucht haben.

Wie Hr. de M. die Sache vorstellt, so sollte man glauben, die drey Millionen Israeliten, welche nach seiner Angabe bey der Gesetzgebung am Sinai zugegen gewesen, seyen Zeugen für jeden einzelnen Umstand, der in Moses Büchern erzählt ist. Aber auch dies ist ein Luftstreich. Wo ist das Zeugniß jener drey Millionen zu finden? Selbst nur das Zeugniß, welches sie von demjenigen, was auf dem Sinai vorgegangen ist, abgelegt haben, wo ist das zu finden? Etwa in der Tradition der Juden? Aber wenn mündlich fortgepflanzte Sagen und Erzählungen für zuverlässig angenommen werden sollten, wie vieles würde dann nicht für wahr und zuverlässig gelten müssen, was Hr. de M. hoffentlich selbst nicht für zuverlässig hält. Oder ist dies Zeugniß etwa in Moses Büchern anzutreffen, die ihnen vorgelegt, und von ihnen, als Augenzeugen, mit demjenigen, was sie gesehen und gehöret hatten, übereinstimmend anerkannt worden? Aber es ist ja eben noch die Frage, ob die Bücher Mosis von ihm schon in die Form gebracht sind, die sie jetzt haben? Ob nicht aus Moses Zeiten nur die Gesetze Mosis, nebst einigen Aufsätzen schriftlich, und die übrigen Begebenheiten durch Sagen und mündliche Erzählungen aufbehalten sind? Ob nicht ein späterer Verfasser etwa zu Samuels

Jemand den Büchern Mosis die jetzige Form gegeben habe? Wenn man den Styl der Bücher Mosis genauer studirt, und mit der Schreibart in andern Büchern vergleicht: so wird man auch über diese Punkte künftig mehr Licht verbreiten können. Die Anführung des Buches des Gesetzes in den folgenden Büchern beweiset gar nichts für einen frühern Ursprung; da von den folgenden Büchern keins älter ist, als Samuels Zeitalter. Gesetzt aber auch, die drey Millionen gölten als Zeugen für das, was sie am Sinai und ferner gesehen und gehört hätten: so könnten sie doch nur bezeugen, daß dergleichen geschehen, nicht aber, wie es zugegangen sey. Allein, wie könnten sie selbst die im ersten Buche Mosis, besonders für die in den ersten Kapiteln erzählten Thatsachen zeugen? Soll sich die Tradition von Adam her erhalten haben: so macht man, wenn man das annimmt, offenbar einen Zirkel im Beweise. Denn ohne vorauszusetzen, was erst bewiesen werden soll, daß die ersten Menschen durch unmittelbare Offenbarungen Gottes unterstützt seyn, ist überall keine Tradition vom Anfange des menschlichen Geschlechts her möglich. Also erst durch unmittelbare, den ersten Menschen zu Theil gewordne Offenbarungen wird Tradition von den ersten Menschen her möglich, und die Tradition soll wieder beweisen, daß den ersten Menschen Offenbarungen zu Theil geworden seyn. Hier beweist man die Offenbarungen aus der Tradition und die Wahrheit der Tradition aus den Offenbarungen. Wer kann den Zirkel verkennen? Es ist wahr, wenn den ersten Menschen unmittelbare Offenbarungen zu Theil geworden sind: so müssen sie als die einzigen Zeugen, die das bezeugen können, zuverlässig seyn. Aber es ist ja eben die Frage, Ob wir ein solches Zeugniß von den ersten Menschen haben? Ob die ersten Kapitel des ersten Buches Mosis Geschichte, oder nicht vielmehr Lehre enthalten, Unterricht in die willkührliche Form der Geschichte gekleidet, wie so viele Kosmogonien und Theogonien der Alten? Es giebt gewiß viele und wichtige Gründe, das Letztre zu behaupten.

Doch Untersuchungen von der Art ist Hr. de M. sehr abhold. Jerusalem wird wegen seiner Briefe über die mosaischen Schriften, und Eichhorn wegen seiner höhern Kritik hart mitgenommen. Die unselige höhere Kritik wird wirklich lächerlich gemacht, und es wird sehr witzig gezeigt, wie gar schön, das heißt erbaulich, man nach diesen argen Meinungen vielleicht [illegible] Jahren Klopstocks Messiade behandeln;

und deren Versetzungen, Einschiebsel u. s. w. [illegible] sie in ein andres späteres Zeitalter setzen werde. Man erstaunt über den Erguß von Witz, Laune und Geist [illegible] wenn gewahr wird, daß sich der Vers. nur in dem für ihn freylich unbedeutenden Umstand geirrt hat, daß die beyden mit einander verglichenen Dinge gar keine Vergleichung leiden; indem Mosis Bücher aus ganz andern Zeiten sind, als worin wir jetzt leben. Freylich hat der Vers. so etwas gedacht, indem er sich den Einwurf macht, dergleichen sey von der Methode, da sie gedruckt sey, nicht zu erwarten. Allein, er beantwortet sich seinen Zweifel — sollte man es für möglich halten? — so: die Bücher Mosis seyn ja auch unzähliche mal gedruckt und abgeschrieben. Nun ja! Da sieht man es!

So haut und sticht der Vers. nach allen Seiten [illegible] um sich herum nach allen, die nicht die Worte der Bibel so erklären, wie er sie erklärt, und diese Geistesbewegung kann man ihm endlich noch gönnen, weil er ihrer zu seiner Behaglichkeit zu bedürfen scheint, und niemand, als höchstens sich selbst, damit schadet.

Er giebt es S. 70 — 76 als einen großen Beweis der Glaubwürdigkeit der mosaischen Urgeschichte an, daß nach derselben die Erkenntniß des Einzigen wahren Gottes älter ist, als Abgötterey. Triumphirend trotzt er darauf, die Wahrheit müsse immer älter seyn, als alle Verfälschungen derselben. Es verlohnt sich nicht der Mühe, ausführlich die Nichtigkeit dieses Satzes zu beweisen; und die Gründe, welche es wenigstens höchst zweifelhaft machen, daß reiner Monotheismus die älteste Religion gewesen seyn könne, hier anzugeben, verstattet der Raum nicht. Bey dieser Frage kommt am Ende alles auf die Präliminarfrage an, ob das erste Buch Mosis eine eigentliche, bis an den Ursprung des menschlichen Geschlechts hinaufreichende Geschichte enthalte? Ist diese nicht mit Zuverlässigkeit bejahend entschieden: so wird man schwerlich erweisen können, daß die Erkenntniß eines einzigen Gottes die älteste Religion der Menschen sey; sondern vielmehr das Gegentheil behaupten dürfen: nämlich, der Monotheismus sey denn erst anerkannt worden, als die Vernunft einzelner Menschen zu dem Begriffe eines einzigen Urhebers aller Dinge sich zu erheben, durch das Nachdenken über den Ursprung und die erste Ursache der Entstehung der Welt veranlaßt worden sey. S. 77 — 88 beweist der V., daß der Gott des A. T. kein Nationalgott sey; richtig insofern, daß

daß er [illegible] als der Schöpfer der Welt, als höchster Gott, gedacht und vorgestellt wird. Aber unleugbar dachten die Israeliten sich doch Gott in einem ausschließlichen Verhältniß zu ihrem Volke, welches er allein seiner Gesetzgebung und Regierung, und seiner besondern Liebe und Wohlthaten allein gewürdigt habe. S. 82 — 101 eifert der Verf. wider diejenigen, welche Mosis Nachrichten für eine Sagengeschichte halten, und es ist ihm unbegreiflich, wie diese Meinung sogar in ein Lehrbuch der Weltgeschichte aufgenommen werden konnte. S. 102 — 107 sucht er zu beweisen, daß nach der Aussage der Geschichte die Erkenntniß des wahren Gottes sich schnell in Abgötterey verwandelt habe. Den Beweis, gegen welchen doch noch viel zu erinnern wäre, führt er aus Mosis Büchern, und daraus will er nun wieder beweisen, daß Mosis Nachrichten als wahre oder eigentliche Geschichte glaubwürdig seyn. S. 108 — 132 sollte man nach dem Eifern des Verf. besonders Kants Behauptung, daß der Vernunft das Recht zustehe, in Sachen, welche übersinnliche Gegenstände betreffen, als das Daseyn Gottes und die zukünftige Welt, zuerst zu sprechen, glauben, daß es mit der Aufklärung in der Philosophie und Theologie darauf abgesehen sey, den Christen die Bibel aus den Händen zu spielen; da doch nur die Absicht ist, dieselbe den Christen recht nützlich zu machen. Die Bemühungen mehrerer Gelehrten, den eigentlichen Sinn der Weissagungen des A. T. und den Ursprung der messianischen Erwartungen und Hoffnungen unter den Juden, und die Anwendung der Stellen des A. T. im N. T. in ein helleres Licht zu setzen, giebt er für eine Herabwürdigung und Entkräftung des A. T. aus, und widerlegt die Resultate derselben durch — die Berufung auf die fortwährende Hoffnung der Juden auf einen ihnen verheißenen Messias. Nun folgt von S. 171 — 169 die fortgesetzte Erläuterung des dritten Kapitels des ersten Buchs Mosis. Die Cherubim des Gartens bedeute keinen Donner; sondern ein Säulenwerk der Kirche, Symbol der Gegenwart Gottes. Adams und Evens Beschämung beweise die Wirkung der genossenen Frucht. Ob die ersten Menschen das Protevangelium verstanden haben, ist dem Verf. nicht gewiß, doch wahrscheinlich. Die Schlange, die vorher aufrecht gegangen, habe Gott nun in ein kriechendes Thier verwandelt. Vor dem Falle habe keine Feindschaft zwischen Menschen und Thieren Statt gefunden. Jene würden weder von Schlangen, noch von Löwen, Tygern und Wölfen etwas zu fürchten gehabt haben. Denn eine solche

 ursprüng-

ursprüngliche Einrichtung des Erdbodens, wodurch Gott selbst den Herrscher der Thiere, den Menschen, zum Peiniger und Auffresser derselben, und die Thiere zu Königsmördern, zu Mördern der Menschen geschaffen hätte, lasse sich vom allergütigsten Wesen ohne Lästerung nicht denken. Auch werde dies durch die allgemeinen, von Plato und Cicero selbst angepriesenen Sagen des Alterthums, von der friedlichen Eintracht der Menschen und Thiere, und der Thiere unter einander, genug bestätiget. In diesem Geschmacke geht es bis S. 227 fort; es wird eine Umschaffung der nun verfluchten Erde durch Gottes unmittelbare Wirkung angenommen, und daraus nun wieder gefolgert, daß es auf dieser verfluchten Erde gar keine reine Naturreligion geben könne. Ferner, da Sünden keine nothwendigen Folgen der Schranken endlicher Geschöpfe seyn: so müsse man, ohne die Geschichte der Verführung der ersten Aeltern durch den Teufel als eigentliche Geschichte anzunehmen, Gott für den Urheber der Sünde erkennen, und würde ihn nicht rechtfertigen können. Dann folgt S. 228 bis 294 der Uebergang zur eigentlichen Vertheidigung Gottes. Vernünftige Geschöpfe mußten frey seyn; die Menschen sind frey, und der Mißbrauch dieser Freyheit ist die Ursache der Sünde und der Fortpflanzung derselben. Hier eine neue Erweiterung des Dogma. Hätten Adam und Eva nicht gesündigt: so würde doch dies Leben für ihre Nachkommen so wie nun ein Stand der Prüfung gewesen seyn. Man könne annehmen, die jetzt in der Prüfung bestehen, würden auch dann bestanden seyn; die jetzt nicht bestehen, würden auch dann gefallen seyn [illegible]!

[illegible]

Die höchste Theodicee (S. 295 bis zu Ende) ist Jesus Christus. Diesen hat Gott verherrlicht über die Schöpfung des Menschen selbst und über die Zulassung des Bösen, durch die Bekanntmachung der moralischen göttlichen Vollkommenheiten, welche die Natur nicht lehren kann, durch das Werk der Erlösung, durch seine Auferstehung, durch die dem Menschen verschaffte Hülfe des heiligen Geistes, und wird ihn am vollkommensten verherrlichen durch seine Wiederkunft zum Gerichte, und die Vollziehung der gedrohten ewigen Strafen an den Gottlosen. Dem Einwurfe, welcher aus der Größe der göttlichen Erlösungsanstalten, und der Unbeträchtlichkeit der Menschen gegen die unermeßliche Schöpfung, oder aus den jetzigen Leiden der Thiere, die doch nicht gesündigt haben, hergenommen wird, begegnet die Bemerkung von der herrlichen

Be-

Bestimmung des Menschen, eine Lehrschule für die erschaffenen Geschöpfe, um die Fürsten der Engel zu werden, Eph. 3, 8—10, und von einem künftigen bessern Schicksale der Thiere, die auf Hoffnung dem Dienste der Eitelkeit unterworfen seyn. Nicht die natürliche Religion, sondern das Christenthum ist so alt als die Welt. Das beweisen die drey beständigen Zeugen Gottes auf der Erde, der Geist, das Wasser und das Blut. Der Geist der Weissagung hat vom Anfang an von Christo geweissaget, und Blut und Wasser, das ist, Opfer und Reinigungen, die Hauptstücke der Religion der ganzen Welt, sind keine menschliche Erfindung, sondern göttliche Einsetzung; und die Hauptstücke der israelitischen Religion waren Vorbilder. — Was nicht mit den Erklärungen der Schrift und den Meinungen, die Hr. de M. für die einzigen richtigen hält, übereinstimmt, das heißt ihm Lästerung Christi, Verachtung seines Verdienstes und Verdrehung der Wahrheit.

Geschichte des jüdischen Volks, von Abraham an bis auf Jerusalems Zerstörung, für denkende Leser der Bibel. Leipzig, bey Junius. 1791. 402 Seiten, gr. 8.

So lange und so vielmal auch die jüdische Geschichte bearbeitet worden ist, so hat man wirklich noch keine solche klassische, wie man über Rom und Griechenland kennt. Die Sache hat freylich, wegen des religiösen Bandes, das diese Gegenstände mit einem heiligen Helldunkel verknüpft, manche Schwierigkeiten, die keine Profangeschichte kennt; indessen ist man jetzt doch berechtigt, mehr als sonst zu fordern. Der gegenwärtige ungenannte Verfasser hat allerdings auf Beyfall zu rechnen. Er ist mit den Aufklärungen mehrerer neuern Theologen bekannt, und weiß die Begebenheiten geschickt zusammen zu reihen. Er geht einen gewissen Mittelweg. Er findet nicht immer nur Wunder und über alle Naturkräfte gehende Ereignisse; aber er erklärt auch nicht alles durch den gewöhnlichen Lauf der Dinge. In Absicht der Charakterzeichnungen folgt er meist dem Hrn. Jerusalem, Niemeyer und Hesse. Den Situationszeichnungen wünscht Rec. mehr Feuer und Leben. Die herrlichsten Szenen, z. E. Abraham mit Melchisedek,

Josephs Begebenheiten, Jonathans und Davids Freundschaft u. s. w. sind in der hier dargestellten Manier nicht sehr im Stande zu erwärmen, und feste gute Entschlüsse zu bewirken. Unter dem Texte stehen hin und wieder gute erklärende Anmerkungen. Wir zweifeln keineswegs, daß dieses Buch den Studirenden und andern, die sich von den Schicksalen des jüdischen Volks näher unterrichten wollen, und bey dem Lesen der historischen Bücher des A. T. einen Führer zu haben wünschen, der den Ueberblick des Ganzen erleichtert, und bey einzelnen Geschichten, wo sich Schwierigkeiten entgegen stellen, Aufschluß giebt, gute Dienste leisten werde. Aber für die bequemere Brauchbarkeit würde mehr gesorgt worden seyn, wenn 1) das Ganze hübsch in Kapitel oder Abschnitte abgetheilt wäre, da es jetzt vom Anfang bis zu Ende in einem fortgeht, wenn der Verf. 2) Columnentitel und 3) Jahrzahlen an den Rand oder bey den vermißten Abtheilungen beygefügt hätte. Bey der jetzigen Form wird sich der Anfänger (für den eigentlichen Gelehrten ist es, wie der Verf. selbst sagt, nicht geschrieben) in der Geschichte eines Zeitraums von 2000 Jahren, von Abraham bis Christus, schwerlich genau orientiren lernen.

Die Briefe des Apostels Paulus (den an die Hebräer ausgenommen), von morgenländischen Redensarten möglichst gereiniget, in völlig verständlich deutsche Sprache übersetzt, und mit dem jedesmaligen Inhalte genau versehen. Breslau und Hirschberg, 1791. bey Korn dem ältern. 318 S. gr. 8.

Der ungenannte Verfasser zeigt durch diese neue Uebersetzung der Paulinischen Briefe viel Kenntniß beyder Sprachen, aus welcher und in welche er übersetzt, philosophischen Kopf in den Abtheilungen der einzelnen Briefe, und eine geübte Hand in der ganzen Bearbeitung dieses beyfallswürdigen Unternehmens. Was der Verf. auf dem Titel verheißt, alles, was dem Morgenländer in Schreibart und Ausdruck eigen ist, in verständliches Deutsch zu verwandeln, ohne die eigentlichen Gedanken, welche der Verf. ausdrücken wollte, mit andern zu vertauschen, und alles möglichst von orientalischen Redensarten zu reinigen, hat er gut geleistet. Er hat dabey folgenden vernünftigen Weg eingeschlagen. Wo die Worte des Originals jetzt noch verständlich

[illegible] richtete er die Uebersetzung [illegible] ein. [illegible] konnte er, um Verständlichkeit zu bewirken, nur den Sinn jener Worte ausdrücken; oft wurden etwas weitläuftigere Umschreibungen nöthig, und ausgelassene Ge[illegible] bey weitläuftigen Allegorien, welche nicht sogleich verständlich sind, [illegible] er den Inhalt der Allegorie hinterher, und zeichnete ihn so, als ob der Verf. selbst die Erklärung der Allegorie beygesetzt hätte; doch unterschied er alles, was nicht eigentlich von Paulus selbst war, durch Parenthesen vom Texte. Und so suchte der Verf. diese Schriften ohne weitere Anmerkungen, verständlich zu machen. Nur kurze Inhaltsanzeigen sind den einzelnen Theilen dieser Briefe vorgesetzt, dadurch sich der Leser von dem Ganzen der Briefe einen deutlichen Begriff machen kann. Die gewöhnliche Abtheilung in Kapitel und Verse ist am Rande angegeben. Als Uebersetzung betrachtet kann sie Rec. mit keiner ihm bekannten ganz vergleichen. Sie ist selbst fließender, als die Bahrdtische, und übertrifft sie in vielen Stellen durch gewissenhaftere Treue. Einzelne Stellen und Ausdrücke will Rec. nicht kritisiren, welches sonst bey solchen Arbeiten nicht schwer ist. Aber zur Probe will er doch Röm. 1, 16 — 18 hieher setzen, woraus man zugleich sieht, daß er den Zusammenhang anders, und wie es scheint, besser als gewöhnlich fasse. Es ist zugleich das dreyfache Thema des ganzen Briefs. V. 16. „Denn ich rechne mirs zur Ehre, die Lehre Christi überall auszubreiten, da sie ein so wirksames Mittel ist, die Glückseligkeit eines jeden Menschen zu befördern, er mag ein Jude, ob sie schon auch für dich bestimmt war (hier ist wohl der Sinn verfehlt, im Originalists positiv, dem sie zunächst bestimmt war,) oder ein Heide seyn, wenn er sie nur für wahr annimmt. V. 17. Durch sie werden uns Gottes großmüthige Gesinnungen (sehr richtig) bekannt gemacht, daß er diejenigen, die ihr Vertrauen auf ihn setzen, ihres Vertrauens wegen belohnen werde, wie jene Schriftstelle sagt: derjenige wird glücklich seyn, den Gott seines Vertrauens wegen als einen Straflosen behandelt; V. 18. durch sie werden uns die nachdrücklich empfindlichen Folgen des Unrechthandens und der Ausschweifungen der Menschen, wodurch sie sich à bessern wichtigern Kenntnissen ganz unfähig machen, augenscheinlich dargestellet." Mit Vergnügen sieht Rec. dem Versprechen des Uebrigen des Neuen und des Wichtigsten des Alten Testaments in der angedeuteten Form entgegen.

Ein-

Einleitung in die Bücher der heil. Schrift, nach Eichhorn und Michaelis, zum Handgebrauch herausgegeben von Joh. Christoph Anschütz, Pfarrern zu Liebenau bey Pirna, wie auch der Societät der christlichen Liebe und Wissenschaften zu Dresden Mitgliede. Dresden, bey Gerlach. 1791. 378 Seiten in 8.

Sollte wohl eigentlich heißen „Auszug aus Eichhorn und Michaelis," indem man bey dem „nach E. und M." veranlaßt wird, eigene Untersuchungen zu erwarten, die man doch nicht findet, indem das, was Hr. Anschütz liefert, blos ein wörtlicher Auszug ist. Da die Werke der beyden genannten Gelehrten, jenes über das A. T., dieses über das N., klassisch sind: so kann natürlich der Auszug, den Sachen nach, nicht schlecht seyn. Deshalb wird er demjenigen, der die Einleitungen von E. und M. noch nicht studirt hat, und sie sich aus Geldmangel nicht anschaffen kann, ganz gute Dienste leisten, indem er die wichtigsten Resultate enthält, und die Uebersicht erleichtert. Dabey sind aber mehrere Mängel nicht zu verkennen. Es fehlt diesem Buche an Einheit, weil zwey Männer zu unbedingten Führern genommen wurden, ein Eichhorn und ein Michaelis, die doch bekanntlich sehr weit von einander abgehen. Man nehme z. E. die wichtigen Artikel von Inspiration, Prophetengabe u. s. w. Der Verf. fühlte das wohl selbst, deshalb er mehrere hieher gehörige Stücke, die Eichhorn sehr gründlich abgehandelt hat, ganz übergeht. Daraus entsteht dann ein anderer Mangel, Unvollständigkeit. Endlich ist selbst seit den neuesten Ausgaben jener beyden Werke manches näher bestimmt, berichtigt und darüber geschrieben worden, davon man wenigstens die fortgesetzte Literatur hier erwartet. Zwar sind von einem andern kenntnißreichen Ungenannten von S. 295 an bis ans Ende dergleichen Bemerkungen besonders beygefügt worden, die aber an Ort und Stelle eingeschaltet werden mußten.

Predigten, von D. David Julius Pott, ordentlichem Professor der Theologie zu Helmstädt. Helmstädt, bey Fleckeisen. 791. 336 S. gr. 8.

Herr

[illegible] sagt in der Vorrede, er habe diese Predigten theils in der Göttingischen, theils in der Helmstädtischen Universitätskirche gehalten, und bestimmt denn dadurch sowohl die Klasse von Lesern, die er sich zunächst wünscht, als auch den Hauptgesichtspunkt, aus welchem die Wahl der Materien und die Art ihrer Bearbeitung beurtheilt werden solle. Wenn nun unter diesen Lesern die jungen, vorzüglich Theologie Studirenden und andere Universitätsgelehrte und Kunstverständige verstanden werden sollen, so muß Rec. gestehen, daß für diese Leser diese Predigten sich zu wenig auszeichnen, als daß Hr. [illegible] nöthig gehabt hätte, seine Vorrede mit diesem Fingerzeig zu eröffnen. Man ist dann berechtigt, etwas Vorzügliches zu erwarten, und vorzüglich sind diese Predigten in keiner Absicht, weder in Absicht auf Auswahl, noch in Absicht auf die Bearbeitung. Wenigstens hat es Rec. nicht glücken wollen, dieses Vorzügliche aufzufinden, wenn er gleich diesen Predigten allen Werth nicht absprechen mag, in sofern sie nämlich, weil sie praktisch sind, die Erbauung befördern können. Aber den angehenden Geistlichen können sie kein Muster seyn, theils weil sie nicht gründlich genug sind, theils weil die Sprache Hrn. [illegible] nicht recht zu Gebote steht, theils weil die ganze Bearbeitung zu steif und schulgerecht ausgefallen ist. Es scheint, als ob es dem Verf. bis jetzt an Uebung gefehlt habe, und diese wird durch keine Gelehrsamkeit, und selbst nicht durch die vollkommenste Welt- und Menschenkenntniß ersetzt. Daher sowohl so viele Trockenheit in der Einkleidung; daher vielleicht auch hie und wieder das Fremdartige, welches man in mancher Predigt mit Befremden da findet, wo man es nicht suchen würde. So finden wir z. B. in der dritten Predigt, von der bösen Laune, die überhaupt des Verf. Kräfte überstiegen zu haben scheint, es als ein Verwahrungsmittel gegen die böse Laune angegeben, daß man sein Herz je eher je lieber mit einem Vorrathe trostvoller Wahrheiten anzufüllen suche, und unter andern Wahrheiten auch die namhaft gemacht: Christus hat für mich gelitten, welcher Satz denn sogleich in wenigen Zeilen mit allen dogmatischen Subtilitäten ausstaffirt wird, daß sich nämlich Christus zur Tilgung unsrer Sündenstrafen zum Opfer dargebracht habe, um unsrer Missethat willen verwundet, und um unsrer Sünden willen gemartert sey, daß auf ihm die Strafe geruht habe, damit wir frey seyn möchten. Und dieses dogmatische Geschwätz wird auf gut diktatorisch mit der Behauptung eröffnet, daß mit der Wahrheit:

aufzuklären, Vorurtheile allerley Art zu verdrängen, und ihn folglich ruhiger, zufriedner und glücklicher zu machen. Solchen Beweis giebt auch unser Verf. durch diese Religionsvorträge, die alle sehr praktisch und in einer edlen, aber doch gemeinverständlichen Sprache geschrieben sind, die nicht ins Spielende und Tändelnde fällt, welchen Fehler viele Schriftsteller begehen, in der Meinung, das sey Sprache fürs Volk. Hin und wieder sind wir auf dogmatische Vorstellungsarten gestoßen, die wir wohl ausgemerzt wünschten. So heißt es z. B. S. 150 in einer Anrede an die Gemeinde vor einer feyerlichen Taufhandlung: daß es dem Sohne Gottes gefallen habe, nicht gleich einen vollständigen menschlichen Körper anzunehmen, sondern nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur als Kind auf die Welt zu kommen, um dadurch den ehrwürdigen Stand der Eltern und Kinder noch mehr zu heiligen. Was soll das heißen? Und wie kann ein Mann, wie unser Verf. ist, so etwas niederschreiben und drucken lassen? Indessen sind dieser Flecken nicht viele, und die wenigen, die darin sind, verunstalten das Ganze nicht. Die Anordnung der Taufhandlung unter dem öffentlichen Gottesdienst und die Anrede dabey hat uns nicht so gut gefallen, als die Gottesverehrung am Confirmationstage. Es herrscht in dieser durchaus viel Rührung, das innigste Vatergefühl, aus welchem die Worte hervorgeströmt sind, und die nun auch eben die Rührungen und Gefühle wieder erwecken. Hiebey kam nun wohl dem Verf. zu statten, daß unter den Confirmanden seine eigne Tochter war. Weniger sind dem Verf. die bey diesen Religionshandlungen von ihm selbst verfertigten Poesien geglückt, die aber doch immer Werth genug haben, um die Feyerlichkeit dabey zu erhöhen, und die Empfindungen zu verstärken. Rec. kann schließlich seine Verwunderung nicht verbergen, daß nach einer Stelle in der Vorrede der Verf. seine Gemeinde zur Annahme des neuen Gesangbuchs noch nicht hat bewegen können, da doch eben diese Gemeinde sich die ungewöhnliche Taufhandlung hat gefallen lassen, und auch die vom Verf. dazu verfertigten Gesänge mitgesungen hat. Man sieht hier, was eingewurzelte Vorurtheile thun können, und die jetzigen Conjuncturen im Preußischen sind wohl nicht dazu gemacht, diese Vorurtheile zu verdrängen, und dem neuen vortreflichen Gesangbuche günstige Aussichten zu eröffnen.

Christ-

Christliche Unterhaltungen vom und beym Donnerwetter, in Betrachtungen, Gebeten und Liedern. Chemnitz, bey Hofmann. 1791. 128 Seiten. 8.

Das Büchelchen mag für den, der es nöthig hat, nicht ohne Nutzen seyn. Es ist in fünf Nummern abgetheilt. I. Einige Beschreibungen des Donnerwetters und seiner Wirkungen aus der heil. Schrift. Da die Alten eine sehr eingeschränkte Kenntniß vom Gewitter hatten, und es als eine unmittelbare Wirkung Gottes ansahen; so hätte der Verf. die Citaten aus der Bibel füglich weglassen können. II. Betrachtung über ein Donnerwetter, seine Entstehungsart, seine fürchterliche und nützliche Wirkung. III. Vorsichtiges Verhalten beym Donnerwetter. (Ein Auszug aus Lichtenbergs und Ahlwardts Verhaltungsregeln.) 1) Wie man die Gefahr erkennen kann; 2) wie man sich im Hause und 3) auf dem Felde verhalten muß. IV. Christliches Verhalten in Sturm und Ungewittern. V. Kurze Ermunterungen wider die Furcht beym Donnerwetter, unter welcher Rubrik Bibelstellen, Gebete und Lieder vorkommen, die, wenn man mit ihnen vertraut ist, allerdings zur Minderung der entsetzlichen Furcht, die so manchem die schönste Jahrszeit verleidet, beytragen können. Es giebt indessen immer sehr kluge und religiöse Menschen, die sich der Furcht vor Gewitter nicht erwehren können.

Aphorismi ethici in usum scholarum suarum scripti a *S. G. Geisler*. Kiliae, excudebat Mohr. 1789. 110 Seiten. 8.

Der Verf. sagt in der Vorrede, daß dieses Compendium der christlichen Sittenlehre ein Auszug aus einem größern Werke sey, welches bald im Druck erscheinen werde. Rec. darf demselben eine gute Aufnahme versprechen; da diese Aphorismen ihm sehr wohl gefallen haben. Findet man gleich nichts darin, als was schon in allen moralischen Compendien steht; so ist doch das, was gesagt ist, mit Bestimmtheit gesagt, und nur selten ist Rec. auf eine Stelle gestoßen, worin er nicht der Meinung des Verf. war. Auch erhebt sich der Styl so ziemlich über das gewöhnliche Compendienlatein; nur ist nicht abzusehen,

 quarum

warum es grade die lateinische Sprache seyn mußte. Ein anderes wäre es, wenn der Verf. Meinungen zu verbergen gehegt hätte, die dem großen Haufen seyn könnten, was dem Kinde ein schneidendes Messer ist.

Ein kleiner Beytrag zur Untersuchung der Frage: Ob und wie weit es einem weisen Manne überhaupt, und besonders einem göttlichen Lehrer anständig und erlaubt sey, sich zu den Meinungen und Irrthümern Anderer herabzulassen? Und ob und in wiefern dieses aus der Pflicht der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit bestehen könne? Breslau, 1791. bey Meier. 220 Seiten. 8.

Der Volkslehrer muß sich der dem Volke bekannten und verständlichen Sprache bedienen, und es ist nicht in seiner Gewalt, die Sprache von allen Tropen und Figuren zu entkleiden, weil der größte Theil der in derselben befindlichen Worte und Redensarten auf sinnlichen, zum Theil trüglichen, zum Theil wahren Vorstellungen oder bloßen Volksvorurtheilen beruhet. Weil er nicht gleich zu Anfange alle irrigen Meinungen und Vorurtheile seiner Lehrlinge bestreiten darf, indem manche von ihnen angenommene wichtige Wahrheit auf einem bloßen Vorurtheile beruhet, und damit unzertrennlich verbunden ist, und er folglich unweise handeln und ihr Zutrauen verliehren würde, so ist es der Redlichkeit nicht zuwider, wenn der Volkslehrer nur anfänglich darauf ausgeht, die von ihnen schon vorher erkannten und angenommenen Wahrheiten von den damit verbundenen Irrthümern nach und nach zu trennen und zu säubern. Weil alle Beweise für eine Wahrheit nur da Ueberzeugung wirken, wenn die Wahrheit mit dem, was die Schüler sonst für gewisse Wahrheit hielten, und mit ihrer Empfindung als völlig übereinstimmend und davon unzertrennlich gezeigt wird; und weil alle Bewegungsgründe nur dann aufs Herz wirken, wenn die dabey gezeigten Vortheile oder Nachtheile mit den gewöhnlichen Vorstellungen der Zuhörer von Glückseligkeit oder Unglückseligkeit übereinstimmen, oder schon vorher in ihren Herzen vorhandne Triebfedern in Bewegung setzen; so muß der Volkslehrer sich auch hierin zu seinen Zuhörern herablassen, und die Beweisgründe nur von Wahrheiten, die

die sie für gewisse Wahrheit hielten, und die Bewegründe aus ihren Vorstellungen von Glückseligkeit und Unglückseligkeit hernehmen, wenn diese auch nicht von allen möglichen die besten wären. (Rec. hält dafür, daß hier Vordersätze und Schlußfolge gleich falsch sind, und die in der Schlußfolge aufgestellte Maxime in der Anwendung mißlich und gefährlich ist. Wohin würde es führen, wenn man im Ernste nach dem Vorschlage des Verf. dem, der kein größeres Vergnügen als herrlich Essen und Trinken kennt, den Himmel unter einem herrlichen Freudenvollen Gastmahle vorstellen wollte? Würde denn das seine grobe Sinnlichkeit schwächen? Und kann hier das Exempel Jesu beweisend seyn? Freylich thun Religionsvorschläge die beste Wirkung, wenn der Redner sich in die Lage, Bedürfnisse und Denkart seiner Zuhörer zu versetzen weiß, aber hiervon ist, dünkt uns, das, was der Verf. sagt, sehr verschieden.) Der Volkslehrer muß seine Lehrlinge immer nur mit nützlichen Wahrheiten bekannt machen; nie solche, die ihnen nach ihrer gegenwärtigen Lage und Gemüthsfassung schädlich seyn, oder doch nur von ihnen gemißbraucht werden könnten; (lieber Gott! wer kann bey aller Behutsamkeit im Lehrvortrage den Mißbrauch der Wahrheiten verhüten?) auch nur solche Wahrheiten, die sie jetzt zu fassen und zu nutzen fähig sind. Die Wahrheit kann zuweilen schädliche und schlimme Folgen haben, und dann darf der Volkslehrer sie nicht bekannt machen; (aber was sind denn das für Wahrheiten? Der Verf. redet hier höchst unbestimmt;) aber sie doch nicht länger, als es höchst nöthig ist, seinen Zuhörern vorenthalten; vielmehr muß der redliche Volkslehrer nie aufhören, in der Berichtigung der Ideen seiner Zuhörer weiter fortzugehen. Was nun überhaupt jeder weise Lehrer thun muß, muß ein göttlicher, oder von Gott unmittelbar gesandter Lehrer auch thun. Hierauf läßt der Verf. noch einige Schlußfolgen oder Regeln folgen, nach welchen die eigentliche Meinung oder Lehre eines Volkslehrers aus seinen Vorträgen hergeleitet, bestimmt und festgesetzt werden muß. Dieses ist ungefähr der Ideengang des Verf., und man sieht, daß er für die Bejahung der Frage ist. Man sieht aber auch, wie viel kürzer der Verf. hätte seyn können, wenn er nicht zu weit ausgeholt, und zu viele fremdartige Materien herbeygezogen hätte. Auch redet er viel zu unbestimmt von den Wahrheiten, von denen er meint, daß ein Volkslehrer, seiner Redlichkeit unbeschadet, sie verschweigen, auch sich zu den Meinungen und Irrthümern seiner Zuhörer

herablassen könne. Die Exempel, die er anführt, klären nichts auf. Wenn man bey solchen Materien, als die vorliegende ist, mit der Sprache nicht grade heraus zu gehen wagt, und etwa durch Verhältnisse gezwungen wird, leise aufzutreten, so wird wenig oder nichts dabey gewonnen.

Ik.

II. Rechtsgelahrheit.

Versuch einer Anleitung zum deutschen Stadt- und Bürgerrechte, von D. Ernst Ludw. Aug. Eisenhart, Prof. der Rechte zu Helmstädt. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1791. 21¼ Bogen in 8.

Daß die ausführliche und systematische Bearbeitung der verschiedenen einzelnen Nebentheile der positiven Rechtsgelahrheit allerdings Gewinn für unsre Rechtswissenschaft sey, darin wird wohl jeder aufgeklärte Rechtsgelehrte mit uns eins seyn, so sehr auch ehemals Hommel in seiner Literatura Iuris aus Scheingründen dagegen eiferte; und jeder Schriftsteller, der eine solche Bearbeitung eines bisher noch nicht gehörig cultivirten Nebentheils übernimmt, versteht sich, wenn die Ausführung mit Kenntniß und Fleiß geschehen ist, welches wir von gegenwärtiger Arbeit des Hrn. E. sagen können, kann sicher auf den Beyfall und Dank des juristischen Publikums rechnen. Der Verf. ward, nach seiner Aeusserung in der Vorrede, vorzüglich durch die Aufforderung des berühmten Nettelbladt (in seiner Vorrede zu Gabkens Grundr. des Dorf- und Bauernrechts): daß doch ein Gelehrter besonders das Stadt- und Bürgerrecht ausführlich bearbeiten möchte, zu dieser Arbeit aufgemuntert, obgleich schon Hr. Gabke selbst bereits im Jahr 1782 einen Grundriß des Stadt- und Bürgerrechts geliefert hat, der aber nichts weiter, als einige einzelne allgemeine Bemerkungen, nebst einem Plane zu einem Systeme dieses Rechts enthält, und daher eine ausführliche Bearbeitung desselben nicht überflüssig gemacht hat.

Gegen-

Gegenwärtige Arbeit ist in sechs Bücher abgetheilt, deren Hauptinhalt wir kürzlich anzeigen wollen, um dem Leser eine Uebersicht zu verschaffen, nach welcher Ordnung der Verf. seine Materie bearbeitet hat.

In der vorangeschickten Einleitung handelt der Verf. von dem **Begriffe einer Stadt und eines Bürgers, Vom Ursprunge der Städte,** den er erst ins 11te und 12te Jahrhundert setzt, und die gewöhnliche Meinung, daß die Städte im juristischen Sinne ihre Entstehung K. Heinrich I. zu verdanken haben, für eine bloße Hypothese erklärt, indem dieser Kaiser nur blos die Anzahl der sogenannten Burge vermehrt habe. **Vom Stadt- und Bürgerrechte,** wo besonders die Quellen desselben angegeben werden, und der V. die von **Tafinger** bestrittene Meinung, daß sich aus der Uebereinstimmung der deutschen Particulärrechte Grundsätze eines allgemein verbindenden deutschen Privatrechts abstrahiren lassen, unter gewisser Bestimmung in Schutz nimmt, und behauptet, daß, in so weit sich aus der Uebereinstimmung der meisten Stadtrechte allgemeine Grundsätze, es sey nun in Absicht aller Städte, oder gewisser Gattungen derselben herausbringen ließen; man sie füglich zu den Quellen des gemeinen Stadt- und Bürgerrechts rechnen könne, worin wir ihm beypflichten.

Das erste Buch handelt von der **städtischen Regimentsverfassung,** sowohl der mittelbaren als unmittelbaren Städte, und hat drey Hauptstücke, in denen der Verf. von der Regierungsverfassung im Allgemeinen, und besonders von der Ausübung der Landesherrlichen Regierungsrechte in den Städten und dem Stadtmagistrat redet, wo er denn auch zugleich die Lehre von den Patricien beybringt. Wir müssen beyläufig hier einen Irrthum rügen, den der Verf. §. 43. in der Note 2. begangen hat, und wozu ihn der allegirte **Scheidt** und **von Selchow** verleitet zu haben scheint, nämlich, „daß gegenwärtig der Director der Polizey als Herzoglicher Commissarius im Stadrath zu Braunschweig präsidire," welches doch nur allein von Polizeysachen zu sagen, und folglich nicht im Allgemeinen gilt. Auch hätte der Verf. §. 49, wo er von den Senatoren redet, auch der Eintheilung derselben in Justiz- und Polizeysenatoren, welche in einigen Städten, so wie zu Braunschweig, Statt hat, und in Ansehung ihrer Dienstgeschäfte einen wesentlichen Unterschied macht, gedenken können.

Im 2ten Buche geht der Verf. die einzelnen Regierungsrechte der Städte durch, und zwar die gesetzgebende Gewalt und Gerichtsbarkeit der Städte und die städtischen Polizeyrechte.

Im 3ten Buche handelt er von dem Stadtvermögen überhaupt, dem Begriffe, den Arten und der Verwaltung desselben, so wie von den damit verbundenen Rechten; besonders von den Einkünften einer Stadt vermöge gewisser ihr verliehenen Regalien.

Das 4te Buch begreift die Materie von den Verbindlichkeiten der Städte aus Verträgen und Verbrechen.

Im 5ten Buche, von den Bürgern und den städtischen Einwohnern überhaupt, handelt der Verf. von den verschiedenen Arten derselben, denen, die ein unvollkommenes Bürgerrecht genießen, den Vorstädtern, den städtischen Einwohnern im engern Sinne, besonders von den eigentlichen Bürgern, wo er sich über die Erwerbung und den Verlust des Bürgerrechts, und über ihre Gerechtsame, Pflichten und Unpflichten verbreitet.

Das 6te Buch endlich handelt von der bürgerlichen Nahrung, und den verschiedenen besondern Hauptzweigen derselben, der Handlung und den einer Stadt in Absicht dieser zustehenden besondern Gerechtsamen, von den Handwerkern, der Braunahrung, Branntweinbrennerey, Schankgerechtigkeit u. s. w. Daß der Verf. das Handlungs- und Handwerksrecht hier nicht nach seinem ganzen Umfange abgehandelt hat, wird jeder sehr zweckmäßig finden, indem wir über beyde schon eigene Lehrbücher und Systeme besitzen.

Was übrigens die Reichsstädte betrifft; so war des Verf. Absicht nicht, sich hier auf eine ausführliche Auseinandersetzung ihrer verschiedenen eigenthümlichen Verfassung einzulassen; sondern er hat nach seinem Plane bey jeder vorkommenden Materie nur so viel im Allgemeinen davon angeführt, als hinreichend war, um den Unterschied zwischen ihrer und der Verfassung der mittelbaren Städte kennen zu lernen.

Die ganze Bearbeitung dieses Buchs zeugt von den Kenntnissen des Verf. im deutschen Rechte, so wie von seinem Fleiße, und er hat alles mit gehöriger Ordnung, Deutlichkeit, und

und doch dabey mit der einem Lehrbuche nöthigen Kürze vorgetragen. Ueberall hat er bey jeder einzelnen Materie auf die ältere Geschichte der Städte Bezug genommen, und eine kurze Darstellung der ehemaligen Verfassung derselben sowohl in den ältesten Zeiten, als im Mittelalter, vorangeschickt; so wie auch die mit vieler Auswahl beygebrachte Literatur eine nicht gemeine Belesenheit verräth. Die häufige Anführung der einzelnen Dispositionen der verschiedenen deutschen Statuten machen dies Buch, nach unserm Erachten, besonders brauchbar, und da diese Angaben noch sehr zu vermehren stehen: so wollen wir dem Verf. rathen, künftig seine Muße und Belesenheit dazu besonders zu verwenden, um diesen Angaben die möglichste Vollständigkeit, und seinem Buche dadurch bey einer künftigen Ausgabe einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit zu geben. Denn sicher ist es, daß eine vollständige Zusammenstellung der einzelnen Dispositionen der verschiedenen deutschen Statuten und Gesetze in Ansehung dieser und jener besondern Theile des deutschen Rechts, jedem Germanisten angenehm, und für die weitere Cultur dieses Rechts von Nutzen seyn muß, um so die Uebereinstimmung oder Abweichung dieser einzelnen Gesetze über jeden Punkt mit einem Blicke übersehen, und wo möglich allgemeine Grundsätze daraus abziehen zu können.

Da der Verf., der seine gegenwärtige Arbeit sehr bescheiden nur einen Versuch nennt, am Ende der Vorrede verspricht, seine Lectüre und sein Nachdenken ferner auf den Gegenstand dieses Versuchs zu richten, um mit der Zeit ein ausführlicheres und in seinen einzelnen Theilen mehr durchgearbeitetes Handbuch des Stadt- und Bürgerrechts zu liefern: so wollen wir ihn wenigstens durch unsern Beyfall, den wir seiner Arbeit nicht versagen können, dazu aufmuntern, und freuen uns übrigens, daß wir ihn die Fußtapfen seines für unsre Wissenschaft immer noch zu früh verstorbenen würdigen Vaters so rühmlich betreten, und durch den Sohn das Andenken dieses Mannes erneuert sehen, der zur Aufnahme des gründlichen Studiums der deutschen Rechtswissenschaft zu seiner Zeit so vieles beygetragen, und dem sie selbst so manche Erweiterung zu verdanken hat.

D. Joh. Ant. Lud. Seidensticker's Entwurf systematischer Pandekten, zu Vorlesungen. Göttingen, 1791. 4 Bogen in 8.

Daß unsre bisherige Methode in Ansehung des Vortrags des römischen Rechts überhaupt, und besonders der Pandekten, gar sehr einer Verbesserung bedürfe, und daß unsre Pandektencompendien bey weitem das nicht sind, was sie für unsre Zeiten, wo gereinigte Philosophie in alle einzelne Theile der Rechtswissenschaft gedrungen ist, und ihnen eine andre Gestalt gegeben hat, seyn sollten; darüber wird wohl im aufgeklärten juristischen Publikum nur Eine Stimme seyn. Aber über das Wie? dieser Verbesserung sind die Stimmen gar sehr getheilt, und werden es auch gewiß bleiben; so lange der Ideenumlauf in jedem einzelnen Kopfe seine eigene Richtung hat, und es uns bey diesem Umstande an einem sichern Maaßstabe, welches von allen einzelnen nach diesen verschiedenen Ideen entworfenen Systemen, wovon jedes, aus seinem besondern Gesichtspunkte betrachtet, Wahrheit und Haltbarkeit haben kann, das einzige richtige sey, fehlen wird. Dem sey, wie ihm wolle, so muß uns doch jeder einzelne Versuch, ein System zu entwerfen, und zur Verbesserung der Compendienmethode des römischen Rechts thätig beyzutragen, stets willkommen seyn, und wir sollten billig keinen mit zu kritischer Strenge ganz von der Hand weisen, und dadurch manchen fernern Versuch unterdrücken, indem aus der Mittheilung dieser verschiedenen einzelnen Ideen endlich doch wohl einmal ein möglichst richtiges Ganzes herauskommt.

Hr. Dr. S., von dem übrigens, nach seinem Debütiren zu urtheilen, unsre Rechtswissenschaft sich in der Folge allerdings etwas versprechen kann, theilte bereits in seinem zu Göttingen 1790 in 8. erschienenen Programm: **Ueber geläuterte Pandekten**, seine Ideen über die besser einzurichtende Methode des römischen Rechts mit, und hatte den Vorsatz, diese gleich in dem nächsten halben Jahre durch ein Lehrbuch auszuführen, fand aber, nach seinem offenherzigen Geständnisse in der Vorrede der gegenwärtigen Schrift, daß ihn die Hitze des ersten Vorsatzes betrogen hatte, und daß er sich zu einer längern Frist entschließen müsse, (die er sich, wie wir wünschen und ihm rathen, lieber zu lang, als zu kurz, setzen möge, da wohl bey keinem Werke das nonum praematur mehr zu beobachten ist, als bey einem Systeme, woran wir bey jeder neuen Uebersicht immer noch Mängel und zu machende Veränderungen und Verbesserungen entdecken.) Statt jenes angekündigten größern Werks liefert er also hier vorläufig einen

einen kurzen skelettirten Entwurf davon, um sich indessen einen nothdürftigen Leitfaden zu seinen Vorlesungen zu haben.

Ueber die wesentliche Einrichtung dieses Entwurfs wollen wir den Verf. selbst hören. „Ich habe, sagt er, dabey vor allen Dingen die Grundsätze von der Proprietät und den Obligationen festzustellen gesucht; habe das ganze System in den allgemeinen und den besondern Theil geschieden; habe es durch die Rubrik „Anwendung“ immer angedeutet, daß allgemeine Lehren nur in Rücksicht eines besondern Rechtsgeschäfts wiederholt werden; habe mehr auf die rechtliche Natur als auf einzelne Fälle gesehen, weil das Corpus Juris meistens doch nur exemplativ redet, und alle Fälle desselben die rechtliche Natur der Sache doch unerschöpft lassen: endlich habe ich die Rechte der Stände in das Sachenrecht eingeschaltet, weil die Ausnahmen neben der Regel stehen müssen.“ Ueber den letzten Punkt, der allerdings Aufmerksamkeit verdient, erklärt er sich S. 36 in einer Anmerkung näher. „Das Personenrecht besteht theils aus Rechten, die gewissen Ständen bey der Proprietät und den Obligationen eigen sind, theils aus eigenen Obligationen, die unter den Conventionen, oder den unwillkührlichen Obligationen vorkommen müssen. — Wenn man das vormundschaftliche Verhältniß zu den unmittelbaren Obligationen, das älterliche zu dem Personenrechte, ferner die Privilegia der Soldaten bey den Testamenten zu den dinglichen Rechten, das Vellejische und Macedonische Senatusconsult aber zu dem Personenrechte rechnet, wo bleibt da die Einheit der Norm?“

Uebrigens hat er die anwendbaren Theile der Pandekten von den unanwendbaren genau abgesondert, und diese, welche (billig) ganz übergangen werden, in Klammern eingeschlossen.

Um dem Leser doch eine allgemeine Idee von dem Systeme unsers Verf. zu verschaffen, wollen wir hier eine kurze Hauptübersicht davon geben. Ins Detail jeder Hauptabtheilungen zu gehen, leidet hier der Raum nicht, und überdem kann ja jeder, der mehr zu wissen wünscht, sich leicht diese wenigen Bogen selbst anschaffen.

Nach vorausgeschickter Einleitung von der Natur und den allgemeinen Grundsätzen des Privatrechts, von dem deutschen und römischen besonders, dessen Anwendung und Verbindlichkeit, theilt er das ganze Privatrecht in nichtstreitiges und streitiges ab.

I. Nichtstreitiges Privatrecht.

A. Genereller Theil.

I. Grundbegriffe der Proprietät und Obligationen.

II. Verschiedene Arten der Personen, und allgemeine rechtliche Charakterisirung derselben.

III. Verschiedene Arten der Sachen, und allgemeine rechtliche Charakterisirung derselben.

IV. Juristische Umstandslehre.

B. Specieller Theil.

I. Ohne Voraussetzung eines Todesfalls.

1. Vom Besitz.

a. Besitz als Factum.

b. Besitz als Recht.

2) Von den Proprietäten und Obligationen.

a. Proprietät.

α. Allgemeine Theorie derselben.

β. Einzelne Arten.

aa. Der selbstständigen Proprietät.

bb. Der abhängigen Proprietät.

b. Obligationen.

aa. Ueberhaupt.

bb. Insbesondere.

αα. Consensuelle Obligationen.

aaa. Allgemeine Theorie derselben.

bbb. Einzelne Arten.

ββ. Unwillkührliche Obligationen.

II. Mit Voraussetzung eines Todesfalls.

1. Civilsuccession.

a. Ueberhaupt.

b. Insbesondere.

α. Vom Rechte der Stellvertretung des Erblassers.

β. Von den Erbschaftsrechten, die von der Stellvertretung abhängig sind.

2. Prätorische Succession.

3. Rechtsmittel.

II. Streitiges Privatrecht.

A. Genereller Theil.

B. Specieller Theil.

Mit

Wir haben hier dem Leser das Wesentliche dieses neuen Systems vorgelegt, damit jeder es selbst prüfen und beurtheilen könne. Unsre Bemerkungen über die Anordnung desselben sowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen müssen wir bis jetzt noch zurück halten, weil das Urtheil über ein solches bloßes Skelet immer mißlich bleibt, und wir nicht ohne Grund fürchten, bey den hier ohne alle weitere Erklärung hingeworfenen Sätzen die Idee und den Sinn des Verf. nicht immer gehörig zu verstehen, und ihm leicht Unrecht zu thun. Wir wollen daher erst seine nähere Entwickelung und Ausführung dieser Sätze abwarten, wo wir dann unsre Bemerkungen und Einwendungen ihm nicht vorenthalten werden.

Hinten ist noch ein Directorium angehängt, welches eine Verweisung des Böhmerschen Handbuchs auf diesen Entwurf enthält, so wie auch umgekehrt wieder bey jeder einzelnen Numer des Entwurfs von diesem auf jenes verwiesen wird. Der Verf. hat dies theils zum Besten derer gethan, welche sich an dies Handbuch gewöhnt haben, und es mit diesem Systeme verbinden wollen, theils auch, um zu zeigen, daß der Reichthum dieses Handbuchs in dieser Skizze erschöpft werden kann.

Geschichte des Römischen, Canonischen und Deutschen Rechts (müßte wohl Privatrechts heißen, da man von der Geschichte des deutschen Staatsrechts in diesem Buche nichts findet), zu Vorlesungen. Leipzig, 1791. 324 Seiten in gr. 8. ohne die Vorrede und das Register.

Bey der vorhandenen nicht geringen Anzahl vortreflicher Lehrbücher über die Rechtsgeschichte kann, dünkt uns, das juristische Publikum von jedem, der sie noch durch ein neues vermehrt, das nicht offenbar seine Vorgänger übertrifft, mit Recht Gründe fordern, und dies mit noch größerem Rechte, wenn ein solches Lehrbuch gar seinen Vorgängern nicht einmal gleich kommen sollte. Unser Verf. (der übrigens die Klasse unsrer rüstigen Schriftsteller zu vermehren scheint, und, nach der Vorrede, der Verfasser des voluminösen Handbuchs des bürgerlichen Rechts in Deutschland ist, so wie er auch noch neuerlich wieder ein Handbuch über den Prozeß in mehrern

Bänden angekündigt hat,) hat dies selbst eingesehen. Er sagt in der Vorrede, daß er dies Handbuch zum Gebrauch seiner Vorlesungen über das Civilrecht, deren Methode er beschreibt, und zum Besten seiner Zuhörer entworfen habe, indem er kein für diese seine Absichten paßliches Lehrbuch gefunden habe, besonders das die römische Staatsverfassung, mit Anführung der alten Schriftsteller, als der Quellen, auf die Art, wie er es wünschte, entwickelte, und die Geschichte der Justinianischen Gesetzgebung etwas ausführlicher, als gewöhnlich, erzählte; und daß überdem einen akademischen Lehrer mancherley Bewegungsgründe nöthigen könnten, auch bey einem Ueberfluß guter Lehrbücher sich für seine besondern Absichten ein eigenes zu entwerfen. Ueber den letzten Punkt sind wir völlig mit ihm einverstanden, und halten dafür, daß man es einem Lehrer gar nicht verübeln, noch weniger ihm einen Vorwurf machen könne, wenn er sich einen eigenen Leitfaden zu seinen Vorlesungen entwirft, bescheiden uns auch gern, daß es einem Recensenten nicht wohl anstehe, sich in die häusliche Oekonomie eines Lehrers zu mischen. Wenn jedoch ein solcher sein Lehrbuch öffentlich dem Publikum übergiebt, so wird er sich doch hoffentlich gleichfalls bescheiden, dem Recensenten die Befugniß nicht streitig zu machen, es nach dem allgemeinen Maaßstabe zu prüfen, mit den vorhandenen Lehrbüchern in Vergleichung zu stellen, und sein Urtheil darüber, in wiefern es zu Vorlesungen überhaupt zweckmäßig sey, oder nicht, frey von sich zu sagen. Dies wollen wir denn gegenwärtig mit aller Unpartheylichkeit thun.

Ein Urtheil über dies Lehrbuch im Allgemeinen zu fällen, geht nicht wohl an, weil der Verf. die Geschichte der auf dem Titel benannten Rechte so höchst verschieden behandelt hat, daß wir nothwendig von jeder einzelnen besonders reden müssen. So viel können wir jedoch im Allgemeinen sagen, daß durch das ganze Buch (die Geschichte des peinlichen Rechts ausgenommen) die innere Einrichtung und die Ueberschriften der Abschnitte mit allen Unterabtheilungen ganz nach Selchows Lehrbuche eingerichtet sind, so wie wir auch nicht umhin können, hier zu bemerken, daß durch das ganze Buch Selchows Geist lebt und webt, und daß man ihn hier in allen Gestalten und Behandlungsarten antrifft, in der Geschichte des römischen Rechts commentirt, in der des canonischen Rechts paraphrasirt, und in der des deutschen Privatrechts abbreviirt.

Sehr

Sehr bald bemerkten wir diese auffallende Aehnlichkeit, oder vielmehr Gleichheit, und haben uns, um unser Urtheil bestätigen zu können, die Mühe genommen, dies Buch mit Selchows Lehrbuche Blatt für Blatt zu vergleichen.

Die Geschichte des römischen Rechts ist am weitläuftigsten bearbeitet, und nimmt allein 230 Seiten ein. Der V. schickt gewöhnlich bey jeder Periode die Geschichte der römischen Staatsverfassung und der innern Regierung voran, und läßt darauf die eigentliche Rechtsgeschichte folgen. Jene behandelt er sehr umständlich, und mit Bezug auf die alten Schriftsteller, geht in die besondere Regierungsgeschichte der einzelnen Könige und Kaiser tief hinein, zeigt ihren Charakter, ihre Fähigkeiten u.s.w., versteigt sich sogar oft zu Particularitäten und Anekdoten, und vertieft sich manchmal in weitläuftiges Räsonnement über den römischen Staat, wie S. 67 u. ff. So gut sich übrigens, wie wir, wenn wir nicht unbillig seyn wollen, gestehen müssen, dies hier alles lesen läßt: so zweifeln wir doch sehr, ob eine solche umständliche römische Geschichte in ein Lehrbuch zu Vorlesungen über die besondre römische Rechtsgeschichte gehöre. Denn dadurch werden ja offenbar die verschiedenen besondern, bisher sehr klüglich getrennten Zweige der Wissenschaften wieder verbunden, wobey der besonders abzuhandelnde nothwendig leiden muß. Kenntniß der römischen Geschichte, meinen wir, sollte man doch bey jedem, der die Rechtsgeschichte hören will, billig voraussetzen können, und bey der Eingeschränktheit der zu jeden einzelnen akademischen Vorlesungen bestimmten Zeit kann der Lehrer bey dem Vortrage der eigentlichen Rechtsgeschichte doch nur höchstens auf jene im kurzen hindeuten. Zu des Verf. besondern Vorlesungen, für die er dies Lehrbuch entwarf, wo er nämlich vor dem Vortrage des Civilrechts selbst sich 30 Stunden mit Auseinandersetzung der römischen Staatsverfassung beschäftiget, mag dies alles ganz zweckdienlich seyn, dagegen haben wir, wie gesagt, nichts zu erinnern. Wir reden hier nur von der Zweckmäßigkeit eines Lehrbuchs der Rechtsgeschichte zu Vorlesungen im Allgemeinen.

In Ansehung der eigentlichen Rechtsgeschichte folgt der Verf. größtentheils dem Selchow, nur daß er dessen einzelne Sätze, die, wie sich für ein Lehrbuch gehört, blos das Wesentliche in bündiger Kürze enthalten, commentirt, und mehr ins Detail, und besonders in die Geschichte der einzelnen Gesetze hineingeht, auch die nöthigsten Nachrichten von den in jeder

Periode

Periode lebenden alten Rechtsgelehrten mit einmischt. Diese haben freylich Selchow und Andere aus ihren Lehrbüchern aus sehr guten Gründen weggelassen. Auch hier ist der Verf. für den Ton eines Lehrbuchs oft viel zu weitläuftig, z. B. vom Allegiren der einzelnen Theile des Corp. iur. handelt er auf fünf Seiten so umständlich und deutlich, daß ein Lehrer durchaus nichts hinzuzusetzen vermag. Dagegen ist er bey andern wichtigen Dingen zuweilen wieder viel zu kurz, z. B. S. 54 von der Verfassung der Plebisciten, S. 63 von den responsis prudentum; man vergleiche nur damit Selchow S. 32 und 47. Eben so geht er die ganze Regierungsgeschichte des Numa mit aller historischen Umständlichkeit durch, und erwähnt in Ansehung seiner Gesetze nicht einmal die bekannte l. 2. D. de mort. infer. die ihm doch gewöhnlich zugeschrieben wird. Den Ton eines Lehrbuchs richtig zu treffen, und gehörig zu geben und zu nehmen zu wissen, ist wahrlich keine so leichte Sache!

Hin und wieder vermissen wir auch gehörige Ordnung: so z. B. S. 144, wo er von der Gesetzsammlung Justinians reden will, kommt er ganz von der Sache ab, und handelt auf 6 Seiten von den Gesetzen gegen die Mißbräuche der Advocaten, von den advocatis fisci u. d. gl., wobey er sich denn zugleich in Sachen und Verordnungen vertieft, die gar nicht in die Periode gehören, von der er jetzt redet. Eben so handelt er S. 172 von der Verfertigung des Codicis repet. praelect. und den L. Decisionibus eher, als von der Verfassung der Institutionen und Pandekten. Solche Verrückung der Chronologie ist für den ersten Anfänger grade nicht sehr heilsam, eben so wenig, als solche irrige Sätze, wie S. 203, daß die dem Corp. iur. angehängten libri feudor. in zwey Bücher abgetheilt sind, dienen können, ihm richtige Begriffe von der Oekonomie der einzelnen Theile seines Gesetzbuchs beyzubringen.

Der Verf. hat übrigens bey dieser Rechtsgeschichte, wie schon gesagt, den Selchow im Wesentlichen treu fleißig benutzt, ja, sich sehr häufig die Erlaubniß genommen, ihn wörtlich abzuschreiben, ohne ihn zu allegiren, welches nur äusserst sparsam geschieht. Wir haben uns im Lesen eine Menge solcher Stellen angezeichnet, von denen wir aber hier nur ein paar zur Probe geben wollen.

von Selchow.	Unser Verf.
S. 15. §. 12. „Dem Vater gab er (Romulus) über seine Kinder die häusliche Gerichtsbarkeit, das edelste Kleinod der römischen väterlichen Gewalt. Zugleich richtete er die ehelichen Rechte ein, und legte auch dem Manne über die Frau große Gewalt bey. Insbesondere aber suchte er durch die Einführung des Patronatrechtes eine enge Vertraulichkeit zwischen den Patricien und dem Volke zu stiften.“	S. 19. „Dem Vater gab er über seine Kinder die häusliche Gerichtsbarkeit (iudicium domesticum), das edelste Kleinod der römischen väterlichen Gewalt. Hiemit verband er die Festsetzung der ehelichen Rechte, wobey er dem Manne große Gewalt über die Frau beylegte. Insbesondere suchte er durch die Einführung des Patronatrechts die festesten Bande zwischen den Vornehmen und Gemeinen zu stiften.
S. 20. §. 16. „Insbesondere entstanden über die Ungewißheit der Gesetze große Unruhen. Denn da die meisten königlichen Verordnungen, ohne ausdrückliche Abschaffung, ausser Gebrauch kamen, und man folglich gar keine gewisse Gesetze hatte: so sprachen die Consuls, welche die ganze Gerichtsbarkeit ausübten, nach ihrem Gutdünken, jedoch meistentheils zum Vortheile der Patricien, gegen das Volk.“	S. 37. „Insbesondere entstanden über die Ungewißheit der Gesetze große Unruhen. Denn da die meisten königlichen Verordnungen schon deswegen, weil sie das Andenken der Könige erneuerten, ohne ausdrückliche Abschaffung ausser Gebrauch kamen, und man folglich gar keine gewisse Gesetze hatte: so sprachen die Consuls, welche die ganze Gerichtsbarkeit ausübten, nach ihrem Gutdünken, jedoch meistentheils zum Vortheile der Optimaten gegen das Volk.“

Ein solches Verfahren nennt man sonst in der gemeinen Sprache Plagiat.

In der Geschichte des canonischen Rechts ist er weniger weitläuftig, hält sich aber noch fester an Selchow, dem er Schritt für Schritt folgt, und ihn hin und wieder nur paraphrasirt. Er hat dabey, diese Umschreibungen abgerechnet, platterdings weiter nichts gethan, als die gedrängte Compendiensprache des Selchow in eine gedehntere und wäßrige über-

übersetzt, und den Periodenbau etwas verändert. Sonst ist hier alles Selchow, nur daß er die Noten und Literatur weggelassen, und die §§. eines Abschnitts in Einen gezogen, und es dadurch dem Anfänger um ein gutes Theil unbequemer gemacht hat. Wer Lust zu vergleichen hat, schlage die erste beste Seite auf. Hier mag es an Einem Beyspiel, um die Verfahrungsart des Verf. zu zeigen, genug seyn.

von Selchow.

S. 162. §. 142. „Alle bisher erzählte Sammlungen sind durch die neue Sammlung des P. Gregorius IX. verdunkelt worden. Die Hauptabsicht dieses neuen Werks war: die vorigen öffentlichen Sammlungen zu ergänzen, und zugleich die nachher gemachten Decretalbriefe in eine beglaubte Sammlung zu bringen. Diese Arbeit trug er im Jahr 1230 dem Raymundo de Pennaforte, damaligen Auditor der päpstlichen Rota, auf, welcher darin mehrentheils die vom Bernhard Circa gebrauchte Ordnung beobachtete, und selbige in fünf Bücher abtheilte. Gregorius IX. machte sie im Jahr 1234 bekannt, und befahl zugleich, daß hinführo keine Privatsammlung von Decretalbriefen ohne päpstliche Erlaubniß veranstaltet werden sollte."

Unser Verf.

S. 260. „Papst Gregorius der 9te brachte alle diese zeither beschriebnen Sammlungen von Decretalbriefen um ihr zeitheriges Ansehen, und zwar dadurch. Er ließ eine neue Sammlung machen, in der die vorigen Decrete durch Zusätze verbessert und auch noch neue Decretalbriefe dazu gesetzt wurden. Der Verfasser dieser Decretalsammlung, der Auditor der päpstlichen Rota, Raymundus de Pennaforte, erhielt von dem Papst im Jahr 1230 den Auftrag, diese neue Sammlung auszuarbeiten. Dieser Raymundus befolgte bey seiner Sammlung größtentheils die Ordnung des Bernhard Circa, und theilte sie in fünf Bücher. Im Jahr 1234 publicirte der Papst Gregor der 9te diese Collection der Decretalbriefe, wobey er zugleich den Befehl gab, daß ins künftige Niemand eine neue Sammlung von Decretalbriefen herausgeben sollte, der nicht zuvor die ausdrückliche päpstliche Erlaubniß dazu erhalten hätte."

Das

Das ist wohl mehr, als Plagiat, das ist wahrer Nachdruck, nur von etwas feiner Art.

Noch kürzer ist die Geschichte des deutschen Privatrechts, die nur 12 Blätter ausmacht, wovon noch dazu die in extenso angehängte Preußische Kabinetsordre, wegen Abfassung des neuen Gesetzbuchs, 8 Seiten einnimmt. Wie höchst mager und unvollständig nun diese für den Anfänger so äusserst wichtige Geschichte gerathen sey, kann man hieraus schon denken. Hier ist wieder ganz Selchow, nur abbrevirt, und in nuce. Auch davon ein Beyspiel, so wie es uns in die Hände fällt.

von Selchow.	Unser Verf.
S. 286. §. 278. „Nun sind zwar in dieser Periode von unsern Kaisern verschiedene Verordnungen gemacht, welche aber theils nicht ins Privatrecht gehören, theils blos für Italien, auf den Roncalischen Feldern, gemacht sind; ob man sie gleich vielfältig auf Teutschland gezogen hat. Die meisten derselben aber sind gänzlich untergeschoben, wohin vornehmlich die angebliche Verordnung K. Otten des Großen, vom Magdeburgischen Weichbilde, oder Stadtrechte gehört.“	S. 278. Die kaiserlichen Verordnungen aus diesem Zeitalter nehmen auf das Privatrecht fast gar keine Rücksicht, sondern handeln von Staatssachen und von Italien. Die Verordnung Kaiser Otto des Großen, nebst dem Magdeburgischen Stadtrechte und Weichbilde, die man in diese Zeiten gesetzt hat, sind Erdichtungen.

In der Geschichte des peinlichen Rechts allein hat er Selchowen nicht sklavisch benutzt, wenn das passendere Wort, geplündert, zu hart seyn sollte, und geht seinen eigenen Gang, oder vielleicht den eines Andern, dem wir aber nicht haben nachspüren mögen. Er ist hier ausführlicher, als Selchow, und theilt diese Geschichte in die ältere, mittlere und neuere, wovon er jede in einem einzigen §. durchgeht. Solche 8 Seiten lange §§., ohne alle Absätze, schicken sich durchaus nicht in ein Lehrbuch für Anfänger.

Der 5te Theil dieses Buchs enthält ein Verzeichniß der besten Werke über das römische und gemeine deutsche

deutsche bürgerliche Rechte. Diese kurze Literatur soll, nach der Absicht des Verf., dazu dienen, daß seine Zuhörer zugleich mit den besten Büchern bekannt werden, indem er es sehr zweckmäßig findet, mit der Rechtsgeschichte die Literargeschichte zu verbinden. Da dies ganze Verzeichniß nur Einen Bogen einnimmt, so kann man leicht erachten, daß die Literaturkenntniß, die der Anfänger daraus erlangen soll, im höchsten Grade dürftig seyn wird. Zumal da es dieser Literatur gar sehr an nöthiger kritischer Auswahl, Genauigkeit und Zweckmäßigkeit fehlt, welche drey desideria wir denn auch noch schließlich durch Beyspiele beweisen wollen.

Quoad 1) führt er z. B. *Mollenbec* de jure Papiriano an, den weit vorzüglichern *Gluck* de jur. Papiri aber [illegible] nicht kennen. Eben so sind häufig sehr unwichtige und entbehrliche Schriften angeführt, und vorzügliche weggelassen. Man sehe nur S. 218 und 16.

Quoad 2) z. B. S. 11 Hotomanni, Balduini et Fr. Broei, Par. 1622, 4. Jani a Costa, Theod. Marcilii, et M. Ant. Mureti, cur. van den Water, Utr. 1685 et 1719. Harprecht, Frf. 1709. f. Marillius, Frf. 1710. 4. Was können solche flüchtige Angaben dem Anfänger für Bücherkenntniß verschaffen!

Quoad 3) sind z. B. über die Gesetze der 12 Tafeln 21 Schriftsteller angeführt, und in Ansehung der Schriften, die über das Justin. Recht Erläuterungen enthalten, und im 18ten Jahrhundert herausgekommen sind, nur 30 Schriftsteller angegeben. Wenn der Verf. von jenen 3 genannt, und von diesen 100 angeführt hätte, so wäre das dort für den Anfänger genug, und hier noch nicht zu viel gewesen.

Ein Personen- und Sachregister macht endlich den Beschluß.

Dies wäre dann eine kurze Darstellung dieses kleinen Lehrbuchs der Rechtsgeschichte, das der Verf. unsers Erachtens immerhin bey seinen Vorlesungen mit Nutzen gebrauchen mag, das aber in Ansehung des allgemeinen Gebrauchs, bey den vorhandenen vortrefflichen Lehrbüchern, füglich ungeschrieben geblieben seyn könnte.

Erläu

Erläuterungen der Oesterreichischen Justizgesetze nach den Grundsätzen des philosophischen Rechts. Erster Theil. Von Gesetzen, Recht und Selbsthülfe. Klagenfurt und Leipzig, 1790. 11 Bogen in 8.

Der Zweck dieses und der nachfolgenden Hefte, wie sie der Vf. nennt, ist, nach der Vorrede, „den ganzen Umfang der neuen Oesterreichischen Rechtslehre, so wie sie auf den Grundsätzen des philosophischen Rechts ruhet, nach allen ihren Theilen im Zusammenhang dem Leser unter einer Uebersicht vorzulegen." Der Verf. legt dabey zugleich das aufrichtige und bescheidene Geständniß ab: „Nichts in diesem Werk ist mein; nichts gebe ich als eigene Erfindung an; nur die schon von andern in verschiedenen Lehrbüchern berichtigten und entwickelten Grundsätze, glaube ich, wären in diese Zusammensetzung zu bringen, um ein brauchbares Ganzes daraus zu bilden, und die zweckmäßige Anwendung unserer Justizgesetze auf die vorkommenden Rechtsfälle zu zeigen." In Ansehung dieser Behandlungsart nun kann man, unsers Erachtens nach, dem Verf. seinen Beyfall nicht versagen.

In diesem ersten Theile handelt er im Allgemeinen von Gesetzen, Recht und den Mitteln, sein Recht durchzusetzen, welches auf dem Titel durch Selbsthülfe zu einseitig angegeben ist. Wir wollen dem Leser eine kurze Uebersicht davon zu geben suchen.

Zuerst von Gesetzen. I) Ihre Erklärung sowohl im Allgemeinen, als der bürgerlichen insbesondere. (So viel der Verf. gegen manche Definitionen vom Gesetz mit Gründen zu erinnern hat; so ist doch die von ihm aus den Beyträgen zur populären Rechtsgelehrsamkeit angenommene Definition der bürgerlichen Gesetze durch Vorschriften eines Landesfürsten auch nicht bestimmt genug gegeben, indem dies den Begriff nicht erschöpft, und stets eine Monarchie voraussetzt. Besser wäre wohl der allgemeine Ausdruck Landesobern (superioris), welcher auf alle Staatsverfassungen paßt.) II. Ihre wesentlichen Bestandtheile, als Vorschrift der Handlung, und die derselben angehängte Verbindlichkeit. Erklärung des Begriffs der letzteren im Allgemeinen, und nähere Bestimmung der sittlichen Verbindlichkeit, und ihrer Rechts-

wirkungen. III. Zweck der Gesetze. IV. [illegible]chung. V. Gegenstände derselben, Personen und Sachen. Bey den ersten geht der Verf. sehr weitläuftig die [illegible] durch, und betrachtet ihre Urheber, Mitgenossen und [illegible]stiger, ihre Freyheit und daraus entspringende [illegible]keit, ihre Zurechnungsfähigkeit und ihre wesentlichen [illegible]. Dann handelt er von Gesellschaften, Staat, Unterthanen, und untersucht die Frage: wen die bürgerlichen Gesetze [illegible]den, und in welchen Verhältnissen? Hierauf von den [illegible], ihren Eintheilungen, und wie sich die Gesetze mit [illegible] beschäftigen. VI. Gesetzkenntniß und Auslegung. VII. Anwendung der Gesetze. VIII. Von der Wiedervergeltung (oder retorsione iurium); und IX. von der Aufhebung der Gesetze.

Dann vom Recht. I. Begriff des Worts und seine Bedeutungen, besonders für Gesetz und Befugniß genommen. Auflösung der Frage: welcher Begriff dem andern vorgehe, Recht oder Gesetz? Verhältniß zwischen Recht und Verbindlichkeit. Unterschied zwischen Recht und Pflicht. II. Recht in der Bedeutung für Befugniß. Dessen Quelle. Ihre Eintheilungen, Erwerbungsarten, Ausübung, Wirkung und Verlust derselben. III. Recht für Gesetz genommen. 1) Gewohnheitsrechte, deren Erklärung, Wirkung, gesetzliche Eigenschaften und Aufhebung. 2) Begünstigungsrechte, deren Erklärung, Erwerbung und allgemeine Wirkung, Eintheilungen, Wirkungen im Zusammenstoß, Auslegung, Dauer, Bestätigung, Erlöschung und Aufhebung.

Zuletzt von den Mitteln seine Rechte durchzusetzen, als Versuch der Güte, Selbsthülfe (Nothhülfe) und [illegible]. Besonders von der zweyten, deren Erklärung, Eintheilung in erlaubte und unerlaubte, und ihre Grenzen.

Das folgende 2te Heft wird von der Gerichtsbarkeit, dem Richter, dem streitenden Haubt (Haupt möge der Verf. auf dem künftigen Titel schreiben) und Nebenpersonen, von Gerichten und dem Gerichtsstande handeln.

Dies wäre eine kurze Darstellung dieses Buchs, wir wollen nun noch mit einigen Bemerkungen und Erinnerungen das Ganze begleiten wollen.

Ueberall hat der Verf. bey diesen Ausführungen auf das Oesterreichische bürgerliche Gesetzbuch, die allgemeine Gerichts-

ordnung

ordnung und die einzelnen Hofdecrete Bezug genommen, u seine Sätze dadurch näher erläutert und bestätiget. In Ai hung der philosophischen Ausführung hat er besonders Tittel, Feder, Nettelbladt, Höpfner, Martini u. a. nuzt, und ihre Theorien, Erklärungen und Entwickelung vorgetragen. Seine vorgetragenen Sätze sind gröstenthe richtig, ob man gleich freylich nicht alle unterschreiben wir deren einzelne Ausführung und Widerlegung jedoch uns hi theils zu weit führen, theils auch bey der Ungewißheit, ob s dem Verf. oder andern gehören, über die Beurtheilung de gegenwärtigen Buchs hinausgehen würde.

Der Vortrag in diesem Buche ist im Ganzen faßlich un deutlich, doch fehlt es mit unter nicht an dunkeln Stellen wovon folgende Erklärung der Verbalinterpretation S. 9 ein Beyspiel seyn mag. „Auslegung der Worte, die, indem sie durch gegründete Vermuthungen oder überzei(u)gende Schlußreden ihren Zweck erhebt, daraus ihren wahren Sinn bestimmet." Wer versteht das? Ueberhaupt können wir dieses Lob der Faßlichkeit dem ersten Abschnitte weniger beylegen, wo der Verf. in seinen umständlichen philosophischen Ausführungen weit unverständlicher ist, als bey den folgenden beyden Abschnitten, die sich viel besser lesen lassen. Dabey ist er jedoch oft ohne Noth zu weitläuftig in seinen Erklärungen und Beweisen, und sagt manches mit zu vielen Umschweifungen und Wiederholungen, was sich viel kürzer und dabey viel deutlicher hätte sagen lassen. Man sehe S. 161 u. f. Nur ein Beyspiel davon wollen wir mittheilen. S. 58. „Die äussere Gestalt theilet die Handlungen in ungekünstelte, unverzierte, natürliche, die ohne Kunst, ohne Verzierungen, ohne Förmlichkeiten bestehen; wobey es nur auf wesentliche Eigenschaften, Wahrheit und Gewißheit des Willens, nicht aber auf den äusserlichen Puz ankömmt, die ein jeder ohne Hilf (Hülfe) der Gerichte oder Rechtsgelehrten vornehmen kann; weil ihnen von den Gesezen keine gewisse Form vorgeschrieben ist; die somit Rechte und Verbindlichkeiten wirken, wenn sie nur durch die jeder rechtlichen Handlung wesentliche Wahrheit und Gewißheit bezeichnet sind."

Die Sprache des Verf., wo sie nämlich sein eigen ist, (denn sie ist in diesem Buche sehr verschieden, da sie mehreren zugehört,) ist mit unter herzlich steif und voller Provinzialismen, die dem, der eine bessere Sprache gewohnt ist, wirklich

in der Länge höchst unangenehm wird. Nur [illegible] „Jenes, was die Gesetze fordern, nennt man Pflicht [illegible] gerlichen Gesetze wirken also Staatspflichten? — [illegible] diese jedesmal mit Gerichtszwang oder erlaubter [illegible] durchgesetzt werden? das heißt: sind sie allemal [illegible] ten? — Allerdings! — anderen von dem, was [illegible] ist, nichts zu entziehen, ist Zwangspflicht; jede [illegible] Pflicht hat von sich gegenüber ein Recht, so [illegible] jenem als sein eigen einräumet, gegen den die Pflicht [illegible] üben ist.“ S. 67. „Einige Redensarten sind noch [illegible] ten. Man sagt nämlich: das Bedingniß hänget [illegible] noch ungewiß ist, ob es erfüllt werden wird.“ [illegible] der Deutsch verstehe.

Die Schreibart des Verf. ist übrigens höchst [illegible] er schreibt Gesetzkänntniß, tretten st. treten, [illegible] bloser st. bloßer, erwissen st. erwiesen, [illegible] unternihmt st. unternimmt, Eintrettung, [illegible] einraumen, Giltigkeit, behalter st. behält, das [illegible] niß, Unthärtigkeit, sammtliche, überzeigen st. [illegible] darfen st. dürfen, überhaubt, derley st. dergleichen, [illegible] stem u. s. w. Die leidigen Druckfehler, von denen [illegible] wimmelt, machen das Lesen noch beschwerlicher.

Bey allem diesem sind wir jedoch überzeugt, daß diese Arbeit des Verf. für die Oesterreichischen Lande [illegible] von Nutzen und Brauchbarkeit seyn wird.

Br.

Antwortschreiben des Herrn Hofgerichtspräsidenten von Hellen an den Herrn — über das Sportuliren in Justizsachen. Königsberg, 1791. bey Hartung. 45 Seiten, gr. 8.

Ueber die Mißbräuche des Sportulirens wäre freylich viel zu sagen. Es ist aber des Verf. Absicht nicht, sich hierauf näher einzulassen, sondern nur zu zeigen, daß unsere vermeinten Politiker die Folgen ihrer Projekte nicht genug übersehen haben, wenn sie zum Theil eine ganz kostenfreye Rechtspflege verlangen, und allenfalls durch Kopfgeld, Grund- und Vermögensteuren, Accise u. dgl. m. den nöthigen Aufwand ergänzen wollen.

wollen. Nothwendige Uebel, es mögen Kopfschmerzen, Podagra oder Prozesse seyn, muß derjenige tragen, den sie treffen. Und wenn Er davon befreyet seyn will, muß er die dazu erforderlichen Kosten, wenn er sie hat, anwenden, ohne daß er seine Nachbaren, die von keinem Uebel wissen, zu einem Beytrag zwingen kann. Diesen Satz legt der Verf. zum Grunde, sucht zuvörderst in einer politischen Berechnung, mit besonderer Rücksicht auf die Preuß. Staaten, den Betrag der Ausgaben, welche die Handhabung der Gerechtigkeit erfordert, (in einem Staate von 5 Millionen Menschen etwa jährlich 2,731,250 Rthlr.) zu bestimmen, und zeigt darauf, daß die Sporteln im Ganzen die zweckmäßigste Erhebungsart dieser Kosten ausmachen, und daß nur der Mißbrauch beym Sportuliren dem Staate schädlich werden könne, — wenn dadurch größere Summen, als zur Justizpflege nöthig sind, eingezogen, — am Ende wohl gar die Ueberschüsse nicht einmal zum Nutzen des Ganzen wieder verwandt werden — z. B. bey der in einigen Ländern ganz entarteten Stempelpapiertaxe — besonders auch, wenn die Sporteln in keine öffentliche Kasse fließen, sondern von den Gerichtspersonen für sich eingesäckelt, — und, welches das Aergste ist, wenn es an vollständigen Taxen und deren Publicität ermangelt, folglich die Prozeßführenden allen Arten des Unterschleifs und der Habsucht der Gerichte und Subalternen Preis gegeben werden. (Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß mir Dicasterien und Gerichte bekannt sind, wo die Sporteln zwar auch in die öffentliche Kasse einfließen sollen, allein für die gehörige Berechnung derselben so treflich gesorgt ist, daß jeder Secretär die Gebühren für seine Expeditionen einstweilen einhebt, und beym Schlusse eines jeden Quartals es lediglich auf diese Herren ankommt, wie viel sie eingenommen haben, wonach sich dann in Vergleichung mit ihrer festgesetzten Besoldung von selbst ergiebt, ob sie der Kasse, oder die Kasse ihnen zugeben muß. Da es bey einem Gerichte, wo viele Sachen vorkommen, nicht möglich ist, jene Angaben erst bey Durchsicht der einseitigen Rechnungen zu controlliren: so muß natürlich unter solchen Umständen die ganze Absicht der öffentlichen Berechnung der Sporteln ganz verfehlt werden). Die Bekanntmachung der Sporteltaxen durch öffentlichen Abdruck zu Jedermanns Nachricht, ist übrigens eine Sache, die nicht genug empfohlen werden kann, weil sonst die Habsucht der Richter und Subalternen im Verborgenen unglaublich viel Unfug treibt: indem der

Unter[illegible] nicht weiß, wie er mit diesen [illegible], wel-
che beständig die Hände in seiner Tasche haben, [illegible]
ist, und ob er es wagen darf, sich bey höhern [illegible] und
Vorgesetzten zu beschweren, wenn ihm seiner [illegible] und
Unrecht geschieht.

Rechtlicher Catechismus [illegible] Johann Heumann von Teutschenbrunn. Vierte verbesserte und mit einem Register versehene Ausgabe. Nürnberg und Altdorf. 1791. bey Monath und Kußler. 182 Seiten, gr. 8.

Schon bey der dritten Ausgabe dieses Buchs haben wir unsre Meinung darüber freymüthig geäussert (XXI. 501.), und müssen es billig dabey bewenden lassen. Verbesserungen wird Niemand, der sich die Mühe giebt, eine Vergleichung anzustellen, hier [illegible] finden. Es wäre allerdings zu wünschen, daß die üble Gewohnheit unserer Schriftsteller, ihre Werke ohne Register herauszugeben, — eine sichtbare Folge der Flüchtigkeit, womit heut zu Tage den Messen entgegen geeilt wird, — nicht so sehr einreissen möchte, als es leider geschieht. Doch kann ein schlechtes Produkt freylich durch ein Register nichts gewinnen.

Johann Heinr. Stepfs, Advocats und Beysitzers des äussern Raths in Schweinfurt, systematische Lehre vom Contradictor bey einem förmlichen Schuldenwesen über das Vermögen sowohl mittelbarer, als unmittelbarer Personen. Nürnberg, 1791, bey Grattenauer. 288 Seiten. 4.

Was eigentlich zum Beruf des sogenannten Contradictors bey einem Schuldenwesen gehört, ist in den gemeinen Rechten durch genaue Vorschriften nicht bestimmt. Dieser Mangel kann freylich in der Anwendung zu Streitigkeiten Gelegenheit geben, wenn es darauf ankommt, den Umfang der Rechte und Verbindlichkeiten jener Stelle gehörig festzusetzen, und zu verhüten, daß der Contradictor mit dem Gütervertreter in keine Collision gerathe. Der V. giebt hier einen dreyfachen Begriff.

Erstlich

[illegible] im eigentlichen Verstande ist Contradictor vom Güterpfleger nicht unterschieden, und zuverlässig auch im römischen Rechte keine Spur von einer Trennung beyder Stellen zu finden. Der Gerichtsbrauch hat diese eingeführt, und zwar, wie Leyser sagt: nova distinctione juribus nostris incognita; quae secundum leges nostras cura bonorum curam litis semper continet. (Allein, dann paßt auch der Ausdruck: contradictor, hier gar nicht.) Zweytens im speciellern Sinn glaubt der Verf. dem gemeinen Gerichtsbrauche gemäß die rechtsgelehrte Person anzutreffen, welche bey einem förmlichen Schuldenwesen zur gerichtlichen Vertheidigung der zum Concurs gehörigen [illegible] und zur Untersuchung der [illegible] vom Richter selbst bestellt, oder bestätigt wird. Nach diesem Begriffe, den der Verf. in der vorliegenden Abhandlung zum Grunde legt, gehört also zum Beruf des Contradictors überhaupt der ganze gerichtliche Betrieb aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Gläubiger, mithin auch die Beytreibung der ausstehenden Schulden, die rechtliche Verfolgung der zur Concursmasse gehörenden Sachen, u. s. w. Die dritte und speciellste Idee, welche bekanntlich den Beruf des Contradictors darauf einschränkt, daß er den vermeinten Gläubigern und Eigenthümern auf ihre Ansprüche gehörig antworte, die nöthigen Einreden und Gegenforderungen wider sie anbringe, kurz, in dem Streite über das Liquidum die Stelle des Beklagten, höchstens eines Widerklägers vertrete: diese Idee findet der V., wenn Provinzialgesetze sie nicht ausdrücklich aufnehmen, für das gemeine Forum zu enge. Schon der Ausdruck contradictor leitet aber auf diesen Begriff, den fast alle Rechtslehrer zu dem ihrigen machen, und womit der Gerichtsbrauch in der That gleichfalls wohl übereinstimmen dürfte. Nur lehrt die Erfahrung, daß durch besondere Anordnung in einzelnen Fällen die Sache anders bestimmt wird, ja an einigen Orten die Rechte und Verbindlichkeiten des Contradictors und des Güterpflegers, unter der Benennung eines gemeinschaftlichen Anwaldes der Gläubiger, in Einem Subjekte gänzlich oder zum Theil vereinigt werden. Immer gebührt indeß dem Verf. das Lob, daß er mit Fleiße gearbeitet, und die einzelnen Gegenstände vollständig und mit Nachdenken vorgetragen hat, wenn sie gleich, nach meiner Ueberzeugung, nicht allemal für den eigentlichen Contradictor gehören. Auch von der Seite einer guten Belesenheit und des Verf. Bekanntschaft mit der neuesten und besten Litteratur verdient die Schrift Empfehlung. Der

[illegible] des Verf. enthalten [illegible] collectionis ex variis [illegible] de materia [illegible] selbst; und seine Absicht ist, das von [illegible] schicklicher Verbindung deutlich vorzutragen. [illegible] Literatur ist nicht vollständig, wie bey [illegible] Senkenberg in den Fortsetzungen der [illegible] zu ersehen ist. Die Ordnung, welche der Verf. gewählt hat, ist [illegible] auf den Inhalt kann ich mich nach jener [illegible] nicht füglich einlassen, obgleich die Abhandlung [illegible] Auszüge der Verf. sich eingeschränkt hat, nicht eben [illegible] das Beste über diese Materie enthalten [illegible] eine nähere Berichtigung erfordert dürfte. [illegible] obligatio *personalis*, welche der Verf. §. [illegible] anstößig — und §. 10. hätte wohl bemerkt werden mögen, [illegible] der Fiscus die erblosen Güter nicht als Erbe an sich [illegible] mithin die Confusion in solchem Falle eigentlich nicht [illegible] finde. (*Voet.* XLVI. 3. 26.) [illegible] dieser Rechtslehre [illegible] §. [illegible] vornehmlich Cujas Afric. L. 21. D. de Fideiuss. [illegible] über den Fall; da der Bürge als Erbe in die [illegible] des Schuldners oder Gläubigers eintritt, oder von einem derselben beerbt wird, eine sorgfältige Nachlese verdient, um das in §§. 12. 32. 33. Vorgetragene richtiger zu fassen.

Von der Obliegenheit des Landesregenten und der Landstände, den Druck des gemeinen Mannes zu erleichtern, und von der Schuldigkeit der Unterthanen, aus den Schranken des Gehorsams und der Unterthänigkeit nicht auszutreten. [illegible] 1791. bey Hörling. 127 Seiten. 8.

Der Beweis wird juristisch, theologisch, [illegible] philosophisch geführt, indessen ist der praktische Werth dieser Schrift bey den gegenwärtigen Zeitumständen und die gute Absicht des ungenannten V. nicht zu verkennen.

Die

Die Wahlkapitulation des römischen Kaisers Leopold des Zweyten; mit historischen und publicistischen Anmerkungen und Erläuterungen, nebst den dazu gehörigen kurfürstlichen Collegialschreiben; von D. August Friedrich Wilhelm Crome, fürstlich Hessischem Regierungsrath und Professor der Kameralwissenschaften auf der Ludwigsuniversität zu Gießen. Hildburghausen, 1791, bey Hanisch. XVI und 368 Seiten. 4.

Die magna charta der Deutschen, wie Hr. Crome sagt, in einem correcten Abdruck; die Zusätze zum vorigen Text von diesem durch Schwabacher Lettern deutlich unterschieden; die Veränderungen bey der Paragraphenzahl angezeigt, und die Weglassungen in Noten abgedruckt, auch die Rubriken zum Theil verbessert — dieses sind die Vorzüge des Mechanismus in diesem Werke, in welchem allenfalls die Beziehung der Noten auf den Text in einer bequemern Form hätte bezeichnet werden können. Noch größer ist aber das publicistische Verdienst des Hrn. Herausgebers, der bisher seine Arbeiten auf die Statistik eingeschränkt hatte. Die Neuerungen dieses Wahlvertrages sind aus den Reichs- und Staatshandlungen, aus der allgemeinen Politik und aus den besondern Verhältnissen des deutschen Reichs so gründlich entwickelt, daß bey der nun bevorstehenden Abfassung einer neuen Capitulation darauf Rücksicht genommen werden dürfte. Vorzüglich gut sind die Anmerkungen zum Art. 1, §. 2, über die Freyheit der symbolischen Bücher, die S. 31 wegen der Preßfreyheit beygefügten Vorschläge, der Commentar über den Büchernachdruck, wobey die Bemühungen des Preußischen Hrn. Legationsrath Hanz, in [illegible] allen Dank verdienen, und endlich die Untersuchung des juristisch-politischen Werths der Fürstenconcordate. Selbst die Vorrede und die am Ende beygefügten Zusätze sind wichtig, besonders weil in letztern sich die Actenstücke über die Geschichte der bekannten Villaumeschen Prüfung der Rönnbergischen Schrift von den symbolischen Büchern befinden.

Juristisches Handbuch, für solche Personen, die die Gesetze nicht studirt, und doch gleichwohl mit gesetzlichen Geschäften zu thun haben, als für unstudirte Ritterguthsbesitzer u. s. w. aus den besten Pramaticis, einem Spiegel, Bertoch, Hommel, und besonders Müllern, auszugsweise ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Heinrich Gottfried Thienemann. — Zweyter Theil. Gera, 1790. 324 Seiten 8.

Dieser zweyte Theil gehet von Delictum bis Iridusamentum. Wir finden keine Ursache, von dem Urtheil, welches wir bey dem ersten Theil gefällt haben, abzugehen. Der Gedanke dieser Unternehmung ist unglücklich, und wenn sie auch besser ausgeführt wäre, als sie es wirklich ist, würde sie keines verständigen Rechtsgelehrten Beyfall erhalten können. Hier haben unsere Leser wieder eine Probe der eigenen Arbeit des V.:

Foemina. Eine Weibsperson.

In der galanten Sprache heißt es das schöne Geschlecht. — Hier hätte ich nun Gelegenheit diesem Geschlecht etwas schönes sagen zu können, allein, sie lesen mich nicht, und also will ich bey meinem Leisten bleiben. Unter dem Wort: Foenum heißt ein Satz: „Freylich ist eine warme Stube besser, als ein Ziegenkäse.

Von dem gefreyten Erbrechte in Baiern, dessen Wirkung auf den Unterthan und die Landescultur. An dem Geburtstage Sr. Churfürstl. Durchlaucht in einer öffentlichen akademischen Versammlung auf dem Churfürstlichen Bibliotheksaale gelesen: von dem Director der historischen Classe Carl von Vacchiery. Den 10ten Christmonats 1789. München. 5 Bogen in 8.

Wenn der Bauer ein Gut auf Zeit seines Lebens erhielt, so wurde es Leibrecht, wenn er es auch für seine Kinder, Nachkommen und Erben erhielt, wurde es Erbrecht genannt; man

verstand

erfand man eine neue Grundgerechtigkeit, die mit dem Tode eines jeden Verleihers ihr Ende erreichen, und mit dem Aufzuge eines jeden neuen Besitzers wieder erneuert, oder aufs neue gestiftet werden mußte, und Neustift oder Neustiftsgerechtigkeit genannt, von geistlichen und weltlichen Grundherren angenommen, und auf den Landtagen genehmigt wurde, und mit der der weltlichen Grundherren war die Freyheit verbunden, den Unterthan nach jeder Laune wieder aus dem Gut hinaus zu stiften; daher der Name Herrngust oder veranleitete Freystift. Sowohl der abgehende als der neue Besitzer mußte ein Beträchtliches, und beynahe Willkührliches, zu fünf bis fünf und zwanzig vom Hundert steigendes Laudemium bezahlen, die Fälle, in welchen es bezahlt werden mußte, wurden vervielfältigt, und mit jeder Mayerschaftsverhandlung waren eine Menge anderer Abgaben, Tisch- und Weingelder, Aufsuchsgebühren, Berichts- Schätzungs- Mayerschafts- und Reversbriefgelder und Nachrechte verbunden. Diesem Uebelstand wurde durch eine Churfürstliche Verordnung vom 3. May 1779 abgeholfen, daß bey allen Churfürstlichen grundbaren Unterthansgütern alle Gattungen von Gerechtigkeiten, die immer darauf gehaftet haben, den Besitzern und Grundholden zum Besten, und andern Grundherren zum Beyspiele in ein wahres Erbrecht, das auf des Besitzers Erben und rechtmäßige Nachfolger unbeschränkt übergehen mag, nicht nur verwandelt seyn, sondern dabey auch die bisherige sehr beschwerliche Laudemienreichniß nach einem von den letzten drey Schätzungen combinirten zwanzigjährigen Ausschlage in eine Mayerschaftsfrist umgeschaffen, auf ewige Zeiten immer die gleiche verbleiben, von einem Gutsbesitzer auf den andern in dem gleichen Betrage übergehen, folglich dieselbe unter dem Vorwand einer Gutsverbesserung niemals mehr erhöhet, und deswegen alle neue Gutsschätzungen in dieser Absicht, so wie auch alle fernere Laudemial- Guts- Anstandes- und andere neue Mayerschaftsbehandlungen, wie sie Namen haben mögen, verboten und abgeschafft seyn; sogar die Erbtheile, welche den Erben auf jede Weise von solchen Gütern zukommen mögen, abzugsfrey gelassen werden sollen. Die Vortheile dieser wohlthätigen Verordnung führt der Verf. aus, widerlegt die Zweifel dawider, und unbegreiflich ists, daß viele Gutsbesitzer Bedenken tragen sollen, diese Wohlthat anzunehmen.

Ueber die Prozeßkosten, deren Vergütung und Compensation, von D. Adolph Dietrich Weber. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Schwerin, Wismar und Bützow. 1790. 160 S. 8.

Es ist nicht zu läugnen, daß die praktischen Rechtsgelehrten oft allzu freygebig mit der Compensation der Prozeßkosten seyn: aber eben so wenig hat die allzu große Strenge des Verf. in Verdammung in die Prozeßkosten Beyfall erhalten. Der Hauptgrundsatz, wovon der Verf. ausgeht, ist, daß die Schuldigkeit zu Erstattung der Prozeßkosten nicht Strafe, sondern Verbindlichkeit zu Ersetzung des mit Unrecht zugefügten Schadens seyn, also nicht allein durch dolum und latam culpam, sondern auch durch den geringsten Grad von culpa schon begründet werde. Die Vermehrung dieser neuen Auflage besteht vornehmlich in einer genauern Ausführung dieses Grundsatzes, wobey der Verf. hauptsächlich Hennemann in s. Beytrag zu der Rechtstheorie von Erstattung der Prozeßkosten, welcher wider den Verf. eine Strafe als den Grund zur Verurtheilung in die Prozeßkosten angenommen hatte, zu widerlegen sucht. Der Verf. hat uns jedoch, so vieles Gute sonst diese Abhandlung enthält, hierin nicht ganz Genüge gethan, und wir wünschten, daß er eine andere Abhandlung, in welcher sein angeführter Grundsatz neuerlich bestritten worden, Iac. Frid. Geo. Emmerich Comm. de litium expensis quoad causas civiles, Goett. 1790. vor Herausgabe dieser Auflage zu Gesicht bekommen hätte. Selbst wenn wir mit dem Verf. annehmen, daß die Erstattung der Prozeßkosten schuldige Entschädigung sey, so kann sie in manchen Fällen, wo sie der Verf. behauptet, nicht erkannt werden, weil es an einem dolo oder culpa ermangelt, ohne welche die Verbindlichkeit zur Entschädigung niemals eintreten kann.

Fr.

Summarische Einleitung in das allgemeine heutige deutsche Privatrecht, nebst einem kurzen Entwurfe desselben zu Vorlesungen darüber, von D. [illegible]mann in Jena. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1791. 68 Seiten. 8.

Der

Der V. zeigt hier, wie nothwendig es sey, das deutsche Privatrecht zu studiren, bey seinem Studio auf die Quellen desselben zurück zu gehen, und solches allen andern Rechtswissenschaften vorausgehen zu lassen. Er vermisset dabey eine vollständige pragmatische Rechtsgeschichte, und erwähnet, daß auch die Geschichte des deutschen Privatrechts als Wissenschaft noch nicht so bearbeitet, wie es zu wünschen wäre. Weil nun kein Lehrbuch seinen individuellen Grundsätzen entspricht; so will er bey seinen Vorlesungen seinen eigenen Gang gehen. Er legt den Plan und das System desselben, welche ihm als Leitfaden dienen sollen, hier in der Einleitung vor, und verspricht, nach demselben ein eigenes Lehrbuch zu liefern. Bleibt er bey dessen Ausarbeitung dem Plane treu, und verbindet damit einen zweckmäßigen Vortrag; so wird das Werk reichhaltiger und besser, als die bisher bekannten Lehrbücher der Art. Wir wünschen, daß er den Zweig der Rechtsgelahrheit glücklich bearbeiten, und seinen Vorlesungen so viel Anziehendes geben möge, daß sie fleißig besucht werden, und die Studirenden dadurch von dem Irrthume zurückkommen, daß bey einem gründlichen Studio des römischen Rechts die Analogie in allen kritischen Fällen aushelfe. Das wird aber vorzüglich dadurch bewirkt werden können, wenn er durch häufige Beyspiele aus der praktischen Rechtsgelahrheit, worauf doch der größte Theil der Studirenden hauptsächlich Rücksicht nimmt, beweiset, daß man mit den Grundsätzen des Römischen Rechts nicht in allen Fällen auslange, und daß ohne Kenntniß der deutschen Rechte und Gewohnheiten immer eine sichtbare Lücke in der Rechtswissenschaft bleibe. — Wenn der Verf. will, daß man nicht einmal die Institution vor dem deutschen Rechte hören soll, so sind wir, seiner deshalb angeführten Gründe ohngeachtet, nicht mit ihm einverstanden. Die Erklärung der Terminologien kürzet allemal die Zeit ab, und wenn er seine Vorlesungen in einem halben Jahre endigen will; so darf bey der Menge von Materien und dem Zuschnitte, sie abzuhandeln, nichts davon verlohren gehen.

Ms.

Beyträge zum deutschen Staatsrecht und zur Litteratur desselben, von Joh. Theodor Roth, Rathsconsulenten zu Weißenburg a. Nordg. Nürnberg, bey Monath. 1791. 175 Seiten. 8.

 Diese

Diese schätzbaren Beyträge müssen den Freunden des deutschen Staatsrechts sehr willkommen seyn, und können als ein Nachtrag zu Pütters Litteratur desselben angesehen werden. Sie enthalten 1) biographische Nachrichten von deutschen Staatsrechtsgelehrten; 2) bibliographische Beyträge zur deutschen Staatsrechtslitteratur; 3) litterarische Nachricht von den de analogia iuris publici handelnden Schriften, und 4) litterarische Nachricht von Panisbriefen. Die letztere Numer ist wohl die wichtigste. Beygefügt sind drey Abhandlungen: a) über das vom Kaiser Friedrich III. dem gesammten Hause Brandenburg 1456 ertheilte Zollprivilegium; b) über die Zollfreyheit des mittelbaren und unmittelbaren Adels in Deutschland; c) de pluralitate votorum omnibus et singulis Statibus nociva, et de modo votandi in Circulo Franconico. Die 2te ist vom Hrn. Roth selbst; zu den beyden andern hat er nur Zusätze gemacht. S. 50 giebt Hr. R. Hoffnung, die neueste Litteratur des deutschen Staatsrechts vom Jahr 1780 an, als mit welchem das Püttersche Werk aufhört, zu liefern. Wir wünschen ihm dazu die nöthige Muße und Unterstützung.

Gd.

Teutsche Staatscanzley, von D. Joh. Aug. Reuß, Herzogl. Wirtemberg. Reg. Rath und Lehrer des T. St. R. an der Karlshohenschule zu Stuttgardt. XXVI. Theil. Ulm, 1791. 423 Seiten in 8. XXVII. Theil. 1791. 360 Seiten.

Im Th. XXVI. sind die von mehrern deutschen Fürsten, Ständen und Andern an den R. Tag gebrachten Beschwerden wider die französischen Nationalschlüsse; (Abschn. I — XI.) im Abschnitt XII. die R. Vicariatspatente vom März 1790; im Abschn. XIII. der R. Vicariatsgrenzvergleich vom Jahr 1750 abgedruckt; endlich im Abschn. XIV. erzählt der V. umständlich den ganzen Verlauf der Verhandlungen und Berathschlagungen über die Fortdauer der R. Versammlung im Zwischenreich, deren Resultat der durch die Maiora gefaßte gemeinsame Schluß aller dreyen R. Collegien vom Jun. 1790 gewesen ist.

Im Th. XXVII. sind nun (Abschn. I.) die Belege zu dieser Geschichte von S. 1—48 abgedruckt, welche in Ministe-

rialnoten und Aufsätzen, in Gesandschaftsäusserungen und Pro Memoria's und in Reichstagsprotocollen bestehen. Im Abschn. II. wird von der **Wiedererserzung der IXten Churwürde**, den davon zum Vorschein gekommenen Privatschriften gehandelt, und am Ende ist das Hessen-Casselsche Pro Memoria dat. 15. Sept. 1790 abgedruckt. Der V. pflegt immer seine Relationen cum voto zu machen. Bey der Neunten Churwürde spricht er, wie leicht zu erachten, dem Hause **Wirtemberg** das Wort: in der vorgedachten Reichsvicariatssache aber den Maioribus. **Hier leitet ihn Reichspatriotismus**; und dort ist es **Liebe zum besondern Vaterlande**. Dem Hause **Wirtemberg**, meint er, gebühre der Vorzug vor Hessen, weil es dieses an innerer eigenthümlichen Macht übertreffe, und im Lande Schwaben das mächtigste sey, das vormals auch seinen Nationalherzog als Einen der Erzfürsten des Reichs gehabt habe. Er wünscht und gönnt seinem Vaterlande die Ehre des Churfürstenthums um so mehr, als er nicht abgeneigt ist, zu glauben, daß die Erhöhung zur Churwürde und der damit verbundene ausgedehntere Einfluß und die genießende höhere Achtung des Regenten, selbst auch auf die **Landeswohlfahrt** (?) und auf das **Glück der Einzelnen** (??) **wesentlichen** (???) Einfluß haben könne.

In der R. Vicariatssache „sieht der Verf. gar nicht ein, wie irgend ein **patriotisch** gesinnter R. Stand im Zwischenreich eine in Schlummer und Unthätigkeit versunkene R. Versammlung wünschen könne," (B. XXVI. S. 413.) und von diesem Patriotismus belebt scheinen ihm (S. 412.) nur die Gesandtschaften, welche das Gegentheil gewünscht haben, wohlgesinnt gewesen zu seyn. (Aber welche Gefahren sind es denn, die dem lieben deutschen Reiche auf die wenige Monate, welche das Zwischenreich dauren soll, drohen, wenn diese kurze Zeit über die Reichsversammlung in ihrer Thätigkeit nach der Form und in dem Gang, als ihr die kaiserlichen Auspicien geben, unterbrochen wird? Können oder wollen sich die Stände des Reichs für die wenigen Monate des Zwischenreichs eines der **Monarchie des Reichs** und solcher Regierungsform angemessenen analogischen Gangs — nicht vergleichen: so hält sie doch die Constitution, nach welcher der erledigte Stuhl des fortdauernden Reichs und Kaiserthums wieder besetzt werden soll — in **Ein Corpus** vereint beysammen: und wäre auch gleich die Majestät des Reichs gänzlich

ruhend und ausser Thätigkeit, und könnte von Reichs wegen nichts geschehen, das nicht entweder eine ungültige Innovation oder doch sonst nichtig wäre: so hinderte doch das patriotisch-gesinnte **Corpus der Stände** von allen Seiten nichts, als treue biedere Reichsgenossen jeder Vergewaltigung, sie komme her, von wem sie wolle, und betreffe Eins seiner Unterthanen und Lande oder denselben selbst, — nach gemeinsamen Berathschlagungen und Schlüssen mit vereinter Macht sich zu widersetzen. Also — die vorgebliche hohe Nothdurft ist von der Fortsetzung des Reichstags im Zwischenreiche — keineswegs für so ausgemacht zu halten: und dann sey man nur römischen Königswahlen geneigter, so fallen um so öfter die Zwischenreiche selbst mit allen ihren Inconvenienzen weg.) Die von den Maioribus mit beliebte **Selbstständigkeit** hält der Hr. Verf. sowohl der **Würde der Reichsversammlung**, als den **Grundbegriffen** unserer **Verfassung** für ganz angemessen. (S. 418.) (**Aber**, die Reichsversammlung mit der reichsständischen Würde und die Grundbegriffe unserer Reichsverfassung geben doch nichts anders als eine **eingeschränkte Monarchie** zu erkennen, und durch eine Reichsversammlung mit der beliebten Selbstständigkeit bekommt offenbar das Reich die Form von einer **Aristokratie**.) Dem anmaßlichen Genehmigungsrechte der Reichsvicarien soll die **ganze Anlage** der G. B., welche dieselben nur zu **Provisoren**, zu **Verwesern** des Reichs ernannt habe, entgegen seyn: und, solches zugestanden, würde die **Reichsversammlung sich zu tief herabwürdigen**. (S. 419. 420.) (Aber, was ist dann **Zweck** des **Vicariats** bey erledigtem Thron einer **Wahlmonarchie**? was ist Provisio Imperii ad *manus futuri Regis*? Wem kann wohl einfallen, wem ist je eingefallen, den dem neuzuerwählenden Kaiser verantwortlichen **Verweser** der monarchisch geformten Reichsmajestät für das Reichsoberhaupt, für den **Monarchen** selbst zu halten? Wie ist es möglich, einen fortwährenden Reichstag mit Selbstständigkeit, d. i. eine Reichsaristokratie mit der G. B. und ihrer **ganzen Anlage**, und der darin angeordneten **Provision** der **Reichsmonarchie** (denn das will die Provisio Imperii ad manus futuri Regis sagen,) zu reimen? und warum soll denn das eine tiefe Herabwürdigung seyn, wenn die Stände einer Wahlmonarchie, auch auf den Fall der Thronerledigung, die Fortdauer der monarchischen Regierungsform anerkennen, und dem solchenfalls reichsgesetzlich und mit der Einwilligung der Stände angeordneten

Reichs-

Reichsverweser die Ausübung der obersten Reichsgewalt, welche blos iure *vicario* et *administratorio* geschieht, zugestehen, wofür er noch dazu dem futuro Regi verantwortlich ist?) „Die Herren Verweser des Reichs, schreibt der Verf. S. 406, sind doch wahrlich nicht Oberhäupter desselben." (Aber, ohne eben darüber in gleiche Hitze zu gerathen, — sind wohl das nach der ganzen Anlage der G. B. die Stände des Reichs?) Daß nun aber ferner bey all der anmaßlichen Selbstständigkeit der Reichsversammlung doch noch **Vicariatsauspicien** zugegeben werden wollen, findet der V. nichts weniger als **inconsequent**, aus Gründen, die S. 420. 421 nachgelesen werden können, und vom Rec. nicht nachgeschrieben werden mögen: was aber die **Modalitäten** betrifft, die solchen Vicariatsauspicien gegeben werden sollen, so giebt der V. hierinne der **Wirtembergischen** Stimme seinen ganzen Beyfall (S. 421.), und diese geht dahin, (Th. XXVII. S. 167.) daß, da die Schlüsse der selbstständigen Reichsversammlung zur **Handhabung und Vollstreckung** der Reichsvicarien oder ihrer Commission vorgelegt werden, doch denselben auch unbenommen bleiben solle, die ihnen etwa dagegen beygehenden **Bedenklichkeiten** der Reichsversammlung zu eröffnen, und dadurch eine **nochmalige** Berathschlagung zu veranlassen, worauf es sodann entweder zu einer Abänderung des vorigen Schlusses kommen könnte, oder lediglich bey demselben sein Verbleiben haben müßte. „Hiedurch soll das Reichsvicariat eine nahmhafte **Ausdehnung** erhalten, und demselben volleuds alles eingeräumt werden, was etwa aus dem Begriffe der *Provisionis Imperii* hergeleitet werden könnte." Herr Reuß ist hiebey (Th. XXVI. S. 417.) noch der **besondern** Meinung, daß, wenn etwa bey dergleichen einzelnen Schlüssen nachher das neuerwählte Reichsoberhaupt Bedenklichkeiten finden sollte, denselben, etwa innerhalb 3 Jahren, vorzubehalten wäre, dieselben dem Reich zu eröffnen, und eine nochmalige Berathschlagung darüber zu veranlassen." (Aber, wie ist es möglich, die reichsgesetzliche Anordnung der G. B. von der Provisione Imperii *ad manus futuri Regis* so ganz beyseite zu setzen? — so ganz zu verkennen, was schon der **Begriff** einer Reichsverweserschaft mit sich bringt? — so ganz zu verkennen den großen Antheil, der über die **geführte** Reichsverweserschaft dem **neuerwählten** folgenden Oberhaupte mit klaren **Worten** eingeräumt wird? Wie ist es möglich, eine wiederholte Reichsberathschlagung und **Revision** der Sache

mit dem gesetzlichen Zeitraum eines Zwischenreichs zu reimen? zu reimen die vorgeblich höchstnothdürftige Thätigkeit der Reichsversammlung mit dieser nachgegebenen Revisibilität ihrer Schlüsse? — zu reimen die anmaßliche Selbstständigkeit und Souverainität dieser Reichsversammlung sogar selbst mit diesen nachgegebenen Vicariatsauspicien und diesem nachzugebenden Vorbehalt des künftigen Kaisers? Ueberhaupt, wie mag man die Reichsmonarchie auf den Fall der Thronerledigung auf eine so inconsequente Weise nun jezt erst organisiren wollen, deren Organisation auf die der Grundverfassung angemessenste Weise in einem uralten Reichsgrundgesetze bereits vorhanden ist?) Was endlich den Umfang der Thätigkeit von solcher selbstständigen Reichsversammlung betrifft, so findet Hr. Reuß jede Einschränkung auf gewisse Gegenstände, selbst auf diejenigen, welche nicht wohl Verzug leiden, für unzweckmäßig. (Th. XXVI. S. 417.) Er weiß keinen Grund zu finden, warum sie blos auf die Erhaltung der bisherigen Verfassung eingeschränkt seyn sollte? Vielmehr, weil die Reichsverfassung weit entfernt sey, ein Ideal von Vollkommenheit dieser Art zu seyn, so müsse der Weg zu ihrer Verbesserung selbst auch in Zwischenreichen unverschlossen bleiben. Darauf müsse einzig der Gesichtspunkt gerichtet seyn, daß die Verfassung nicht in ihren Grundpfeilern erschüttert werde.“ (Ebend. S. 414. 415.) (Aber, wie ist es möglich, bey einer Thronerledigung und eintretenden Reichsverweserschaft — in Hinsicht der solcher Zwischenregierung zuzutheilenden Geschäfte — so durchaus keinen Unterschied finden zu können unter denen, welche aufschieblich sind, und denen, welche bis zur Wiederbesetzung des Throns nicht wohl Verzug leiden? Was kann wohl einen deutschen Publicisten veranlassen, den Spielraum einer solchen Zwischenregierung, deren Dauer auf wenige Monate eingeschränkt ist, sogar auch auf Verbesserungen der Reichsverfassung auszudehnen, wozu das deutsche Reich überhaupt, seiner ganzen Organisation nach, so wenig aufgelegt ist, und dergleichen Eine oft kaum eine ganze Kaisersregierung zu Stand zu bringen vermag? Ist wohl in den Reichsbisthümern und Erzbisthümern davon durchaus kein zureichender Grund vorhanden, daß während der Sedisvacanz vom ganzen Capitul, ob es gleich die interimistische Regierung des Stifts hat, doch keine gültige Innovationen und Verbesserungen der Stiftsverfassung vorgenommen werden dürfen, wäre auch gleich der

Vor-

Vortheil davon für die gemeine Wohlfahrt erweislich? Nimmt wohl das deutsche Reichsstaatsrecht aus den Grundgesetzen der hierarchischen Kirchenstaaten durchaus keine Erläuterung an? Ist denn am deutschen Reiche weniger gelegen, als an einem darin gelegenen Bisthum? und muß sich etwa der römisch-deutsche Kaiser von der interimistischen Regierung im Zwischenreich mehreres gefallen lassen, als in dem ganz ähnlichen Falle kein deutscher Bischof zugestehen darf?

Gf.

III. Arzneygelahrheit.

Anton Fabre Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der theoretischen und praktischen Arzneywissenschaft. Aus dem Französischen. Nebst einem Anhange von Herrn D. Ernst Platner. Leipzig, bey Böhme. 1788. 611 Seiten. 8.

Der Verf. war nach Bordeu einer der frühern Läugner mechanischer Grundsätze und ein warmer Vertheidiger der Reizbarkeit, die neuerdings wieder durch Girtanner und Brown in Umlauf gebracht wird. Er sucht in zwey Theilen die Reizbarkeit als Ursache aller Empfindung und deren Einfluß auf der Säfte Circulation zu beweisen; sucht die thierische Wärme in derselben, nimmt die Seele und materiellen Reize als erregende Dinge an, vorzüglich den Nervensaft, setzt den Grund des Begehrens und Verabscheuens in die verschiedenen Modificationen des Empfindungssystems, und nutzt den Bordeu größtentheils als Basis zu seinen Behauptungen. (Er nimmt also, wie mehrere Schriftsteller, das Wort, Reizbarkeit, in zu weitem Sinne, manchmal wieder, wie es aus dem Zusammenhange erhellt, mit Lebenskraft für eins, und bauet, wie jene, auf unerwiesene Vordersätze, z. B. Nervensaft u. dgl. Dies hat sogar Einfluß auf das Folgende.) Der zweyte Theil enthält die Entzündung, Eiterung, kalte und Wassergeschwülste, Wunden, goldne Ader u. s. w. als praktische Belege zu obigen Vordersätzen. Auch rühmt er die Hippokratische Behandlung der hitzigen Fieber, als musterhaft, zeigt einleuchtend,

 daß

daß die Methode der neuern Aerzte durch Brech- und Abführmittel grade die Krise verjagt, und hält dessen Natur für eins mit seiner Reizbarkeit der Organe. Auch hat er Percys Vorschlag, die Lustseuche einzuimpfen, wenn sie durch Quecksilber unheilbar scheint, geprüft und bezweifelt. Als Eigenheiten des Verf. sind folgende Sätze anzusehen: der Rückfluß des Blutes ins Gehirn geschieht, um den Nervensaft, als Stoff der Reizbarkeit, in alle Theile des Körpers zu verbreiten; das Sensorium commune liegt im Plexus solaris, nicht aber im Gehirne; die chymischen und hydraulischen Versuche führen uns nur irre; Eiterung ist ein Produkt der Entzündung; alle Wasseransammlung entstehet von einem heterogenen Stoffe, der das Wasser anlockt und anziehet, und die Cur bestehet in dessen Vernichtung und Abtreibung u. s. w. (Die Prüfung und Berichtigung dieser Sätze würde hier am unrechten Orte stehen. Manche sind nur scheinbar, andere mit Einschränkung wahr.) Von S. 329 – 362 ist eine Fortsetzung der Untersuchungen verschiedener physiologischer, pathologischer und therapeutischer Gegenstände zu finden, eigentlich eine ausführlichere Erörterung der thierischen Haushaltung im gesunden und kranken Zustande, meistens nach Bordeu, wo er den Lebensstoff in die bloße Reizbarkeit setzt, die Krankheitsstoffe sich als entwickelte durch die Chymie der Natur (!!) denkt, einen Fiebercommentar über den Lieutaud liefert, und alles auf sein Steckenpferd zurückführt, mit merklicher Hochachtung für die Lehre der Alten von den nicht zu störenden Krisen, und ihrer Grundsätze bey Halsübeln, Pringle's Blutfäulniß und die Wirkung des Gas, so wie die Verstopfung der Gefäße, als Ursache langwietiger Krankheiten, (nach Delabasier) läugnet, gegen den Salpeter, als Universalmittel, eifert, und über andere Arzneymittel seinem Herzen Luft macht, Mesmer's thierischen Magnetismus blos von der Reizbarkeit ableitet. (Wäre der Verf. nur nicht so unausstehlich weitschweifig, und bestimmter in seinen Folgerungen!) Hrn. Platners Anhang beschäftigt sich mit einigen Mißdeutungen des Harveyischen Systems, vorzüglich mit der alten Lehre vom Rück- und Vorwärtstreten des Blutes in den Venen, die er gegen die Neuern in Schutz nimmt.

(C. W. Haertel) Ueber die Zeichendeutung des menschlichen Auges in Krankheiten. Aus dem latei-

lateinischen übersetzt, nebst einer Vorerinnerung und einigen Zusätzen von Heinrich Rudow, HR. und D. d. W. und A. Königsberg, bey Nicolovius. 1791. 91 Seiten. 8.

Die Schrift kam 1786 als Doctordisputation zu Göttingen heraus, und muß als solche beurtheilt werden. Der bereits verstorbene Verf. hat mit vieler Mühe und kluger Auswahl die vornehmsten Belege aus den ältern und neuern Semiologen gesammlet, erst von dem semiotischen Werthe des Auges, dann von der Beobachtung der Zeichen aus dem Auge überhaupt und insbesondere, gehandelt. Möchten doch die jungen Aerzte seinem Beyspiele folgen, und uns mehrere solche gute Compilationen liefern! Der Herausgeber hat von S. 79 an einige Zusätze aus Gruner, Metzger u. a. gegeben, und in der Vorrede seine Herzenserleichterung über den Werth der Inauguraldisputationen mitgetheilt — ganz, wie ein unbefangener Mann und Kenner davon urtheilen muß. Auch wünscht er ein Magazin für die besondere Zeichenkunde. Möchte sich doch der Verf. dem Geschäfte unterziehen, und dadurch den wahren Werth der Zeichenlehre wieder herstellen, die Nachahmung anzufeuern!

Commentar über Stolls Fieberlehre, von Joseph Eyerel. Zweyter Band. Wien, bey Wappler. 1790. 589 Seiten. 8.

Die Schreib- und Behandlungsart des Verf. ist zur Gnüge bekannt, und hier die nämliche. Abgehandelt sind verschiedne Arten der Bräune, der feuchte, heimliche und trockene Seitenstich, die Lungenentzündung, die Entzündung der Eingeweide des Unterleibes, bis zur Gebährmutter. Bey aller Weitschweifigkeit ist dennoch nicht für Vollständigkeit gesorgt, und zu wenig Rücksicht auf naturgemäße Beschreibung, aufrichtige Bestimmung des Beständigen und Zufälligen, auf Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit, auf angemessene Umständlichkeit und Kürze u. s. w. genommen worden. Dies läßt sich durch mercantilische Speculation entschuldigen, aber nicht loben.

Antonii L. B. de Stoerck Praecepta medico-practica in usum chirurgorum castrensium et ruralium ditionum Austriacarum. E lingua germanica in latinam versa per *Ioann. Michael. Schosulan*, M. D. *Tom. I.* Editio altera aucta. Viennae, apud Wappler. 1791. 610 pagg. 8. *Tom. II.* 1791. 424 pagg.

Die Urschrift ist bekannt, die Uebersetzung lesbar, der Zusätze wenig, ausser die Beyfüge der Recepte unter jede Krankheit. Wenn alle Wundärzte bey der Armee und auf dem Lande das wissen, verstehen und gehörig verdauen, was hier vorgetragen ist; so laßt uns begnügen. Denn selbst mancher hochberühmter Praktiker weiß das nicht alles und in der Maaße.

Collectio Opusculorum selectorum ad medicinam forensem spectantium, curante D. *Ioan. Christ. Traugott Schlegel*, Sereniss. Princ. de Schoenburg Consil. et Archiatro etc. *Vol. VI.* Lipsiae, 1791. 258 pagg. 8.

In Bezug auf unser ehemaliges Urtheil begnügen wir uns, die Fortsetzung (N. 37—43.) dieser nützlichen Sammlung und den Inhalt anzuzeigen. Abgedruckt sind: *L. H. L. Hilchen r. Nitzsch* Diss. de vuln. in intestin. letal. 1763. *C. G. Ludwig* Pr. de luxatione vertebr. coll. a medico forensi circumspecte disquirenda, Lips. 1767. *P. I. Hartmann* Diss. de controversa pulmon. in declarand. infanticidiis aestimatione, Franc. 1771. *I. H. Schulze* Diss. qua probl. an umbilici deligatio in nuper natis absolute necessaria sit etc. Hal. 1733. *C. L. Schael* Diss. de funic. umbil. deligatione non absolute necessaria. Gott. 1755. *Ph. Fischer* Diss. an deligatio funic. umbil. in neonatis absolute necess. sit? Ingolst. 1777. *C. A. de Bergen* Diss. de letal. vuln. hepatis, Frf. 1753. Die Schriften selbst sind meistens bewährt, nur die Stellung derselben sollte entweder nach den Materien, oder nach der Zeitordnung gestellet seyn. Im ersten Falle könnte der Liebhaber das Ganze überschauen, im letztern das Steigen und Fallen, so wie die Ebbe und Fluth der Meinungen,

nungen, leicht bemerken. So wie es da ist, scheint das Ganze einer Buchhändlerspeculation ähnlich, wo man giebt, was man hat und bekommt.

Descriptio febris urticatae, scarlatinae et purpurae, data a *Ferd. Saalmann*, M. D. Monasterii, sumtib. Perrenon. 1790. 4.

Descriptio variolarum, morbillorum, febris erysipelatosae et colicae acutae, data a *Ferd. Saalmann*, M. D. Monasterii, sumtib. Perrenon. 1790. 4.

Der V. fährt, wie ein expediter Prediger, fort, Beschreibungen hitziger Fieber stans pede in uno zu liefern. Die Reihe trifft nun die Ausschlagfieber, wobey uns nichts Sonderliches aufstieß, als daß sie für inflammatorisch geachtet, und als solche curirt werden. Zuverlässig sind sie nicht immer dergleichen, sind öfters gastrisch, immer nach der herrschenden Constitution des Grant oder dem Stationarfieber des Stoll's zu beurtheilen. Auch werden hier die innerlichen Pocken auf Brendels Ansehn, sogar bey gelinden Pocken, vertheidigt. Am Ende jeder Schrift stehen Hippokratische Aphorismen, von denen die Ursache der Anführung unbekannt, und die Art der Erklärung cavaliermäßig ist.

Aw.

Joh. Christian Friedr. Scherf Beyträge zum Archiv der medicinischen Polizey und der Volksarzneykunde. Ersten Bandes zweytes, und zweyten Bandes erstes und zweytes Stück. Leipzig. 1789. 90. 8.

Im 1. B. 2. St. sind des Dominicus Cirillo Bemerkungen über die Eigenschaft des Wassers in Gärbereyen aus dem Italienischen von Hrn. Rath Brandis übersetzt, und Halle's Untersuchung des Mephitismus der Secretgruben äusserst lesenswerth.

Auch

Auch des 2. B. 1. St. enthält viele lesenswerthe Verordnungen, worunter Rec. jedoch einige, z. B. die Hebammenordnung des Raths zu Frankfurt von 1769 weggelassen haben würde, da Muster von dergleichen guten Verordnungen in unsern Zeiten schon sehr viele bekannt sind. Sehr zweckmäßig sind hier aus dem Hannöverschen Magazin die Versuche über die Schädlichkeit des Taxus bey Thieren wieder abgedruckt. Rec. hat die seltene traurige Gelegenheit gehabt, die Schädlichkeit der geschärbten Blätter des Taxus auch bey Menschen zu erfahren; er mußte eine daran gestorbene schwangere Frauensperson gerichtlich obduciren, die solche wahrscheinlich statt Sevenbaumblätter zur Erreichung eines schändlichen Zwecks eingenommen hatte; dadurch veranlaßt hat er Versuche sowohl mit dem von Taxusblättern abgezogenen mehrmal cohobirten Wasser, als auch mit dem gummösen und resinösen Extracte an jungen Hunden angestellt; an allen diesen dreyen Bereitungen aus dem Taxus aber keine schädliche Eigenschaft entdecken können. Die Todesart der Frauensperson war übrigens völlig so, wie sie Percival an drey jungen Kindern, und der Verf. dieser Versuche an Pferden beobachtet hat. Den ganzen Verfolg seiner Beobachtungen hat Rec. dem Hrn. Hofr. Blumenbach in Göttingen mitgetheilt, der denselben in einem der nächsten Stücke seiner medicinischen Bibliothek bekannt machen wird.

Das 2te Stück des 2ten Bandes nimmt beynahe ganz die sehr gute Lippe-Detmoldische Medicinalordnung ein. Schließlich wird uns der vortrefliche Hr. Herausgeber, dem Deutschland gewiß viel Dank für seine Sorgfalt bey Sammlung dieses nützlichen Werks schuldig ist, verzeihen, wenn wir ihn bitten, auch auf einen correctern Abdruck seine Sorgfalt zu verwenden; sehr oft sind uns den Sinn sehr verstellende Druckfehler aufgestoßen.

Ko.

Vom Zutrauen, in zwey medicinischen Vorlesungen des Hrn. D. G. Wedekind, Kurfürstl. Mainzischen Hofraths, Leibarzt und Professor zu Mainz, herausgegeben von J. v. Hagen. Mainz, in der Universitätsbuchhandlung. 1791. 8 Bogen. 8.

Diese

Diese beyden Abhandlungen — in welchen der Verf. einige wenige Bemerkungen über die Vortheile, welche das Zutrauen gegen den Arzt dem Kranken gewährt, und manche ganz wohlgemeinte Regeln aus der medicinischen Politik mittheilt, wie der Arzt das Zutrauen seiner Patienten sich zu erwerben habe — mögen bey dem mündlichen Vortrage für die Schüler des V. ganz nützlich und gut gewesen seyn; allein, des Drucks würde Rec. sie doch nicht sehr würdig erklärt haben, indem weder Vollständigkeit noch Neuheit, noch aphoristische Kürze sie vorzüglich auszeichnen, vor den Schriften, welche ein Gregory und andere über diesen Gegenstand schon geliefert haben.

Ueber die Zuläßigkeit einer Auswahl unter klinischen Geschäften für freye Aerzte. Frankfurt, bey Gebhard und Körber. 1790. 2 Bogen in 12.

Ein Freund des Verf. — welcher Jahre lang mit glücklichem Erfolg die Arzneykunst ausgeübt hatte, und jetzt seine bisherige Laufbahn, vielleicht gar mit Veränderung des Wohnorts, gegen eine andere, zum Mißvergnügen seiner alten Kunden, vertauschte, — gab ihm vermuthlich die Veranlassung, in diesen zwey Bogen zu untersuchen: ob es den freyen Arzt, d. i. solchem, den keine öffentliche Besoldungen und Contracte zu etwas verbindlich machen, ob diesen moralische Gesetze abhalten könnten, seine praktischen Geschäfte, denen er vorher sich widmete, nach Belieben einzuschränken, oder ganz aufzugeben, wenn seine Convenienz es erfordert? Der Verf. verneint diese Frage, und wir sind völlig mit einverstanden, daß es einem Arzte so gut, wie einem jeden Bürger, einige wenige, auch vom Verf. bewährte, Fälle ausgenommen, freystehe, eine Verbindlichkeit, welche er selber sich aufgelegt hat, aufzuheben, sobald veränderte Denkungsart, Neigungen und äussere Lagen ihn dazu auffordern, ohne sein moralisches Gefühl im geringsten zu beleidigen. Obgleich wir einerley Meinung mit dem Verf. hegen; so scheinen uns seine Reflectionen über diesen Gegenstand zu verworren unter einander hingeworfen, und in einer zu gesuchten Schreibart vorgetragen zu seyn, als daß sie einem jeden Leser anschaulich und überzeugend seyn könnten.

Von

Von der Geduld, besonders des Arztes am Krankenbette. Ein Aufsatz, veranlaßt durch die funfzigjährige Amtsjubelfeyer eines verdienten Arztes. Frankfurt, bey Gebhard und Körber. 1791. 3 Bogen in 8.

In einem der Materie angemessenen Ton, ganz mit philosophischem Sinn geschrieben, enthält diese kleine Schrift eine Würdigung der großen Vorzüge der Geduld. Gewiß der edelsten Tugenden eine, deren Besitz einem jeden Menschen, und vorzüglich dem praktischen Arzt, zur glücklichen Ausübung seiner schweren Berufspflichten so unumgänglich nöthig ist.

Hannibal Parea, Wundarztes zu Magneta im Herzogthum Milano, Sammlung von chirurgischen Beobachtungen. Aus dem Italienischen. Stendal, bey Franzen und Große. 1791. 9 Bogen. 8.

Obgleich der würklich aufgeklärte Verf. (welcher, da er auf dem Lande lebte, sich von vielen Hülfsmitteln der Kunst oft entblößt fühlen mußte) gar nicht zu tadeln ist, daß er einige seiner glücklichen und unglücklichen Fälle, seine Bemerkungen darüber, und selbst die bey denselben begangnen Fehler mit Einfalt und Freymüthigkeit erzählt, dem lesenden Publikum mitgetheilt habe: so können wir den deutschen Uebersetzer dennoch nicht loben, daß er seine Zeit auf die Verdeutschung eines Werks verwendet habe, welches nur ganz alltägliche Beobachtungen enthält, über einige schwere Geburtsfälle und Beinbrüche, welche letztere der Verf. nach der Pottschen Methode vorzüglich behandelt hat. Das Original wurde 1784 vom Verf. herausgegeben.

Bd.

D. F. J. Hofers, Hochfürstl. Augsburg. Hofraths, der Anatomie und Chirurgie Lehrers, auch Landschaftsphysicus zu Dillingen, Lehrsätze des chirurgischen Verbandes. Zweyter Theil. Zweyte Abtheilung, welche die chirurgischen Verrichtungen

des Werkes enthält. Mit eilf Kupfertafeln. Erlangen, bey Palm. 1791. 222 Seiten, gr. 8.

Mit eben der Vollständigkeit und in derselben Manier, welche unsre Leser aus den ersteren Theilen dieses Werks schon kennen, liefert der Verf. hier die genaue Beschreibung, Beurtheilung und deutliche Abbildung der verschiedenen Bruchbänder, Mutterkränze und aller gebräuchlichen Bandagen des Mittelfleisches, der Geburtsglieder und des Afters. — Bey der Beschreibung und Würdigung der mehresten in dieser Abtheilung aufgestellten Verbandstücke, hauptsächlich der Bruchbänder und Mutterkränze, sind die Werke eines Richters, Campers und Juville vom Verf. benutzt worden, wodurch, unserer Ueberzeugung zufolge, dieser Theil Vorzüge der praktischen Nutzbarkeit vor seinen Vorgängern erhalten hat.

Praktische Anweisung für den Bürger und Landmann, alle (?) Krankheiten der Menschen und Thiere in kurzer Zeit und ohne jemandes Hülfe aus dem Grunde zu heilen. Nebst einer Anleitung, wie Menschen, die durch eine plötzliche Art umgekommen, wieder zum Leben zu bringen sind. Auf Kosten des Herausgebers und in Commission bey Gehra in Neuwied. 1791. 10 Bogen. 8.

Diese Anweisung ist sicherlich das Händewerk eines hungrigen Scribenten, welcher hier allerley, theils Hausmittel, theils Recepte berühmter Aerzte gegen 27 verschiedene Krankheiten der Menschen und 25 Viehkrankheiten zusammengestoppelt hat. Da diese Arzneyvorschriften ohne die gehörige Bestimmung und Einschränkungen als stets probat angerathen werden, und größtentheils heroische Mittel (z. B. gegen den Bandwurm 36 Gran Gummi Gutt, in 3 Theile getheilt, auf einen Morgen zu nehmen; gegen den Biß wüthender Thiere die Belladonna in großen Gaben u. s. w.) enthalten; so ist diese Bekanntmachung derselben den Laien in der Kunst äusserst gefährlich und schädlich, den Aerzten aber höchst überflüßig. Eine nähere Würdigung dieser elenden Schmiererey würde wahrer Zeitverlust seyn; wir wollen unsern Lesern neben dieser Warnung

vor

vor derselben nur noch sagen, daß hier Mittel gegen Hüneraugen, Friesel und viele andre Krankheiten der Menschen und eben so verschiedne Krankheiten der Thiere, ganz à la charlatan beschrieben, zu finden sind. Als sicheres Verhütungsmittel der Kinderblattern wird das längst als unzulänglich verworfne Ausdrücken der Nabelschnur bey Neugebohrnen angerathen.

Db.

Taschenbuch für deutsche Wundärzte, auf die Jahre 1786, 87 und 88. Mit Kupfern. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1789. 145 Seiten, kl. 8. fein Papier und Druck. — Ebendasselbe auf das Jahr 1789. 175 Seiten. — Ebendasselbe auf das Jahr 1790. 188 Seiten.

Wir zeigen hier diese drey Bändchen zugleich an, da der Zufall die beyden erstern unserer Aufmerksamkeit bis jetzt entzog. Das Publikum besitzt bereits zwey Bändchen davon. Das erste erschien im Jahr 1783 und das zweyte 1785. Der ungenannte Verf. ist, wie wir genau wissen, der um die deutschen Wundärzte schon durch mehrere Schriften verdiente Hr. D. Waiz in Naumburg. Die Absicht des Verf. war und ist noch, durch diese Aufschrift die Neugierde der deutschen Wundärzte zu reizen, und ihnen durch Aufbewahrung und Sammlung mancher kleinen nützlichen Schrift, die öfters unbekannt und unbemerkt bleibt, und mancher von erfahrnen Wundärzten ihm mitgetheilten merkwürdigen Beobachtung einen angenehmen und unterrichtenden Zeitvertreib in die Hände zu geben. Indessen werden auch Aerzte hier manches finden, welches ihnen nützlich und angenehm seyn wird. Das fortgesetzte und hier mitgetheilte Verzeichniß der vorzüglichsten in dem neunten Zehend des jetzigen Jahrhunders erschienenen chirurgischen und medicinischen Schriften nach ihren verschiedenen Fächern wird gewiß vielen gefallen. Der Inhalt dieses Bändchens ist folgender: 1) Abhandlungen und Auszüge, als a) Stolle von dem Nutzen des weissen Vitriols in der Chirurgie. b) Hasenberg über eine neue Methode, den Arm aus dem Gelenke zu lösen, und über ein neues Instrument zur Abbindung der Polypen. c) Beschreibung einer neuen Methode, die Nabelschnur besonders in der Gebährmutter zu unterbinden. (Kommt billig

billig unbekannt bleiben.) d) Section eines von Jugend an blödsinnig gewesenen Landedelmanns. e) Richter, über die Seitenlage des gebrochenen Schenkels. 2) Kranken- und Curgeschichte: a) Eine glücklich geheilte Geschwulst der Fallopischen Röhre, von D. Seidel. b) Nachrichten und Beyspiele von erdichteten Krankheiten, von Fichtz. c) Von einem sehr heftigen Verbrennen, von Späthe, Wundarzt in Mitweida. d) Heilung eines verborgenen Krebs an der Brust durch die Ausrottung, von Ebendemselben. e) Heilung eines am Fuße und Zehen entstandenen kalten Brandes bey einem Greise, von Weidlich, Wundarzt in Naumburg. 3) Fortgesetztes Verzeichniß der Entdeckungen, Erfindungen und Bereicherungen in der Wundarzneykunst, welche im neunten Zehend des jetzigen Jahrhunderts bekannt gemacht worden sind. 4) Einrichtungen und Anstalten, die das Studium der Wundarzneykunst betreffen, oder sonst auf Menschenerhaltung aus diesem Fache abzwecken. 5) Preisaufgaben, und deren Beantwortung. 6) Beförderungen. 7) Todesfälle. 8) Fortgesetztes Verzeichniß neuer chirurgischer Schriften von den Jahren 1785 — 1788. Auf den beyden Kupfertafeln befinden sich die Instrumente zum Abbinden der Polypen und zur Amputation aus dem Gelenke.

Ebendasselbe auf das Jahr 1789 hat folgende Abhandlungen und Auszüge: 1) D. Lobenweins Abh. von der Paracentesis der Brust. 2) D. Murray vom Bleyextract und begetb-mineralischen Wasser und der besten Art beyde zuzubereiten. 3) D. Bücking in Wolfenbüttel, über Entzündung und Vereiterung der Weiberbrüste. 4) Etwas über die üble Gewohnheit einiger Wundärzte, den lateinischen Discurs zu affectiren, von einem Ungenannten. Erfahrungen und Beobachtungen. 1) Nachtheilige Folgen des ausserordentlich kalten und lang anhaltenden Winters von 1788 bis 1789 auf die Gesundheit des Menschen, von D. Ziegler in Quedlinburg. 2) Besondere Heilung eines lahmen Fußes, von D. Thilenius in Lauterbach. 3) Bemerkungen über den Beinfraß, von Ebendems. 4) Ueber den Nutzen der Arnika bey innerlichen Contusionen und Sugillationen, von Ebendems. 5) Eine Heilung von einer Hirnerschütterung, von Ebendems. 6) Geschichte eines Krebses in dem Gebährmuttermunde, von D. Trampel. 7) Heilung einer Blutung aus der Gebährmutter nach einer natürlichen Geburt, von D. Josephi in Braun-

 schweig.

schwelg. 8) Eine widernatürliche Lage des Kopfs in der Gebährmutter, die blos vermittelst der Finger in eine natürliche verwandelt ward, von Ebendems. 9) Höchst schwere Geburt wegen überaus grossen Kopfs nach dem Bauch der Mutter gekehrten Gesichts und vorgefallener Hand, von Ebendems. 10) Schwere und widernatürliche Geburt, wegen vorgefallenen Arm, von Ebendems. 11) Widernatürliche Geburt, wegen schiefer Lage der Gebärmutter, von Ebendems. 12) Schwere Geburt wegen eines auf den Bogen des Schaambeins stehenden Kopfs und um den Hals gewundner Nabelschnur, von Ebendems. Die übrigen Abschnitte sind die nämlichen des vorigen Bändchen.

Das Taschenbuch auf das Jahr 1790 enthält folgende Abhandlungen und Auszüge: 1) Ueber eine oft unbemerkte äusserliche Ursache, sowohl der Augenentzündung, als der Hornhautgeschwüre und der daher entstandenen Blindheit, vom Prof. Weissenborn in Erfurt. 2) Von der besten Methode Abscesse zu öffnen, vom D. H. v. Olnhausen. 3) Ueber die Polypen und besonders die Polypen der Gebährmutter. a) Vom D. Heinze in Lüneburg und b) von D. Zeitmann in Frankfurt am Mayn. 4) Noch etwas über das Goulardsche Bleywasser, von D. Büking. 5) Gutgemeinte Vorschläge für einige Wundärzte. Von Beobachtungen — folgende: 1) Geschichte einer Geschwulst und chronischen Blutung einer Zahnhöhle, die glücklich geheilt worden, von Prof. Siebold in Würzburg. 2) Heilung eines Eiterauges, vom Prof. Weissenborn in Erfurt. 3) Verlauf der im vorhergehenden Taschenbuch vom Jahr 1789 erzählten Krankengeschichte, von D. Ziegler in Quedlinburg. 4) Ein venerisches Nasengeschwür, von Ebendemselben. 5) Krankengeschichte und Leichenöffnung eines Kindes, dessen innere Theile nicht vollkommen ausgebildet waren, von Ebendems. 6) Gerichtliche Leichenöffnung eines 11jährigen Knabens, welcher mit Vorsatz erschlagen war, von Ebendems. 7) Vom Wurm am Finger, von D. Bücking in Wolfenbüttel. 8) Beobachtung von einem äussern Wasserkopf mit Anmerkungen, von Ebendemselben. 9) Ausrottung eines Mutterpolypen, von D. Zeitmann. Die übrigen Abschnitte wie in den vorigen Jahrgängen.

D. Pellier de Quengsy, besoldeten Augenarztes von Toulouse und Montpellier, Sammlung von Aufsätzen und Wahrnehmungen sowohl über die Fehler der Augen, als der Theile, die sie umgeben, und die Mittel, sie zu heben, wobey er nach einer genauen Beschreibung des Auges ein neues Verfahren, den Staar mit einem von ihm erfundenen Instrument herauszuziehen, bekannt macht, und den angeblichen guten Erfolg bey dem Niederdrücken des Staars bestreitet. Aus dem Französischen in zwey Theilen; mit einem Kupfer. Leipzig, bey Junius, 1789. 444 Seiten, gr. 8. 1 Bog. Reg. schön Papier.

Das Kupfer enthält die Abbildung des Staarmessers (Ophthalmotome) des Verf. und des Danielschen Löffels. Diese Schrift verdient mit Recht deutschen Wundärzten bekannt zu werden. Hr. Pellier ist ein geschickter Augenarzt, der von Jugend auf diesem Theil der Chirurgie sich widmete, und seine zahlreichen glücklichen Beobachtungen hier bekannt macht. Der erste Theil faßt 14 praktische Abhandlungen, welche größtentheils den grauen Staar zum Gegenstand haben. Zwey davon handeln von den Zufällen der Thränengänge, von der Thränenfistel und ihrer Heilmethode. Jeder Abhandlung sind einige lesenswürdige Beobachtungen beygefügt. Im zweyten Theile erzählt der Verf. 152 meistens interessante Fälle, sowohl von den verschiedenen Gattungen der Staare, als auch von den mancherley Zufällen und Krankheiten der Augen und ihrer anliegenden Theile.

Am Ende macht der Verf. ein innerliches und fünf äusserliche Mittel gegen verschiedene Augenkrankheiten bekannt, die aber gegen die schon in diesem Fache bekannten nichts Vorzügliches enthalten.

Christian Friedrich Jördens, weiland Stadtphysicus zu Hof ꝛc., Kern der Chirurgie, oder gründlich, deutliche und vollständige Anweisung zur

Wundarzneykunst. Viertes Bändchen. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage. Hof, in der Vierlingischen Buchhandlung. 1789. 86 Octavs. 2 Bogen Register.

Es ist zu verwundern, wie ein Werkchen dieses Gelichters eine neue Auflage erleben konnte. Wie sehr der Verf. die Materie erschöpft, und um wie viel diese neue Auflage Verbesserungen erhalten, kann man daraus schließen, daß in fünf Bogen, groß gedruckt, und zwar in Fragen und Antworten 31 Kapitel abgehandelt sind. Damit der Leser selbst urtheilen könne, wollen wir nur einige kleine Proben hier beyfügen. S. 59 von der Mastdarmfistel. „Nach der Operation nimmt man einen dicken Meissel, bestreichet ihn mit einer Digestivsalbe mit Eyeröl vermischet, und drücket ihn mit Gewalt in den Mastdarm, damit die Lefzen der Wunde wohl von einander kommen, in welche man Carpie, so mit eben dieser Salbe bestrichen, thut, u. s. w." S. 78 von der Eindrückung der Hirnschaale. „Bey Kindern, wenn die Einbiegung gering, und keine schlimme Zufälle vorhanden sind, kann man nur zertheilende Hauptsäcklein oder zertheilende Pflaster auflegen; wo aber üble Zeichen sich äussern, wird nach abgeschornen Haaren entweder a) ein starkklebendes Pflaster auf Leder gestrichen, welches mit starken Bändern versehen, applicirt, und damit, wenn es recht angeklebet, die eingedruckte Hirnschaale herausgezogen, b) oder ein großer Schröpfkopf, und wo dieses nicht hinlänglich, wird c) eine Incision gemacht, das Knochenhäutlein abgesondert, und ein Bohrer behutsam in die Hirnschaale gedrehet, und solches damit in die Höhe gehoben." Das ist die ganze erbauliche Cur! Bey Erwachsenen mit zugleich gebrochener Hirnschaale ist die Behandlung eben so sauber. Wie schön müßte es um ein Land stehen, dessen Wundärzte nach einem solchen Buche gebildet wären! Der Himmel wird uns vor der dritten Auflage bewahren.

Neue Sammlung der auserlesensten und neuesten Abhandlungen für Wundärzte. Aus verschiedenen Sprachen übersetzt. 20stes Stück. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1788. 368 Octavs. 21stes Stück. 1788. 380 S. 22stes Stück.

[illegible] 1789. 324 S. Mit Kupfern. 19tes Stück. 1789. 256 S. Mit Kupfern. 20stes und letztes Stück. 1789. 363 Seiten.

Das 20ste Stück enthält folgende Abhandlungen: 1) Plank, von einer besondern Erweichung der Knochen, aus dem Latein. 2) Hartmann, vom Friesel der Kindbetterinnen, aus dem Latein. 3) Joh. Pet. Franks akademische Rede, von der Harnblase, in wieferne sie von den um sie herumliegenden kranken Theilen angesteckt wird, aus dem Latein. 4) Spangenbergs Beobachtungen von Mißgeburten, aus dem Latein. 5) Art, sich des Theers wider den Krebs zu bedienen; ein Auszug aus einem Briefe vom Hrn. David, aus dem Franz. 6) Roger, Beobachtung über eine venerische Krankheit, welche mit Klystiren behandelt wurde, aus dem Franz. 7) Denmans Versuch über die natürliche Geburt, aus dem Engl. 8) Denmans Versuch über die Gebährmutterflüsse, die sich während der Schwangerschaft und bey der Entbindung ereignen, aus dem Engl. 9) Römers Entwurf einer Geschichte der natürlichen Geburten, aus dem Engl.; nebst einer Tabelle.

Ungern erinnern wir, daß der Verf. auch in diesem Stücke bey der Wahl nicht sorgfältig genug gewesen ist. Denn Hartmanns Abhandlung vom Friesel der Kindbetterin konnte billig wegbleiben. Es ist nicht allein eine schon längst bekannte Materie, die man hier nicht vermuthet, sondern, was auch das schlimmste dabey ist, sie ist auch äusserst mager und elende vorgetragen; sie enthält viel falsche Sätze und viel Gewäsch. Wollten wir hier nicht Raum und Zeit schonen, so könnten wir hiervon viele Beweise anführen. Jeder, der diese Krankheit und ihre wahre Ursache kennt, wird unser Urtheil gegründet finden. Ferner war Spangenbergs Probeschrift von Steisgeburten nicht merkwürdig genug, um hier nochmals abgedruckt zu werden. Rogers Abhandlung würde eine Stelle hier verdient haben, wenn der antiveneriſche Liquor, der als Klystir gebraucht wird, auch vom Verf. angegeben, und dem Leser dadurch bekannt würde. Was nützt demnach hier diese Schrift, die ein Arcanum enthält? — Denmans Versuch über die natürliche Geburt ist unter aller Kritik. Längst bekannte, in allen Compendien über die Geburtshülfe befindliche Dinge, auf eine langweilige Art mit vielem leeren Wortkram vorgetragen!

[illegible] Schade um die Zeit, die zur Uebers[illegible] wurde. Der Herausgeber ließ sich wahrscheinlich durch das Vorurtheil hintergehen, weil der Verfasser ein Engländer ist. Giebt es denn aber in England nicht eben so viel elende Scribenten, wie in Deutschland? Die zweyte Schrift des nämlichen Verfassers von Mutterblutflüssen ist zwar besser geschrieben, uns Deutschen aber sagt sie nichts neues in dieser Materie, und faßt noch überdieß manche irrige Grundsätze und Meinungen.

Das 21ste Stück hat folgenden Inhalt. 1) **Nicolaus van der Eem**, Inauguralschrift über die Vorzüge der neuern Geburtshülfe vor der ältern, in Rücksicht der natürlichen Geburt, aus dem Latein. 2) **Leonhard van Leeuwen** Inauguralschrift über die Vorzüge der neuern Geburtshülfe vor der ältern, in Rücksicht der schweren und widernatürlichen Geburt, aus dem Latein. 3) **D. Philipp Pitt Walsch** praktische Bemerkungen über das Kindbetterinnenfieber, worin der wahren Natur dieser Krankheit nachgeforscht, und eine bis jetzt nützlich befundene Behandlung empfohlen wird, aus dem Engl. Diese drey Abhandlungen sind gut gewählt und sehr lehrreich.

In dem 22sten Stück findet man folgende Schriften. 1) **Brands** Beschreibung eines ausserordentlichen Falles, wo ein Knabe sieben Jahre lang für ein Mädchen gehalten würde, nebst Zeichnungen der Geburtstheile vor und nach der Operation und nach geendigter Cur, aus dem Engl. 2) **Perry's** Abhandlung über die Lustseuche, den Tripper und den Nachtripper. 3) **Rogerson's** Versuch über den Gebrauch und Mißbrauch des Blutlassens. 4) **Körbers** Abhandlung von dem Ekel und dem Erbrechen der Schwangern. 5) **Loders** Abhandl. vom Vorfall der Mutterscheide. 6) **Jahn** von der Zurückbeugung der Gebährmutter.

Auch in diesem Stücke sind einige Abhandlungen am unrechten Orte. **Perry's** höchst magre Schrift von der Lustseuche konnte unübersetzt bleiben, da wir schon ungleich bessere Schriften in dieser Materie besitzen. Aber die glückliche Insel, wo dies Produkt erschien, verführte abermals den Herausgeber. Wie kann so viel unnützes Gewäsch, so viel Großsprecherey und leere Declamationen den jungen Wundarzt unterrichten! Auch der Uebersetzer hat unterweilen sein eigenes Deutsch. Z. B. S. 24 statt kritisiret, bekritikelt. **Rogerson's**

Ab-

Abhandlung enthält auch viel schwankende und unrichtige Räsonnements, und konnte einer nützlichern den Platz lassen.

Das 23ste Stück hat Folgendes: 1) Klinge's Abhandl. vom Muttervorfalle, aus dem Latein., mit einem Kupfer. 2) Jördens Abhandl. von den zur Hebammenkunst gehörigen Binden, aus dem Latein. 3) Wethardings Abh. über die Bestimmung der Gränzen und rechte Anwendung der Zange und der Wendung, aus dem Latein. 4) Mitboffs Vergleichung der Wendung mit Instrumentaloperationen bey schweren Geburten, aus dem Latein. 5) Josephi Abh. von der sogenannten Bauchempfängniß, durch eine Beobachtung erläutert, aus dem Latein. 6) D. Fritze Bemerkungen über die Empfängniß in den Muttertrompeten, nebst der Geschichte und Beurtheilung eines besondern Falles.

Unsers Erachtens nach war auch der gröste Theil dieser kleinen Schriften noch nicht reif und auserlesen genug für den Zweck dieser Sammlung. Die letzte ausgenommen, sind sie übersetzte akademische Probschriften. Größtentheils ist das Gute dieser Schriften mit zu viel Spreu vermischt. Körnichte Auszüge wären daher weit zweckmäßiger. Das Stück sollte aber doch voll werden, und Auszüge füllen nicht, und machen mehr Arbeit.

Das 24ste und letzte Stück liefert: 1) Brünners Abh. vom grauen Staare, aus dem Latein. 2) Flajani von den Pulsadergeschwülsten der Gelenke der untern Gliedmaaßen und vorzüglich der Kniekehle, aus dem Italien. 3) Busch, vom Schwindel, aus dem Latein. 4) Perry über Stein und Gries; ein Auszug aus dem Englischen. 5) Hunts Bemerkungen über den Blutumlauf und die Würkungen des Blutlassens; ein Auszug aus dem Englischen. 6) Bell, über den Krebs an der Brust, aus dem Engl. 7) van der Boon Mesch, Abh. von der Harnverstopfung, aus dem Latein.

Nur die drey Abhandlungen, nämlich: die vom grauen Staare, von den Pulsadergeschwülsten und vom Krebse, gehören in das Feld der Wundarzneykunst. Uebrigens sind sie gut gewählt, gut geschrieben, und für den Wundarzt sehr unterrichtend. Die übrigen passen nur für den Arzt. Von der letztern kann nur ein kleiner Theil, nämlich der chirurgische, den Wundarzt interessiren; und auch dieser ist sehr mager. In Perry's Abhandlung über den Stein ist entweder der V.

über den Verf. irre, wo es S. 240 heißt: „Wenn der Harn heiß und stark gefärbt ist, müssen häufig balsamische Getränke getrunken werden, als Kalbfleischbrühe, Gerstenabsud, Orschade."

Hätte der Herausgeber immer den Titel „Sammlung auserlesener Abhandlungen für Wundärzte" vor Augen gehabt, und hätte er diesen Zweck treu erfüllt, so würden aus diesen 24 Stücken kaum 12 Stück geworden seyn. Leser und Käufer würden dabey gewonnen, der Herausgeber aber die Hälfte dabey verlohren haben.

Rz.

D. Johann Erdmann Kecks Abhandlungen und Beobachtungen aus der praktischen und gerichtlichen Arzneywissenschaft. Berlin, bey Heß 1789. 8.

Dieses Bändchen enthält: Praktische Anmerkungen über die Anzeigen und Gegenanzeigen der Brechmittel; Beschreibung einer Herbstepidemie; einige Obductionsberichte von Fällen, wo ein Mord (durch Vergiftung, und der andere durch Schläge) vermuthet, aber nicht bestätigt wurde. Einige Bemerkungen für Tripperärzte und Tripperkranke, und Auszüge aus Viti Riolini Schriften, mit Anmerkungen des Hrn. Keck. Der Hr. Verf. wird uns die Anmerkung verzeihen, daß es für den Schriftsteller nicht blos darauf ankomme, daß er etwas wahres, sondern daß er auch für sein Zeitalter wichtiges und noch nicht hinlänglich bekanntes sage. Der praktische Arzt verdient den größten Dank, welcher noch immer mit der Litteratur seines Zeitalters so fortgeht, daß er die Bedürfnisse desselben genau kennt, und dann nach Zeit und Umständen das Seinige beyträgt. Wollte jeder Arzt, der schreiben kann, seine Krankengeschichten und Fälle von legalen Sectionen erzählen, so dürften wir doch wohl am Ende des Guten zu viel erhalten. — Für Reids Lob der Brechmittel bey Schwindsuchten ist der Hr. Verf. noch sehr eingenommen, und führt eine Krankengeschichte an, die aber nicht mehr beweiset, als wir schon wußten. Die Todische und Baldingerische Meinungen über den Tripper sucht der Verf. so zu vereinigen, daß wohl die meisten Tripper blos inflammatorisch wären, und selten von würklich

venerischer Schärfe [illegible], [illegible] zu gut als von Gichtschärfen u. s. w. erregt werden können. Die Auszüge aus dem Ridlin zeigen, daß dieser Arzt manche Arzneyen, z. B. flüchtige Salze, Bleyzucker u. s. w. innerlich und oft mit großer Dreistigkeit angewandt habe. Schließlich können wir nicht umhin, den Hrn. Verf. zu erinnern, daß ein gewisser [illegible] Ton sich wohl eher für die mündliche Conversation, als für die Würde eines guten Schriftstellers schicke; derselbe macht oft den Vortrag langweilig, und wenn auch einige Schriftsteller zum Theil vorzüglich durch diesen Ton ein ephemerisches Glück in der litterarischen Welt gemacht haben, so verdient er doch nichts weniger als Nachahmung.

Ro.

Neues Magazin für Aerzte, herausgegeben von E. G. Baldinger. Neunter Band. Leipzig, 1787. 572 Seiten, 8.

Wir sind unsern Lesern noch die Anzeige von verschiedenen Bänden dieses schätzbaren Werks schuldig, womit wir uns aus keiner Ursache weniger, als aus Geringschätzung desselben, bis jetzt verspätet haben. Das erste Stück dieses Bandes fängt sich mit einer lesenswerthen Abhandlung an, die den Titel hat: Beytrag zu der Lehre vom Schlagflusse; ein Schreiben an Hrn. Leibarzt und Hofrath Schäffer zu Wallerstein, vom Hrn. D. Becker in Augsburg. Nachdem der Verf. eine sehr interessante Krankengeschichte vorausgeschickt hat, redet er über die gewöhnlichen Ursachen des Schlagflusses. Er behauptet, daß die meisten Praktiker die Ursache der Schlagflüsse fälschlich in „eine wesentliche eigne Vollblütigkeit und Anschwellung und Größe der Blutgefäße und dem Drucke derselben auf das Gehirn und deren Zerreissung setzen, weil nicht bey jedem Schlagflusse öfterer Schwindel, Kopfweh, Nasenbluten, Ohrenbrausen u. s. w. vorhergiengen. Daher hoffe man oft vergebens beym Schlagflusse Hülfe vom starken, wiederholten Aderlassen, das auch selbst dann, wenn jene Ursache würklich vorhanden wäre, weil es nicht im Stande sey, ein schnelles Extravasat zu verhindern, oder das zerrissene Gefäß zu schließen. Die Ursachen der Schlagflüsse, die der Verf. annimmt, sind: Eine auf das Gehirn selbst, oder entfernt und consensuell auf dasselbe würkende Materie, ein Druck innerhalb des Schädels

z. B. von niedergedrückten Stücken des Hirnschädels, von organischen Fehlern desselben u. s. w.) und (jedoch selten) Druck von ausgetretenem Blute oder Lymphe, verdorbne Säfte und Fehler im Unterleibe. — Curmethode: Hebung des Reizes und Krampfes, um Anhäufung des Bluts im Kopfe zu verhüten. Daher Oeffnung der vena iugularis, oder Blutigel in die Schläfe; Klystire vom Dec. Fl. Chamom. Millefol. u. s. w.; kalte Fomentationen (die zuerst Hr. Crell bey Schlagflüssen empfahl); Brechmittel refracta dosi; sobald der Kranke Zeichen von sich giebt, daß er der äussern Sinne mächtig sey, Salmiak mit Limoniensyrup in Melonenkörneremulsion, oder flüchtiger Salmiakgeist mit Limoniensafte; endlich Breyumschläge auf den Unterleib, Reiben der Füße und Blasenpflaster an die Waden. — 2) **Zwey Beobachtungen vom Hrn. B—w. aus W. von einer zweyjährigen Zurückhaltung der monatlichen Reinigung, die durch Geschwüre des Halses ersetzt wurde.** 3) **Hr. D. Müller von Wiesendangen.** 4) **Beobachtungen über die Würkung des Seewassers in dem Scorbute und Kröpfen** ꝛc. 5) **Vermischte Bemerkungen vom Hrn. D. F. Paulisky.** a) **Heilsame Würkung des Schreckens bey einem** *Paralytico* (die aber nicht von Dauer war!). b) **Künstliches Fieber zur Heilung der Rheumatismen.** (Ein kaltes Bad und hinterher 12 Gr. Hirschhornsalz heilten durch reichliche Schweiße hartnäckige rheumatische Gliederschmerzen.) c) **Nervenzufälle von Selbstschwächung und zu häufigem Beyschlafe.** d) *Pulvis ad partum* **aus dem Mutterkorn** (die Kraft des Mutterkorns, die Wehen zu befördern, hängt davon ab, daß es Krämpfe und Zuckungen hervorbringen kann.) e) **Selenit in der Rhabarber und brechenstillende Kraft der Rhabarbertinktur.** Das Verhältniß des Selenits in der Rhabarberwurzel ist nicht immer einerley. — Gewöhnlich wird mehr Laugensalz zur Verfertigung der Rhabarbertinctur genommen, als zur Zersetzung eines Selenits nöthig wäre. — Die antiemetische Kraft derselben erstreckt sich nur auf das hysterische Brechen. — Der wäßrige Aufguß der Rhabarber bringt diese Würkung nicht hervor. — Anekdote. 6) **Das bürgerliche Krankenhaus in Stralsund, vom Hrn. Hacken.** 7) **Krankheitsgeschichte und Anfrage, vom Hrn. D. Keup.** (Sehr interessant!) 8) **Ein exstirpirtes** *Sarcoma*, **vom Hrn. D. Piderit in Cassel.** (Sehr weitläuftig!) 9) **Pharmaceutische Bemerkungen, vom**

Hrn. Piepenbring. a) Triftiger Beweis, daß die grüne Farbe des Kajeputöls vom Kupfer komme. b) Etwas, die Verfertigung der Blättererde betreffend. c) Verbesserung des antispasmodischen Pulvers (des Würtembergischen Apothekerbuchs. Zur Erhaltung einer beständigen rothen Farbe desselben schlägt Hr. P. den Zusatz der Blättererde vor.) d) Anmerkung über das Pulverisiren der Rhabarber- und Jalappwurzel. (Verf. widerräth es, (mit Recht,) jene Wurzeln in Vorrath zu pülvern.) e) Eine neue Bereitungsart der eisenhaltigen Salmiakblumen. 10) Krankheitsgeschichte (von) einer Manie, vom Hrn. Hofr. W. (die wahrscheinlich von *sordibus biliosis* herrührte, und durch Diätfehler erneuert wurde.) 11) Fortsetzung der Krankengeschichte, N. Mag. B. 8. St. 2. S. 273.

2tes Stück. 1) Meine Gedanken über die Krankengeschichte im 3ten Stücke des 8ten Bandes des N. Mag., vom Hrn. Dr. Fellen. 2) Einige Wahrnehmungen aus der ausübenden Arzneywissenschaft, vom Hrn. Dr. Pfündel in Ilmenau. a) Ueber die Brechmittel. (Oeftere Unwirksamkeit derselben bey offenbaren gallichten Unreinigkeiten im Magen, und großer Nutzen derselben bey Gallenfiebern, die mit einer Unempfindlichkeit der ganzen einen Seite des Körpers, besonders der linken, verbunden waren.) — Sehr interessant. b) Eichenrinde. c) *Viola tricolor.* (Unwirksamkeit derselben bey der *crusta lactea.*) 3) Geschichte einer *Haemorrh. uteri*, und deren Behandlung, vom Hrn. D. M. in H. (Ein gelehrter Streit!) 4) Kleine vermischte Bemerkungen, vom Hrn. D. R. a) Ein geschwindes Reizmittel. (Brey, der übrig blieb, wenn man Branntwein über gepülverten Ingwer abbrennen ließ.) b) *Suppositorium.* (Das weichgesottene Gelbe vom Ey, mit gesalzner Butter durchgeknetet.) c) Weißer Fluß. d) Zu S. 329. des 4. St. 8. B. des N. Mag. 5) Obductionsbericht über einen Mann, der am Schlagflusse gestorben seyn sollte, vom Hrn. Dr. R. 6) Antwort auf die Anmerkungen über eine sonderbare medicinische Erscheinung. (N. Mag. B. 7. St. 2.) 7) Zusatz zu dem 6ten Abschnitte

schnitte St. 2. B. 8. des N. Mag., der von dem im Herbste 1785 in Braunschweig und Helmstädt pandemisch herrschenden Gallenfieber handelt, vom Hrn. Dr. Büchting. 8) Einige Bemerkungen über die Selbstbefleckung, vom Hrn. Fielitz. 9) Hr. Leibarzt Schäffer über die Einimpfung der Blattern. (Blos zwey weitläuftige, uninteressante Inoculationsgeschichten!) 10) Vom tollen Hundsbisse, vom Hrn. Hofrath M. (Sehr brauchbar!) 11) Anmerkungen über *les formules des medicaments usitées dans les differents hopitaux de Paris, nouv. edit. à Paris*, 1780. 8. 499 S. von E. G. Baldinger. (Die Anmerkungen gereichen der verbesserten Auflage nicht besonders zur Ehre.)

2tes Stück. 1) Beobachtungen vom Hrn. Dr. M. A. W. Berends in Frankf. a. d. O. a) Starrsucht und Wahnwitz. (Eine sehr lesenswerthe, tief durchdachte und gelehrt geschriebene Abhandlung.) b) Eine tödtliche Verblutung, entstanden von Durchfressung des Schlundes durch Eiter. 2) Von einem Gallenstein, der aus einem Geschwür aus der Weiche hervorgezogen wurde, vom Hrn. Schlichting. 3) Eine Blattereinimpfung, vom Hrn. Hofr. und Prof. Fritze in Berlin. 4) Von den asphaltischen kalten Schwefelquellen zu Großen-Endorf, vom Hrn. Prof. Schröter zu Rinteln. Beschreibung eines vortreflichen Mineralwassers, das in der That verdiente, daß der jetzige Landgraf große Summen darauf verwendet, es allgemein nützlich zu machen, und in Aufnahme zu bringen. Der Brunnen findet sich beym Dorfe Großen-Endorf im Amte Rodenberg, im Hessen-Casselischen Antheile der Grafschaft Schaumburg, in einer ganz vortreflichen Gegend, deren Schönheit noch durch Kunst sehr erhoben ist. — Die Hauptbestandtheile dieses Wassers sind Schwefel, Asphaltöl, Kochsalz, Bitterkochsalz, Bitter- und Glaubersalz. Das Wasser ist würklich sehr kräftig, und äussert besonders gute Würkungen gegen Gicht, Lähmungen, hartnäckige Hautausschläge, Brustbeschwerden,

Kacherie

Lehnis und Hämorrhoidalbeschwerden. 5) Dritte Fortsetzung der Auszüge aus den monatlichen Listen, welche in Stralsund — — über die im Herzogthume Pommern und Herzogthume Rügen Copulirten u. s. w. gedruckt sind, vom 1. Jul. 1785 bis letzten Jan. 1786. Mit einigen Anmerkungen von Dr. M. Willich. (Sehr lesenswerth! Hr. D. [illegible] wünscht, solcher Aufsätze viele zu haben.) 6) Joh. Leonh. Staudt, Stadtwundarztes und Geburtshelfers zu Regensburg, Beschreibung eines einfachen und bequemen Mutterkranzes. 7) Mandat des Senats zu Frankfurt, alle schwanger Verstorbene zu öffnen, und die Leibesfrucht zu retten. Dies Mandat möchte wohl nie executirt werden können, da kein vernünftiger Mann eine Schwangere gleich nach dem (vielleicht oft Schein-) Tode öffnen wird, und die Oeffnung dann, wenn man sich vom Tode der Schwangern überzeugen kann, schon zu spät ist.

4tes Stück. Fortsetzung der Bruchstücke von der epidemischen Constitution der Krankheiten im Herbst 1783 bis ins Frühjahr 1784, vom Hrn. Dr. Diel, Physicus in Gladenbach bey Giessen. 2) Nachricht von der Besorgung der armen Kranken in Hannover, vom Hrn. Hofmedicus Hansen. 3) Eine Vision der Jungfer Antoinette Bourignon, betreffend die *generationem hominis*. 4) Nachricht von einer Hexe von Neu-York, ein Mscpt. der Miß Colde, mit Zeichnungen. 5) Recepte, kritisch beurtheilt von Baldinger. 6) Hr. Hofrath Vollmar, Witgensteinscher Leibarzt, Fortsetzung über die Anwendung des Sublimats in venerischen Krankheiten. a) Von der Mischung, Natur und Würkung des Sublimats. b) Von der Anwendung des Sublimats in Klystieren. (½ — 2 Gr. in Wasser aufgelöst, und mit Althäendecoct, nebst etwas Mohnsaft im Anfange, injicirt.) c) Von dem Vorzuge dieser Methode vor den übrigen durch Hülfe des Sublimats. (Die Vor-

Vortheile dieser Klystiere sind allerdings groß; und Rec. würde keinen Augenblick Bedenken tragen, sie anzuwenden. Ist doch schon längst bekannt, daß man die wäßrige Sublimatauflösung in so kleinen Dosen, selbst durch den Mund ohne Schaden geben kann: ist dies gewiß, um wie sicherer kann man denselben durch den weit weniger reizbaren untern Theil des Darmcanals beybringen? Rec. wünscht also dieser Methode viele Nachfolger; und ermuntert, so weit er kann, dazu. 7, 8) **Ungedruckte Briefe, zwischen Leibnitz und Conring gewechselt.** Sie verdienen, von jedem philosophischen Arzte gelesen zu werden: sie zeugen beyde von der Größe dieser so vielumfassender Männer. 9) **Fortsetzung botanischer Bemerkungen von Hrn. Ehrhart.** 12) **Anekdoten.**

3tes Stück. 1) **Hr. Hofr. von Mederer zu Freyburg, vom tollen Hundsbisse.** Anfänglich ist der Aufsatz gegen Hrn. Hofr. M's. oben bemerkten Aufsatz (des 2. Stücks N. 10.) gerichtet. Das würkliche Brennen (cauterium actuale) sey dem potentiali, den spanischen Fliegen, dem Höllensteine vorzuziehen; und sollte dieses mit angewandt werden, wo jenes gar nicht Statt finden könne. Auch der innere Gebrauch der Maywürmer sey nicht zuverläßig. Er räth dagegen, wo das Ausschneiden oder Ausbrennen nicht geschehen ist, oder nicht geschehen kann, auch hier wieder seine schon umständlich empfohlne Seifensiederlauge zum Auswaschen; und bittet recht dringend, dieses Mittel zu versuchen; und wir wünschen gleichfalls, daß es geschehen möge, da das Mittel den Umständen angemessen scheint. 2) **Fortsetzung botanischer Bemerkungen, vom Hrn. Ehrhart.** 3) **Entwurf eines Unterrichts (von der K. Gesellschaft der Aerzte zu Paris) über die auf den amerikanischen Colonien zahlreiche, und unter dem Namen Tetanos bekannte Starrsucht; aus dem Französischen, von Hrn. D. Mezler, Physikus zu Gegenbach.** Ein lesenswürdiger Aufsatz. Es gebe einige Mittel, deren man sich immer in jedem Falle der Starrsucht, ohne Rücksicht auf die Ursache, bedienen muß, als die krampfstillenden, betäubenden Mittel, (Theriak, Mohnsaft und Campher, die aber doch sehr oft nicht zuverläßig sind). Bäder (kalte, und besprengen mit kaltem Wasser soll oft geholfen haben; doch scheinen sie bedenklich; weit weniger die warmen). Bähungen; herzstärkende Mittel (Wein, Zimmtwasser, Theriak, Confectio alkermes, et cardiaca). Außer diesen allge-

[illegible] sind aber auch noch besondere, und [illegible] angezeigte Mittel; (gegen Unverdaulichkeit, unterdrückte Ausleerung und Ausdünstung; auch Folgen von Verwundungen;) endlich auch das Quecksilber, über dessen Nutzbarkeit man aber noch nicht sicher entscheiden könne. 4) Ueber eine neue Methode, Jalappseife zu bereiten; vom Hrn. Prof. Arnemann. Löst man 4 Theile Jalappharz und 3 Theile Seife in einer hinreichenden Menge Weingeist auf; so trennt es sich durch zugegossenes Wasser nicht. Läßt man diese Auflösung abdampfen; so erhält man eine schwarzbraune Art der Seife, die sich wieder in wenigem Wasser auflöst, und schäumt, die sich mit einem schicklichen (nicht sauren) Syrup, mit Mercurialmitteln, unter abführende, oder andere Salzmixturen, ohne Zerlegung mischen läßt. Man kann diese Seife pulvern, und statt des gewöhnlichen Jalappulvers sicher anwenden; auch als Pillenmasse, wie auch in Tropfen, durch Weingeist aufgelöst. Die Dosis ist, wie bey gewöhnlichem Jalappharz, die zugesetzte Seife abgerechnet.

6tes Stück. 1) Geschichte eines *Rheumatismi arthritici chronici*, von einem Ungenannten. 2) Bericht von Sr. K. Maj., Adolph Friedrich, letzter Krankheit und Tod, mit der Eröffnung der K. Leiche, und Balsamiren u. g. Der König starb, nach Erkältung und starker Mahlzeit, an dem serösen Schlagflusse. 3) Einige Fragen an Aerzte, wegen der Würkung der im Podagra an die leidenden Theile angesetzten Blutigel; die Frage ist, ob sie bey festern Fasern, bey vollem Pulse, bey starker Röthe und Geschwulst, bey dem gichtischen Fieber, und aufs höchste empfundenen Schmerzen des leidenden Theils eine Apoplexie oder Epilepsie bewirken können? (Rec. würde unbedingt, nein, bey jungen Personen anworten, bey welchen er selbst oft sehr guten Erfolg, nie Schaden, gesehen hat. Bey Personen von etwas über das mittlere Alter würde er einige Blutigel, aber nur so wenig setzen, um den Schmerz und die Entzündung, wie oft bald hernach geschieht, zu lindern, aber nicht ganz zu heben. Bey noch mehr bejahrten Personen, vorzüglich solchen, die schon Anfälle von unregelmäßiger Gicht gehabt hätten, würde er noch vorsichtiger seyn: nicht weil ihm schädliche, auf so angewandte Blutigel erfolgte Fälle bekannt sind; sondern aus der Theorie. Denn im Podagra soll die Natur entweder eine schädliche Materie auszuführen, oder die geschwächte Balance

des

des Nervensystems durch erregte Entzündung wiederherzustellen sich bestreben. Beydes ist bey alten Podagristen um so nöthiger: würde aber durch die zu häufig und stark angewandten Blutigel Schmerz und Entzündung sehr schnell gehoben; so möchte alles das erfolgen, was bey zurückgetretenem Podagra sonst wohl erfolgt: also könnte vielleicht (obgleich Rec. kein Beyspiel davon weiß) unter solchen Umständen Apoplexie und Epilepsie erfolgen. 4) **Beobachtung über ein durch ein umgebundenes Band sehr aufgeschwollenes, endlich sogar brandiges männliches Glied und dessen Heilung.** 5) **Ueber die Verfälschung des Selterwassers.** 6) **Vermischte Aufsätze vom Hrn. D. Keup.** 1) Eine sehr starke Wassersucht, sogar, wie es schien, mit Brustwassersucht verknüpft, wurde durch die besten vereinigten Heilmittel vergeblich bekämpft, und wich ganz allein, völlig dem reichlichen Gebrauche des Rheinweins. 2) **Kernhafter Auszug aus Witherings Abhandlung über den rothen Fingerhut,** mit dem Wunsche, daß durch mehrere Erfahrungen über den Werth dieses Mittels entschieden werden möge. 3. 4) **Copirte Briefe unwissender Aerzte, zum Beyspiele Anderer.** 5) **Einige Rathschläge gegen eine besondere Art eines heftigen Schmerzens im Gesichte** (Schierling, Cajeputöl und auflösende Mittel: — **Hallers** saures Elixir). 7) **Ein merkwürdiger** *Morbus pharyngis* **eines Frauenzimmers von ihr selbst gut und genau beschrieben.** 8) **Zergliederung des Lissaboner Thees.** Er bestehet aus Franzosen- und Sassafrasholz, Sassaparill- und Fenchelwurzel, Süßholz, Bittersüßstengel und Kellerhalsrinde. Diese Mittel, in richtigen Dosen, gehörig zusammengemischt, sind dem Lissaboner Thee völlig gleich. 9) **Untersuchung eines sehr weißen trüben Harns.** Der Satz bestand aus Phosphorselenit. 10) **Auch ein kleiner Beytrag zum Luftsalze.** Es bestand aus Bittersalz, Phosphorselenit aus dem Harne und Spiesglanze. 11) **Etwas über das** *Rheum palmatum*, vom Hrn. BR. **Bucholz.** Er zeigt dessen glückliche Anpflanzung und Eigenschaften an. 12) **Etwas über das Markgrafen- und Reichelspulver,** vom Hrn. **Hofmann.** Statt der unnützen Ingredienzen räth Hr. H. an deren Stelle Bittersalzerde, Rhabarber, Eichenmistel und Pomeranzenblätter zu geben, die allerdings weit dienlicher und kräftiger sind. 12) **Acht kleine Abhandlungen vom Hrn. D. Bücking. Eine Zugabe zu Hrn. Mönchs Materia medica.** Außer

andern

andern kleinen Bemerkungen, Vorzug des Rheinfarren vor dem Semen (Cynae). 2) Anmerkung zu D. Berends Bemerkungen. Nutzen des Oels in entzündeter Darmverstopfung; Nachtheil der entgegengesetzten Art. 3) Selbsterhitzung. Grünspan mit Leinöl. 4) Vom Blutbrechen: da solle man fast niemals zur Ader lassen. 5) Einige Bemerkungen über die Nachricht von Herz. Leopolds Tode. 6) Abergläubische Arzneypfuschereyen. Noch jetzt kaufe man Liebesarzneyen. 7) Ueber Hrn. Ehrmanns Erklärung der aerostatischen Maschinen. 8) Unzuverlässigkeit der Caryophyllata im Wechselfieber, wo sie durch die rothe Enzianswurzel und Chamillenblumen entbehrlich gemacht werde. Die Kraft der Arnika solle man lieber allein in Brustkrankheiten, extravasirten und stockenden Blute anwenden, wo sie ungemein kräftig sey. 14) Etwas über das Quecksilber, vom Hrn. Heyer. Statt der immer unzuverlässigen Bereitung der Plenkischen Mischung schlägt Dr. H. (mit sehr vielem Grunde) vor, den Mercurium mit arabischem Gummi zu versetzen. 15) Ein (unglaublich sonderbarer) Quacksalberzeddel von 1586. 16) Beytrag zur Geschichte der Mineralwasser auf dem Hunsrück, vom Dr. Paulizky. 1) Eisenhaltige Wasser: es giebt eine große Menge derselben; eins der vorzüglichsten, nicht weit von Thalfang, enthält im Pf. 47″ C. reine Luftsäure und 13⅝ Gr. festen Gehalts, an vitriolsaurer Soda und Bittererde, mineralischem Alcali, Kalch- und Bittererde, Eisen und etwas sehr wenigem feinen Thone. 2) Salzichte Wasser: von den Quellen an drey Orten ist das Wasser bey Simmern dem Selterser sehr ähnlich, und noch angenehmer, weil es noch mehrere feste Luft enthält; 3) Schwefelwasser, 3) Quellen, wovon die zu Tronecken die stärkste ist, und alle die solchen Wassern zukommenden Eigenschaften besitzt.

Cm.

IV. Schöne Wissenschaften und Poesien.

Die Insel, von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Leipzig, bey Göschen. 1788. 206 S. gr. 8.

[illegible], der Minister eines deutschen Fürsten, einer der edel-
sten und rechtschaffensten Männer, erwarb sich [illegible]
Verdienste um sein Vaterland, die ihm jedoch [illegible]
mächtige Schutzwehr gegen Neider und Feinde waren. [illegible]
mal fiel er in die Ungnade seines Fürsten, und die le[illegible]
seines Lebens mußte er gar im Gefängniß zubringen. [illegible]
angenehmstes Geschäft war hier die Bildung seine[illegible]
Sophron, (wie kommen die Deutschen zu griechischen [illegible])
der die Mühe desselben auf das reichlichste belohnte. [illegible]
sich seinem Vater und Lehrer die Augen zudrückte. De[illegible]
zu zerstreuen, und die Welt und Natur in ihren ma[illegible]
gen Formen kennen zu lernen, wanderte er durch [illegible]
Sizilien, Griechenland, Aegypten, Frankreich und die [illegible]
In Deutschland fand er Freunde, Freundinnen und ein[illegible]
tin, seiner werth, und schlug seinen Wohnsitz in einer [illegible]
Gegend Schwabens auf. Eine kleine Insel auf den [illegible]
war oft das Ziel ihrer gemeinschaftlichen Spazierfahr[illegible]
der Ort, wo sie im Genuß der schönen Natur sich über inter-
essante Gegenstände unterhielten. Hier theilte Sophron sei-
nen Freunden im Gespräch den idealischen Entwurf eines klei-
nen glücklichen Staates mit, den er auf eine im Meer ver-
steckte kleine Insel versetzt, wo die Menschen das höchste Erden-
glück mit dem möglichst geringen Uebel verbunden genießen sol-
len. Die Auseinandersetzung dieses Plans macht den Haupt-
inhalt dieser Schrift aus. Die ganze Erfindung kann dem V.
keine große Mühe gemacht haben: er folgt blos seiner Phan-
tasie, und malt eine kleine Welt und Menschen und eine Ver-
fassung unter Sitten, Verhältnissen und Umständen, die schlech-
terdings nur in der Einbildungskraft neben einander bestehen
können. Seine Menschen haben Cultur und hohe Cultur des
Geistes und Herzens ohne Wissenschaften und Künste des Luxus,
ohne Bücher u. s. w. Sie genießen alle beglückenden Folgen
einer vollkommen ausgebildeten Staatsverfassung in einem
Zustand vollkommner Gleichheit! Die größten Schwierigkeiten
werden kurz abgefertigt. Sein kleines Völkchen, das keine
Waffen kennt, als Pfeil und Bogen, darf selbst den [illegible]
einer ganzen Flotte nicht scheuen, ob es gleich nicht, [illegible]
Bewohner der bekannten Insel Felsenburg, durch unerst[illegible]
Klippen gesichert ist. Auf unsers Grafen Insel herrscht [illegible]
Gleichheit des Standes und Vermögens: die Einwoh[illegible]
selbst besitzen eine fromme, von allem Hurenschmuck [illegible]
Weisheit entkleidete, nur mit dem Feigenblatt der S[illegible]

[illegible] Sittenreinheit." Die ersten Stifter der Colo- nie müssen selbst ihre deutsche Muttersprache aufgeben, und die wälschische annehmen, weil sie sie nur halb wissen, und folglich für sie so arm und ungebildet ist, als die Sprache eines solchen Völkchens seyn muß. Alle Einwohner müssen Christen seyn — nicht ohne Schaudern denkt der fromme Dichter an eine Gesellschaft Ungläubiger, Spinozisten, Atheisten! — Städte werden nicht geduldet, alles wohnt in kleinen Dörfern; in einigen rohe Jäger, in andern sanfte Hirten. Jeder Hausvater kann lesen, und hat das erste Buch Mose und die Evangelien zum häuslichen Gebrauch. Einer der ältesten ist gewählter Prediger. Die Hausväter sind Richter. Kurze Gesetze werden in rythmische Form gebracht, und von der Jugend auswendig gelernt. Bücher haben sie nicht ausser der Bibel und einem kurzen Auszug der alten und neuen Geschichte. Die Jugend wird öffentlich erzogen: die Lehren der Religion sind, wie die Gesetze, in Verse gebracht. Die Weiber genießen gleiche Rechte mit den Männern. Die Strafe des Ehebruchs ist Ausschließung von allen öffentlichen Zusammenkünften u. s. w. Wir gehen nicht weiter in das Detail, das so ins Kleine geht, daß der Verf. selbst die Farbe und Länge der Kleider bestimmt, wann und wie die Weiber Handschuhe tragen dürfen u. s. w. Ueber die Gesetzgebung, körperliche Erziehung und einige andre Gegenstände findet man mehrere gute Ideen, aber noch weit mehr chimärische, paradoxe. Seine Verachtung gegen die sogenannte Schulweisheit äussert der V. an mehrern Orten; an andern seine weit verzeihlichere enthusiastische Verehrung der Poesie. S. 46. „Weisheit ward entartend Wissenschaft; Wissenschaft wird entartend Wisserey, diese darf nicht entarten, um Aberwitz zu werden." So schielend drückt sich der Verf. häufig aus, so vermengt er oft in wenig Worten Wahres mit Falschem; S. 18. „Weisheit — Wissenschaften; reine Sitte — Gesetze; Christenthum — Theologie; Poesie — Poetik; Philosophie — Weltweisheit; Heldenmuth — Taktik; lebendiger Geist — tödtender Buchstabe; diese Dinge stehen in gleichem Verhältnisse"!! S. 100. „Die Idee, Vater und König seiner Unterthanen zu seyn, faßt einen Widerspruch in sich"! S. 14. „Man sollte doch endlich dahin kommen, daß man sich an der Bibel und an der Natur genügen ließe"!. Der Verf. schrieb sein Buch vor dem Ausbruch der französischen Revolution; späterhin würde er hoffentlich gewisse Aeusserungen und Anspielungen unterdrückt haben, die bey der jetzigen

Gährung der Gemüther nur schaden, aber nichts nützen können. Der Dialog ist ziemlich steif und gesucht, der Witz meist gezwungen und der Scherz frostig. Ungleich besser sind die Stellen, aus denen Empfindung spricht, oder wo Schönheiten der Natur geschildert werden. Weit mehr Werth hat, wenigstens in den Augen des Rec., das zweyte Buch, das ganz poetisch ist, und eine Reihe von Gedichten enthält, die gleichfalls in Verbindung mit dem Inhalt des ersten Buchs stehen, und Situationen und Sitten aus jenem kleinen idealischen Staate schildern. Kann gleich keines dieser Gedichte ganz für meisterhaft gelten, so ist doch jedes reich an Schönheiten und trefflichen Gemälden. Wir setzen zur Probe einen Theil des ersten her, das die Ueberschrift führt:

Schüchterne Liebe.

Schüchterne Liebe, wie hat dich belohnt die erröthende Jungfrau?
Unter der Blüthe des Birnbaums saß, vor der Hütte des Vaters,
Gianetta, das lieblichste Mädchen der ganzen Gemeine,
Welche die Krümmung des Thals am schlängelnden Bache bewohnet.
Der aus heimlichem Quell, von unzugänglichen Felsen
Stürzt mit gewirbeltem Schaum, in breiteren Ufern der Tiefe
Fleußt er sanfter, und ladet in seine Kühle die Heerden,
Ladet schmeichelnd auch züchtige Mädchen ins einsame Bad ein,
Wo sein süßes Geschwätz dem engenden Felsen entrieselt.

Leiser flüstert er hier, am Fuße des schattenden Birnbaums,
Wo allein, doch unter der Hut der sorgsamen Mutter,
Welche glänzendes Lein der sonnigen Bleiche vertraute,
Gianetta das wollichte Mark aus den zartesten Binsen
Mit den niedlichen Fingern zog. Ihr lispeltet beyde,
Dachte sie, sitzend am Bach, in frühen Stunden des Winters
Sollt ihr leuchten, getränkt mit Oel der häuslichen Lampe.
Aber ihr leuchtet vielleicht nicht meiner emsigen Arbeit.
Manche Welle rieselt dahin im Lenz und im Sommer,
Manche

Manche Well' im Herbste dahin; es gehen der Spinnen
Viele noch auf, eh' der blühende Zweig von der schwellenden Frucht sinkt.
Welcher zu deiner Hochzeit vielleicht, Gianetta, sich röthet!
Ach, dann geh ich von hinnen; verlasse mein Mütterchen! Weinen
Wird sie, doch freut sie sich auch, wenn ihr Gianettchen nun Braut wird.
Oftmal sagte sie: Kind, was du willst, das weissest du selbst nicht!
Mütterchen, weissest denn du, was dir willst? Du flöchtest den Brautkranz
Deiner Tochter gar gern, und weinest gewiß bey der Hochzeit!
Also dachte sie hin und her; im nickenden Köpfchen
Folgten die Augen der Hand, doch nicht die Seele den Augen.

Leise schleicht der schlanke Lenardo sich herbey. Er liebt Gianetten, und wird von ihr geliebt; doch hatten sie sich nur noch durch Blicke ihre Empfindungen gesagt. Wie er sie erblickt, sinkt dem schüchternen Jüngling der Muth, und er verbirgt sich hinter dem Baume im Grase. Jenseit des Bachs geht der kühnere Balzo. Mit Beute beladen kehrt er von der Jagd zurück, gewahrt die Schöne, springt über den Bach: „Es erschollen (erklangen wäre wohl richtiger)

Im erschütterten Köcher die Pfeile des Eilenden; laut schrie
Gianettens Mutter, es bebten die Glieder der Tochter.
Vetter Ungestüm, so nannt' ihn die ganze Gemeine,
Vetter Ungestüm, begann die zürnende Jungfrau

(Zwey äusserst schleppende, das Ohr beleidigende Verse. Ungestüm ist ein Dactylus, und als –◡– gebraucht thut es vorzüglich in dieser Verbindung üble Wirkung.)

Immer so brausend! immer so wild! Geh, setze dich hier nicht
Neben mir hin, du triefest vom Blut der schüchternen Gemse.

Wichtige That, mit gefiedertem Rohr die Kinder der Felsen
Laurend zu treffen! Oft stürzt die säugende Gemse verwundet
In die Tiefe, verblutet langsam ihr harmloses Leben,
Und das blökende Kitzlein verschmachtet auf einsamer Höhe.
Balzo, ich hasse die Jagd! — O süßes, holdseliges Mädchen,
Hasse immer die Jagd, so du nur den Jäger nicht hassest!
Siehe, dein Vater jaget ja auch, es jagen die Brüder! —
Keinem Jäger geb ich die Hand — —

Die Gattin des Jägers lebt in steter Angst und Sorge, und genießt des Mannes nicht, der nun schläfrig oder unzufrieden über einen mißlungenen Fang heimkehrt u. s. w. Siebenmal ärger, erwiedert Balzo, sind die Beschwerden der Liebe, als die Beschwerden der Jagd: — — Das Wild, das heut mir entrinnet,

Bring' ich ein andermal heim! doch wer das Auge der Jungfrau
Einmal verfehlt, der hat es gewiß auf immer verfehlet.
Aber ich weiß, was ich weiß, o Giannetta, der Fremdling
Hat mir die Jagd verdorben! Ach, wie du erröthest! Die Jungfraun
Flüstern von ihm und von dir! — Was flüstern die Jungfraun, o Balzo? —
Auch die Jünglinge flüstern! — Was flüstern die Jünglinge, Balzo? —
Was? je nun in den Tag hinein! Man sah dich erröthen,
Sah dich erbleichen, und sah, wie er mit zitternden Händen
Nahm den Becher, den du mit holder Freundlichkeit reichtest,
Ach! so freundlich! es gieng mir durch Mark und Bein! Doch, ich tröste
Mich noch eher, so herbe der Trost auch selber mir scheinet,
Wenn der Fremdling dich weit von hier an die Wogen des Meers führt,
Als wenn unsrer Jünglinge einer das Mädchen mir raubet,

Daß

Deß Gestalt mich verfolget im Thal, verfolgt auf der Höhe!
Grausame Glanetta! — Ich wünsche dir, Jüngling, ein Mädchen,
Leicht, wie ein Reh, und weiß, wie der Schaum der sprudelnden Quelle,
Alles wünsch' ich dir, nur nicht mich. — Ihm stürzte die Thräne
Ueber bräune Wangen, er gieng. — So wissen die Jungfraun,
Sprach sie leise, so wissen die Jünglinge, was nur der Fremdling
Wohl nicht weiß? und wüßt' er es auch, nicht zu wissen begehret? —
Wohl zu wissen begehrt, o süßes, holdseliges Mädchen! —
Rief er, und stand wie ein Engel des Lichts vor dem bebenden Mädchen!
Schüchterne Liebe, wie hat dich belohnt die erröthende Jungfrau? —
Laß mich, Jüngling, o schone mein! geh, sprich mit der Mutter!
Ach, sie sieht uns, und lächelt! Verlaß mich! — Aber die Mutter
Kam, und hieß ihn von Herzen willkommen! dann rief sie dem Alten;
Der auch hieß ihn von Herzen willkommen! Aber das Mägdlein
Schlich erröthend hinweg, und weinete. Thränen der Liebe
Weinete und beklommener Wonne das liebliche Mägdlein.
Schüchterne Liebe, wie hat dich belohnt die erröthende Jungfrau?

H.

Rhapsodieen. Frankfurt, in der Fleischerschen Buchhandlung. 1791. 284 Seiten. 8.

Diese Rhapsodien bestehen aus vermischten Gedichten, prosaischen Aufsätzen und Uebersetzungen aus neuern lateinischen Dichtern, und geben von den Anlagen und Talenten ihres Verfassers und Uebersetzers kein unrühmliches Zeugniß, obgleich

Rec. gestehen muß, daß eine sorgfältigere Feile und eine strengere Auswahl ihren Werth um vieles erhöht hätte. Eine sanfte Schwermuth, die oft in Schwärmerey übergeht, scheint durch die erste Erziehung des Verf., welche er der Vorrede nach in den Schulen der Jesuiten genossen hat, veranlaßt zu seyn. So wenig aber Rec. sich auf eine ins Detail gehende Kritik derselben hier einlassen kann, so muß er doch den Verf. besonders vor dem Fehler warnen, sich so vieler harten Reime schuldig zu machen, wie hier fast auf allen Seiten vorkommen; denn welches Ohr wird nicht beleidigt, wenn man: Stelle — Filomele, Strauche — Auge, Name — Flamme, Blumen summen, entweichet zeiget, gewählet — bestellet, stehn — Grazien, Charitinnen — Gardinen, u. s. w. gereimt findet. Auch seine Schreibart hat so viel Sonderbares und Auffallendes, daß sie Mißfallen erregen muß, als: Got, Füse, Gröse, verstosen, geniesen, Filosofie, Nümfe, nachläsig u. s. w., wie er denn auch bey griechischen Namen jene Sonderbarkeit affectirt, deren sich vor einigen Jahren verschiedne bekannte Dichter schuldig machten, als: Homär, Okeanos, Tukydides u. s. w.

Aw.

Feldblumen; gesammelt zum Besten einer Erziehungsanstalt für arme Kinder. Riga, bey Müller gedruckt. 10 Bogen. 8.

Wir geben zu überlegen, ob man nicht zum Besten der armen Kinder eine Geldsammlung hätte zu Stande bringen können, ohne diese mittelmäßigen Gedichte drucken zu lassen. Die größte Anzahl derselben besteht ohnehin aus Gelegenheitsgedichten, die für jeden Dritten sehr uninteressant sind. Der Hr. Verf. scheint keine Hochzeit, keine Kindtaufe, keinen Todesfall, keine Abreise, und überhaupt keine Art von froher oder trauriger Begebenheit, die sich unter seinen Bekannten zugetragen, vorbey gelassen zu haben, ohne seinen lahmen Pegasus zu besteigen. Das nun möchte Er verantworten; aber eine Sammlung solcher Produkte herauszugeben, das hätte er bleiben lassen müssen. Was nicht Gelegenheitsgedicht ist, ist eben so schlecht, incorrect, voll Fehler gegen die Regeln des Sylbenmaßes, prosaisch, platt, zuweilen ganz in dem Tone

der

der Bänkelsängerlieder geschrieben. Das Melodrama Colma besteht aus wäßrichten, einschläfernden Declamationen. Von den Einfällen am Ende der Sammlung sind einige noch irgend leidlich, aber manche dieser Einfälle gehören auch nicht dem Verf.; z. B. der letzte, bey Gelegenheit der Feuersbrunst.

Jz.

V. Musik.

Augusta, eine Cantate, im Clavierauszuge, von Herrn Weinlig. Dresden, im Hilscherschen Musikverlage. Ohne Jahrzahl. 18 Seiten in Querfolio.

Ehe wir uns auf die Beurtheilung der Musik einlassen, müssen wir erinnern, daß der Text dieser Cantate, unsrer Einsicht nach, ziemlich unmusikalisch ist. Insbesondere sind verschiedene Perioden zum Singen unläugbar zu lang, so daß der Tonsetzer mehrmals genöthigt war, bey solchen Stellen, wo im Texte nicht einmal ein Comma enthalten ist, Pausen anzubringen. Dies ist unter andern gleich in den beyden ersten Zeilen der Fall. Sie heißen nämlich:

In feyerlichen Tönen schall an diesem Feste
Saxonia dein frommes Loblied himmelan.

Von gleicher Art sind auch die unmittelbar darauf folgenden Zeilen:

Und dies dein Opfer für der Fürstentochter Beste
Schau Gott im Himmel gnädig an!

Daß aber die Poesie noch überdies ziemlich wässericht und zu tief herabgestimmt ist; davon werden schon die nachstehenden Verse einen überzeugenden Beweis abgeben.

Doch lauter als Gesang preist dich die stille Zähre,
Die deiner schönen Seele zur Ehre
Dem frommen Greis entfließt,
Der mit Gebet für dich sein Auge schließt.

O blühe fort und Gott im Himmel walte
Mit seinen *) Segen seinen Frieden über dir!
Gesundheit ström' dir zu, dich zu erfreun entfalte
Die prächtige Natur all' ihre Reitze dir!
Religion und Menschenliebe wohne
Tief in der Seele dir,
Und Gottes Beyfall lohne
Augusta, dich dafür!

Obe! iam satis est,

Die Composition selbst ist nicht — wie man dem Titel nach leicht vermuthen könnte — vom Hrn. Weinlig, sondern von einem gebohrnen Italiäner, nämlich von dem sehr geschickten Hrn. Concertmeister Babbi in Dresden. Sie hat, so viel sich aus dem Clavierauszuge urtheilen läßt, mehrere vorzüglich schöne Stellen, aber auch verschiedene größere oder kleinere Unvollkommenheiten, von denen wir nur einige namhaft machen wollen. Der vielen S. 1 kurz auf einander folgenden Ein- und Abschnitte in der Tonica selbst, mancher Nachläßigkeiten gegen den reinen Satz (z. B. S. 6 T. 5 — 6.) und einiger bekannten Stellen nicht zu gedenken, vermißt man S. 2 T. 1 und 2. den Grundton a zu sehr. Ebend. T. 4. wird die vorhergegangene geschwindere Bewegung, bey der ohnedies leeren Harmonie, auf einmal zu merklich unterbrochen. T. 26 und 28 u. s. w. würde der Baß anstatt: cis, d, cis, d, besser cis, gis, a, d, heißen. T. 31 und 32 finden wir ebenfalls sehr leer in Absicht auf die Harmonie. Von guter Wirkung muß dagegen, bey vollständiger Besetzung dieser Sinfonie, S. 3 der Eintritt in H Moll seyn. Die vielen auf einer und ebenderselben Tonstufe vorkommenden Achtel in der Oberstimme, wie S. 3 T. 12 u. s. w. sind für Clavierinstrumente nicht zweckmäßig. Diese Figuren hätten im Auszuge billig verändert werden sollen. Ebend. T. 20 und 21. haben sich sogar in den beyden äussersten Stimmen ein paar auffallende Quinten eingeschlichen. Ungern zeigen wir diesen grammatischen Fehler an. Merkwürdig ist das Ende des ersten Allegro: Es geht nämlich aus D dur, und hört in der Dominante von H moll auf. — Was etwa über die beyden folgenden Sätze der

*) Wir behalten die S. 9 und 10 befindliche Interpunction und die Sprachfehler unverändert bey. Nur die Abtheilung der Zeilen kann vielleicht hier und da anders seyn.

der Sinfonie zu bemerken seyn möchte, das müssen wir, des eingeschränkten Raumes wegen, Andern überlassen. Jetzt nur noch einige Worte über die Cantate selbst. Der Gesang ist größtentheils fließend und gut. Auch sind mehrere einzelne Stellen des Textes durch die Musik sehr wahr dargestellt worden. Besonders hat Hr. B. die Blasinstrumente öfter glücklich benutzt, so daß die vollständige Musik stellenweise von trefflicher Wirkung seyn muß. Bey den Worten: Saxonia; dein frommes u. s. w. (S. 6.) wäre es vielleicht besser, wenn der Baß D, und die übrigen Stimmen e, g und cis aushielten. Theils würde dadurch die Pause in der Singstimme — weswegen wir den Componisten bereits oben entschuldigt haben — noch unmerklicher; theils folgt auch bald darauf S. 7 T. 1. ohnedies wieder der Dreyklang A dur von den Instrumenten ausgehalten; mithin hätte durch die vorgeschlagene Veränderung das Ganze auch in Absicht auf Mannichfaltigkeit gewonnen. Die Wiederholung der vier Takte, welche von den Hoboen und Waldhörnern vorgetragen werden, hätte wenigstens beym zweytenmal, nämlich T. 13 u. f. m. füglich wegbleiben können. Denn durch diese Wiederholung wird der Zwischensatz zu lang, da hier der Text eine allzu große Trennung nicht wohl verträgt. Ueberdies dauert der Aufenthalt in der angenommenen Tonica, auch ohne die gedachte Wiederholung, zu Anfang dieses Recitativs unstreitig zu lange. Denn nach der Sinfonie aus D dur ist der Verf. S. 6 und 7 im Recitative ebenfalls noch drey und vierzig Takte hindurch in demselben Tone geblieben, und demohngeachtet weiter unten, nämlich S. 8 und 9 wieder darein zurückgekehrt. Dem Rec. will das nochmalige Eintreten in D dur S. 7 T. 2. durchaus nicht behagen, so schön auch übrigens die Gedanken sind. In dem Allegretto S. 7 kömmt uns die Harmonie zu leer vor. Wenn wir auch die meisten eingeschalteten Zwischensätze dieses Recitativs ungeahndet hingehen lassen, so können wir doch nicht umhin, wenigstens einige derselben für überflüßig und zweckwidrig zu halten, weil dadurch die zusammengehörigen Worte, wie es uns scheint, zur Unzeit getrennt worden sind. Dies ist unter andern S. 8. der Fall, wo es heißt: „O welch ein jubelvolles Lied von Töchtern und von Söhnen des Volks, das einst als seine Herrscherin dich grüßt (hier ein merklicher Einschnitt in der Melodie, und ein Zwischensatz für die Instrumente, nach welchem aus D dur in A eingeleitet wird —), hört mein entzückter Geist schon tönen rc.“

Larnet S. 9: „Doch lauter als Gesang preist dich die stille Zähre, (kurze Zwischenmusik) die deiner schönen Seele zur Ehre (melodischer Einschnitt, und Zwischenmusik) dem frommen Geist entfließt, u. a. m. Uebrigens ist die Declamation des Verf. größtentheils gut und richtig. Nur S. 10 heißt es: Und alle Herzen lieben dich, wofür wir lieber lesen würden: Und alle Herzen u. s. w. Gewisse, an sich schöne, melodische Figuren kommen zu häufig vor. Man findet sie S. 6 T. 32; S. 8 T. 2 und 3; desgleichen T. 8 und 9; S. 10 bey den Worten: Zu jeder Tugend rc. Der Gesang in der folgenden Arie aus A dur ist vorzüglich schön und angenehm. Sie hat die Form eines Rondo's, daher kommen wieder viele Abschnitte in der Tonica vor. Eine einzige Bemerkung über diese Arie können wir nicht unterdrücken. Bekanntlich pflegt man nur erst alsdann längere Sylbendehnungen oder Passagen anzubringen, wenn die zusammengehörigen Worte bereits einmal simpel (ohne Passagen) gesungen worden sind, damit nämlich der Zuhörer den Sinn sogleich verstehen könne. Allein, gegen diesen zur Regel gewordenen Grundsatz hat sich Hr. W. in der erwähnten Arie sehr häufig Freyheiten erlaubt; denn er läßt singen: „Daß der Won — — — — — ne u. s. w. in harmo — — — — — — nisches Gefühl u. s. w. und der Fluren halle jede freu — — — — — dig u. s. w. in das Säu — — — — — — — — seln junger Aeste u. dgl." Das Rondo wird mit einer verzierten Cadenz beschlossen, worauf noch ein Theil des Ritornelles folgt. Im Schlußchore kommen gleich anfangs ebenfalls mehrere Abschnitte in der Tonica vor. Auch findet man wieder: „Dem Himmel enttrau — — — — — ste u. s. w. in festlichen Reihen erschei — — — — ne die Jugend u. s. w." Sogar auf dem letzten Worte einer Zeile, nämlich auf aus tritt S. 17 bey der sogenannten Cadenza d'inganno ein Solo im Discante ein. Die Trennung der Worte: Triumphgesang (S. 15 T. 24.) künde den Völkern u. s. w.; desgleichen: und preise (S. 18 T. 5.) Saxoniens fürstliches Haus! hätte leicht vermieden oder doch unmerklicher gemacht werden können. Auch die Pausen S. 15 T. 20. 21 u. f. wären weggefallen, wenn der Verf. zu diesem Chore den Dreyvierteltakt gewählt hätte, welcher ohnedies in der vor uns liegenden Cantate nicht ein einzigmal vorkommt.

[illegible] hoffentlich nicht unbillige, [illegible] dürfte vielleicht eine Antikritik erfolgen. Denn im eilften Stücke der Speierschen Musikal. Realzeitung für das Jahr 1789 wurde die nämliche Cantate, wie es uns schien, größtentheils gerecht recensirt. Es hieß unter andern: „Herr Babbi verdient daher lauten Beyfall; denn wirklich hat dasselbe (Tonstück) viele Schönheiten. Die Sinfonie ist im eigentlichen Kammerstyl geschrieben, und ist sehr brillant." Ferner: „Die darauf folgende Sopranarie und (das) Schlußchor sind wirklich schön u. s. w." Da aber der uns unbekannte Recensent auch einige, gar nicht anzügliche, Erinnerungen dagegen gemacht, und nicht alles ohne Ausnahme gelobt hatte; so folgte im zwölften Stücke derselben Zeitung für das Jahr 1790 eine weitläuftige Antikritik, worin manches Gegründete zur Vertheidigung des Verfassers enthalten ist. Indeß scheint doch der Einsender derselben die deutsche Kritik nicht vertragen zu können; denn er sagt unter andern: „Das ganze Recitativ, so wie überhaupt auch die Cantate, sind (?) im italienischen Geschmack geschrieben; möchten manche unsrer deutschen Componisten ihr Recitativ und ihren ganzen Gesang mehr in dieser Art schreiben u. s. w." Wir denken aber, jeder Autor, wenn er seine Werke deutsch bekannt macht, muß sich billigen deutschen Urtheilen unterwerfen, wie dies bis jetzt viele wirklich bedeutende und bereits allgemein als vortreflich anerkannte Tonsetzer, z. B. Bach, G. Benda, v. Dittersdorf, Haydn, Hiller, Mozart, Naumann, Reichardt, Schulz, W. Wolf u. a. m. zu ihrer großen Ehre stillschweigend thaten. Denn soll eine Recension Nutzen für die Kunst und den jungen Künstler haben, so muß darin sowohl das Schöne, als das Unvollkommene und Schlechte freymüthig, jedoch mit gehöriger Achtung, gezeigt werden dürfen. Dies wird Hr. Babbi, als ein angehender, oder doch zur Zeit noch unbekannter Singcomponist sich ebenfalls gefallen lassen. Will er, oder irgend ein Anderer, dem ohngeachtet gegen unsre Recension schreiben, so steht es ihm allerdings frey; nur wird es uns erlaubt seyn, darauf — nicht zu antworten.

Lieder für Kinder aus Campes Kinderbibliothek, mit Melodien, bey dem Klavier (e) zu singen, von Johann Friedrich Reichardt, Königl. Preuß. Capellmeister. Vierter Theil. Braunschweig,

in

in der Schulbuchhandlung. 1790. klein Querfolio. 40 Seiten.

Der dritte Theil dieser Lieder ist bereits im 80sten Bande der A. d. Bibl. mit verdientem Lobe angezeigt worden. Das daselbst enthaltene Urtheil gilt auch von den vor uns liegenden Liedern. Sie sind nämlich größtentheils sehr leicht, fließend und ausdrucksvoll. Hierzu rechnen wir vorzüglich die S. 6, 14, 15, 22, 26 u. f. befindlichen Melodieen. Dagegen vermißten wir auch in dieser Sammlung bey einigen Stellen die Feile. Des absichtlich gewählten, aber nicht durchgängig reinen Basses S. 1 hier nicht zu gedenken, würde es vielleicht besser gewesen seyn, wenn im Dreyachteltakte S. 2 T. 7 und 8. nicht die nämliche Harmonie beybehalten worden wäre. Denn nach des Verf. Behandlungsart glaubt man an dieser Stelle nicht drey, sondern Sechsachteltakt zu hören. Dagegen finden wir die letztere Taktart S. 8 vollkommen richtig gebraucht. Nur hat Hr. R. nach seiner Gewohnheit hierbey, so wie S. 4, 12, 13 u. a. m. in allen Stimmen fast ununterbrochen nach einer Viertelnote ein Achtel oder zwey Sechzehntheile folgen lassen. Anstatt des gedachten Viertels hätten wir zuweilen, wenigstens im Basse, lieber zwey Achtel gehört; denn unstreitig ermüdet diese Einförmigkeit. Ueberdies scheint uns das Ganze dem Gange eines Hinkenden zu gleichen. S. 4 könnte die Harmonie im vierten und fünften Takte reiner seyn. Auch findet Rec. S. 6 T. 9. das durchgehende g der Mittelstimme, S. 17 T. 5. den Triton, S. 18 T. 2. den (durchgehenden) Septimenakkord, und S. 29 T. 6—7. die Wendung in die Tonica zurück, etwas hart. S. 24 hat der Verf. die kleine Septime mehrmals aufwärts fortschreiten lassen. So auch S. 36 T. 2. und S. 38 T. 2. Wir erinnern dies nicht des Hrn. R. wegen, sondern um angehende Componisten vor dergleichen Fortschreitungen zu warnen. Beyläufig bemerken wir, daß S. 38 T. 8. der zweyte Discant nicht d, sondern c heißen muß. S. 32 und 34 hat Hr. R. die Melodie durchgängig durch die Octav im Basse, oder all' unisono begleitet. Achtzehn Strophen hindurch dürfte eine so einfache harmonische Behandlungsart doch wohl nicht unterhaltend genug seyn. Da der Verf. bekanntlich sehr viel schreibt, und folglich nicht die erforderliche Zeit auf das Ausfeilen verwenden kann: so ist es freylich nicht zu verwundern, daß man mehrere sich sehr ähnliche, und zum Theil von R. selbst schon gebrauchte Stellen antrifft,

merkliche wie z. B. die letzten vier Takte auf der zweyten und auf der zwanzigsten Seite. Jedoch, wer übersiehet nicht gern, bey übrigens guten Arbeiten, kleine Unvollkommenheiten; Daß aber diese Lieder zu den bessern gehören, vor vielen andern den Vorzug verdienen, und besonders angehenden Sängern und Clavierspielern recht sehr zu empfehlen sind, dies kann Rec. mit völliger Ueberzeugung behaupten.

Of.

Orphée, Tragédie en trois Actes par Moline etc. arrangée pour le Clavecin par *I. C. F. Rellstab*, mise en Musique par Mr. le Chevalier *Gluck*. A Berlin, de l'imprimérie et dans le Magazin de Musique de Rellstab. Auch mit dem deutschen Titel: Orpheus (und Euridice, eine) Oper in drey Acten u. s. w.; nach (?) der Musik des Ritter (s) Gluck. Ohne Jahrzahl. 88 Seiten in kl. Querfolio.

Ob es möglich sey, den Werth der Gluckischen Opern aus magern Auszügen zu bestimmen, darüber haben wir uns bereits im 199sten Bande der A. d. Bibliothek erklärt. Alles, was dort S. 135 in dieser Hinsicht bey der Anzeige der Gluckischen Iphigenie gesagt worden ist, das paßt, unter veränderten Umständen, auch auf die vor uns liegende Oper, Orpheus und Euridice. Wir verweisen also unsre Leser dahin, und fügen nur noch hinzu, daß Orpheus eine der vorzüglichsten Opern des unsterblichen Gluck ist. Sie gefiel in Paris so ausserordentlich, daß sie aus dem Italienischen in das Französische übersetzt, und in der Mitte des Sommers 1775 neun und vierzigmal hinter einander gegeben wurde. Selbst die heftigsten Gegner Glucks wagten es nicht, den Werth dieser Oper herabzuwürdigen. Und in der That läßt sich auch keine treffendere Darstellung der Charaktere denken, als im Orpheus. Gleich das erste Chor kann hievon einen Beweis abgeben. Besonders zeichnet sich der zweyte Akt sehr vortheilhaft aus. Die Furientänze und Höllenchöre — die Gesänge, Tänze und Chöre im Elysium — wer erkennt hierin nicht die Meisterhand des Componisten, in sofern von richtiger und ausdrucksvoller

Dar-

Darstellung der Empfindungen und Leidenschaften die Rede ist. Freylich findet man auch in dieser Oper mehrere Verstöße gegen den reinen Satz; allein, wer könnte so kalt seyn, Glucks für das Theater bestimmte Arbeiten nach der musikalischen Grammatik würdigen zu wollen! Ueberdies würde jetzt eine Kritik von der Art zu spät kommen. Genug also, wenn wir zugeben, daß Gluck nicht fehlerfrey war.

Den Clavierauszug finden wir, wie die meisten von Hrn. Rellstab besorgten Auszüge, zu flüchtig gearbeitet. Bald hat der Spieler zu viel, bald zu wenig Noten. Schon S. 1 wird im siebenten Takte der in der Oberstimme aushaltende Ton durch die Begleitung unterbrochen. Hierbey hätte mit den Noten für die linke Hand eine kleine Abänderung gemacht werden können, da ohnedies die Fortschreitung in Quinten nicht angenehm klingt. S. 2 T. 5. erwartet man vorher noch das ungestrichene g im Basse, ehe die Achtel im Discantzeichen eintreten. Auch S. 5 T. 12 — 13. ist der Baß zur Unzeit um eine Octave höher gesetzt worden. „Um hervorstechende Begleitungen (schreibt Hr. Rellstab) nicht verlohren gehen zu lassen, habe ich sie öfters im Basse angebracht, als zum Beyspiel in der ersten Arie des Amor u. s. w." Allein, uns hat diese Abänderung hier nicht gefallen. Der Baß, oder vielmehr die tiefste Stimme, schreitet nicht fließend genug fort; auch verträgt bekanntlich nicht jede Stelle, daß man die Begleitung eine Octave tiefer versetze. Von auffallenden Druckfehlern, die wir nicht angemerkt gefunden haben, ist auch dieser Auszug nicht frey. Um sich davon zu überzeugen, darf man unter andern nur Seite 68 spielen. Zu bedauern ist es, daß sich Hr. Rellstab verschiedene Abkürzungen erlaubt hat. Ja, sogar die sämmtlichen Recitative sind weggelassen worden. Der Herausgeber entschuldigt sich deswegen auf eine mercantilische Art, womit aber wohl die Verehrer Glucks und seiner vortreflich begleiteten Recitative nicht zufrieden seyn dürften. Jedoch, das Mißvergnügen der Kenner scheint Hrn. R. eben nicht zu interessiren, wenn nur seine Verlagsartikel gekauft werden. — Der zugleich untergelegte deutsche Text wird denenjenigen, die nicht französisch singen, sehr willkommen seyn.

Wk.

Alma, Königin von Golconda, eine Oper in drey Acten u. s. w., von J. A. P. Schulz, Königl. Dänischem Capellmeister. Herausgegeben im Clavierauszuge von C. F. Cramer. Kopenhagen, 1790. gedruckt bey Sönnichsen. Mit französischem und deutschem Texte. Querfolio. 122 Seiten.

Der Hr. Professor Cramer hat sich durch die Uebersetzung und Herausgabe dieser Oper ein neues, und nicht kleines, Verdienst um die Verehrer der Musik, und besonders der Schulzischen Muse erworben. Denn was auch die Kunstrichter übrigens gegen die Poesie des Hrn. C. einzuwenden haben mögen, so gehören doch seine Parodien und Uebersetzungen unstreitig zu den bessern Arbeiten in dieser Art. Von der Musik abgesondert und als frey niedergeschriebene Gedichte betrachtet, mögen sie freylich die Kritik nicht aushalten, und als Uebersetzungen denen von Ramler, Eschenburg u. a. nachstehen: allein, mit andern verglichen, sind die Cramerschen Parodien unleugbar gut, und zum Theil vortreflich. Man muß aber selbst eine solche Arbeit unternommen, und sogar die Interpunction des Originals unverändert beybehalten haben, um von den grossen, dabey obwaltenden Schwierigkeiten urtheilen zu können. Wenn doch diejenigen Herren, welche deswegen sich so gern Ausfälle auf C. erlauben, uns mit bessern und zur Musik passendern Uebersetzungen beschenken wollten!! Der Rec. gehört nicht zu Cramers blinden Verehrern, vielmehr ist er mit verschiedenen andern Producten seiner Muse keinesweges zufrieden: allein, die Billigkeit erfordert es, ihm da, wo ers verdient, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und seine Bemühungen um die Freunde des deutschen Gesanges mit allem Danke zu erkennen.

Die Composition dieser Oper ist eines Schulz würdig. Mehr brauchen wir wohl zur Empfehlung derselben nicht hinzuzufügen; denn wer kennt nicht den Verfasser als einen der ersten Tonsetzer unsers Jahrhunderts! Durch Einheit, Haltung und Wahrheit zeichnet sich diese Musik vorzüglich aus. Auch wird sie um so viel anziehender, je weiter die Handlung fortrückt. Und so sollte es wohl immer seyn, damit nicht der Zuhörer, wie dies nur allzu oft der Fall ist, gegen das Ende

Langeweile habe. — Den Charakter dieses angenehmen Singspieles, das man vielleicht am richtigsten eine Pastoral-Heldenoper nennen könnte, hat der Componist durch eine Menge gefälliger und äusserst naiver Melodien, sowohl in Arien, Duetten und Chören, als in den eingewebten Balleten, sehr glücklich dargestellt. Bey dieser ungekünstelten, aber ziemlich eingeschränkten Musikgattung war es wohl kaum zu vermeiden, daß man nicht hin und wieder etwas Bekanntes zu hören glauben sollte. Die letztere könnte vielleicht unter andern in dem Larghetto S. 23, 49, 61, 65, 74, 87, 95 der Fall seyn. Jedoch, wie gesagt, in so naiven, wir möchten sagen, herabgestimmten Tonstücken glaubt man nur gar zu bald Aehnlichkeiten zu entdecken. Hierüber verdient vorzüglich des Verf. Vorrede zu dem ersten Theile der unübertreffbaren Volkslieder nachgelesen zu werden. Die Recitative sind, wie gewöhnlich, meisterhaft declamirt; und selbst die deutsche Uebersetzung paßt größtentheils so gut darunter, daß man glauben könnte, die Worte seyen früher gemacht, als die Musik dazu. Nur S. 9 erhält der Artikel den (man meldet den Gesandten) zu viel Nachdruck. S. 10 sollte der grammatische Accent bey ehrfurchtsvoll nicht auf die dritte, sondern auf die erste Sylbe fallen. S. 35 hätte freylich die dritte Sylbe des Beyworts todtengleichen in der Musik nicht gehoben werden sollen; indeß kann ein guter Sänger diese Sylbe ohne merklichen Accent durchgehen lassen, oder lieber noch d beybehalten. Ob man S. 58 richtiger Allzuglücklich oder Allzuunglücklich lieset, will Rec. nicht entscheiden. S. 73 müßte es heißen: Nie sah, anstatt: Nie sah u. s. w. Daß aber die Worte nicht durchgängig musikalisch oder von leidenschaftlichem Inhalte sind, ist auch im Französischen der Fall. Z. B. S. 9 heißt es in der Uebersetzung: (Usbeck.) „Man meldet den Gesandten .... (Die Königin.) „Laßt ihn eilends herein; schon hab' ich ihn erwartet.“ (Usbek.) „Meldet ihm der Fürstin Gebot: er trete frey vor ihren Thron.“ Im Originale: (Usbek.) „L'ambassadeur s'avance.“ (La Reine.) Qu'il remplisse mes voeux et mon impatience; (Usbek.) „Que le Général de Francois soit introduit dans le palais.“ — Jetzt noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen der Musik; deren Werth wir aber freylich, sogar aus dem von Hrn. S. selbst verfertigten meisterhaften Clavierauszuge, nicht völlig bestimmen können. Denn bekanntlich geht auch in dem

besten

dessen Auszuge vieles verlohren, was bey vollständiger Musik von grosser Wirkung ist. S. 9 findet Rec. die Begleitung bey und nach dem Worte Gipfel überflüßig, da weder im Französischen, noch im Deutschen der Sinn geendigt ist. Ebendaselbst glauben wir, in Ansehung der Modulation, eine Art von Monotonie bemerkt zu haben; denn dieselbe Wendung

4
6 3 2
durch D H C C folgt zweymal unmittelbar nach einander. So auch unter veränderten Umständen S. 17, 85 u. a. m. Da der Marsch S. 8 aus C dur geht, und da auch das darauf folgende Recitativ in demselben Tone anhebt: so hätten wir den Schluß des Recitativs S. 9 lieber in einem verwandten Tone gehört. Indessen soll unser Gefühl keinesweges entscheidend seyn. Die S. 12 ohne Ritornell eintretende Arie des Stephan ist sehr charakteristisch, und macht einen vorzüglich schönen Contrast. Die eingewebten Stellen für das Chor müssen auf der Bühne eine treffliche Wirkung hervorbringen. S. 17. T. 2 und 5. sind dem Rec. die nachschlagenden Quinten durchaus unerträglich, ob er gleich sonst in dieser Hinsicht ein sehr geduldiges Ohr hat. Auch zwey Dilettanten, denen wir diese Takte vorspielten, ohne sie darauf aufmerksam zu machen, meinten einstimmig, hier müsse wohl etwas verdruckt seyn. Daß ein Schulz Fehler von dieser Art machen könne, läßt sich schlechterdings nicht denken; was er aber dadurch habe bewirken wollen, wünscht Rec. allerdings zu wissen. Denn offenbar ist diese Stelle absichtlich so niedergeschrieben worden, wie sie steht. Bey dem S. 18 wieder eintretenden Marsche müssen wir noch bemerken, daß uns zu Anfang des zweyten Theiles die Transposition aus D dur in C dur etwas grell zu seyn scheint. So auch S. 59 in dem sanften Chore. Die S. 18 bey den Worten: Als das Glück in nie gehoftem Throne u. s. w. stufenweise Fortschreitung durch die vergrößerte Quarte und Quinte — mithin durch fünf ganze Töne unmittelbar nach einander — dürfte manchem Sänger doch etwas schwer fallen. Dieselbe Fortschreitung kommt auch S. 19 und 59 wieder vor. S. 21 setzen die vielen Noten von gleicher Höhe eine etwas geschwindere Declamation voraus. Beyläufig sey uns eine Frage erlaubt, nämlich diese: Sollte nicht in den Recitativen, welche für die Bühne bestimmt sind, seltner eine andere Harmonie eintreten, als in den Recitativen für die Kirche? — Hasse und Graun

 wenig-

wenigstens haben diesen Grundsatz fast durchgängig befolgt. Unser Verf. hingegen scheint auf jeden Umstand weniger Rücksicht zu nehmen; denn wir finden in der vor uns liegenden Oper die Harmonien eben so schnell auf einander folgen, als z. B. in Maria und Johannes. Nur selten hat er in der Oper, Arie, eine und ebendieselbe Harmonie, wie bey dem Fortienakkord S. 19 mehrere Takte hindurch beybehalten. Jedoch giebt Rec. gern zu, daß auch in dieser Hinsicht zwischen ernsthafter und komischer Theatermusik ein wirklicher Unterschied seyn müsse. Mehrere Zeilen können wir diesem Gegenstande hier nicht widmen; Kenner wissen daher, daß die [illegible] suchung desselben in verschiedener Rücksicht nicht unwichtig wäre. — S. 34 würden wir zu den Worten [illegible] wegen des beygefügten forte ungeachtet die Harmonie zu gewöhnlich finden; allein, da der französische Text hier [illegible] ger sagt, als die Parodie, so ist der Komponist entschuldigt. Bey den Worten: Ach, liebe, [illegible] hat Hr. G. den zusammengehörigen Satz, vermittelst der Harmonie, sehr gut mit einander verbunden. Das [illegible] ebendaselbst enthält zwar, wie wir oben bemerkten, [illegible] auch einige bekannte Gedanken; wer wollte aber [illegible] gern ein so süßes, einschmeichelndes Tonstück hören! [illegible] angenehm und reizend ist das Andante S. 42. [illegible] liebsten, naives Tanzen [illegible] der Golcondischen [illegible] darauf. Das Beywort würzig (S. 31.) würden [illegible] gen Kunstrichter dem Hrn. G. nicht ungerügt [illegible] sen. — Der 2te Akt hebt mit einem vortreflichen [illegible] ment an; worin man vielleicht die S. 48 mit pp [illegible] bezeichnete Stelle eben nicht vermissen dürfte. [illegible] trastirt das Andante sehr schön mit dem vorhergehenden [illegible] S. 46 T. 7. 8. 9. dünkt uns die Transposition [illegible] Stimme gewagt zu seyn. S. 48 T. 8 schreitet der [illegible] fort, als man es erwartet. Das Duett S. [illegible] schon etwas bekannt, übrigens aber [illegible] und ausdrucksvoll. Auch fällt der Trugschluß S. [illegible] bedeutende Sylbe, und steht daher nicht, wie in [illegible] sirten Arien u. s. w. blos der Mode wegen da. [illegible] selben Stelle vorkommenden Quinten werden [illegible] danten ein unfreundliches Gesicht abnöthigen; [illegible] sind es nur Quinten in verkehrter Bewegung. — [illegible] die Steigerung S. 56 bey den Worten: Du [illegible] sen! Die Harmonie entspricht durchgängig, und [illegible]

gegen

gegen das Ende dieses Recitativs, dem Inhalt der Worte. Ein allerliebster, äusserst naiver Gesang folgt hierauf. Als Königin würde Aline hierin ihren Charakter nicht behaupten; aber sie singt jetzt als Hirtin. — S. 61 T. 12 — 16; S. 87; S. 93, 94 finden wir die Transpositionen für einen Schulz doch etwas gemein, und S. 89 nach den Worten: Mich ruft u. s. w. und: des Throns u. s. w. noch überdies sehr hart. Das S. 62 eintretende Andantino stellt den ländlichen Charakter der Hirtin mit vieler Wahrheit dar. S. 68 tragen die kurz abzusetzenden Takte in dem niedlichen und musettenartigen Allegro ungemein viel zur Unterhaltung der Aufmerksamkeit bey. S. 69 T. 16 — 17 und S. 70 T. 8 — 9. hat Hr. S. die kleine Septime in der Mittelstimme aufwärts fortschreiten lassen. Die S. 69 T. 23. befindlichen Druckfehler müssen so, wie S. 70 T. 15. verbessert werden. Das Accompagnement zu Anfang des dritten Akts ist vortreflich; und besonders macht das Larghetto S. 80 einen herrlichen Contrast. Nach den Worten: den ringsum Nacht verhülle (S. 81) hätten wir lieber eine etwas ungewöhnlichere Folge der Akkorde gehört. Eine Arie voll Gefühl und Ausdruck folgt S. 82. Die Verdoppelung des Basses bey dem Secundenakkorde S. 99 T. 1. ist, besonders in der Oberstimme, auf jeden Fall hart und nicht nachzuahmen. Das Duett der Königin und des St. Phar hat einen sehr angenehmen Charakter, und wird vorzüglich dem schönen Geschlechte gefallen. Von großer Wirkung muß auf der Bühne das Doppelchor seyn, welches S. 100 eintritt. In dem Marsche für Krieger (S. 103) scheinen uns die T. 3. 4. vielen auf einander folgenden Terzen nicht zweckmäßig zu seyn. Nach dem prächtigen Chore S. 104 muß sich das Vivace S. 107 ganz allerliebst machen. Rec. bedauert es sehr, daß er diese Musik nicht vollständig hören kann, und bescheidet sich gern, daß ihm, bey der sorgfältigsten Durchsicht des Clavierauszuges, doch vieles entgangen seyn mag, was bey voller Musik vorzüglich schön und von großem Effekt ist. Diejenigen Stellen, die uns weniger gefallen haben, und die wir ebenfalls anzeigen zu müssen glaubten, vermindern den Werth dieser treflichen Composition nur äusserst wenig. Hätten Schulzens Arbeiten unsre Empfehlung nöthig, so würden wir besonders den Freunden angenehmer Melodien rathen, sich den angezeigten Auszug je eher je lieber zu kaufen. Zu bedauern ist es, daß wir Deutschen so selten eine vollständige Partitur durch den Druck erhalten. Wie sehr verdiente

 nicht

nicht die hier angezeigte Oper Aline in Concerten gegeben zu werden!

Religiöse Oden und Lieder der besten deutschen Dichter und Dichterinnen, mit Melodien zum Singen beym Clavier, von J. A. Hiller, H. C. Kapellmeister, Cantor der Thomasschule und Musikdirector der beyden Hauptkirchen in Leipzig. Hamburg, bey den Gebrüdern Herold. 1790. Querfolio. Ohne die Vorrede und das Verzeichniß der Pränumeranten 56 Seiten.

Wenn auch diese Lieder einigen frühern Sammlungen des verdienstvollen Hillers nachstehen sollten — welches wir aber nicht geradezu behaupten möchten —: so gehören sie doch unleugbar immer noch zu den bessern Liedersammlungen, und sind ihres Verfassers vollkommen würdig. Zwar sagt er zum Schlusse der Vorrede: „Wenn es nöthig seyn sollte, so verzeihe man diese ganze Sammlung dem Componisten"; allein, gegen die Nothwendigkeit dieser Verzeihung hat sich Hr. H. zu sichern gewußt. Denn in der That befinden sich in dieser Sammlung mehrere recht treffliche Melodien. Hierzu rechnen wir vorzüglich die Lieder S. 11, 22, 24, 25, 32 u. a. m. Von den Choralmelodien hat uns die auf der 29sten Seite am besten gefallen. Sie trägt den Stempel feyerlicher Würde und religiöser Andacht in einem hohen Grade. Auch verschiedene andere Melodien zeichnen sich sehr vortheilhaft aus, und können Muster eines edlen Gesanges seyn. — Nach diesem Geständniß wird uns der würdige Verf. eine oder die andere Bemerkung erlauben, die wir seiner Prüfung überlassen wollen. Die Melodie S. 1 setzt einen ziemlich großen Umfang der Stimme, nämlich vom ungestrichenen a bis fis, voraus. Ueberdies ist T. 4. 5. die Fortschreitung d e etwas auffallend. S. 2 findet Rec. die Harmonie T. 6. nicht völlig rein. So auch S. 34 T. 14. S. 3 scheint uns die Ueberschrift: Munter, dem Inhalte der Worte nicht angemessen zu seyn; wir würden etwa Mäßig oder mit Gefühl u. s. w. dafür gewählt haben. S. 4 hörte der Rec. die Transpositionen ungern.

S. 8

S. 8 entsteht T. 4—5 und 8—9 durch das d in der Oberstimme eine Art von entfernter Monotonie. Den Querstand T. 21—22 (nämlich c in der Mittelstimme, und gleich darauf cis im Basse); desgleichen S. 42, T. 7, dürfte wohl ein weichliches Ohr zu hart finden. S. 9 kömmt der Tenor zuweilen dem Basse sehr nahe. Bekanntlich wollen dies verschiedne Tonlehrer besonders alsdann nicht erlauben, wenn der Tenor die große Terz vom Basse hat, wie bey dem Worte preist! Und allerdings wird auch dadurch nach Reichardts Ausdruck *) der Akkord unkräftig. Die schöne Choralmelodie S. 10 hat, besonders in der vorletzten Zeile, viel Aehnliches mit einer andern bekannten Choralmelodie. Sollte sie beym öffentlichen Gottesdienste eingeführt werden, so könnte die Gemeine dabey leicht in die ältere ähnliche Melodie übergehen. Zu dem vortreflichen Passionsliede S. 11 würden wir blos den zwölften Takt abgeändert haben, weil uns dieser Takt hierin zu modern ist. S. 12 und 49 findet Rec. zu bekannt, oder doch zu gemein. Auch S. 15 glaubt man einige Takte schon in der Arie: Ein Gebet um neue Stärke u. s. w. und noch anderswo gehört zu haben. Ausserdem sind auch die erstern Takte dieses Morgenliedes in Ansehung der Harmonie etwas leer. Die Melodie S. 16 hat für ein religiöses Lied beynahe zu viele Passagen. Dies scheint uns auch S. 56 der Fall zu seyn. S. 17 war das Nachspiel — oder, wie man die letzten zwey Takte nennen will — sehr nöthig, weil der Componist ein wenig spät in die Tonica A moll zurückkehrt. Dagegen hätte Rec. den letzten Takt S. 20 und 39 gern entbehrt, weil durch diesen Takt der Rhythmus ungerade geworden ist, oder vielmehr, weil dieser Takt gleichsam isolirt steht. S. 19 wird mancher Dilettant das Tenorzeichen ungern sehen. Das in Hassischer Manier componirte Lied S. 22 haben wir bereits für vorzüglich schön erklärt. Jetzt bemerken wir dabey nur noch, daß Hr. H. viermal unmittelbar nach einander einen Einschnitt auf der Dominante angebracht hat, nämlich T. 7. 9. 11 und 13. Hier hätten wir mehr Mannichfaltigkeit in Absicht auf den Periodenbau gewünscht. Auch S. 36 folgen bey den letzten vier Zeilen lauter völlige Tonschlüsse unmittelbar nach einander. S. 33 soll die letzte Note des Discantes wahrscheinlich e heißen; wenigstens würde sonst der Schluß nicht völlig beruhigend seyn. — Des eingeschränkten Raumes wegen

*) Musikalisches Kunstmagazin, 1tes Stück, S. 32.

gen müssen wir abbrechen. Hoffentlich wird der achtungswerthe Verfasser unsre Bemerkungen über die angezeigten Lieder nicht unwillig aufnehmen. Der Rec. schätzt ihn zu sehr, als daß er sichs verzeihen würde, wenn er besorgen könnte, unserm musikalischen Zeitalter durch obige Erinnerungen nur eine einzige mißmüthige Stunde zu machen. Daß aber die Menschlichkeit nie ohne Fehler ist, sagt der Verf. selbst. Indeß sind doch die in diesen Liedern etwa befindlichen Unvollkommenheiten so klein, daß sie der Rec. bey tausend andern Componisten, als ganz gewöhnliche Erscheinungen, unbemerkt gelassen haben würde.

Kk.

VI. Weltweisheit.

J. G. C. Kiesewetter über den ersten Grundsatz der Moralphilosophie. Erster Theil, welcher die Prüfung der bisherigen Systeme der Moral enthält; nebst einer Abhandlung vom Herrn Prof. Jacob, über die Freyheit des Willens. Zweyte völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, 1790. bey Matzdorf. 179 Seiten. 8. — Zweyter Theil, welcher die Darstellung und Prüfung des Kantischen Moralprincips enthält. 1791. 238 Seiten.

Schon der Titel dieses für die Moralphilosophie gewiß nicht unwichtigen Buchs erregte unsere Aufmerksamkeit. Eine historischrichtige Darstellung aller bisherigen Moralsysteme und eine prüfende Vergleichung derselben mit dem Kantischen Moralprincip, dies war, seitdem die kritischen Philosophen auch in diesem Felde so große Bewegungen gemacht haben, immer unser Wunsch, und gerade dieses verspricht die Aufschrift dieses Produktes. Wir nahmen also das Buch mit großer Begierde in die Hand, lasen es mehr als einmal mit der anhaltendsten Aufmerksamkeit durch, und wollen nun unsern Lesern mit unpartheyischer Treue melden, was wir in demselben gefunden und nicht gefunden haben. Der Verf., dies ist kein Zweifel, verdient

[illegible]
Er zeigt aber überall einen warmen Eifer für Wahrheit und Tugend, einen helldenkenden Kopf, und eine vorzügliche Gabe, auch die abstractesten Dinge mit einer gewissen Leichtigkeit und Deutlichkeit vorzutragen. Dennoch aber scheint er uns nicht immer tief genug in die Materie eingedrungen zu seyn, noch sich überall von aller partheyischen Vorliebe zu seinem Systeme losgemacht zu haben. Ob dieses Urtheil gegründet sey, das wird sich zeigen, wenn wir nun unsern Lesern den Hauptinhalt dieser Schrift mit einigen Bemerkungen darüber vorlegen. Das Buch hat zwey Theile; der erste enthält eine ausführliche Prüfung aller bisherigen Moralsysteme in Rücksicht auf ihre verschiedenen Grundprincipien; der andere erklärt und bestätigt den von Kant zuerst entdeckten obersten Grundsatz aller Sittlichkeit. Vor beyden Theilen geht eine Vorrede des V. her, und vor dem ersten auch noch eine Zueignung an den gegenwärtigen König von Preussen, nebst einer Abhandlung vom Hrn. Prof. Jacob über die Freyheit des Willens. Dies alles übergehen wir hier, weil es nichts enthält, was zu unserm Endzweck gehörte, und wenden uns sogleich an die Abhandlung selbst. Da ist nun das erste, was der Verf. thut, dieses, daß er nach einer kurzen Einleitung, worin er S. 1–10. den Begriff einer Moralphilosophie überhaupt festzusetzen sucht, in dem 1ten Abschn. S. 11–12 erklärt, was ein oberstes Moralprincip sey, und dann alle mögliche Arten, zu einem solchen zu gelangen, darstellt. Ein oberstes Moralprincip ist nämlich ein Grundsatz, durch den sich a priori erkennen läßt, ob eine Handlung gut oder böse, recht oder unrecht, Tugend oder Laster sey, so daß sich alle pr. Vorschriften vollkommen daraus herleiten lassen. Daß es ein solches Princip gebe, das nehmen alle an, aber in dem Grunde der Verpflichtung, oder in dem, wodurch es den Willen bestimme, weicht man von einander ab. Daher die verschiedenen Moralsysteme, daher aber auch die Möglichkeit, sie nach einem Princip a priori vollständig aufzuzählen. Der Grund nämlich, wodurch eine Vorschrift verbindlich wird, und den Willen bestimmt, ist entweder die Form derselben, d. h. dasjenige in ihr, was sie zur Vorschrift macht, oder die Materie, d. i. der Zweck, den wir durch die vorgeschriebene Handlung erreichen wollen. Im ersten Fälle soll die Handlung geschehen, blos um das Gesetz zu erfüllen; die Vorschrift gebietet sie an und für sich selbst, unbedingt und a priori, wie z. E. du sollst nicht lügen. Hier ist die Vorschrift

 ganz

ganz unbedingt, das [illegible] für [illegible] ge-
boten, die Vorschrift verpflichtet durch ihre bloße Form. Im
andern Falle soll die Handlung geschehen, damit etwas anders
durch sie erreicht werde, die Vorschrift gebietet sie nur, wenn
sie zu einem gewissen andern Zweck, den wir uns denken,
tauglich ist, und ist also für sich zufällig und bedingt, z. B.
wer in der Welt sein Glück machen will, der muß sich die
Freundschaft der Großen zu erwerben suchen. Hier wird die
Handlung nicht an sich, sondern nur unter der Bedingung,
daß man sein Glück in der Welt machen wolle, also als ein zu
diesem von ihr verschiedenen Zwecke taugliches Mittel geboten.
Ausser diesen beyden Stücken, der Form und der Materie, ist
in einer Vorschrift nichts mehr vorhanden, also auch kein an-
derer Grund ihrer Verpflichtung möglich, mithin müssen alle
pr. Vorschriften entweder formal oder materiell seyn, und als
solche entweder aus einem formalen oder materialen Grund-
princip abgeleitet werden. Diejenigen nun, die ein formales
Moralprincip aufstellen, können sich, weil die Form aller mo-
ralischen Vorschriften eins ist, nicht weiter theilen; hingegen
diejenigen, die einen durch die vorgeschriebenen Handlungen
zu bewirkenden Zweck zum letzten Bestimmungsgrund des Wil-
lens annehmen, und also materiale Principien ihrem Moral-
system zum Grunde legen, theilen sich in solche, die einen blos
in der Empfänglichkeit des Subjekts gegründeten, durch Sinn-
lichkeit ursprünglich gegebenen, oder aber erkünstelten Zweck,
d. h. ein ursprüngliches, theils physisches, theils moralisches
Gefühl; oder aber Erziehung und Gewohnheit; Gesetzgebung
und Regierung; und in solche, die einen durch Vernunft ge-
gebenen Zweck, Vollkommenheit, als ein Accidens, oder als
eine Substanz, als den letzten moralischen Bestimmungsgrund
des Willens angeben. Diese Aufzählung der verschiedenen
Moralsysteme ist nothwendiger Weise vollständig, denn sie ge-
schieht nach einem Princip, und ist durch und durch dichoto-
misch; aber auch historischrichtig ist sie; denn alle die mate-
riale Principien sind von den Philosophen bisher versucht wor-
den, bis endlich Kant ihre völlige Untauglichkeit entdeckt, und
das formale Grundprincip als das alleingültige aufgestellt hat.
— Ueber diese Darstellung bemerken wir Folgendes. So
lange man noch von dem, was bisher in der Moral wirklich
gelehrt worden ist, und wie es gelehrt worden ist, abstrahirt,
und die Sache blos nach ihrer absoluten Möglichkeit betrachtet,
so hat es wohl gar keinen Anstand, daß in Ansehung des

 mora-

möglichen Verpflichtungsgrundes, durch diese Aufzählung alle mögliche Moralsysteme vollständig angegeben worden sind. Aber ganz anders verhält es sich, wenn man nun fragt, ob diese mögliche Verschiedenheit wirklich auch Thatsache sey, und dieses muß doch vor allen Dingen ausgemacht werden, wenn es wahr seyn solle, daß Kant durch sein Formalprincip eine ganz neue Entdeckung gemacht, und alle bisherigen Moralisten den ächten obersten Grundsatz der Sittlichkeit verfehlt haben. Der Verf. hätte es also nicht so ganz sicher schon voraussetzen, oder für gewiß annehmen sollen, daß wirklich alle bisherige Verschiedenheit in der Moral nur dadurch entstanden sey, daß man den ersten Bestimmungsgrund des Willens nicht in ihm selber, oder in seiner Form, sondern ausser ihm, oder in irgend einer Materie desselben gesucht habe; denn es ist doch wenigstens möglich, daß es nicht so ist, möglich, daß gerade in dem allerersten Verpflichtungsgrunde alle, oder doch die meisten mit einander übereinstimmten, so daß sie ihn, obgleich nicht mit eben den Worten, doch dem Sinne nach eben so, wie die Kritik selber, erklärten, und sich nur dadurch von einander unterschieden, daß sie die für ein solches a priori bestimmtes Wollen schickliche Materie in verschieden lautenden allgemeinen Formeln ausdrückten. Um also das, was der Verf. als eine bloße Möglichkeit betrachtet, richtig angegeben hatte, auf die von ihm genannte Moralsysteme mit Sicherheit anzuwenden, hätte er vor allen Dingen durch eine überzeugend klare Interpretation darthun sollen, daß z. E. diejenigen, die ihre Moral mit dem Satz anfiengen: Befördere dein eigenes wahres Wohlseyn, oder deine Vollkommenheit, oder die Summe der Realität überhaupt, dieses so verstunden, als ob die Vorstellung dieser Glückseligkeit oder Vollkommenheit, als der bestimmende Grund des Wollens, demselben gleich einer physischwirkenden Ursache vorangehen, und es erst erzeugen müßte, und nicht vielmehr so, daß zwar der Wille von selbst und a priori das Wollen dessen, was das Wohlseyn in der That befördert, oder die Summe der Realität vermehrt, ursprünglich erzeugen müßte, daß aber nur kein anderes Objekt, keine andere Materie, als diese, in ein solches aus dem Willen selbst und a priori entsprungenes Wollen aufgenommen werden könnte. Denn wenn sie es auf diese letztere Art verstunden, so nahmen sie ja keine materiale Principien in dem Sinne, in welchem sie der Verf. bestreitet, in ihre Systeme auf; folglich ist auch sein Widerspruch gegen sie in diesem Falle ein bloßer Wortstreit. Nun findet sich aber

weder

weder in diesem Abschnitt, noch in den folgenden ein solcher Beweis; wir können daher nicht anders, als das Urtheil fällen, daß die Schrift des Verf., wiefern sie polemisch seyn soll, und das soll sie doch vorzüglich seyn, auf einer noch gar nicht ausgemachten Voraussetzung beruhe, und also gerade in dem, was die Aufmerksamkeit am meisten erregt, nichts entscheide. Doch das wird sich noch deutlicher zeigen, wenn wir jetzt dem Verf. bey der besondern Prüfung der nun im Allgemeinen namhaft gemachten vorgeblich materialen Systeme aufmerksam folgen. Der 2te Abschnitt des 1ten Theils beschäftigt sich nämlich damit, daß alle besondere materiale Moralprincipien nach einander in mehrern Abtheilungen einzeln untersucht, und als untauglich verworfen werden. Zuerst werden in der ersten Abtheilung S. 22 — 31 die Merkmale eines wahren obersten Moralprincips angegeben, und gezeigt, daß es Allgemeinheit und Nothwendigkeit in sich enthalten, und von keinem andern und höhern Grundsatz abgeleitet seyn müsse. In den folgenden Abtheilungen werden die angegebenen materialen Grundsätze gegen diese Merkmale gehalten, und da sie bey ihnen nicht angetroffen werden, so wird der Schluß daraus gezogen, daß sie auch keine wahre Moralprincipien seyn können. Dies alles hat nun ganz und gar keine Schwierigkeit, wenn man voraussetzt, daß diese Sätze wirklich in dem Verstande, in welchem es der Verf. behauptet, Moralprincipien seyn sollen; wir wollen also sehen, was wir hierüber in seinem Buche noch weiter finden können. In der 2ten Abtheilung S. 32 — 72 reducirt der Verf. alle die dem Ansehen nach so verschiedenen materialen Grundsätze auf einen einigen, nämlich auf das Princip der Glückseligkeit oder der Selbstliebe, und wirft, indem er dieses für unrichtig erklärt, sie alle zumal über den Haufen. Der merkwürdige Inhalt dieser Abtheilung ist ohngefähr folgender: Alle materialen Vorschriften gebieten als solche, was sie gebieten, nicht an sich, nicht deswegen, damit das Gesetz erfüllt werde, sondern um einen Zweck durch die gebotenen Handlungen zu erreichen, den wir uns in Rücksicht auf die gegebene Vorschrift nur zufälliger Weise vorsetzen, um etwas anders wirklich zu machen, was wir wollen. Dieses muß in einem solchen Verhältniß zu unserer subjectiven Empfänglichkeit stehen, daß uns die Existenz desselben angenehm ist. Was wir also nach materialen Grundsätzen wollen, ist Vergnügen oder Glückseligkeit; mithin lösen sich alle Vorschriften von der Art in das Princip der Selbstliebe auf. Da nun aber das Streben

nach Glückseligkeit Bedürfnisse voraussetzt, und ohne Sinnlichkeit kein Vergnügen empfunden wird, so ist es klar, daß dieses Princip nicht für alle, sondern nur für endliche und sinnliche Wesen ein Gesetz ist. Ja, selbst für diese ist Glückseligkeit immer nur der gemeinschaftliche Titel aller ihrer Zwecke, wodurch keine Uebereinstimmung in ihren besondern Maximen hervorgebracht wird, indem eben das, was der eine zu seiner Glückseligkeit rechnet, von dem andern davon ausgeschlossen wird. Sagt man, dieses komme nur daher, daß der eine blos auf die nächsten, oder auf einige, der andere hingegen, wie es denn auch seyn müsse, auf alle, auch die entferntesten Folgen sehe, so ist es erstlich ohnmöglich, alle Folgen einer Handlung zu berechnen, und dann hängen ja diese Folgen nicht von uns und unserm Wollen ab, daher können sie auch dasselbe nicht moralisch gut oder böse machen. Wir selbst beurtheilen niemals den Werth unserer Handlungen nach dem, was aus ihnen entspringt, sondern vielmehr nach der Quelle, aus welcher sie fließen, nach ihrer Gesetzmäßigkeit, und halten sie für so viel besser, je mehr das Gebot der Vernunft, der bloße Gedanke an Pflicht auf das Wollen Einfluß hat; hingegen für desto schlechter, je mehr Neigung und Trieb auf den Willen wirkt. Ueberdies widerspricht es auch der Erfahrung, daß der Tugendhafteste allezeit der Glücklichste sey, welches doch bey diesem System seyn müßte — und wenn er es wäre, wenn Tugend und Glückseligkeit und das Streben nach beyden eins wäre, so wäre ein Gebot tugendhaft zu seyn überflüßig, da uns hierzu ein zwingender Naturtrieb eingepflanzt wäre; dann würde aber auch alle Freyheit des Willens, und hiemit zugleich auch alle Sittlichkeit unserer Handlungen aufhören. Da es also dem Princip der Selbstliebe an unbedingter Nothwendigkeit und Allgemeinheit fehlt, und aus demselben keine ächtmoralische Gesinnungen und Handlungen fließen können; so ist es auch zu einem obersten Grundsatz der Sittlichkeit völlig unbrauchbar. Hiegegen nun wäre zwar unseres Erachtens nach manches einzuwenden, manches noch genauer und sorgfältiger zu bestimmen, z. E. daß Glückseligkeit blos für eine gewisse Klasse von Wesen der allgemeine Titel ihrer besondern Zwecke und Neigungen sey, daß sie schlechterdings Sinnlichkeit erfordere, daß der Tugendhafteste nicht immer auch der Glücklichste sey u. s. w. Denn diese Sätze finden nur alsdann Statt, wenn man Glückseligkeit so bestimmt, wie es die kritischen Philosophen thun; dieses aber ist willkührlich, und kann kein Gesetz

seyn

seyn für andere, die sich unter Glückseligkeit noch viel mehr vorstellen — — allein, wir wollen es, um nicht gar zu weitläuftig zu werden, gut seyn lassen. Was ist denn nun aber mit dem allen bewiesen? Ohne Zweifel dieses, daß, wenn irgend eine Materie den menschlichen Willen bestimmt, es durch ein Wohlgefallen derselben, durch ein Gefühl der Lust geschehen müsse, und wenn es dadurch geschieht, daß alsdann das, was man will, nicht mehr an sich und unbedingter Weise, also auch nicht von selbst und mit Freyheit, sondern blos um eines andern zufälligen Zwecks willen, mithin bedingterweise und nach einem Naturtriebe gewollt wird, und also auch das Wollen und Handeln nicht an sich oder moralisch, sondern durch etwas anders, oder physisch gut ist. Allein, gegen wen soll nun dies alles gesagt seyn, etwan überhaupt nur gegen solche, die einmal irgend eine Materie zum allerersten und ursprünglichen moralischen Bestimmungsgrund des Willens machen möchten? Nun dann ist es wahr und nützlich. Soll es aber denen gelten, die vor **Kant** über die Moral geschrieben haben, und die bereits in dem vorhergehenden Abschnitt namhaft gemacht worden sind, so ist es auch hier von dem Verf. immer noch nicht bewiesen, daß diese Männer irgend eine Materie, irgend etwas ausser dem Willen selbst, als die erste ursprüngliche Quelle ansahen, aus welcher hernach das Wollen und Handeln, wenn es moralischgut seyn sollte, fließen mußte. Folglich scheint uns alles, was bisher vorgebracht worden ist, ob es gleich an sich gut und wahr ist, dennoch in polemischer Rücksicht, und diese Bestimmung soll es doch vorzüglich haben; ganz und gar überflüßig und umsonst zu seyn. Doch vielleicht ist dieser Beweis erst in den folgenden Abtheilungen geführt worden; wenigstens hat man, da hier die oben angeführten vorgeblichen materialen Moralsysteme einzeln geprüft werden, ein besonderes Recht, es zu erwarten. Allein, auch diese Erwartung täuscht; immer wird es zwar vorausgesetzt, daß sie in dem Sinne, wie es der Verf. nimmt, material seyn, aber wie konnten wir uns vollkommen überzeugen, daß eine richtige Interpretation derselben diese Voraussetzung nothwendig mache. Dieses Urtheil könnten wir ohne Zweifel leicht bestätigen, wenn wir mit eben der Ausführlichkeit, wie bisher dem V. folgen dürften; da uns aber dieses der Raum unserer Blätter verbietet, so müssen wir es den Lesern selbst überlassen, und uns bey diesem ersten Theil nur noch auf einige kurze Bemerkungen einschränken.

Die

Die 3te und 4te Abtheilung (S. 73—90) worinnen zuerst die Systeme des Montaigne und Mandeville geprüft werden, übergehen wir ganz, denn da diese allen ursprünglichen Unterschied zwischen unsern Handlungen, in Absicht auf Moralität, gänzlich aufzuheben scheinen, so ist es freylich für sich klar, daß ihre Grundsätze auf keine Art zur Erklärung der Möglichkeit oder Wirklichkeit unsrer nach den allgemeinen Begriffen der Vernunft sittlich guten oder bösen Handlungen taugen. Hingegen was das Epicurische und Hutchesonsche System in der 5ten und 6ten Abtheil. S. 91—194, und dann das Stoische und Wolfische System der Vollkommenheit, und das Crusiusische des göttlichen Willens in der 7ten und 8ten Abtheil. S. 195—279 betrifft, so müssen wir kürzlich ebendasselbe wiederholen. Wenn die Erinnerung, die der Verf. von allen diesen Systemen macht, in so fern richtig ist, daß diese Sittenlehrer wirklich die Absicht hatten, irgend etwas noch vor und ausser dem freyen Wollen selbst, sey es physisches oder moralisches Gefühl, Vollkommenheit unsrer selbst oder in Gott, zur ursprünglichen Quelle unsrer freyen tugendhaften Handlungen und zum ersten Bestimmungsgrunde eines an sich guten Willens zu machen, so verfehlten sie in der That das wahre oberste Moralprincip ganz, und der Verf. widerlegt sie in diesem Falle auf das treffendste. Wie? wenn aber dieses ihr Sinn nicht war? wie? wenn sie vielmehr einstimmig einen a priori und durch sich selbst guten Willen, als sich selbst bestimmend, und ein sittlichgutes Wollen aus sich selbst erzeugend, voraussetzten, und bey ihren verschiedenen Systemen blos den Zweck oder die Materie eines solchen Wollens, (denn eine Materie muß doch noch zum reinen Wollen hinzukommen, wenn es ein wirkliches Wollen seyn solle,) nicht als Bestimmungs- oder Verpflichtungsgrund, sondern nur als taugliche Materie desselben, als das, woran sich der reine Wille gleichsam sichtbar oder merkbar machen könnte, unter einem leicht verständlichen und allgemein anwendbaren Titel bringen wollten? Wir wollen hierüber nicht entscheiden, hingegen das dürfen wir doch mit Recht behaupten, daß gerade diese Frage von dem Verf. zuerst hätte untersucht und entschieden werden sollen. Da nun aber dieses in dem ganzen ersten Theile nach unserm Urtheil nicht geschehen ist, so scheint er auch das nicht völlig geleistet zu haben, was er der Aufschrift gemäß hätte leisten sollen.

Wir gehen jetzt zum 2ten Theil, der sich damit beschäftiget, das von Kant aufgestellte, und wie der Verf. meint, zuerst entdeckte

entdeckte formale Princip der Moral zu erklären, und es, nachdem er alle materiale Grundsätze vorher abgewiesen hatte, als das allein brauchbare geltend zu machen. Auch hier müssen wir, wie vorher, nach unserer besten Ueberzeugung sagen, daß die Sache für sich betrachtet, von dem V. mit vieler Deutlichkeit und Popularität ausgeführt ist, wiefern er sich aber damit allen bisher vorhandenen Moralsystemen entgegenstellt, und es als eine ganz neue Entdeckung unserer Zeit ansieht, so scheint er uns in seine Materie nicht tief und gründlich genug eingedrungen zu seyn. In der Einleitung S. 1 — 2 wird zuerst die Frage genau bestimmt, um die es jetzt zu thun ist, und die vorzüglich auf zwey Punkten beruht: 1) was das formale Moralprincip, welches jetzt allein noch übrig bleibe, eigentlich sey, und 2) ob es wirklich die Charaktere eines obersten sittlichen Grundsatzes, Allgemeinheit, Nothwendigkeit und Unabhängigkeit, habe. Der erste Punkt macht den Inhalt des ersten Abschnitts S. 3 — 15 aus. Hier folgt der Verf. ganz den Fußtapfen seines Lehrmeisters, und bringt nach seiner Anleitung durch Entwicklung des Begriffs von einer an sich guten oder tugendhaften Handlung zuletzt eben die Formel heraus, die jener schon für den ersten Grundsatz aller Moralität angegeben hatte, und die so lautet: Handle immer so, daß du wollen kannst, daß deine Maxime ein allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen werde, oder daß deine Maxime zu einer allgemeinen Gesetzgebung tauge, und blos dadurch, blos durch die Form eines allgemeinen Vernunftgesetzes den Willen bestimme. Denn nur alsdann gründen sich deine Handlungen auf einen kategorischen Imperativ; sie fließen also aus einem unbedingtguten Willen, und sind eben deswegen an sich selbst oder moralisch gut. Bey dieser Argumentation wird vorausgesetzt, daß ein an sich guter Wille, und ein Wille, der durch einen kategorischen Imperativ, oder durch die Form eines allgemeinen Gesetzes bestimmt wird, völlig eins sey. Allein, dagegen scheint dieses zu streiten, daß sich doch auch ein an sich oder absolute böser Wille denken läßt, und daß dieser gleichfalls durch die Form einer allgemeinen Gesetzgebung bestimmt wird. Wenn also der kategorische Imperativ oder die Form eines allgemeinen Gesetzes, wodurch der Wille bestimmt wird, blos ein kategorischer Imperativ, blos die Form einer allgemeinen Gesetzgebung ist, so wird dadurch das Wollen und Handeln zwar moralisch, aber noch nicht moralisch gut, indem es eben sowohl auch moralisch oder absolute böse seyn kann. Folglich

scheint

scheint das formale Princip, so wie es hier aufgestellt wird, zwar der oberste Grundsatz der Moralität überhaupt, aber nicht, wie der Verf. es will, der guten Moralität, die man Tugend nennt, zu seyn; vielmehr muß man zu diesem Ende erst noch die Bestimmung, daß der kategorische Imperativ gut, die Form der Gesetzgebung Form einer guten Gesetzgebung sey, hinzusetzen; d. h. durch den formalen Grundsatz der Moralität wird nur das ausgedrückt, daß unsere Handlungen, wenn sie moralischer Natur seyn sollen, aus einem sich selbst a priori bestimmenden Willen entspringen müssen, dadurch aber sind und werden sie noch nicht moralisch gut, sondern um dieses zu seyn, muß noch die Bestimmung hinzukommen, daß der Wille, aus welchem sie entspringen, ein durch sich selbst und a priori gutwollender Wille seyn müsse. Mithin bleibt immer noch die Frage übrig, woran man nun wissen könne, daß ein Wille ein an sich gutwollender Wille sey? Antwortet man, daran, daß er sich selbst bestimme, für sich selbst und a priori wolle, so ist dies falsch; denn dadurch ist und wird er noch nicht gutwollend; sagt man aber, daran, daß er für sich und a priori gut wolle, so ist doch wahrlich dadurch nichts erklärt, indem man immer wieder fragen muß, was das heiße, an sich und a priori gut wollen? Wir sehen auch nicht, wie man aus diesem ewigen Zirkel herauskommen kann, wenn man nicht zu der Form, die den Willen bestimmt, oder zu dem an — sich — und *a priori* — Wollen auch noch die Materie, wohin der Wille zielt, oder wodurch das Wollen wirklich wird, hinzusetzt. Setzt man aber dieses hinzu, nicht als Bestimmungsgrund, oder als Quelle des Wollens, sondern als das, woran es sich äussert, so thut man wohl nichts anders, als was der Eudämonist auch thut, wenn er seine Moral mit dem Grundsatz anfängt: Befördere (dies als Gebot ausgedrückt, setzt doch wohl von selbst einen durch seine bloße Form bestimmbaren Willen voraus), befördere, so viel du kannst, dein eigenes wahres Wohlseyn, und mit diesem das wahre Wohlseyn des Ganzen, oder das Wohlseyn des Ganzen, und mit diesem dein eigenes (indem dies die einzig schickliche Materie für einen an sich guten Willen ist). In der 2ten Abtheilung S. 16 — 46 werden einige Beyspiele angeführt, wodurch gezeigt wird, daß selbst auch der gemeinste Verstand nach diesem formalen Grundprincip urtheilt, und daß nach demselben die schwierigsten Fälle leicht zu entscheiden sind, die hingegen nach dem Princip der Glückseligkeit oft gar nicht entschieden werden könnten. Auf diese Beyspiele selber

können wir uns) so gern wir auch wollten, nicht [illegible], aber darüber müssen wir uns wundern, daß der Verf. es [illegible] bemerkt hat, daß bey allen diesen Beurtheilungen und Entscheidungen wahrhaftig nicht blos die Form, sondern [illegible] auch die Materie in Betrachtung gezogen wird. Freylich bestimmen wir die moralische Güte unserer Maximen [illegible], ob sie zu allgemeinen Gesetzen taugen; allein, was für Gesetze verstehen wir, nur allgemeine Gesetze überhaupt, ohne alle Rücksicht auf ihre Abzweckung oder Materie, oder aber Gesetze eines absolute guten Willens? ohne Zweifel die letztern; und wie wissen wir, daß eine Maxime als durch einen solchen Willen geboten oder nicht geboten angesehen werden darf? Ohne Zweifel dadurch, daß sie, als Gesetz, als von einem unbedingten Willen geboten, alles Wohlseyn zerstören oder befördern würde? Also nicht bloße Tauglichkeit zu einem allgemeinen Gesetz überhaupt, sondern zu einem Gesetz, das nothwendigerweise und a priori auf allgemeines Wohlseyn abzweckt, macht die Maxime moralischgut, und so wird denn die moralische Güte durch freyes unbedingtes Wollen des allgemeinsten Wohlseyns bestimmt. Was heißt dies aber anders, als das Princip des Eudämonismus: Befördere wahres allgemeines Wohlseyn aus allen deinen Kräften! Nach diesem System sowohl, als nach dem System des Verf., wird immer nur diejenige Maxime als moralische Vorschrift, oder als allgemeingültig betrachtet, von der ich a priori einsehen kann, daß sie allgemein ausgeübt, nichts als Wohlseyn erzeugen müßte, und diejenige verworfen, die allgemein beobachtet, alles Wohlseyn zerstören würde, ob sie gleich vielleicht einzelne gutscheinende, d. h. angenehme, und jene einzelne bösescheinende, d. h. unangenehme Folgen haben kann. Läßt man aber diese nothwendige Beziehung auf allgemeines Wohlseyn hinweg, so sehen wir nicht, was übrig bleibe, um zu erkennen, ob eine Maxime wirklich auch zu einem allgemeinen Gesetze tauge. Der 3te Abschnitt S. 47 — 55 wendet nun auf dieses formale Princip der Moral die im ersten Theile schon angegebene Merkmale eines obersten sittlichen Grundsatzes an. Es fragt sich nämlich, aus welcher Quelle dieses Princip, das nur die Form einer allgemeinen Gesetzgebung als Grundlage der Sittlichkeit gelten läßt, geschöpft sey? Aus der Erfahrung gewiß nicht, sonst wär es nicht formal, sondern material, also aus dem Begehrungsvermögen selbst, und zwar aus dem obern, nicht aus dem untern, sonst wär es empirisch, also wiederum material, folglich aus der pr. reinen Ver-

Vernunft unmittelbar. Es ist also der allererste pr. Grundsatz, denn weil es von der Vernunft selbst und unmittelbar abgeleitet ist, so kann es über demselben keinen höhern Grundsatz geben. Es ist auch allgemeingültig, weil Vernunft als Vernunft immer und überall dieselbe ist, und nothwendig, weil die Vernunft schlechterdings wollen muß, was sie selbst gebietet. — Wir meinen in der That, dies alles hätte noch viel einfacher und deutlicher dargelegt werden können. Moralität ist unmöglich, wenn irgend etwas ausser dem Willen selbst den Willen bestimmt; also ist Moralität nur dadurch möglich, daß der Wille sein Wollen selbst erzeugt. Bestimmt aber der Wille sich selbst, so ist das, was gewollt wird, a priori, folglich nothwendigerweise und allgemeingültig gewollt. Da nun dies die Bedingung aller Moralität ist, so ist es auch der erste nothwendige und allgemeingültige Grundsatz der Moral. Daran zweifelt auch wohl niemand; aber das Wollen, das der Wille aus sich selbst hervorbringt, kann es ohne alle Materie seyn und bleiben, und doch zur Wirklichkeit kommen, und welches ist diese Materie, die sich der Wille entweder selber giebt, oder die ihm a priori gegeben seyn muß? Ist ihm, um ein guter Wille zu seyn, alle Materie gleich gültig, gleich fähig, in sein Wollen aufgenommen zu werden? oder ist etwas damit gesagt, wenn man antwortet, die Materie eines aus dem guten Willen entsprungenen Wollens ist dieses Wollen selbst? Freylich wohl; aber weiß ich nun, was das für ein Wollen in der Wirklichkeit ist, welches aus dem guten Willen entsprungen seyn kann; oder kann ich hierauf eine andere und bessere Antwort geben, als die der Eudämonist giebt, wenn er dasjenige Wollen dafür erklärt, welches das allgemeinste Wohlseyn a priori zum Objekt, zu seiner Materie hat; oder darf ich endlich gar sagen, dasjenige Wollen sey die Materie eines guten Willens, welches überhaupt aus dem Willen selbst und a priori entsprungen ist? So wäre ja ein teufelisches Wollen auch mögliches Objekt eines an sich guten Willens. Man sieht also hier deutlich, worauf es bey diesem ganzen Streite ankommt. Kant und seine Schule fragt nach der ersten ursprünglichen Quelle eines moralischguten oder bösen Wollens, und bestimmt sie richtig durch ein formales Princip, denn dieses sagt, daß alles an sich — oder moralischgute und böse Wollen aus dem Willen selbst und a priori, nämlich aus einem an sich guten oder bösen Willen entspringen müsse; wird er aber deswegen behaupten, daß für ein aus einem guten Willen entspringendes Wollen jede Ma-

prin, jedes Objekt an sich gleich gültig sey, daß auch etwas anders als Beförderung des allgemeinsten Wohlseyns in dasselbe als seine Wirklichkeit aufgenommen werden könne. Der Eudämonist fragt noch eben dieser für das Wollen eines guten Willens a priori tauglichen Materie, und bestimmt sie eben so, wie jener, indem er bey allen seinen moralischen Beurtheilungen untersucht, ob eine Maxime allgemein genommen auf Erhaltung oder Zerstörung durch sich selbst und nothwendigerweise abzweckt. Leugnet er nun aber deswegen, daß dieses Wollen dennoch aus dem Willen selbst entspringen müsse, oder behauptet er, daß die Vorstellung dieser Materie nach einem Naturgesetz, nicht aber der Wille selbst nach seinem eigenen Gesetze der Freyheit jenes Wollen erzeuge? Dies hätte sollen deutlich auseinandergesetzt und bewiesen werden. Ueber den 4ten Abschnitt S. 56 – 74 sagen wir nichts, denn er enthält blos die übrigen Formeln, die Kant in seiner Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten für den formalen Grundsatz der Moral angegeben hat, und die alle von der Art sind, daß sie ein Wollen ausdrücken, welches aus dem Willen selbst a priori und unbedingterweise entsprungen ist, und allgemeines Wohlseyn zum Objekt oder zur Materie hat. Eben das will aber der wohlverstandene Eudämonismus auch. Daher glauben wir denn auch, daß es, die Sache historisch betrachtet, der in dem 5ten Abschn. S. 75 — 124 vorgetragenen besondern Berichtigung jener sogenannten materialen Grundsätze, durch ihre Subordination unter das formale Princip, wenigstens bey denen nicht bedurft hätte, die überhaupt einen ursprünglich moralischen Unterschied zwischen unsern Handlungen annehmen, denn diese werden wohl sagen, daß sie selbst ihre Grundsätze nie anders als so, wie sie der Verf. berichtigt, verstanden haben. In dem 6ten Abschnitt, der einige Einwürfe gegen den formalen Grundsatz der Moral vorträgt und widerlegt, spricht der Verf. zuerst S. 124 — 130 ziemlich spitzig und verächtlich von denen, die es nicht gelten lassen wollen, daß das von Kant aufgestellte Princip neu sey. Er beschuldigt sie geradehin, daß sie nur das alte so lange drehen und zerren, bis es der neuen Philosophie gemäß sey, daß sie wohl erst hintennach sich rühmen, schon vorher gewußt zu haben, was sie doch von Kant erst lernten u. s. w., und behauptet dann, daß Kant zwar keine neue Moral erfunden, aber doch zuerst den ächten Grundsatz derselben entdeckt habe. Indessen da doch nichts darauf ankomme, ob etwas alt oder neu, sondern ob es wahr sey,

so wolle er diese (Empfindung) ganz übergehen. — Hier sind wir nun, wir müssen es gestehen, ganz und gar die eifrigen Anhänger seiner Schule. Freylich kommt es nur darauf an, ob etwas wahr, nicht ob es neu oder alt sey, weil es nämlich derjenige, der es vorträgt, blos lehrt. Behauptet er hingegen selber, daß er es sey, der die Wahrheit zuerst auf den Grund gesehen, und daß man vor ihm allgemein geirrt habe, so verdient dies doch wohl eine genauere Untersuchung. Nun hat aber Kant, wir müssen es bey aller Hochachtung gegen ihn sagen, dies wirklich behauptet, folglich dürfen diejenigen die noch daran zweifeln, eben nicht so schlechtweg abgewiesen werden. Daß sie aber das Alte nur so lange zerren und drehen, bis es dem neuen ähnlich ist u. s. w., das hätte der Verf. beweisen sollen, oder wir fürchten, man kehre es um, und sage, Kant und seine Schüler drehen und zerren an den vorgeblichen materialen Grundsätzen so lange, bis für den formalen der Schein der Neuheit entstehe. Auf diese kleine Herzenserleichterung werden nun von dem Verf. S. 130—152 mehrere Einwürfe ausführlich vorgetragen, und meistentheils sehr scharfsinnig beantwortet. Nur bey dem dritten Einwurf sind wir nicht ganz befriedigt worden: Wir sollen, sagt das formale Princip, so handeln, daß unsere Maximen allgemeine Gesetze für alle vernünftige Wesen seyn können. Da fragt man nun, woran kann ich wissen, daß meine Maxime zu einem solchen allgemeinen Gesetze tauge? und was antwortet der V. hierauf? Entweder verstehen wir seine Antwort gar nicht, oder sie scheint uns einem Zirkel ähnlich zu seyn; denn wenn er sagt, man wisse es daran, daß sie aus absoluter reiner Vernunft entsprungen sey, so ist dies zwar richtig; aber wir müssen weiter fragen, woher wir wissen können, daß sie diesen Ursprung habe, und hierauf finden wir keine andere Antwort als diese: Unsere Maximen sind aus reiner Vernunft entsprungen, wenn unsere Vernunft für sich und unabhängig von aller Sinnlichkeit, oder als Vernunft überhaupt, sie gebietet, weil unsere Vernunft als Vernunft überhaupt eben das ist, was Vernunft in allen andern vernünftigen Wesen ist. Allein, dadurch wird die Schwierigkeit nicht aufgelöst; denn, wie kann ich wissen, daß unsere Vernunft als bloße Vernunft etwas gebiete, wenn ich nicht schon vorher weiß, was Vernunft überhaupt ist und will? Etwa daran, daß sich uns ein unbegreifliches und unerklärbares absolutes Sollen, ohne zu wissen, wie und woher und wozu, in unserm Bewußtseyn, also doch immer nur zufälliger-

 weise

weise aufbringt? Alsdann aber steht es um die gerühmte Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Moral unsers Erachtens sehr übel. Die übrigen Einwürfe sind, wie wir schon gesagt haben, sehr gut beantwortet; hingegen ist eben diese Auflösung gar oft ein Beweis, daß diejenigen, die immer noch an der Neuheit jener Entdeckung zweifeln, eben nicht so kurz und verächtlich hätten abgefertigt werden sollen. So heißt es z. B. bey der Beantwortung des letzten Einwurfs: wir (die Vertheidiger des formalen Princips) wollen den Trieb nach Glückseligkeit nicht vertilgen, sondern nur der Leitung der Vernunft unterwerfen; wir sagen nur, daß man sich nicht gegen ein Gebot derselben glücklich zu machen suchen soll, daß eine Handlung blos vollbracht, um glücklich zu seyn, d. h. um Lust zu genießen, und nicht aus Motiven der Vernunft erzeugt, ihren Werth verliehre u. s. w.; sind denn nun aber dieses dem Verf. lauter neue Behauptungen, ist das nicht offenbar schon lange die Sprache des Eudämonisten? sollte ihn also nicht schon dieses auf die Vermuthung gebracht haben, daß der Eudämonismus von ihm auch wohl könnte mißverstanden worden seyn? Bey dem 7ten Abschnitt, der S. 184 — 219 eine Vergleichung des christlichen Moralprincips mit dem Kantischen anstellte, verweilen wir uns um so weniger, da der Inhalt desselben doch nicht für unser Forum gehört. Dem Verf. ist es wahrscheinlich, daß auch schon Jesus das reine Formalprincip sich gedacht, und bey seinem Unterricht zum Grunde gelegt, daß er es aber der Klugheit gemäß noch nicht so deutlich gelehrt, sondern um der Beschaffenheit seiner Zuhörer willen neben demselben immer auch noch das Princip der Glückseligkeit und den Trieb des Mitgefühls als Motiv bey seinen moralischen Vorschriften gebraucht habe. Ob nun dieses historisch oder exegetisch richtig sey, das mögen die Herren Theologen untersuchen, wir für unsern Theil rühmen hier blos die Bescheidenheit des Verf., der es doch nicht wagt, wie so manche andre, Jesum für einen entschiedenen kritischen Philosophen zu erklären, und glauben, daß Jesus und seine Apostel zu einer reinen ächten Tugend eben das forderten, was der gemeinste Menschenverstand auch darzu rechnet; nämlich ein freyes unbedingtes Wollen dessen, was allgemeines wahres Wohlseyn giebt, erweckt und belebt durch alles, was auf das Begehrungsvermögen zu diesem Endzweck wirken kann. Wir eilen nun noch zu dem 8ten und letzten Abschnitt, in welchem der Verf. seine Untersuchungen damit beschließt, daß er S. 220 — 236 die Möglichkeit der Tugend,

und

und wie dieser die Möglichkeit des formalen Moralprincips aus der Möglichkeit der Freyheit deducirt. Bisher nämlich hatte er den Begriff der Tugend als einen wahren Begriff immer nur vorausgesetzt, und seine Sätze daraus hergeleitet; es ist also alles umsonst, wenn dieser Begriff nicht wohlgegründet ist. Wie steht es nun damit? Sittlichkeit setzt die Möglichkeit eines kategorischen Imperativs, und diese die Möglichkeit, daß unser Wille unabhängig von allen sinnlichen Bedingungen durch Vernunft allein bestimmt werde, oder die Möglichkeit der Freyheit voraus; kann also diese gezeigt werden, so ist Sittlichkeit selbst auch möglich, und durch das Factum des Moralgesetzes in uns wirklich. Woher nun aber diese Möglichkeit der Freyheit? Diese muß speculative Vernunft darthun, so wie die praktische alsdann die Wirklichkeit giebt, und sie thut sie auch dadurch hinlänglich dar, daß sie sich als Ding an sich betrachtet, denn nun ist es kein Widerspruch mehr, frey zu seyn, so wie es einer wäre, wenn sie sich blos als Erscheinung betrachten müßte, und sich dennoch für frey erklären wollte. Freyheit ist also möglich, und Tugend und Sittlichkeit keine Chimäre —. So lautet ohngefähr diese Deduction; wir zweifeln aber, ob sie ganz richtig ist. Speculative Vernunft sollte die Möglichkeit der Freyheit darthun können? Das wäre mehr, als die Kritik ihr gestattet; denn da hätte sie ja, was sie nicht haben kann, Erkenntniß von einem Ding an sich. Der Verf. scheint also hier den Geist seiner Schule nicht völlig gefaßt, oder wenigstens nicht deutlich genug sich ausgedruckt zu haben. Freyheit ist möglich, wenn wir uns als Dinge an sich betrachten dürfen; dies ist wahr, aber die Bedingung, worauf diese Möglichkeit beruht, können wir auf keine Art ausmachen, ob sie Statt finde, oder nicht, weil wir von Dingen an sich gar nichts wissen, weder daß sie möglich, noch daß sie unmöglich sind. Es kann uns also zwar niemand die Unmöglichkeit der Freyheit als eine Sache, die er einzusehen im Stande wäre, aus speculativer Vernunft entgegensetzen, wenn wir uns, um sie anzunehmen, auf das Moralgesetz in uns berufen; hingegen dürfen wir eben so wenig uns einbilden, ihre Möglichkeit in der Speculation dargelegt zu haben, da wir blos zeigen können, daß wir weder ihre Möglichkeit noch Unmöglichkeit einzusehen vermögen. Mithin sagt der Verf. nicht ganz richtig, daß speculative Vernunft der pr. zum Behuf die Möglichkeit der Freyheit selber darthue, sondern er hätte nur sagen sollen, sie hebe den Einwurf einer Unmöglichkeit auf,

 nicht

nicht damit, daß sie die Möglichkeit selbst darlegt, sondern damit, daß sie zeige, sie wisse von ihr gar nichts, also von ihrer Unmöglichkeit eben so wenig, als von ihrer Möglichkeit. Dieses ist alsdann schon genug; denn wenn hernach die pr. Vernunft die Wirklichkeit der Freyheit durch ein ohngezweifeltes Factum darlegt, so hat sie damit ihre Möglichkeit zugleich dargethan.

Ie.

Neues philosophisches Magazin, Erläuterungen und Anwendungen des Kantischen Systems bestimmt, herausgegeben von J. H. Abicht und F. G. Born. Ersten Bandes drittes und viertes Stück. Leipzig, bey Barth. 1790.

Im dritten Stücke sind folgende Abhandlungen enthalten. I. Kurze Darstellung des Kantischen Systems; von Abicht. II. Ueber den transscendentalen Idealismus, von Born. III. Neuer Beweis des aufgestellten Princips zu einer vollständigen Kritik des Gefühlsvermögens, als eine Einleitung zur praktischen Philosophie, von Abicht. IV. Ueber die Verwirrung der Deutlichkeit mit der Leichtigkeit der Begriffe. Ein Pendant zu der im ersten Stücke dieses Magazins S. 1–15 enthaltenen Prüfung der Klagen über die Dunkelheit der Kantischen Philosophie; von Born. V. Erinnerungen des Leipziger Recensenten des Flattischen Buchs über den moralischen Erkenntnißgrund der Religion, gegen die Aeusserungen des Hrn. Prof. Flatt in dem Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung vom Jahr 1789. N. 98.

Im vierten Stücke kommen folgende Abhandlungen vor. I. Ueber den Unterschied zwischen Denken und Erkennen; von Scupin. II. Ueber den transscendentalen Idealismus. Fortsetzung der im dritten Stuck abgebrochenen Abhandlung; von Born. III. Ueber den Egoismus, über die Wahrheitsliebe und verschiedene andre moralische Gegenstände, in einigen Briefen an Hrn. G** in F**; von Abicht. IV. Etwas zur Erläuterung der kritischen Erörterung von der Freyheit in der Kritik der reinen Vernunft S. 570; von Scupin. V. Ueber die Begriffe von reiner Sittlichkeit und Glückseligkeit, in Beziehung auf eine Recension in den Göttinger gelehrten Anzei-

Anzeigen, von F. W. D. Snell. VI. Fortsetzung der Theorie des Gefühlsvermögens. Der im dritten Stücke abgebrochenen Abhandlung von Abicht. VII. Erinnerung gegen die Recension des ersten und zweyten Stücks dieses Magazins in den Tübingischen gelehrten Anzeigen vom J. 1790. 37. Stück.

Mit dem in manchen Abhandlungen dieses Magazins herrschenden Tone sind die Leser der A. d. B. bey der Anzeige der ersten beyden Stücke bekannt gemacht worden. Diesmal wollen wir aber untersuchen, in wiefern wohl die kritische Philosophie durch dieses Magazin an Aufklärung und Deutlichkeit möge gewonnen haben, und wählen hierzu die beyden ersten Abhandlungen im dritten Stücke, welche von den Herausgebern des Magazins selbst herrühren.

In der kurzen Darstellung des Kantischen Systems, welche vom Hrn. Prof. Abicht herrührt, und wobey der V. sich nicht an die Ausdrücke, Beweisart und Vorstellungsweise des Systems und seiner Commentatoren binden, sondern den Vortrag so einrichten will, wie diejenigen philosophischen Begriffe, die man billig bey jedem Leser voraussetzen kann, es mit sich bringen, werden folgende Sätze als unbestreitbar gewiß der Erklärung des Kantischen Systems zum Grunde gelegt.

„1) Es ist Thatsache, daß wir Vorstellungen haben, „mit denen wir das Daseyn und die Eigenschaften der Dinge „wissen.“

„2) Es ist ferner Thatsache, daß wir Vorstellungen und „Gefühle haben, durch und nach welchen eine in uns befindliche „Kraft, die wir Willenskraft nennen, zu verschiedenen Wir„kungen und Handlungen gebracht wird.“

„3) Diese Vorstellungen und Gefühle müssen wir uns „als Wirkungen und Resultate vorstellen, die von gewissen „Kräften verursacht werden. Nun giebt es aber nicht mehr „als zwey Arten von Kräften, nämlich innere Kräfte, die „wir in der einzigen Seelenkraft zusammenfassen, und äussere „Kräfte, oder die von jener Kraft verschiedenen Dinge und „Gegenstände. — Diese zweyerley Arten von Kräften, so „schliessen wir weiter, können nur auf dreyerley Weise Quel„len aller unserer Vorstellungen und Gefühle werden.

„a) Entweder verursachen sie äussere Kräfte, oder die äus„sern Dinge ganz allein.“

„b) Oder bloß die innern Kräfte sind die Ursache derselben.

„c) Oder endlich ist das Zusammenwirken von beyden, näm-„lich innerer und äusseren Kräfte, ihre Ursache, und wenn „dieser Fall anzunehmen wäre, so würde die einzige Frage, „die wir zu beantworten hätten, diese seyn: — Was trägt „jeder Theil von seiner Seite dazu bey, daß Vorstellun-„gen und Gefühle entspringen?“

In Ansehung dieser Voraussetzungen hat Rec. mancherley zu erinnern, und sieht schlechterdings nicht ein, wie man ihnen den Werth des völlig Ausgemachten beylegen könne. Denn a.) ist wohl das Daseyn der Vorstellungen in uns eine ganz unbestreitbare Thatsache; daß wir aber mit denselben oder durch dieselben von dem Daseyn und den Eigenschaften der Dinge etwas wissen, ist an sich völlig ungewiß, und muß erst durch Vernunftgründe erwiesen werden. Dinge, wenn solche, wie in dieser Stelle geschieht, von Vorstellungen unterschieden werden, bedeuten doch wohl Sachen ausser dem Gemüthe, welche durch die Vorstellungen repräsentirt werden. Dergleichen Sachen kommen nun nie in unser Gemüth hinein, und wir können daher auch nie unmittelbar aus den Vorstellungen abnehmen, daß wir von den Dingen, von deren Daseyn und Eigenschaften etwas wissen, und ein solches Wissen kann schlechterdings keine Thatsache ausmachen; denn zu den Thatsachen gehört nur dasjenige, was unmittelbar im Gemüthe vorkommt. Wenn es überdies ausgemacht und unbestreitbar wäre, daß wir durch die Vorstellungen, so in uns vorhanden sind, von dem Daseyn und den Eigenschaften der Dinge ausser dem Gemüthe etwas wissen könnten, so wäre dadurch auf einmal das ganze kritische System mit allen seinen Resultaten gänzlich widerlegt. Die Vernunftkritik glaubt nämlich darin, daß man die Vorstellungen mit den Dingen verwechselt, und von den Eigenschaften jener auf die Beschaffenheiten dieser geschlossen hat, die Quelle aller Irrthümer und Fehlschlüsse in der Philosophie anzutreffen, und ist eben deswegen auch bemüht gewesen, durch eine Erörterung und Prüfung der Handlungsweise der verschiedenen Zweige unsers Erkenntnißvermögens darzuthun, daß keine von unsern Vorstellungen, weder eine Anschauung, noch ein Begriff, noch auch eine Vernunftidee, uns zu einer Wissenschaft von den Eigenschaften der Dinge ausser dem Gemüthe verhelfen könne. Der erste Satz, den Hr. Abicht der

Der-

Darstellung des Kantischen Systems zum Grunde legt, ist als entweder durchaus falsch, und streitet mit den Kardinallehre der kritischen Philosophie, oder wird von ihm in einem Sinn genommen, der sich schlechterdings nicht genau errathen läß B.) Allerdings denken wir uns gewisse Vorstellungen als U sachen der Aeusserungen und Bestimmungen des Willen Daß aber durch Vorstellungen die Willenskraft zu Handlu gen gebracht werde, ist wieder keine Thatsache, wie jedoc Hr. A. in der zweyten Voraussetzung zu behaupten schein C.) Vermöge eines Verstandesgesetzes müssen wir uns d Vorstellungen als Wirkungen gewisser Ursachen denken. A lein alles, was der Verf. unter Nr. 3. hieraus folgert, i durchaus ungewiß und im höchsten Grade bestreitbar. Er wi nämlich vermittelst jenes Satzes die wahre und eigentlich Entstehungsart unserer Vorstellungen angeben und ausfindi machen, und da fragt es sich zuerst, ob daraus, daß wir un Ursachen unserer Vorstellungen denken müssen, gefolge werden könne, daß es dergleichen auch wirklich gebe. Da aus, daß wir uns etwas so oder so denken müssen, folgt doc im geringsten nicht, daß es auch eben so wirklich und realite sey. Sobald die Vernunft sich des Unterschiedes zwische Vorstellungen und Sachen bewußt zu werden anfäng kann sie auch diese Folgerung nicht weiter gelten lassen, un ohngeachtet der Schluß vom Denken auf das reale Seyn d Grundlage alles Dogmatismus, und auch des kritischen, au macht, so ist doch vor dem unpartheyischen Richterstuhle de Vernunft nichts weiter als ein Fehlschluß, der nur leere Wie wisserey zu begründen vermag. Auch könnte es ja wohl seyn daß unsere Vorstellungen, ohne realiter von irgend etwas a hängig zu seyn, vermöge der subjektiven Einrichtung des G müths, unter dem Begriff Wirkung subsumirt werden müs ten. Wenn es endlich aber noch gewiß seyn sollte, wie Hr. A als ein treuer Anhänger des Kantischen Systems, annehme und zugeben muß, daß das Princip der Causalität und der E zeugung blos ein subjektives Princip des Verstandes ist, so ei zig und allein die Verbindung der Vorstellungen im Gemüt angeht, und nichts von den objektiven und realen Merkmale der vorhandenen Gegenstände anzeigt; so gäbe es eigentlich i der Wirklichkeit und ausser unserer subjektiven Vorstellungsa gar keine Ursachen von unsern Anschauungen, Begriffen un Ideen; und es wäre mithin thöricht, solchen Ursachen nac forschen, und daraus, daß wir uns von den vorhandenen Vo

stellu

stellungen dieses oder jenes als Ursache denken müssen, den wahren Werth und die Realität der Vorstellungen bestimmen zu wollen. Wenn wir aber auch einräumen wollten, daß zu unsern Vorstellungen besondre Ursachen realiter existiren müssen, weil wir dieselben vermöge eines subjektiven Verstandesgesetzes unter dem Begriff Wirkung subsumiren müssen, so würde hieraus doch zweytens noch nicht folgen, daß entweder die Seele (das Gemüth selbst) oder die Gegenstände außer derselben die Ursachen der in uns vorhandenen Vorstellungen ausmachten. „Es giebt nicht mehr, sagt der Verf., als nur zwey Arten von Kräften, nämlich Seelenkräfte, und Kräfte der Gegenstände, so von der Seele verschieden sind; (und auf welche Gegenstände sich die Vorstellungen beziehen;) also können nur diese beyden Arten von Kräften Ursachen der Vorstellungen in uns seyn.“ Allein, woher weiß denn der Verf., daß auf die Entstehung unserer Vorstellungen entweder nur das Gemüth, oder nur die Gegenstände ausser dem Gemüthe, so durch die Vorstellungen repräsentirt werden, Einfluß haben können? Vermuthlich daher, weil es sich nicht anders denken läßt. Aber daraus, daß wir nur zweyerley Ursachen unserer Vorstellungen denken können, folgt ja im mindesten nicht, daß es auch nur zweyerley Ursachen und Quellen unserer Vorstellungen wirklich gebe. Und es läßt sich ja auch sehr wohl denken, daß ein sowohl vom Gemüthe, als auch von den Gegenständen, so im Gemüthe vorgestellt werden, verschiednes drittes Ding, das wir weiter gar nicht kennen, auf das Gemüth Einfluß habe, und in demselben Vorstellungen veranlasse. Sollte es aber vollends ausgemacht seyn, wie Hr. A. auch, als ein Anhänger der kritischen Philosophie, annehmen muß, daß das Princip der Causalität nur auf Erfahrung und Erscheinungen anwendbar sey; so enthielte die Ableitung der Vorstellungen von der Seele oder von den Gegenständen außer dem Gemüthe einen durchaus verwerflichen Mißbrauch des Princips der Causalität; (denn die Seele ist kein Gegenstand der Erfahrung, und eben so wenig auch das Objekt, auf welches sich unsere Anschauungen beziehen sollen,) und es dürften alsdann vermöge der Bestimmung des Gesetzes der Causalität Vorstellungen nur wieder aus Vorstellungen abgeleitet werden. Daß wir nicht recht begreifen können, wie eine Vorstellung die andere soll produciren, dies thut zur Sache nichts; denn wie überhaupt ein Ding Ursache von etwas seyn könne, begreifen wir, selbst nach der kritischen Philosophie, gar nicht;

und

und wie das Gemüth oder die Gegenstände ausser demse[lben]
Vorstellungen bewirken sollen, sehen wir im Grunde auch [n]
ein. — Was wir bisher unter n. C. erinnert haben, [...]
übrigens auch die Vernunftkritik, und in Ansehung der [...]
schlüsse, die wir eben angegeben haben, ist Hr. A. der Dar[stel]
lung völlig getreu geblieben, welche die Vernunftkritik [...]
von den Gründen ihres neuen Systems der Philosophie [...]
ben hat. Hr. Kant schließt nämlich: Alle unsere Kenn[tniß]
rührt entweder von den Gegenständen her, die wir uns [vor]
stellen, oder von dem Gemüthe, und eine dritte Ursache [...]
Kenntniß läßt sich weiter nicht denken. Nun gehören [...]
zur Kenntniß insbesondere auch nothwendige synthetische S[ätze]
und diese können, weil sie Nothwendigkeit enthalten, gar [...]
als aus der Erfahrung abstammend gedacht werden; also [...]
sen sie auch aus dem Vorstellungsvermögen selbst herrüh[ren].
Es ist nun aber wohl jedem Unpartheyischen einleuchtend, [daß]
der Obersatz in diesem Schlusse (was in unserer Erkenn[tniß]
nicht von den Gegenständen, so von uns erkannt werden, [her]
rühre, das muß aus dem Gemüthe herstammen) durchaus [un]
richtig sey, indem er eigentlich als ein disjunctiver Satz [...]
Eintheilungsglieder enthalten sollte, wovon nur zwey ange[ge]
ben worden sind. Unsere Erkenntniß und die Bestandt[heile]
derselben können nämlich theils als aus dem Gemüthe, th[eils]
als aus den erkannten Gegenständen, theils als aus ei[nem]
Dinge, so von diesen beyden gänzlich verschieden ist, theils
aus andern vorhergegangenen Erkenntnissen herrührend ged[acht]
werden; und so wenig also daraus, daß ein Körper nicht [...]
ist, gefolgert werden kann, er sey dreyeckicht; eben so w[enig]
kann auch daraus, daß ein Bestandtheil unserer Erkenn[tniß]
nicht von den Gegenständen, so dadurch erkannt werden,
herrühren können, gefolgert werden, daß er aus dem Gem[üthe]
abstamme. Doch wir haben jetzt die Gründe nicht zu un[ter]
suchen, worauf die Vernunftkritik ihre Behauptungen st[ützt],
und wollen daher in der Angabe der Darstellung, so uns [Hr.]
A. vom Kantischen System liefert, fortfahren.

Den oben angeführten Voraussetzungen gemäß er[klärt]
nun Hr. A. die Entstehungsart einer Vorstellung von ei[nem]
Dinge durch verschiedene Handlungen der Vorstellungsk[raft]
folgendergestalt.

„§. 4. Die Vorstellung, an der wir die Natur,
„Wesen und die Entstehungsart aller Vorstellungen der D[...]

„zeigen wollen, sey die Vorstellung eines gewissen Menschen.
„Mit der Vorstellung, dieser Mensch, weiß ich auf einmal
„a) daß Ich selbst es bin, der ich mir diesen Menschen vor-
„stelle; b) daß ich eine Vorstellung, ein Bild habe, welches
„von mir, der ich es vorstelle, verschieden ist; c) daß Etwas,
„ein Gegenstand, da ist, den ich mir mit dem Bilde vorstelle,
„der also von mir und meiner Vorstellung von ihm unterschie-
„den ist; d) ich weiß mit der Vorstellung Verschiedenes
„von dem Menschen, und wie dies Verschiedene verbunden ist,
„auf einmal. — Es müssen diese vier Punkte des Wissens
„bey einer jeden Vorstellung angetroffen werden, wenn wir
„wollen sagen können, daß wir ein Ding mit (vermittelst)
„einer Vorstellung erkennen."

„Was für Handlungen, Ursachen und Bedingungen wer-
„den nun vorausgesetzt werden müssen, wenn diese wesentlichen
„Stücke einer Erkenntniß da seyn sollen?"

„§. 2. Da wir selbst es sind, die dieses viererley mit
„einer Vorstellung wissen; so muß uns nothwendig eine
„Kraft des Wissens, oder des Bewußtseyns zukommen;
„und zu wissen vermögen, oder das Vermögen des Be-
„wußtseyns haben, muß der Hauptgrundcharakter
„unserer Seelenkraft seyn."

„§. 3. Die erste Frage, die sich nunmehr anbietet, ist
„diese: Fängt denn diese Kraft durch sich selbst an zu wis-
„sen? erzeugt sie alles Bewußtseyn aus sich selbst? —"

„Schon der Zustand des Schlafes und der Ohnmacht kann
„uns belehren, daß die Seelenkraft zuweilen im Zustande des
„Nichtwissens ist, in welchem sie zwar das Vermögen des Be-
„wußtseyns hat, aber doch bey diesem Vermögen durch sich
„selbst so lange nichts weiß, bis andere Kräfte ausser ihr Ursache
„werden, daß sie ihr Vermögen des Bewußtseyns wieder äus-
„sert. Das nämliche läßt sich schließen, wenn wir von folgen-
„der Bemerkung ausgehen, wie nämlich die Seelenkraft zuwei-
„len starkes, zuweilen schwaches Bewußtseyn äussert, ohne
„daß sie in sich selbst jemals die Ursache dieser unterschiede-
„nen Grade des Bewußtseyns zu finden im Stande ist.
„Folglich sind wir gezwungen, schon wegen diesen (r) Erfah-
„rungen anzunehmen, daß äussere Kräfte in vielen Fäl-
„len Ursache sowohl der wirklichen Aeusserung, als
„auch der Grade des Bewußtseyns sind."

„§. 4.

§. 4. Wenn äussere Kräfte Ursachen unsers Bewußt„seyns sind, so sagt man, daß sie auf uns einwirken; bey die„sem Einwirken verhalten wir uns leidend, und nur in sofern „thätig, als unsere Seelenkraft Ursache ist, warum bey einem „solchen Einwirken ein Bewußtseyn entsteht. — Ein solches „durch die Einwirkung äusserer Kräfte erregtes Bewußtseyn „heißt eine Empfindung.

§. 5. Es ist unläugbar, daß ein solches durch äussere „Kräfte erregtes Bewußtseyn, welches man Empfindung „nennt, noch keine Vorstellung sey, daß wir mit und gleich „nach den Einwirkungen der Kräfte noch nichts weiter als „Selbstbewußtseyn haben. Ist nun aber die nächste Folge „dieser Einwirkungen ein bloßes Leiden, eine bloße Empfin„dung, und diese nichts mehr, als ein Selbstbewußtseyn ohne „Vorstellung, ohne Gedanke und Erkenntniß desjenigen Din„ges, das mit seiner Einwirkung die Empfindung erzeugte; „so folgt nothwendig, daß die äussern Dinge durch ihre „Einwirkungen unmittelbar über unser Wissen „nur so viel vermögen, daß wir empfinden, oder daß „wir unserer Selbst uns bewußt werden. Soll demnach etwas „mehr, soll noch ein anderes Wissen, als das unserer Selbst, „durch die Einwirkungen äusserer Dinge entstehen, z. B. das „Bewußtseyn eines Menschen ausser uns mit allen seinen Thei„len; so kann es nur mittelbar geschehen, nämlich vermit„telst gewisser Arten von innern Kraftäusserungen, „welche Arten in unserer Kraft des Bewußtseyns ih„ren Grund haben müssen, mithin auch die weitern Folgen „dieser Kraftäusserungen, nämlich das übrige Wissen von einem „Bilde, von einem vorgebildeten Gegenstande und seinen Thei„len. Diese innern Gründe können nur bey Gelegenheit des „Empfindens veranlaßt werden, sich wirklich zu äussern, und „folglich kann den äussern Dingen an unsern Erkenntnissen „weiter kein Antheil zugegeben werden, als der, daß sie Ver„anlassungen unserer Erkenntnisse sind."

§. 6. Noch fehlt das zweyte wesentliche Stück der Er„kenntniß (des Menschen, nach unserm Beyspiele), nämlich „das Wissen eines Bildes, einer Copey, wie wir glauben, „von dem Gegenstande, oder welches einerley ist, noch fehlt „die Vorstellung von dem Menschen (die als Etwas von dem „Gegenstande, Mensch, Unterschiedenes gewußt wird). Das „Wissen dieser Vorstellung ist, wie wir gesehen haben, von der

„Em-

„Empfindung, bey welcher nur noch ein bloßes Selbstbewußt„seyn nach Grad und Dauer Statt hatte, gänzlich verschieden; „und weil die Einwirkung des Gegenstandes (Mensch) nur „Empfindung zur unmittelbaren Folge hatte; so ist nothwendig „eine **Handlung der Seelenkraft** erforderlich, vermittelst „welcher die Seele nach Anleitung der Empfindung das Wissen „eines Bildes oder einer Vorstellung (womit der Mensch her„nach vorgestellt werden soll) hervorbringe. — Die Folge „dieser Seelenhandlung muß seyn eine **Unterscheidung des „Bewußtseyns seiner selbst, der sich bewußt ist, und „etwas vorstellt, von dem Bewußtseyn der Vorstel„lung, die gewußt wird.** — Diese Handlung des Vor„stellens und die bestimmte Art derselben, mithin auch die Vor„stellung selbst, als die Folge der Handlungsart, muß demnach „nothwendig in der Seelenkraft gegründet seyn; der einwir„kende Gegenstand kann zu diesem Vorstellen nichts beytragen, „als diese in uns gegründete Handlungsart des Vorstellens „durch die erzeugte Empfindung aus unserer Seelenkraft her„vorzulocken, und zu machen, daß sie sich in ihrer Art des „Vorstellens, theils nach der Dauer, theils nach der Stärke „der Empfindung richtet; aber was sie vorstellen soll, hängt „blos von ihrer Natur ab, und liegt in der Empfindung ganz „und gar nicht."

„§. 7. Die Seelenkraft wird, in sofern sie Grund von der Handlungsart des Vorstellens ist, Vorstellungskraft genannt; — und in so weit diese Handlungsart unmittelbar auf die **Gelegenheit des Empfindens** nach einer bestimmten **Weise** geschieht, oder in sofern sie nach Gesetzen, und, welches einerley sagt, nach **innern sich immer gleichen Gründen der Seelenkraft** vollbracht wird, in sofern nennt man die Vorstellungskraft den **Sinn.** Sinn der Seele ist demnach von dem bloßen Empfindungsvermögen genau zu unterscheiden. Er ist eine **Spontaneität** der Seele, das Empfindungsvermögen aber mehr etwas **Leidendes,** mehr **Receptivität;** jener wirkt als Kraft nach seinen Gesetzen, die ihn zu dieser und keiner andern Kraft, mit diesen und keinen andern Wirkungen machen, die Kräfte, die ihn durch Einwirkungen und Empfindungen zum Vorstellen veranlassen, bestimmen ihn nur, seinen **sich immer gleichen Gesetzen** gemäß, jetzt dieses und nichts anders vorzustellen; allein, diese Vorstellungen, als seine Wirkungen, haben ganz das Gepräge ihres

ihres innern Ursprungs, und sprechen nicht im mindesten für ihre Aehnlichkeit mit den Gegenständen, die sie vorstellen und abbilden sollen. So ist das Bild oder die sinnliche Vorstellung von einem Menschen, was die Materialien, oder die Theilvorstellungen und die Merkmale betrifft, ein bloßes Werk des Sinnes, wenn dieser durch den Gegenstand Mensch (unter welchem man sich einstweilen eine Sammlung von äussern Kräften, die eine Reihe von Empfindungen in der Seele erzeugen, vorstellen mag), veranlaßt und bestimmt wird, blos nach seinen Gesetzen ein bewußtes Bild zu entwerfen. — Man mag deshalb dies Bild, weil es ganz aus einem Stoffe besteht, den der Sinn hergiebt, zergliedern, wie man will, es bleiben dennoch alle zergliederten Theile ein bloßer sinnlicher Stoff, der zur Abbildung und Bezeichnung des Gegenstandes, so wie er als Original für sich selbst, nach seinen eigenen Beschaffenheiten seyn mag, auch nicht einen Zug und Strich zu machen, tauglich ist. Das ganze Bild will und kann uns jederzeit nur so viel sagen: Etwas, das so und so empfinden läßt, bilden und stellen wir uns zu allen Zeiten, so und so vor."

„§. 8. Die Handlung des Vorstellens, durch welche wir uns eines Bildes, welches von uns selbst verschieden ist, bewußt werden, heißt die Perception einer Empfindung. — So wie wir eine Empfindung blos percipirt (nicht als Empfindung wahrgenommen) haben, d. h. so lange wir uns nur noch selbst und das Bild wissen, so lange wissen wir von einem Gegenstande, der mit dem Bilde gewußt werden soll, noch nichts. Es ist demnach noch eine andere Handlung des Vorstellens nöthig, durch welche wir den Gegenstand des Bildes, z. B. einen Menschen, als Etwas von dem Bilde Unterschiedenes wissen; oder wie man sagt, wodurch wir das Bild auf einen Gegenstand beziehen. Diese neue Handlung der sinnlichen Vorstellungskraft heißt Apperception; durch sie wird das dritte wesentliche Stück einer jeden Erkenntniß möglich. — Auch diese Handlung und ihre Folge des Wissens ist ganz allein in der Vorstellungskraft gegründet."

„§. 9. Da wir uns nun den Gegenstand – Mensch – nur mit dem Sinnesbilde vorstellen: so folgt nothwendig, daß wir von dem Gegenstande nie mehr wissen können, als was uns das Sinnesbild von demselben sagt; und weil jedes Sinnesbild von den Dingen puren Stoff enthält,

der aus der Quelle der sinnlichen Vorstellungskraft oder der Sinnlichkeit entsprungen ist; so folgt, daß aller Stoff zu unsern Erkenntnissen der Dinge blos in uns liegt; — die Gegenstände bestimmen nur zum Theil das Maaß der von ihnen bewirkten Empfindungen, die die Vorstellungskraft anleiten, von diesem ihren innern Stoffe der Erkenntniß jedesmal so viel und nicht mehr zu den Bildern oder Vorstellungen zu nehmen."

„§. 10. Wenn die sinnliche Vorstellungskraft auf die eben beschriebene Weise das Bewußtseyn meiner selbst, einer von mir verschiedenen Vorstellung, und eines von mir und der Vorstellung verschiedenen Gegenstandes bewirkt hat; so hat sie noch immer keine **ganze Erkenntniß** des Gegenstandes fertig; es fehlt noch das wichtigste vierte wesentliche Stück derselben, nämlich das **Zugleichwissen der Theile des Bildes** und ihrer **Verbindungen**. So lange dieses Wissen der Theile und ihrer Verbindungen noch mangelt, so lange ist, sagt man, das Bewußtseyn des Bildes und seines Gegenstandes nur ein **bloßes Anschauen**; — so wie wir aber die Theile oder die einzelnen Merkmale und ihre Verbindungen als neue Merkmale, die die Vorstellung in sich faßt, wissen, so haben wir nicht mehr eine bloße Anschauung, sondern einen **concreten Begriff** oder eine unmittelbare Erkenntniß, und unser Wissen des Gegenstandes mit dem concreten Begriffe heißt ein **Erkennen des Gegenstandes**.

„§. 11. Nothwendig fordert dieses Zugleichwissen der Theile des Bildes und seines Gegenstandes eine neue Handlung der Seelenkraft. Der Grund dieser Seelenkraft heißt **Verstandesvermögen**, u. s. w."

Rec. müßte eine ganze Abhandlung schreiben, wenn er alle Sätze dieser Erklärung von der Entstehungsart einer Vorstellung genau prüfen wollte; er begnügt sich also damit, nur einige seiner Bemerkungen darüber mitzutheilen. A.) Hr. A. erklärt in derselben aus einer einzigen besondern Vorstellung, die Natur, das Wesen und die Entstehungsart aller Vorstellungen, v §. 1. Aber haben denn alle Vorstellungen von Dingen völlig einerley Natur, Wesen und Entstehungsart, und womit möchte sich dies wohl beweisen lassen? Entsteht in uns die Vorstellung von Gott, von unserm denkenden Ich, von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w. auf eben die Art, wie die Vorstellung von einem Menschen? Oder sind die Ideen von Gott,

Gott, und vom denkenden Ich, und die Erkenntniß von den Bestimmungen und Handlungsarten des denkenden Ich keine Vorstellungen von einem Etwas? B.) S. 262 wird gesagt, der 1. §. solle lauter Thatsachen enthalten, die jeder Mensch für wahr annehmen müsse. Zu diesen Thatsachen zählt nun der Verf. auch dieses, daß ein Gegenstand da sey, den wir uns mit dem Bilde vorstellen, und der von uns und von der Vorstellung von ihm unterschieden ist. Diesemnach käme das Objekt ausser uns, so dem Bilde entsprechen soll, auch im Bewußtseyn vor. Getrauet sich aber wohl der Verf., dies zu behaupten? daß ein Gegenstand vorhanden sey, der unsern Vorstellungen entspricht, wird ja erst aus dem Daseyn jener Vorstellungen geschlossen, nie aber unmittelbar erkannt. C.) Die Beweise, welche §. 3. dafür angeführt werden, daß äussere Kräfte in vielen Fällen Ursache sowohl der wirklichen Aeusserung, als auch der Grade des Bewußtseyns sind, sind äusserst schwach, und es erhellet aus keinem einzigen derselben, daß die Seelenkraft nicht durch sich selbst zum Bewußtseyn gelangen. Die Zustände des Schlafs und der Ohnmacht, auf welche sich der Verf. beruft, belehren uns schlechterdings nicht darüber, daß äussere Ursachen vorhanden seyn müssen, welche die Seele wieder zum Bewußtseyn bringen; und es ist z. B. eine sehr bekannte Erfahrung, daß Personen, die aus einer Ohnmacht erwachen, in den ersten Augenblicken des Erwachens die Reihe von Vorstellungen wieder fortsetzen, in der sie von der Ohnmacht überfallen worden waren, und welche mit den sie umgebenden Aussendingen in gar keiner Verbindung stehen. Daraus aber, daß wir in der Seele selbst die Ursachen der verschiedenen Grade des Bewußtseyns nicht sollen finden können, folgt noch nicht mit Gewißheit, daß sie in derselben gar nicht enthalten sind. Auch findet ja Verschiedenheit in den Graden des Bewußtseyns auch bey solchen Vorstellungen Statt, die bloß Produkte der Phantasie und des Denkens ausmachen, und selbst nach der kritischen Philosophie von äussern Kräften gar nicht verursacht werden. Ueberdies setzen alle im 3. §. dafür angeführte Beweise, daß äussere Kräfte das Bewußtseyn sollen erregen müssen, das zu beweisende schon als ausgemacht voraus, und es wird bey denselben supponirt, daß äussere Kräfte vorhanden sind, daß diese ein Bewußtseyn in uns erregen können, u. s. w.

D.) Was §. 5. gesagt wird, daß das durch äussere Kräfte erregte Bewußtseyn noch keine Vorstellung sey und enthalte;

indem wir mit und gleich nach der Einwirkung äusserer Kräfte noch nichts weiter als Selbstbewußtseyn haben, streitet mit aller Erfahrung; denn es ist ganz unleugbare Thatsache, wovon sich jeder Mensch in allen Augenblicken des Selbstbewußtseyns sogleich überzeugen kann, daß das Selbstbewußtseyn nie ohne eine Vorstellung von irgend etwas (es existire nun realiter, oder nur in der Phantasie) in uns vorkommen kann; und so lange wir keine Vorstellungen haben, so lange sind wir uns auch unserer niemals bewußt. E.) Unsere Leser werden es beym Durchlesen des oben aus der Abichtschen Abhandlung Angeführten bereits bemerkt haben, daß in derselben ein ganz sonderbarer Sprachgebrauch herrscht, der überdies von dem in der Vernunftkritik üblichen Sprachgebrauche durchaus abweicht. So nennt z. B. Hr. A. das Bewußtseyn, so durch Einwirkung äusserer Kräfte veranlaßt wird, eine Empfindung, und das Vermögen, sich seiner selbst bewußt zu werden, eine Receptivität. Die Vorstellungskraft, die nach innern Gesetzen wirksam ist, heißt bey ihm ein Sinn, und den Sinn erklärt er durch eine Spontaneität der Seele. §. 5. wird gesagt: eine Empfindung sey keine Vorstellung. §. 10. wird Anschauung diejenige Vorstellung genannt, deren Theile nicht besonders erkannt worden sind: diesemnach wären die undeutlichen Vorstellungen, die mancher von Gott und von der Gerechtigkeit hat, Anschauungen. In eben diesem §. wird auch sogar von concreten Begriffen geredet. Wir wollen nun aber nicht anführen, daß man in der Philosophie den einmal eingeführten Sprachgebrauch nicht ohne Noth abändern dürfe, und daß man guten Grund hatte, unter dem Vermögen der Sinne eine Receptivität, unter dem Selbstbewußtseyn aber eine Spontaneität des Gemüths zu verstehen; sondern nur dieses bemerken, daß es, da diese Abhandlung dazu bestimmt ist, eine deutlichere Einsicht von der Vernunftkritik zu geben, offenbar unzweckmäßig war, in derselben den durch die Vernunftkritik aufgestellten Sprachgebrauch so ganz zu verlassen. Und wenn Jemand sich an die Abichtsche Terminologie gewöhnt hätte, und sodann zum eigenen Studium der Vernunftkritik übergienge, der würde in dieser wahrhaftig nicht zwey Seiten verstehen können.

F.) Doch Hr. A. hat nicht nur den in der Vernunftkritik herrschenden Sprachgebrauch gänzlich verlassen, sondern er trägt auch in seiner Darstellung des Kantischen Systems Sätze

als

als Kantisch vor, die gerade das Gegentheil von dem aussagen, was in der Vernunftkritik über die Entstehung der Vorstellungen gelehrt wird. Es wird nur ein Fingerzeig nöthig seyn, um unsere Leser hiervon sogleich völlig zu überzeugen. In der Vernunftkritik wird nämlich, wie sattsam bekannt ist, und allgemein eingestanden wird, behauptet, daß bey aller empirischen Erkenntniß der Stoff und die Materie derselben von Dingen ausser uns dem Gemüthe gegeben worden seyn müsse, die Form derselben aber durch die selbstthätige Wirkung des Gemüths hervorgebracht werde. Hr. **Abicht** hingegen sucht in der vorliegenden Abhandlung zu beweisen, daß alle Materialien der empirischen Erkenntniß eines Menschen aus dem Gemüthe herrühren, die Form der Erkenntniß aber durch die Dinge ausser uns und durch deren Einfluß auf das Gemüth bestimmt werde. Er sagt §. 7. ausdrücklich: „Das Bild, oder die sinnliche Vorstellung von einem Menschen, ist, was die *Materialien*, oder die Theilvorstellungen und die Merkmale betrifft, ein **blosses** Werk des Sinnes (der Vorstellungskraft, deren Handlungen nach innern, sich immer gleichen Gründen vollbracht werden), wenn dieser durch den Gegenstand Mensch veranlaßt und bestimmt wird, blos nach seinen Gesetzen ein bewußtes Bild zu entwerfen.“ §. 9. aber wird behauptet: „Aller Stoff zu unsern Erkenntnissen der Dinge liege blos in uns;“ dies wiederholt der Verf. S. 278 nochmals, und meint, es sey unleugbar, daß in der Seelenkraft der Grund **alles Stoffes**, und dessen Verbindungen zu einer jeden Erkenntniß der Gegenstände liege.“ Den äussern Gegenständen räumt er aber §. 6. an den Vorstellungen, die wir von empirischen Dingen haben, weiter keinen Antheil ein, als daß sie die in uns gegründete Handlungsart des Vorstellens durch die erzeugte Empfindung (durch das erzeugte Selbstbewußtseyn) aus unserer Seelenkraft **hervorlocken**, und machen, daß die Seelenkraft in ihrer Art des Vorstellens, theils nach der Dauer, theils nach der Stärke der Empfindung sich richtet; indem dasjenige, was sie vorstellen soll, blos von ihrer Natur abhängt, und in der Empfindung ganz und gar nicht liegt: Und §. 9. wird gesagt: „die Gegenstände ausser uns bestimmen nur zum Theil das *Maaß* der von ihnen bewirkten Empfindungen (des Selbstbewußtseyns), die die Vorstellungskraft anleiten, von diesem ihren innern Stoffe der Erkenntniß, jedesmal so viel und nicht mehr zu den Bildern und Vorstellungen zu nehmen.“ Hieraus wird nun S. 278 gefolgert, daß die äussern Gegenstände durch die

Empfindungen (durch das Selbstbewußtseyn), die sie bewirken, blos die bestimmenden Gründe sind, warum die Seelenkraft ihren Stoff der Erkenntnisse und dessen Verbindungsarten eben jetzt so und nicht anders gebraucht, warum sie diese Materialien so mischt, und zu solchen Bildern der Gegenstände bestimmt und formt. — Wenn nun aber die äussern Gegenstände zu dem, was zur Materie der Vorstellung eines empirischen Objekts gehört, gar nichts beytragen, sondern nur das Selbstbewußtseyn erwecken, und dessen Maaß, oder dessen Dauer und Stärke bestimmen; wenn blos von diesem Maaße des Selbstbewußtseyns die Eigenthümlichkeit einer jeden Vorstellung von einem empirischen Gegenstande, und ihr Unterschied von andern Vorstellungen ähnlicher Art abhängt, und wenn endlich vollends der Begriff des Daseyns auch nur etwas ausmacht, so zur Form der Vorstellungen empirischer Gegenstände gehört (wie Hr. A., als Anhänger des Kantischen Systems, vermuthlich auch annehmen wird); so bleibt den äussern Gegenständen an den ihnen entsprechenden Vorstellungen kein anderer Antheil übrig, als daß sie einen Theil der Form an der empirischen Erkenntniß bestimmt haben. Diese Behauptung ist aber das contradictische Gegentheil von dem, was Kant in der Vernunftkritik in Ansehung der Entstehung empirischer Kenntniß hat darthun wollen, und erwiesen zu haben behauptet.

G.) Hr. A. folgert §. 7. aus der Entstehungsart der Vorstellungen empirischer Gegenstände, und weil dieselben allen ihren Materialien und Merkmalen nach blos ein Produkt der Vorstellungskraft und deren eigenthümlicher allein durch innere Gründe bestimmter Thätigkeit ausmachen, daß jene Vorstellungen auch in keinem einzigen Punkte mit ihren äussern Objekten übereinstimmen, und zur Abbildung des Objektes, wie es als Original für sich selbst nach seinen eigenen Beschaffenheiten seyn mag, auch nicht einen Zug und Strich zu machen tauglich sind. Die Richtigkeit dieser Folgerung hätte wohl sollen dargethan und bewiesen werden. Denn wenn auch die Prämisse in derselben wahr seyn sollte, so ist doch der Nachsatz noch nicht ausgemacht; und die Seelenkraft könnte doch wohl in die Vorstellung des empirischen Objekts, ohngeachtet dieselbe blos ihr eigenes Produkt wäre, Züge und Merkmale hineingelegt haben, welche mit dem, was zum Objekt an sich gehört, einigermaßen übereinstimmten. Woraus will man dies widerlegen? Etwan daraus, weil die Seele ein von

den äussern Objekten ganz verschiedenes Wesen ist! Aber folgt denn hieraus mit einiger Gewißheit, daß auch die Wirkungen der Seelenkraft von den äussern Objekten an sich und von deren Beschaffenheiten gänzlich verschieden seyn müssen. Verschiedene Gegenstände können ja einerley Wirkungen hervorbringen, wie schon die Erfahrung lehrt; und vielleicht könnte es zum Wesen der menschlichen Seele gehören, daß ihre Produkte mit gewissen Eigenschaften der Objekte an sich übereinstimmten, und darin, daß eine Vorstellung blosses Produkt des Gemüths ist, liegt doch gewiß kein zureichender Grund, dieselbe für gänzlich verschieden von dem äussern Objekte an sich, worauf sie sich bezieht, zu halten und zu erklären. — Wenn aber, wie Hr. A. behauptet, die Vorstellungen empirischer Gegenstände gar keinen Zug und Strich zur Abbildung des Gegenstandes an sich zu machen im Stande sind; so ist es wohl im höchsten Grade unschicklich und unphilosophisch, jene Vorstellungen Bilder von vorhandenen Dingen zu nennen, wie doch in dieser Abhandlung beständig geschieht. Denn die Darstellung einer Sache, die mit dem Originale auch in keinem einzigen Punkte übereinstimmt, kann doch unmöglich, wenn man nicht offenbar allen Sprachgebrauch verletzen will, für ein Bild des Originals ausgegeben werden. — Wenn endlich alle und jede menschliche Erkenntniß, wie Hr. Abicht in dieser Abhandlung dargethan zu haben glaubt, nichts von dem anzeigt, was zu den Objekten derselben an sich gehört, wenn alle unsere Vorstellungen auch in keinem einzigen Zuge mit den Gegenständen, worauf sie sich beziehen, übereinstimmen; so folgt ja hieraus nach den nothwendigen Gesetzen des Denkens, daß wir auch von der objektiven und eigentlichen Beschaffenheit der Entstehung unserer Vorstellungen und Einsichten nicht die allermindeste Kenntniß besitzen, und von der wahren Art und Weise, wie Vorstellungen in uns wirklich werden, gar nichts wissen können. Und wer behauptet, daß uns alle Dinge an sich völlig unbekannt sind, der muß auch annehmen, wenn er anders auf Consequenz im Denken einigen Anspruch macht, daß uns die Entstehungsart der Vorstellungen an sich, ihre objektiven Quellen und Bedingungen völlig unbekannt sind; und wer dies annimmt und einräumt, der darf auch aus der Entstehungsart unserer Vorstellungen, wie wir uns solche vorstellen, über den eigentlichen Werth und die Realität der menschlichen Einsichten gar nichts entscheiden. Das Resultat der Abichtschen Untersuchungen über die Art und Weise wir

wir zu Vorstellungen gelangen, über den Werth dieser Vorstellungen also unmittelbar zu dem Satze, daß alles, was über die eigentliche Entstehungsart der menschlichen Einsichten behauptet wird, leere Täuschung und Einbildung sey. — —

Was Hr. Born in der zweyten Abhandlung des dritten Stücks zur Vertheidigung und Erklärung des transscendentalen Idealismus sagt, besteht kürzlich in Folgendem. — „Der transscendentale Idealismus bezweifelt und läugnet nicht das Daseyn wirklicher Gegenstände für unsere sinnlichen Vorstellungen, sondern setzt dasselbe vielmehr als unbezweifelt voraus; behauptet aber, daß wir die den Erscheinungen zum Grunde liegenden Dinge nicht so erkennen, wie sie an sich seyn mögen, und daß die von ihnen herrührenden Vorstellungen blos relative, d. h. solche Wirkungen ausmachen, die nach Beschaffenheit der specifiken Natur sinnlicher Wesen so oder anders modificirt seyn können. — Aeussere Gegenstände nehmen wir nämlich nicht anders, als durch die Einwirkung derselben auf unsere Sinnlichkeit gewahr. Daß nun aber die Wirkungen äusserer Dinge auf unsere Sinnlichkeit absolute Wirkungen, d. i. wesentliche Bestimmungen der sie verursachenden Grundgegenstände seyn sollten, die daher in allen Arten sinnlicher Wesen durchaus einerley Vorstellungen erweckten, dies ist sowohl der Natur der Sinnlichkeit überhaupt, als auch insbesondere der Beschaffenheit der wesentlichen (soll wohl heißen, menschlichen) Sinnlichkeit entgegen. — Da die Erscheinungen Veränderungen sind, welche nicht wieder andere Veränderungen ins Unendliche hinaus zum Grunde haben können, so wird folgen, daß die den Erscheinungen zuletzt zum Grunde liegenden Dinge an sich unwandelbare und unveränderliche Gegenstände, d. i. Substanzen seyn müssen. Folglich werden die Veränderungen, die uns erscheinen, in den ihnen zum Grunde liegenden und sie verursachenden unwandelbaren Substanzen gar nicht vorgehen können, und mithin sind diese Erscheinungen nicht innere und wesentliche Bestimmungen der Grundgegenstände an sich, sondern sie sind bloße Folgen gewisser sich äussernden und uns unbekannten Kräfte, und sonach nur relative Wirkungen derselben, d. h. solche Modificationen der Sinnlichkeit, wie sie die Natur und Einrichtung derselben läßt, und es ist schlechterdings unmöglich, daß irgend [illegible] von Sinnlichkeit durch die ihr eigenthümliche Organi-
sation [illegible] Empfänglichkeit von der innern Beschaffenheit und

den

den wahren Eigenschaften der die Erscheinungen verursachenden Dinge an sich auch nur in den dunkelsten und verworrensten Vorstellungen benachrichtiget werden sollte. — Daß nun die Sinnlichkeit sowohl überhaupt, als auch in ihren verschiedenen Arten von zufälliger Natur sey, erhellet aus der Organisation der sinnlichen Gliedmaaße und aus deren Verschiedenheit bey Menschen und Thieren; ferner ergiebt sich dies aus der Verschiedenheit des Eindrucks des nämlichen Gegenstandes auf verschiedene sinnliche Wesen; und endlich scheint auch die Einrichtung so, wie der Umfang der Receptivität unsers sinnlichen Vermögens, blos zufälliger Natur und von der jedesmaligen Bestimmung sinnlicher Wesen abhängig zu seyn, so daß ihnen vermittelst der ursprünglichen Anlage ihrer Sinneskraft just so viele, und gerade solche Vorstellungen zugeführt werden, als zu ihren specifiken Bedürfnissen erforderlich sind. — Es ist auch gewiß, daß Raum und Zeit nicht die einzige Art möglicher Empfänglichkeit für sinnliche Wesen seyn könne, und daß der Weg, zu empirischen Anschauungen zu gelangen, bey allen Arten derselben durchgängig derselbe sey. — Alle Erscheinungen sind also eigentlich für uns nichts anders als Vorstellungen in uns. Da aber dieselben durch Eindrücke, die wir wirklich empfinden, in uns erzeugt werden; so würde es unbegreiflich seyn, wie diese Eindrücke auf unsere Sinnlichkeit erfolgen, wenn wir nicht annehmen wollten, daß solche durch gewisse von der Sinnlichkeit unabhängige, an sich unveränderliche und unwandelbare Kräfte bewirkt werden. — Allen Erscheinungen liegt also etwas Wirkliches zum Grunde, das aber an sich dasjenige nicht ist, was es uns zu seyn scheint, indem alle Erscheinungen nur Vorstellungen von der Art und Weise sind, wie wir nach der ursprünglichen Anlage unserer Sinnlichkeit und nach der Beschaffenheit unserer Organisation afficiret werden." — —

Es wird nicht nöthig seyn, daß wir bey der Prüfung dieser Vertheidigung und Erklärung des transscendentalen (oder vielmehr kritischen) Idealismus verweilen. Denn a) wird in derselben aus einer Kenntniß des Dinges an sich, so den Erscheinungen zum Grunde liegen soll, geschlossen, daß wir überall keine Kenntniß von dem Dinge an sich besitzen. Hr. Born folgert nämlich daraus, weil die Dinge, so den Erscheinungen zum Grunde liegen sollen, unwandelbarer Natur und Substanzen seyn müssen, die Erscheinungen aber nur

Veränderungen ausmachen, daß diese Erscheinungen nicht innere und wesentliche Bestimmungen ihrer Grundgegenstände an sich seyn können. b) Hr. Born behauptet: wir kennen die Dinge an sich ganz und gar nicht, und doch weiß er von denselben, daß sie als Dinge an sich eine Wirklichkeit haben, daß sie Kräfte besitzen, um unsere Sinnlichkeit zu afficiren, daß sie Substanzen und etwas Unveränderliches sind; wenn dies nicht offenbarer Widerspruch ist, so weiß Rec. nicht mehr, was Widerspruch seyn soll; denn wenn man von einem Dinge so viel weiß, daß es existirt, daß es besondere Wirkungen hervorbringt, daß es eine Substanz ist, und sich nicht verändert, also zu aller Zeit dasselbe bleibt, und in der Zeit da ist, so kann man doch unmöglich sagen, daß es uns völlig unbekannt sey. c) Aus der zufälligen Natur der Sinnlichkeit läßt sich unmöglich darthun, daß die Produkte derselben von den Gegenständen, welche die Sinnlichkeit afficiren, durchaus verschieden seyn müssen. Denn gesetzt auch, daß die Sinnlichkeit des Menschen mit allen ihren Anlagen und Bestimmungen anders seyn könnte, als sie jetzt wirklich ist, so würde dennoch eine Uebereinstimmung ihrer Wirkungen mit den äussern Objekten vorhanden seyn können, und die Sinnwerkzeuge dürften vielleicht im Menschen so vortreflich eingerichtet seyn, daß dieselben die afficirenden Gegenstände und deren Eigenschaften ganz genau abbildeten. d) Jedem von unsern Lesern wird endlich bekannt seyn, daß nach den Principien der Vernunftkritik die Kategorien **Wirklichkeit, Substanz, Ursache und Kraft** auf Dinge an sich gar nicht angewendet werden dürfen; daß nach denselben Principien die Vorstellung der Zeit nur die subjektive Form der Anschauungen des innern Sinnes ausmacht, und davon, ob die Bestimmungen, mit welchen der Mensch existirt, zufällig oder nothwendig seyen, sich eigentlich gar nichts wissen und sagen läßt. Was soll man also von einer Vertheidigung des kritischen Idealismus urtheilen, in welcher die Dinge an sich für Wirklichkeiten, Substanzen, Ursachen und Kräfte ausgegeben werden; in welcher die Zeit für etwas Objektives und ausser unserer Sinnlichkeit Reales ausgegeben wird (denn wenn die Dinge an sich, so den Erscheinungen zum Grunde liegen, unveränderlich sind, so müssen sie zu aller Zeit existiren, und so muß die Zeit etwas von der menschlichen Sinnlichkeit Unabhängiges seyn); und in welcher es endlich bewiesen worden seyn soll, daß nicht nur die menschliche

liche Sinnlichkeit, sondern auch alle Sinnlichkeit überhaupt, zufälliger Natur sey.

Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll, von **Immanuel Kant.** Königsberg, bey Nicolovius. 1790. 126 S. 8.

Die Absicht dieses Werkes geht gar nicht dahin, die Streitigkeiten, welche durch die Kritik der reinen Vernunft in der philosophischen Welt rege gemacht worden sind, ihrer Beendigung näher zu bringen, und die Zweifel, welche von so vielen Seiten her über die Richtigkeit der Principien und Resultate dieser Kritik vorgebracht worden sind, aufzulösen. Vielmehr hat der Verf. in demselben, wie er S. 117 ausdrücklich sagt, nur deswegen von seinem Vorsatze, sich in gar keine förmliche Streitigkeiten einzulassen, eine Ausnahme gemacht, „um ein gewisses Benehmen, das etwas Charakteristisches an sich hat, und Hrn. Eberhard eigen zu seyn und Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, bemerklich zu machen." Hieraus werden unsere Leser leicht abnehmen können, was sie von den Untersuchungen in diesem Werke zu erwarten haben, und wie groß der Nutzen derselben seyn möge. Es besteht aber dasselbe aus zweyen Abschnitten. In dem ersten wird dasjenige geprüft, was Hr. Eberhard im ersten Bande seines Magazins theils über die objektive Realität der Kategorien überhaupt, theils über die objektive Realität des Begriffs vom zureichenden Grunde und des Begriffs vom Einfachen an Erfahrungsgegenständen, theils über die Möglichkeit von dem Sinnlichen zur Erkenntniß des Nichtsinnlichen aufzusteigen behauptet, und gegen die Vernunftkritik zu erweisen gesucht hat: der zweyte betrifft die Auflösung, welche Hr. Eberhard von der Aufgabe: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? gegeben hat. In beyden Abschnitten bemüht sich aber der Verf., darzuthun, daß Hr. Eberhard gar kein competenter Richter und Beurtheiler der Vernunftkritik sey.

So sehr nun auch Rec. davon überzeugt ist, daß die Streitigkeiten, welche über philosophische Theorien und Systeme geführt werden, mehrentheils von großem Nutzen sind, und die Philosophie ihrer Vollendung näher bringen, so gern er auch einge-

eingesteht, daß Hr. Kant sein kritisches System gegen die Eberhardschen Einwendungen in diesem Werke sehr geschickt und mit unter auch siegreich vertheidigt hat; so kann er doch dasselbe wahrlich nicht als ein Muster bey der Führung philosophischer Streitigkeiten empfehlen. Es herrscht nämlich in demselben nicht die Sprache der ruhigen und unbefangenen Untersuchung über die Eberhardschen Einwürfe, sondern vielmehr die Sprache der größten Erbitterung gegen den Gegner, und auf allen Seiten dieses Werkes wird Hrn. Eberhard sowohl absichtliche Verdrehung der Lehren des kritischen Systems, als auch gänzliche Unfähigkeit, über Sachen der Philosophie zu urtheilen, vorgeworfen. Wäre es ein unbedeutender Mensch, der diese Sprache führte, so würde Rec. weiter kein Wort darüber verliehren. Das Beyspiel eines Kant ist aber gar zu sehr ansteckend; und da es unter den Vertheidigern seines Systems bis jetzt noch immer weit mehr blinde Anhänger, die, weil sie die Vollkommenheiten ihres Musters nicht erreichen können, am liebsten die Fehler desselben nachahmen, und dadurch ihm gleich zu kommen sich einbilden, als selbstdenkende Verehrer desselben giebt, so läßt sich leicht abnehmen, wie gefährlich es für unser Zeitalter sey, wenn ein Mann von solchem Ansehen sich über die Regeln des Wohlstandes in der Schriftstellerey erhaben zu seyn glaubt. Rec. wird sich freuen, wenn er in dieser Vermuthung geirrt haben sollte; davon ist er aber vollkommen überzeugt, daß, wenn der Ton, dessen sich Hr. Kant in dieser Schrift bedient hat, bey der Führung philosophischer Streitigkeiten herrschend werden sollte, die Vernunftweisheit darunter am meisten leiden, und in den Augen aller einigermaßen civilisirten Menschen ziemlich verächtlich werden wird. Denn es geschieht gar zu leicht, daß man einer Wissenschaft dasjenige zur Last legt, was sich die Bearbeiter derselben haben zu Schulden kommen lassen. — Woher mag es aber wohl gekommen seyn, daß der Verf. in diesem Werke seinen Gegner auf eine so bittere und für diesen kränkende Art behandelt? Wir glauben, die Ursache hiervon in der Eberhardschen Behauptung zu finden, „daß die Leibnitzische Philosophie eben sowohl eine **Vernunftkritik** enthalte, als die Kantische, und daß in jener bereits die Gränzen des menschlichen Erkenntnißvermögens richtig angegeben und ausgemessen worden seyen.“ Nun möchten wir zwar diese Behauptung keinesweges unterschreiben, noch weniger wollen wir auch dem Königsbergischen Weltweisen das Verdienst im geringsten streitig machen, der

erste gewesen zu seyn, der die Wichtigkeit der Frage: Was vermag das menschliche Erkenntnißvermögen, und wie weit reicht dessen Macht und Ohnmacht? recht einleuchtend gemacht, und ein System der Philosophie auf die Beantwortung derselben gegründet hat. Allein, wenn wir erwägen, daß die Vernunftkritik die Wahrheit ihrer Lehren über die Unfähigkeit des Verstandes, von transscendentalen Dingen etwas zu wissen, auf den nämlichen Schluß gründet, durch den Leibnitz die Richtigkeit desjenigen bewies, was er über die objektiven Beschaffenheiten der Dinge an sich behauptete (denn bekanntlich schließt die Vernunftkritik, daß es Urtheile a priori wirklich gebe, und daß diese nur die Form der Erfahrungskenntniß ausmachen, weil es sich von den nothwendigen Sätzen nur so denken lassen, daß sie a priori in uns vorhanden sind, und daß sie als a priori vorhanden, blos als Formen der Erkenntniß sich auf Erfahrung beziehen; durch diesen Schluß beweist aber auch Leibnitz, daß es einfache Dinge wirklich gebe, daß deren Grundkraft eine Vorstellungskraft sey, u. s. w.), und daß also Leibnitz durch die Anwendung des nämlichen Princips diejenigen Fähigkeiten im menschlichen Gemüthe entdeckte, welche die Vernunftkritik demselben abspricht: so können wir es uns wohl erklären, wie Hr. Eberhard von der Wahrheit jener Behauptung überzeugt werden konnte, ohne dabey durch neidische Rücksichten auf das Ansehn des Königsbergischen Weltweisen bestimmt worden zu seyn. Und genau betrachtet möchte in dem Satze, daß das Leibnitzische System auch schon eine Vernunftkritik enthalte, eben so viel Wahres enthalten seyn, als in der Behauptung vorkommt, daß man in der Philosophie vor der Erscheinung der Vernunftkritik alles verkehrt angefangen, und über die wichtigsten Angelegenheiten derselben nur auf eine elende Art geschwatzt habe, welche Behauptung sogar von solchen Anhängern des neuesten Systems bis zum Ekel wiederholt wird, die eben nicht bloße Nachbeter der Kantischen Sätze seyn wollen. Doch wir wollen keine Apologie für Hrn. Eberhard schreiben, und denken, er wird sich selbst am besten vertheidigen; auch dürfte ihm dies nicht überall so schwer fallen, wie sich Hr. Kant vielleicht vorstellt. So wird z. B. S. 41 eingeräumt, daß die Vorstellungen von Raum und Zeit ausser den subjektiven Gründen auch noch objektive Gründe haben, und daß diese in den Dingen an sich enthalten seyen. Dieser Satz streitet aber nicht nur mit den deutlichsten Erklärungen, welche die Kritik der reinen Vernunft von dem

Ursprung

Ursprunge der Vorstellungen von Raum und Zeit giebt, und nach welchen sie schlechterdings nur a priori und aus dem Gemüthe herrühren sollen, sondern setzt auch, wenn man ihn nicht aus der Luft greifen will, eine Fähigkeit des menschlichen Gemüths, von Dingen an sich etwas zu erkennen, voraus, welche die Leibnitzische Philosophie behauptet, die Kantische aber durchaus leugnet.

In einem Anhange theilt der Verf. noch einige Erläuterungen über drey Cardinallehren der Leibnitzischen Philosophie mit; nämlich a) über den Satz des zureichenden Grundes, sofern er blos die Unzulänglichkeit des Satzes vom Widerspruch zum Erkenntnisse nothwendiger Wahrheiten anzeigen sollte; b) über die Monadenlehre; c) über die prästabilirte Harmonie. Von dem ersteren meint der Verf., er sey Leibnitzen blos ein subjektives, nämlich blos auf eine Kritik der Vernunft bezogenes Princip gewesen. Unter den Monaden soll aber Leibnitz nicht Theile der Körperwelt, sondern das unerkennbare Substrat derselben verstanden haben. Unter der prästabilirten Harmonie endlich soll Leibnitz eine Uebereinstimmung der Sinnlichkeit mit dem Verstande, welche zur Erkenntniß unentbehrlich ist, haben andeuten und lehren wollen. Wir glauben nicht, daß diese Erklärung jener Sätze der Leibnitzischen Philosophie dem Geiste derselben angemessen sey, und finden zu viele Stellen in den Leibnitzischen Schriften, die sich damit nicht vereinigen lassen. Doch vielleicht hat der Verf. durch jene Erklärung nur zeigen wollen, wie man auch allenfalls, wenn man darzu Lust habe, die Leibnitzische Philosophie für einen Vorläufer der kritischen erklären könne, und daß die Verschiedenheit zwischen jener und dieser nicht so groß sey, als Hr. Eberhard vorgiebt. Doch wir wollen uns auf diese Sache nicht weiter einlassen, und glauben, schon genug gesagt zu haben, damit man diese von einem grossen Manne herrührende Interpretation der Leibnitzischen Philosophie nicht blindlings nachbete.

Ueber die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie, von Karl Leonhard Reinhold. Jena, bey Mauke. 1789. 68 Seiten. 8.

Dieses

Dieses Werk ist bloß ein besonderer Abdruck der Vorrede zur Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens." Da auch überdies sich seit 1789 in den Schicksalen der Kantischen Philosophie schon vieles verändert hat; so würde wohl eine weitläuftige Anzeige und Prüfung seines Inhalts sehr überflüssig seyn, und wir begnügen uns also damit, unsere Leser nur im Allgemeinen mit demselben bekannt zu machen. — Nachdem der Verf. die Veränderungen, die sich seit Leibnitzens und Wolfs Zeiten in der Philosophie unter den Deutschen zugetragen haben, angegeben, und besonders den Empirismus geschildert hat, der unter unsern Philosophen so vielen Beyfall fand, und theils die wissenschaftliche Methode, deren sich Leibnitz und seine Schüler in ihrer Philosophie bedienten, verdrängte, theils die Metaphysik, die ehedem unter den Philosophen Deutschlands so viel galt, um all ihr Ansehn brachte; so geht er zur Darstellung der Aufnahme über, welche die Kritik der reinen Vernunft sowohl von ihren Verehrern, als auch von ihren Gegnern anfänglich erlebte, und sucht es endlich zu erklären und verständlich zu machen, warum man besonders der Kritik so allgemein Unverständlichkeit und Dunkelheit vorgeworfen habe. Dieser Vorwurf hat nun nach ihm seinen Grund in dem Zustande der eklektischen und empirischen Philosophie, welche zu den Zeiten, als die Vernunftkritik erschien, in Deutschland herrschend war. Die Kritik gieng nämlich auf nichts geringeres aus, als die letzten und allgemeingültigen Principien aller Philosophie zu entdecken. Sie mußte daher a) jeder bisherigen philosophischen Sekte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und das Wahre, was in den Grundsätzen jeglichen Systems enthalten ist, in sich fassen, b) einen ganz neuen Weg einschlagen, um zu ihrem erhabenen Ziele zu gelangen, der demjenigen gerade entgegengesetzt ist, auf welchem der große Haufen der Populärphilosophen bequem und unbesorgt fortzuschlendern gewohnt war, und die Aufsuchung der letzten Principien alles Wissens bis zu einer Höhe fortsetzen, die noch von keinem der tiefsinnigsten Forscher erreicht wurde. Diese Umstände machen es allein schon, und ohne daß man eben auf das Spiel der Leidenschaften bey den akademischen Lehrern der Philosophie Rücksicht nimmt, begreiflich, warum man in der Vernunftkritik so viel Widersprechendes und Unverständliches antreffen mußte. c) Besonders mußte die Vernunftkritik, um die in der Philosophie herrschenden Streitigkeiten beyzulegen und zu beendigen, einen richtigen und ganz neuen Begriff

des

des Erkenntnißvermögens aufstellen, aus dem sich ergeben hat, daß dasselbe auf das Gebiet der Erfahrung in theoretischer Rücksicht eingeschränkt, in praktischer aber über dasselbe erhaben sey, welches Resultat der Entwickelung jenes Begriffs allen unbegreiflich seyn, und ein Räthsel bleiben müßte, welche diese Entwickelung nicht völlig verstanden hätten. — Am Ende erzählt der Verf. noch, welche Mühe es ihm gekostet habe, in den eigentlichen Sinn der Kritik der Vernunft einzudringen, und warum er sich genöthigt gesehen habe, das System der kritischen Philosophie durch eine neue Aufsuchung des Begriffs des Vorstellungsvermögens zu ergänzen und zu vervollkommnen. Rec. hat nichts weiter, als den Wunsch beyzufügen, daß nun auch bald einer von den unpartheyischen und einsichtsvollen Gegnern der kritischen Philosophie eine Geschichte ihrer bisherigen Schicksale liefern möchte.

Empirische Psychologie, von M. Carl Christian Erhard Schmid. Jena, im Verlag der Cröker'schen Handlung. 1791. 568 Seiten. 8.

Es schien vor einiger Zeit, als wenn über die Streitigkeiten, die durch die Kritik der reinen Vernunft in Ansehung der höchsten Quellen und Principien der Metaphysik rege gemacht worden sind, die Bearbeitung aller derjenigen Theile der Philosophie, die sich auf Erfahrung gründen, und besonders auch der empirischen Psychologie, von unsern Philosophen beynahe gänzlich verabsäumt würde. Desto angenehmer war daher auch für uns der Anblick dieses Werkes, durch welches sich der berühmte Verf. gewiß sehr große Verdienste um die Wissenschaft der empirischen Psychologie erworben hat, und das sich nicht allein durch Vollständigkeit und gute Anordnung der Untersuchungen, die in diese Wissenschaft gehören, sondern auch durch gründliche und zweckmäßige Benutzung alles dessen, was neuerlich für dieselbe geleistet worden ist, vor vielen andern Schriften über die empirische Seelenlehre aufs rühmlichste auszeichnet.

Den ersten Absichten des Verf. gemäß sollte ein einziger Band alle Untersuchungen über die empirische Psychologie enthalten. Er fand aber bald, daß bey dieser Einrichtung die Erörterung des Besondern an der menschlichen Seele zu mager und

zu unfruchtbar ausfallen würde, und er entschloß sich daher, das Ganze in zweyen Bänden abzuhandeln, davon wir bis jetzt nur den ersten erhalten haben, der die allgemeinen Untersuchungen über die Erscheinungen an der menschlichen Seele enthält.

In der Einleitung handelt der Verf. von der Idee, von den Arten, Theilen, von der Methode, dem Zweck, den Quellen und Hülfsmitteln der empirischen Seelenlehre. Rec. erinnert sich nicht, irgendwo diese Gegenstände so weitläuftig und lehrreich abgehandelt gefunden zu haben. Besonders gut ist in derselben dasjenige ausgefallen, was der Verf. theils über das Studium der menschlichen Seele, als Mittel zur Erreichung der höchsten Zwecke der Menschheit, theils über die verschiedenen Arten der Psychologie sagt. Jedoch halten wir uns auch für verpflichtet, den Verfasser auf einiges in der Einleitung aufmerksam zu machen. So zweckmäßig nämlich auch dasjenige ist, was er von S. 39 an über den vortheilhaften Einfluß des Studiums der Seelenlehre auf andere Wissenschaften und Theile der Philosophie und auf die Cultur des Menschen beybringt, so gehörte doch gewiß alles dasjenige nicht in diese Einleitung, was von S. 54 — 65 über den Geschmack, über das Angenehme, dessen Arten und Quellen, und über die Entstehung und Fortschritte der ästhetischen Kunst gesagt wird. Am mangelhaftesten in dieser Einleitung ist aber wohl die Methodenlehre der empirischen Psychologie behandelt worden, und es thut uns leid, daß der Verf. hierbey auch den Fehler sich hat zu Schulden kommen lassen, der den Erforschern der menschlichen Seele schon oft vorgeworfen worden ist, und der in nichts geringerem besteht, als darin, daß die Principien nicht angegeben werden, nach welchen die nach der Erfahrung an der menschlichen Seele vorkommenden Erscheinungen zu erklären und von ihren Ursachen abzuleiten sind. Zwar giebt der Verf. §. XV. ff. Regeln an, nach welchen Beobachtungen über die menschliche Seele anzustellen sind, und zeigt besonders auch, welche Schwierigkeiten sich bey diesen Beobachtungen vorfinden; allein, nicht zu gedenken, daß diese Regeln bey weitem noch nicht vollständig sind, und mehrentheils nur das Allgemeine bey der Beobachtung der menschlichen Seele betreffen, wie eine Prüfung derselben unleugbar darthut; so hat besonders der Verf. von der Art und Weise, wie richtige Beobachtungen über die menschliche Seele und deren mancherley Zustände zu bearbeiten sind, um dadurch eine philo-

sophische und wissenschaftliche Erkenntniß von diesen Zuständen zu erlangen, wenig oder nichts gesagt. Berührt hat wohl der Verf. diese wichtige Sache, und im XXIV. §., der die überschreibende Ueberschrift, Bearbeitung des gefundenen Stoffes (zu einer empirischen Seelenlehre) führt, heißt es: der Zweck psychologischer Beobachtungen ist — Psychologie als Wissenschaft. Die Bearbeitung des Stoffes zielt also dahin ab,

1) allgemeine Erfahrungsbegriffe und empirische Regeln zu entdecken, die sich unter die reinen Naturgesetze subsumiren lassen.

2) Diese Regeln und Begriffe immer mehr zu verallgemeinern, sich einander bey- und unterzuordnen, und bis zu Grundkräften und Grundgesetzen des Geistes aufzusteigen.

3) Einheit eines Systems dadurch zu bewirken. Ferner fügt der Verf. diesen Vorschriften noch Folgendes bey: Soll die Psychologie den Forderungen der Vernunft an eine jede philosophische Wissenschaft entsprechen, so muß ihr Bearbeiter die Regeln immer vor Augen haben:

Entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda.
Entium varietates non sunt temere minuendae.
Datur continuum formarum.

Allein, wie unbedeutend dies alles sey, wie schwankend die Anwendung dieser Vorschriften und Regeln ohne weitere Anweisung bleibe, und wie wenig man mit denselben bey der Erklärung wichtiger Erscheinungen an der menschlichen Seele ausrichten könne, versteht sich von selbst, und braucht gewiß nicht von uns erst weitläuftig auseinander gesetzt zu werden. So lange unsere Psychologen aber die letzten Principien, nach welchen die Erscheinungen an der menschlichen Seele zu erklären sind, nicht vollständig angeben, so lange sie insbesondere nicht zeigen, welche bestimmtere Anwendung des Princips der Causalität in der Entwickelung der Ursachen der mancherley Zustände und Eigenthümlichkeiten an der menschlichen Seele zu machen sey, und wie man die Ursachen dieser Zustände und Eigenthümlichkeiten ausfindig zu machen habe; so lange muß auch die Psychologie eine Rhapsodie von Hypothesen bleiben, deren Charakter Willkührlichkeit ausmacht, und die nicht für Produkte der philosophirenden Vernunft, sondern des Witzes und der Einbildungskraft zu halten sind. Es ist auch gewiß gar nicht daran zu denken, die Streitigkeiten, die in dieser

Wissen-

Wissenschaft vorkommen, ihrem Ende nahe zu bringen, wenn man, wie bisher üblich war, nur Erfahrungen über die menschliche Seele sammlet, aus diesen Erfahrungen allenfalls Begriffe und Regeln über die Handlungsweise der Kräfte der Seele abstrahirt, die Principien aber völlig unbestimmt läßt, nach welchen die mancherley Modificationen der Aeusserung dieser Kräfte zu erklären und von ihren besondern Ursachen abzuleiten sind. Doch als Wink über dasjenige, was der empirischen Psychologie noch gänzlich mangelt, und doch zum Unentbehrlichsten in derselben mit gehört, im Fall sie Produkt der raisonnirenden Vernunft werden soll, wird das Bishergesagte wohl genug seyn. — Das S. 129 befindliche Verzeichniß der Schriften, so beym Studio der menschlichen Seele und der empirischen Psychologie zu benutzen sind, ist ziemlich vollständig; nur wünschten wir, daß der Verf. den Werth dieser Schriften und ihren Gebrauch mit kurzen Worten etwas genauer bestimmt und besonders angezeigt hätte, ob sie in Ansehung der gesammelten Beobachtungen, oder in Ansehung der Zergliederung und Erklärungen der an der menschlichen Seele beobachteten Erscheinungen vorzüglich nützlich seyen. Zum wenigsten würde dadurch das Verzeichniß dieser Schriften für die Leser des Werkes instructiver geworden seyn.

Nachdem der Verf. im ersten Theile den Sinn der Wörter: Seele, Seelenvermögen, Seelenkraft, Seelenzustand, Seelenwürkung, Grundkraft der Seele bestimmt, und die Grundvermögen des Gemüths angegeben hat, geht er im zweyten Theile zur Erörterung der Vorstellungskraft, ihrer Wirkungen und Gesetze über. Was er im Allgemeinen über diese Kraft und über die Beschaffenheit ihrer Wirkungen sagt, ist wörtlich aus Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens genommen, und nur in dem Beweise, daß der Stoff einer jeden Vorstellung ein Mannichfaltiges, die Form derselben aber Einheit seyn müsse, hat er sich eine Abweichung von seinem Vorgänger erlaubt. Da einer von unsern Philosophen die Reinholdische Theorie des Vorstellungsvermögens bereits einer sehr genauen Prüfung unterworfen hat: so hält es Rec. für überflüßig, das geringste von dieser Theorie zu sagen, und ist auch überzeugt, daß Hr. Schmid nach Durchlesung jener Prüfung über die Reinholdischen Entdeckungen der Natur des Vorstellungsvermögens wohl anders denken werde, als er bey Abfassung dieses Lehrbuchs darüber muß gedacht haben. Was

weiterhin in diesem Theile über die Aufmerksamkeit und deren Wirkungsart gesagt wird, ist im Verhältniß zu der Weitläuftigkeit, mit der manche andere weit weniger wichtige psychologische Frage beantwortet wird, zu kurz ausgefallen, und z. B. von dem Einflusse, den die Neigungen auf die Aufmerksamkeit haben, ist fast gar nichts angeführt worden. Vorzüglich wundert sich aber Rec. darüber, daß der Verf., da er doch als Anhänger der kritischen Philosophie behauptet, an unsern Erkenntnissen sey etwas blos aus dem Gemüthe herrührendes vorhanden, gar nicht weiter bestimmt, was zu diesem a priori an unsern Vorstellungen und Erkenntnissen Vorhandenen gehöre. Die Untersuchungen über die Formen der Sinnlichkeit, über die Formen der Wirkungen des Verstandes und der Vernunft sind ja recht eigentlich psychologischen Inhalts. Der V. wird vielleicht einwenden, daß die Erörterung der sogenannten Formen des Anschauens, Denkens und Schließens eine Ausschweifung in das Gebiet der Kritik der reinen Vernunft würde gewesen seyn. Allein, die Grundlehren dieser Kritik der reinen Vernunft betreffen ja insgesammt die Eigenthümlichkeiten und Gesetze des menschlichen Gemüths, und wenn die Erörterung und Angabe dieser Eigenthümlichkeiten und Gesetze zum Zweck der Psychologie gehört, so dürfen sie auch wohl in derselben nicht gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden. Was aber aus dieser Erörterung als Resultat für die Bestimmung der Grenzen des menschlichen Wissens folgt, das gehört freylich nicht zum Inhalt der Psychologie.

Der Gegenstand der Untersuchungen des dritten Theils ist das Gefühlsvermögen und die Erörterung des Begehrungsvermögens machen den Inhalt des vierten Theils aus. Ohngeachtet Rec. gerne gesteht, daß der Verf. in den Untersuchungen dieser beyden Theile manchen seiner Vorgänger übertreffen hat, so kann er doch auch nicht leugnen, daß manche in denselben vorkommende Behauptungen auf unvollständigen Abstractionen beruhen. Zum Beweis führen wir blos die S. 332 gegebene Erklärung des Begehrens an. Diese Action des Gemüths bestimmt nämlich der Verf. folgendermaßen. „Die Aeusserungen unsers Vorstellungsvermögens (wohin sowohl die Vorstellungen selbst, als die dazu erforderlichen und daraus unmittelbar erfolgenden Handlungen des Gemüths gehören) sind mit gewissen andern Handlungen verbunden, deren eigentliche Wirkung in den von den Vorstellungen selbst unterschiedenen und denselben

denselben entsprechenden Gegenständen liegt. Dies lehrt unmittelbarerweise das Bewußtseyn. Wir nennen eine solche Handlung in dieser Rücksicht ein Begehren oder Wollen." Diese Erklärung des Begehrens enthält mehrere Fehler. Denn a) wird in derselben gesagt, zu den Handlungen des Vorstellungsvermögens gehöre auch alles, was unmittelbar aus Vorstellungen erfolge, und von dem Begehren wird auch behauptet, es erfolge unmittelbar aus Vorstellungen; solchemnach wäre also jedes Begehren zugleich auch blos ein Akt des Vorstellungsvermögens. b) Alles Begehren soll sich nach dieser Erklärung auf Gegenstände beziehen, so von den Vorstellungen unterschieden sind, oder auf Dinge ausser dem Gemüthe. Aber wir begehren ja auch oft nur eine Veränderung unserer Vorstellungen. Der Anblick eines unangenehmen Gegenstandes erregt z. B. die Begierde, daß eine andere Vorstellung das Erkenntnißvermögen beschäftige. Mit dieser Begierde ist durchaus nicht jedesmal auch das Verlangen verbunden, daß der sinnliche Gegenstand, dessen Anblick so unangenehm ist, verändert werde, aufhöre, in der Sinnenwelt da zu seyn, oder andere Bestimmungen erhalte. Ich weiß vielmehr, daß dieses Verlangen thöricht seyn würde, und daß mein Wunsch an dem Gegenstande nichts verändern kann; ich begehre aber auch nur eine Veränderung in meinen Vorstellungen. c) Behauptet der Verf., das Bewußtseyn lehre unmittelbar, daß sich das Begehren auf Gegenstände beziehe, die von den Vorstellungen unterschieden sind, und denselben entsprechen. Aber wie kann wohl das Bewußtseyn über Objekte etwas lehren, die in das Bewußtseyn nie hineinkommen, und deren wir uns niemals bewußt werden.

Der letzte Theil dieses Bandes enthält anthropologische Untersuchungen über das Verhältniß zwischen Seele und Körper. Was hier S. 420 über die Grundstoffe des menschlichen Körpers gesagt wird, ist überflüßig, denn es läßt sich daraus für die Erklärung der Erscheinungen an der Seele nichts ableiten. Uebrigens aber müssen wir es noch anführen, daß der Verf. in den Untersuchungen dieses Theils nicht die Einbildungskraft, sondern die Vernunft zu Rathe gezogen hat, daher er auch über die mancherley Verhältnisse der Seele und des Körpers zu einander nur wenig zu sagen weiß. Wer also ein Liebhaber von Hypothesen über dieses Verhältniß ist, deren einziger Grund in ihrer Gedenkbarkeit besteht, wird in diesem Lehrbuche

buche wenig Nahrung finden. — Wir wünschen dem Werk recht viele aufmerksame Leser, und sehen der Fortsetzung mit Verlangen entgegen. Nach der Herausgabe derselben wird sich auch erst ein Urtheil über die Vollständigkeit der Untersuchungen dieses Werkes fällen lassen, daher wir vorjetzt nichts darüber anführen.

Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben, von J. F. Abel, Professor der Philosophie auf der hohen Karlsschule. Dritter Theil. Stuttgard, in der Erhard- und Löflundischen Buchhandlung. 1790. 165 Seiten. 8.

Auch dieser Theil ist, so wie die beyden vorigen, reich an nützlichen Beyträgen zur Menschenkunde und empirischen Psychologie.

1) Geistes- und Herzensgeschichte eines Atheisten. Aus dieser Geschichte lassen sich lehrreiche Resultate ziehen. Schwärmerische Vorstellungen von den Wirkungen Gottes und Nachdenken über die Fehlschlüsse in manchen Beweisen vom Daseyn Gottes, die man durch leere Machtsprüche gültig zu machen suchte, brachten den jungen Mann, dessen Verirrung hier von ihm selbst erzählt wird, zum Atheismus. Zerstreuung, Wiederherstellung der Gesundheit und neues Nachdenken über die Gründe der Religion, waren die Mittel, wodurch der Glaube an Gott in ihm wieder hergestellt wurde.

2) Beyspiel, wie sehr uns die Phantasie zu täuschen vermöge. Der Fall enthält nichts Äusserordentliches, ist aber doch in mancher Rücksicht lehrreich. Eine Frauensperson von 63 Jahren erblindet. Von dieser Zeit an bekommt sie Erscheinungen. Anfänglich glaubt sie nur die gewöhnlichen Gegenstände auf der Gasse und im Hause zu sehen. Bald darauf meinte sie auch, ganz ungewöhnliche Dinge, und sogar fürchterliche Ungeheuer mit den Augen, deren Gebrauch ihr doch gänzlich fehlte, gewahrzunehmen. Aus dem Charakter und aus der Beschaffenheit der Geisteskräfte dieser Person wird das Phänomen sehr gut erklärt. Nur hätte noch genauer angegeben werden können, warum bey derselben die Phantasie durch den Verlust des Gesichts eine so starke Lebhaftigkeit erhielt.

achtet. Es ist dies bey Personen, die erblinden, nicht gewöhnlich der Fall, besonders in den Jahren, in welchen sich das hier beschriebene Frauenzimmer befand.

3) Vollkommne Aeusserung aller Seelenkräfte, ohne die geringste Fähigkeit, das Vorgestellte zu behalten. Ein Frauenzimmer bekam nach öftern Anfällen von Starrsucht alle Abende ein Fieber, das von folgenden Symptomen begleitet war. Während des Paroxysmus führte sie den vor demselben angefangenen Discours ganz vernünftig fort, antwortete richtig auf alle Fragen, warf selbst neue Fragen auf; wußte aber in dem Augenblicke, da der Discours geendigt war, von allem nichts, was sie gethan und gesprochen hatte, und oft fragte sie ganz ängstlich, wer die Person sey, mit der sie eben geredet hatte, wenn diese gleich ihre vertrauteste Freundin war, und sie dieselbe auch während des Discourses ganz richtig zu kennen geschienen hatte. Dieses Phänomen wird vorzüglich aus einer entstandenen Unfähigkeit des Gehirns für die Aufnahme ganz neuer Eindrücke erklärt, welche Unfähigkeit wohl neben den im Gedächtniß schon vorhandenen Spuren ehemaliger Eindrücke bestehen soll.

4) Fortsetzung der Abhandlung über den zauberischen Reiz der ersten Jugendjahre. In dieser Abhandlung bleibt der Verf. immer nur bey den allgemeinen Ursachen des Reizes der Jugendjahre stehen, und eben deswegen ist sie nicht sehr instructiv ausgefallen.

5) Fortsetzung der Abhandlung über Vorurtheile. Wie es möglich sey, Vorurtheile auszurotten, und welche Vorsicht dabey angewendet werden muß. Darüber werden hier Regeln gegeben, die nicht ganz unanwendbar sind. Nur möchten sie schwerlich überall ausreichen, um die Ausrottung der Vorurtheile da, wo sie doch wohl noch möglich ist, zu bewerkstelligen.

6) Skizze einer Abhandlung über den Einfluß der Seele auf Leben und Gesundheit. Dieser Aufsatz ist der lehrreichste in diesem Theile, und Rec. empfiehlt ihn Aerzten und Psychologen um so mehr, da ihm nicht bekannt ist, daß dieser Gegenstand irgendwo so ausführlich abgehandelt worden wäre, wie es in demselben geschehen ist. Möchte es doch dem V. gefallen, uns bald ein vollkommnes Ganze über diesen wichtigen Gegenstand zu geben.

13) Beyspiel einer doppelten Persönlichkeit. Schon im 2ten Theile hatte der Verf. dieses Beyspiel angeführt. Hier liefert er einige Gespräche der Hauptperson in dieser Geschichte, welche ihr wörtlich nachgeschrieben worden sind, und sucht seine Erklärung aus körperlichen Ursachen, die er im 2ten Theile von dieser Erscheinung gegeben hat, gegen die Einwendungen zu vertheidigen, die der Recensent dieses Theils im 84. Band der A. d. B. dagegen gemacht hat, welcher geneigt ist, die Ursachen dieser doppelten Persönlichkeit in den eigenen, uns aber unbekannten, Gesetzen aufzusuchen, nach welchen sich die bewüßtseynlosen Vorstellungen mit einander verbinden. Da wir von diesen Associationsgesetzen bewußtseynloser Vorstellungen gar nichts wissen, wie der uns unbekannte Rec. gesteht, und da wir ihnen auch nicht einmal durch Analogie auf die Spur kommen können, so können sie auch nicht wohl zur Erklärung dieses Phänomens angewendet werden; denn am Ende erklärt alle Berufung darauf nichts. In sofern ziehen wir also die Erklärung des Verf. vor.

Probe eines kritischen Commentars über Kants Kritik der reinen Vernunft, von J. M. G. Beseke, Professor in Mietau. Mietau, bey Steffenhagen. 1790. 31 Seiten. 8.

Der Verf. hat den Vorsatz gefaßt, einen fortlaufenden Commentar zur Kritik der reinen Vernunft liefern zu wollen, und giebt in diesen wenigen Bogen eine Probe von der Ausführung dieses Vorsatzes, der, wenn sie Beyfall erhält, bald ein größeres Werk nachfolgen soll. Die Idee von einem solchen Commentar ist nicht übel; aber die Proben der Ausführung derselben, die in dem vor uns liegenden Werke enthalten sind, sind keinesweges so beschaffen, daß sie in uns ein Verlangen nach dem versprochenen größern Werke erregt hätten. Freylich ist die Stimme des Rec. nur die Stimme eines einzelnen Mannes, und wenn also der Verf. von andern Seiten her zur Ausführung seines Vorhabens ermuntert wird, so mag er dieselbe immer anfangen. Auch wollen wir durch das eben gefällte Urtheil nicht über die philosophischen Kenntnisse des Verf. und über seine Fähigkeit, die Schwächen der kritischen Philosophie aufzudecken, abgesprochen haben. Aber aus den Einwendungen,

gen, welche der Verf. in dieser Preisschrift gegen die Vernunft-
kritik vorbringt, ergiebt sich offenbar, daß er eines Theils mit
dem Geiste und den Grundlehren dieser Kritik noch ziemlich
unbekannt sey, andern Theils aber auch an der bisher gültigen
Philosophie zu ängstlich hänge, und dieselbe als den einzig rich-
tigen Maaßstab betrachte, nach welchem das Wahre in der
kritischen Philosophie beurtheilt werden kann. Zur Bestäti-
gung der Richtigkeit unsers Urtheils wollen wir nur die erste
von den Einwendungen hersetzen, welche der Verf. gegen die
Vernunftkritik vorgebracht hat. Sie betrifft den Satz: daß
die Formen der Erscheinungen im Gemüthe a priori bereit lie-
gen, und lautet folgendermaßen. „Dieser Satz wird S. 20
Z. 14 in der Vernunftkritik aufgestellt, ohne daß er, wie es
nothwendig ist, vorher gehörig bestimmt und erklärt worden
wäre. Wenn das Mannichfaltige (mit welchem Grunde wird
denn hier schon jeder Erscheinung Mannichfaltigkeit zugeschrie-
ben? Kann denn die Erscheinung nicht, auch ohne diese, sich
darstellen, und doch ihre Form haben?) der Erscheinung in
gewissen Verhältnissen geordnet, angeschauet wird; so können
diese Verhältnisse entweder 1) auf ehemalige Erscheinungen,
deren Spuren im Gemüthe (um bey Kants Sprache zu blei-
ben) befindlich sind, sich beziehen, d. h. (äussere) Erscheinungen
werden verglichen mit ehemaligen (innern) Erscheinungen
(Anschauungen). In diesem Falle denkt man, macht man
Begriffe, formt man Urtheile. Dies ist der Fall des gemeinen
Menschenverstandes, des Denkers, des Philosophen. — Hier
ist allezeit Mannichfaltigkeit, wenn nicht in der Erscheinung
selbst (Objecte), doch neben derselben in dem ordnenden und
vergleichenden Gemüthe des Denkers. 2) Oder auf andere
Erscheinungen, die sich bey und neben dieser Erscheinung befin-
den, d. h. die äussere Erscheinung wird mit andern äussern Er-
scheinungen geordnet. In diesem Falle ist blos Sinnlichkeit
wirksam, und es können, wenn Vernunft hinzukäme, auch
Begriffe, Urtheile daraus entstehen. Dies ist der Fall des
Brutum, des Kindes, der Stufe unter dem gemeinen Men-
schenverstande. Hier kann die Mannichfaltigkeit gänzlich feh-
len, mithin die Anordnung auch unmöglich seyn. Z. B. der
sehendgemachte Blindgebohrne, das Kind, das erst sehen lernt;
das Thier, welches zwar empfindet (anschauet), aber nur durch
Naturtrieb geleitet eine Thätigkeit äussert, die allein auf An-
näherung oder Entfernung von dem Gegenstande der Empfin-
dung hinausgeht. — Das Vergleichen wird doch wohl

nicht so verständbar vor aller Empfindung? Schon in dem neu gebohrnen Kinde, oder gar schon im Embryo? etwa als eine dunkle Idee, die nachher ausgebildet wird?"

Ku.

VII. Mathematik.

Unterricht in der mathematischen Analysis und Maschinenlehre. Erster Band, enthaltend die Buchstabenrechenkunst und die sogenannte Analysis endlicher Größen, wie sie in seinen Papieren Joseph Mitterpacher von Mitternburg hinterlassen hat. Herausgegeben von Johann Pasquich, der Philosophie Doctor und Professor der höhern Mathematik an der Ungarischen Universität zu Pest. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1790. 588 Seiten, gr. 8. 1 Kupfert. Zweyter Band; enthaltend die Differential- und Integralrechnung, nebst Anwendung auf die merkwürdigsten krummen Linien. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandl. 1791. 526 Seiten. 2 Kupfertafeln.

Da der V. in diesen beyden Theilen blos die Analysis endlicher und unendlicher Größen vorgetragen, und noch nichts von der Maschinenlehre berührt hat, so haben wir, sowohl nach dem Titel des Werks, als auch nach der in der Vorrede zum ersten Theil gegebenen Nachricht noch mehrere Theile dieses Werks zu erwarten. Beyde Wissenschaften, welche freylich bey einer gründlichen Erlernung der Maschinenlehre als die nothwendigsten Hülfswissenschaften vorausgehen müssen, sind, wie der V. selbst bemerkt, in vielen vortreflichen Lehrbüchern abgehandelt; und es möchte ein Ueberfluß zu seyn scheinen, daß sie derselbe hier nochmals der Abhandlung von der Maschinenlehre vorausschicket. Nach unserer Ueberzeugung müssen wir aber, da die

Güte

Güte dieser beyden Lehrbücher sich so vortheilhaft auszeichnet, das Unternehmen des Verf. vollkommen billigen. Der deutliche, bestimmte und gedrängte Vortrag einer so großen Menge besonders nützlicher Lehren der höhern Arithmetik, die gute Ordnung, in welcher die einen aus den andern hergeleitet werden, mehrere neue von dem Verf. vorgetragene Beweise, die ihm eigenen sehr gut gewählten Gesichtspunkte, aus welchen er die Wahrheit, und den Zusammenhang verwickelter Lehren sehr überzeugend zu betrachten weiß — wir zählen hierzu vor allen andern den Vortrag der Gründe der Differentialrechnung — empfehlen diese beyden Lehrbücher vorzüglich, und geben uns eine gute Erwartung der noch folgen sollenden Maschinenlehre.

Bey Entwerfung des ersten Theils, der Analysis endlicher Größen, legte der Verf. mehrere Aufsätze seines verstorbenen Lehrers, des Professor **Mitterpacher**, zum Grunde, bildete sie so, daß sie zum zusammenhängenden wissenschaftlichen Vortrag eines Lehrbuchs dienten, und schob in mehrern Abschnitten von ihm herrührende Zusätze an den gehörigen Stellen ein. Letztere bemerkt er immer besonders, um zu zeigen, was er bey dem Vortrag der Wissenschaft von der Arbeit seines Lehrers benutzt habe. Der zweyte Theil, die Analysis unendlicher Größen, ist hingegen ganz das eigene Werk des Verf.

Im ersten Theil nimmt die Lehre von den entgegengesetzten Größen den ersten Abschnitt ganz ein, ist sehr deutlich, aber fast zu gedehnt vorgetragen; in dem zweyten folgen die Gründe der Buchstabenrechenkunst vollständiger, als z. B. in den Kästnerischen Lehrbüchern der Arithmetik und Analysis endlicher Größen. Unter den von dem Verf. herrührenden Zusätzen findet sich ein schöner Beweis, daß das Produkt zwoer oder mehrerer Functionen von einer veränderlichen Größe eine gleichförmige Function derselben Größe gebe. Der 3te Abschnitt enthält ganz kurz die ersten Gründe der Gleichungslehren. Im 4ten Abschnitt wird die Lehre von den Primzahlen vollständig und schön vorgetragen; einiges wenige wohl doppelt gesagt: so ist z. B. der Lehrsatz §. 40. und der §. 45. ein und derselbe Satz mit verschiedenen Worten ausgedrückt. Im 5ten Abschnitt wird eine schöne Anwendung der Buchstabenrechenkunst auf die Lehre von zusammenhängenden Brüchen gemacht und diese Lehren dadurch sehr deutlich vorgetragen. Der 6te Abschnitt handelt von der Rechnung mit Wurzelgrößen. Im

7ten

3ten Zus. S. 156 findet sich einer von den gewöhnlich werdenden Druckfehlern $g\sqrt[n]{d2n} = a$ statt $g\sqrt[n]{d^{2n}} = a$. In dem 7ten und 8ten Abschnitt wird der binomische Lehrsatz und das Infinitinomium vorgetragen, und ein neuer schöner Beweis, ohne hierbey Gebrauch der Differentialrechnung zu machen, gegeben; zugleich verschiedene nützliche Anwendungen dieser Lehrsätze gezeigt. Der 9te Abschnitt enthält die Lehre von quadratischen Gleichungen und unbestimmte Aufgaben in Gleichungen des ersten Grades, nebst einer vollständigen Untersuchung, unter welchen Voraussetzungen es möglich sey, sie in ganzen und bejahten Zahlen aufzulösen. Hierbey hat der Verf. zugleich eine neue Untersuchung angestellt, unter welchen Umständen es möglich sey, die Gleichung $y = \frac{Bx \pm C}{A}$ in ganze Zahlen aufzulösen. In dem 10ten Abschnitte sind die allgemeinsten Eigenschaften höherer Gleichungen kurz und schön vorgetragen, und die Veränderungen, welche sich mit solchen Gleichungen vornehmen lassen, erläutert. Nur bemerkten wir unter den angeführten Exempeln einige unrichtige; nämlich §. 94 soll von der biquadratischen Gleichung:

$$Z = x^4 + x^3 - 7x^2 - x + 6 = 0$$

$x = \sqrt{-1}$ eine Wurzel seyn; für diesen Werth von x wird aber $Z = 1 + \sqrt{-1} + 7 - \sqrt{-1} + 6$; und dies ist nicht $= 0$. Die biquadratische Gleichung vor die Wurzeln $x = \sqrt{-1}$; $x = -\sqrt{-1}$; $x = 2$ $x = -3$ ist $Z = x^4 + x^3 - 5x^2 + x - 6 = 0$; und hiernach müssen auch die Werthe von Z im Buche abgeändert werden. Dasselbe unrichtige Beyspiel findet sich in der Anmerk. zum 9ten Zusatz S. 255.

§. 99. S. 269 wird nicht aus der Gleichung

$x^4 + 2x^3 - 13x^2 - 14x + 24 = 0$. Wenn man die Wurzeln um 5 vermehrt die Gleichung

$$y^4 - 18y^3 - 193^2 - 234y + 744 = 0,$$

sondern $y^4 - 18y^3 - 107y^2 - 234 + 144 = 0$.

§. 101. S. 275 wird aus $x^3 + 5x - 8 = 0$ wenn man $x = y - 3$ setzt, nicht der hier angegebene Werth

$$y^3 - 9y + 32y^2 - 40 = 0$$

sondern $y^3 - 9y^2 + 32y - 50 = 0$.

In

In dem 11ten Abschnitt „von den Grenzen der Wurzeln jeder Gleichung im Allgemeinen“ erklärt der Verf., was man überhaupt Grenzen einer Größe nennet; wie man sich von einer veränderlichen Größe eine Zu- und Abnahme ohne Ende gedenken soll — Sein Vortrag ist kurz und deutlich — dann beweist er mit Anwendung des binomischen Lehrsatzes, daß von jeder Function

$$Z = x^m + Ax^{m-1} \ldots\ldots u = o$$

eine Wurzel zwischen zwey Werthen von $x = \alpha$ und $= \beta$ drein liegen müsse, wenn die Function von Z das Einemal negativ, das Anderemal positiv wird, wenn der eine Werth $x = \alpha$ der andere $x = \beta$ ist; ferner, daß wenn zwischen zwo möglichen Wurzeln a und b einer Gleichung $Z = o$ keine dritte Wurzel drein liegen solle, zwischen diesen beyden Wurzeln a und b keine andere Größen drein liegen können, als welche für die Function Z entweder lauter bejahte oder lauter verneinte Werthe geben; sodann wenn zwo mögliche Größen α und β für x in der Function Z von x wechselsweise bejahte oder verneinte Werthe geben, und mehrere Wurzeln der Gleichung zwischen diesen Größen α und β drein liegen sollten, so müsse die Zahl dieser Wurzeln ungerade seyn; im Fall aber Z für beyde Werthe α und β vor x entweder bejaht, oder für beyde verneint werde, könne die Zahl der Wurzeln nur gerade seyn. Auch beweist derselbe, daß die Zahl aller möglichen bejahten und verneinten Wurzeln aller Gleichungen von geraden Exponenten m gerade, von jedem ungeraden Exponenten aber ungerade seyn müsse. Alle diese Lehrsätze hat der Verf. kurz, mit aller Schärfe und sehr deutlich und zusammenhangend vorgetragen. — Endlich beweist der Verf. allgemein, daß man aus jeder Gleichung

$$Z = x^m + Ax^{m-1} \ldots\ldots u$$

von der Ordnung m durch Multiplication der Glieder der Function Z mit dem zugehörigen Exponenten von x allemal eine Gleichung

$$L = mx^{m-1} + (m-1)Ax^{m-2} \ldots\ldots T = o.$$

von der um einen Grad niedrigern Ordnung erhalte, welche jeden Werth von x zu einer ihrer Wurzeln hat, mit welchem ein Größtes oder Kleinstes von Z zusammenhängt. Die letztere Gleichung heißt nun der V. die erste Exponentialgleichung

der

der vorhergehenden Hauptgleichung. Nach ganz gleichem Verfahren findet man nun aus dieser ersten Exponentialgleichung

$$r L^3 = m(m-1)x^{m-2} + (m-1)(m-2)Ax^{m-3} \ldots = 0$$

die zweyte Exponentialgleichung; u. s. w. Die dritte, vierte u. s. w.

Mit Hülfe dieser weiter entwickelten Lehre von den Exponentialgleichungen trägt nun der Verf. im 12ten Abschnitte die nöthigsten Lehrsätze von der Zahl, den Kennzeichen der bejahten und verneinten Wurzeln, der möglichen und unmöglichen, der rationalen und irrationalen, und gleichen Wurzeln aller höheren Gleichungen vor, und bedient sich ihrer zu den Beweisen der Lehrsätze auf ähnliche Art, wie Euler, Kästner Karsten die Differentialgleichungen hierzu gebrauchten.

In dem 13ten Abschnitt trägt der Verf. verschiedene Methoden vor, wie man entdecken kann, ob eine Gleichung unmögliche Wurzeln enthalte; sodann zeigt er einen leichten Weg, wie man die in höhern Gleichungen befindlichen mehreren gleichen Wurzeln findet.

Wir bemerken indessen, daß bey dem zweyten Zusatz S. 363 durch das angeführte zweyte Beyspiel das nicht erläutert wird, was in dem Text bey dem zweyten Theil dieses Zusatzes erläutert werden sollte. Es heißt da nämlich: „geschieht „diese Division nicht ohne Rest, so versuche man, ob nicht die „cubische Exponentialgleichung durch die quadratische ohne Rest „dividirt werden kann; ist dieses möglich, so wird der Quotient „eine von den gleichen Wurzeln geben, welche die Hauptglei„chung haben soll u. s. w." Das hierzu gebrauchte Beyspiel ist:

$$Z = x^4 - 5x^3 + 9x^2 - 7x + 2 = 0$$

Die Exponentialgleichungen

$$L = 4x^3 - 15x^2 + 18x - 7 = 0.$$
$$L^2 = 12x^2 - 30x + 18 = 0 = x^2 - \tfrac{10}{4}x + \tfrac{6}{4} = 0.$$
$$L^3 = 24x - 30 = 0 = x - \tfrac{5}{4} = 0.$$

Nun sagt der Verf.: „dividirt man L^2 durch L^3, so ist der „Quotient $x - 1 = 0$ ohne Rest: also hat $Z = 0$ drey gleiche Wurzeln $= 1$."

Wäre die Behauptung richtig, so erläuterte das Exempel den angeführten Satz. Bey der vorgeschriebenen Division, wenn $x - 1$ der Quotient ist, bleibt aber wirklich ein Rest, nämlich:

nämlich: $-\frac{1}{4}x+\frac{1}{4}$. Daß also $x-1$ eine von den drey gleichen Wurzeln $Z=0$ ist, erhellet nicht aus dem Satz des Verf.; sondern daraus, daß dieser Rest in dem Quotienten $x-1$ ohne weitern Rest theilbar, daher $-\frac{1}{4}x+\frac{1}{4}=0$ auch in L^2 theilbar; folglich $-\frac{1}{4}x+\frac{1}{4}=0$ oder $x-1=0$ eine von den drey gleichen Wurzeln von Z seyn muß. Dieser Fall hätte aber auch unsers Ermessens in dem zweyten Zusatz erwähnt werden können.

Ausser Vorbemeldetem lehrt der Verf. in diesem Abschnitt, wie man aus der Zerlegung des letzten Glieds in seine Factoren die ganzen Wurzeln einer Gleichung findet, und zeigt hierbey mehrere anzuwendende Abkürzungen der Rechnung; lehrt endlich, wie die Grenzen der Würzeln zu finden, und wie man sich ihnen schnell nähern kann, wenn solche Irrationalzahlen sind.

In dem 14ten Abschnitt trägt der Verf. die allgemeinen Lehrsätze schön vor, wornach gebrochene Functionen in Reihen verwandelt werden können, und wendet diese Sätze an, den Werth der Brüche und der Wurzeln durch Näherung zu finden. Bey dem 2ten Zusatz zum §. 532 in der Nr. VI. bemerkten wir aber, daß derselbe die Wahrheit der allgemeinen Formel:

$$\sqrt[\mu]{(c^\mu+b)}=c\left(1+\frac{b}{\mu(c^\mu+b)}+\frac{(\mu+1)b^2}{\mu\,2\mu(c^\mu+b)^2}+\frac{(\mu+1)(2\mu+1)b^3}{\mu.2\mu.3\mu(c^\mu+b)^3}\right)$$

nicht gehörig erwiesen hat. Er sagt nämlich: „Man setze bey der dortigen Formel (76. §. 4 Zus. Es ist die allgemeine binomische Formel) $m=\frac{1}{\mu}$ und $a=C^\mu$, so findet man vorstehende Formel.“ Dies ist aber nicht, denn durch diese vom V. vorgeschriebene Substitution würde man

$$\sqrt[\mu]{(c^\mu+b)}=c\left(1+\frac{b}{\mu C^\mu}+\frac{(1-\mu)b^2}{\mu.2\mu C^{2\mu}}+\frac{(1-\mu)(1-2\mu)b^3}{\mu.2\mu.3\mu C^{3\mu}}\ldots\right)$$

erhalten.

Er hätte aber, um die Wahrheit seiner Formel zu zeigen, beweisen müssen, daß $\sqrt[\mu]{c^\mu+b}$ oder $(c^\mu+b)^{\frac{1}{\mu}}=\left(1-\frac{b}{c^\mu+b}\right)^{-\frac{1}{\mu}}$ seyn, und daß dieser Werth mit Anwendung der binomischen

Formel

Formel und der weiter nöthigen Substitution seine vorhin bemerkte Reihe gebe.

Die Lehren von Berechnung der Logarithmen und von der Summirung der Reihen sind sehr schön, und letztere besonders vollständig, in dem 15ten und 16ten Abschnitt vorgetragen. In dem 17ten Abschnitt wendet der Verf. die Analysis auf die Trigonometrie an, und erweist eine Menge nützlicher trigonometrischer Formeln. Der 18te und letzte Abschnitt handelt von der Zerlegung gebrochener Functionen.

Bey dem zweyten Theil, der Analysis unendlicher Grössen, bemerkt der Verf. in der Vorrede die Einwendungen des Hrn. Michelsen gegen diejenigen, welche behaupten, daß die Differentialformeln nichts anders als Grenzen der Verhältnisse ausdrückten. Dieser Meinung ist aber auch, und wie wir glauben, mit Recht, der Verf. zugethan. Hr. Michelsen setzt vorzüglich entgegen, wenn $\frac{dy}{dz} = nz^{n-1}$ blos die Grenze des Verhältnisses, welche sich dy:dz ohne Ende nähern kann, ausdrücket, in soferne $y = z^n$, so könne man nicht wohl vermeiden, dy und dz zuvor in Nichtse zu verwandeln, und dann erst den für $\frac{dy}{dz}$ gefundenen Ausdruck als eine genaue Bestimmung ihres Verhältnisses ansehen. Der V. bemerkt hierbey, daß in allen Untersuchungen der Differential- und Integralrechnung, wo y eine Function von einer absolut veränderlichen Grösse x ist, man niemals aus der Differentialformel $dy = pdx$ mehr zu wissen verlangt, als den Werth $\frac{dy}{dx} = p$, welcher bey der Theorie, die auf Grenzen beruhet, den Exponenten des Differentialverhältnisses $1 : p$ bedeutet. Dann aber, sagt der Verf., hat man keine Ursache, zu vermeiden, daß die Differenzen Δx und Δy in Nichtse verwandelt werden; vielmehr wird das nothwendig: Denn wenn z. E. bey $y = ax + bx^2$, woraus $\Delta y = (a + 2bx)\,\Delta x + b\,\Delta x^2$, man weder die Differenz Δy, noch das Verhältniß $1 : (a + bx + b\,\Delta x)$, sondern nur die Grenze dieses Verhältnisses zu wissen braucht: so muß man ja sagen, was hier verlangt wird, ist der Werth, welchen jenes Verhältniß für die Differenz $\Delta x = 0$ erlangt. Bey dieser Theorie

Theorie können nun freylich die Integrale nicht als Summen vorhergehender Differentiale betrachtet werden; das ist aber auch, wie der Verf. bemerkt, bey der ganzen Integralrechnung nicht nöthig. Nach dieser Voraussetzung sind, sagt der Verf., zur Erweiterung und nähern Aufklärung der Differential- und Integralrechnung folgende Gesetze zu befolgen: 1) die allgemeinen Eigenschaften der Exponenten der Differentialverhältnisse müssen ausdrücklich bestimmt und erwiesen werden. 2) Man darf nicht ohne Beweis annehmen, daß aus $\frac{dy}{dx}=p$, wenn y eine Function von x ist, man $\frac{dx}{dy}=\frac{1}{p}$ folgern, und nun x als eine Function von y betrachten kann, als welche durch die Gleichung bestimmt seyn soll, welche y durch x ausdrückt. 3) Muß man den Grundsatz, worauf die Aufsuchung der Exponenten, der Differentialverhältnisse für unbekannte Functionen, die erst mit Hülfe der Integralrechnung bestimmt werden sollen, beruhet, ausdrücklich anzeigen, und seine Unfehlbarkeit aufs schärfste erweisen. 4) In Befolgung dieser Gesetze muß für die anschaulichste Erkenntniß jeder Wahrheit gesorgt werden.

Nach unserm Ermessen hat der Verf. diese vorgesetzten Ziele in diesem vortreflichen Werk erreicht. Wir wollen, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur kürzlich bey der Differentialrechnung seine Verfahrungsweise anzeigen, und nur bemerken, wie vollständig er auf eine gleiche trefliche Art die Integralrechnung vorträgt, und was er in dem 3ten Hauptstück für Anwendungen von dieser Wissenschaft macht.

Das ganze Werk hat der Verf., um eine richtigere Ordnung, als in manchen sonst treflichen Lehrbüchern zu beobachten, in drey Hauptstücke getheilt. Das erste Hauptstück enthält die Differentialrechnung vollständig abgehandelt. In dem ersten Abschnitt erklärt derselbe deutlich, kurz und bestimmt, was man sich vor Begriffe von beständigen und veränderlichen Größen und ihren Functionen u. s. w. zu machen habe; hierauf werden die Differenzen veränderlicher Größen und ihrer Functionen erläutert, und wie man sich die Abnahme der Differenzen bis auf Nichts vorzustellen habe. Wenn nun y eine Function von einer absolut veränderlichen Größe x ist, und man die Differenz von y; Δy durch die Differenz Δx dividirt,

so heißt der V. Δx den Differenz-Quotienten, den Werth desselben, worin die abnehmende Differenz Δx endlich verschwindet, oder $=0$ wird, heißt er den Verschwindungs-Quotienten, und bezeichnet ihn mit dy. Alle Bezeichnungen dy, dz, do u. s. w. haben nun bey ihm diese Bedeutung. Nun erläutert er den Verschwindungs-Quotienten z. B. der Function $y = ax^2$ so: Zuerst beweist er, daß die Differenz dieser Function $\Delta y = 2ax\,\Delta x + a\,\Delta x^2$ sey, wenn man nun, wie es die gegebenen Erklärungen fordern, vor x; $x + \Delta x$ setzt, und $y' = a(x + \Delta x)^2$; $\Delta y = y' - y$ ist, so folgt hieraus $\Delta y = y' - y = a(x + \Delta x)^2 - ax^2 = 2ax\,\Delta x + a\,\Delta x^2$. Der Differenzquotient wird hieraus $\Delta x = 2ax + a\,\Delta x$. Dieser wird nun nach der Erklärung Verschwindungsquotient, wenn man $\Delta x = 0$ nimmt; daher $dy = 2ax$, da das zweyte Glied $= 0$ wegfällt. — Hierauf folgen die allgemeinen Ausdrücke für die Functionen, ihre Differenzen und Verschwindungsquotienten, nebst den Grundsätzen, worauf alle Untersuchungen, welche sich damit anstellen lassen, beruhen, und es wird ganz allgemein erwiesen, daß jede Function y von Z sich unter der Form

$Az^a + Bz^b + Cz^c \ldots$ betrachten lasse; daß aber alsdann

$$\Delta y = A(z + \Delta z)^a + B(z + \Delta z)^b \ldots \text{ u. s. w.}$$
$$\quad - Az^a \qquad - Bz^b$$

seyn müsse. Mit Anwendung des im ersten Theil allgemein erwiesenen binomischen Lehrsatzes folgt nun:

$$\Delta y = Az^a + \frac{a}{1} Az^{a-1}\,\Delta z + \frac{a(a-1)}{1 \cdot 2} Az^{a-2}\,\Delta z^2 \ldots$$
$$- Az^a$$
$$+ Bz^b + \frac{b}{1} Bz^{b-1}\,\Delta z + \ldots\ldots$$
$$- Bz^b$$
$$+ \ldots$$
$$- \ldots$$

daher $\Delta y = \alpha\,\Delta z + \beta\,\Delta z^2 + \gamma\,\Delta z^3 \ldots\ldots$

wenn α, β, γ in der Bedeutung genommen werden, daß solche die Summen der Coefficienten für die Potenzen Δz Δz^2 rc. vorstehenden allgemeinen Ausdrucks andeuten, welche sich in

den

den verticalen Reihen finden. Wird nun $\psi = \beta + \gamma \Delta z + \delta \Delta z^2 \ldots$ gesetzt: so ist $\Delta y = a \Delta z + \psi \Delta z^2$ der allgemeinste Ausdruck der Differenz jeder Function von y von einer absoluten oder abhängigen veränderlichen Größe z, wobey a eine von Δz unabhängige Größe, und ψ ebenfalls eine solche oder eine Function von Δz unter vorstehender Form $\beta + \gamma \Delta z \ldots$ bedeutet. Hieraus folgt also, für jede veränderliche Größe x giebts eine Differenz $\Delta y = M \Delta x + N \Delta x^2$, so daß $M = p P x^{p-1} + q Q x^{q-1} + r R x^{r-1} + \ldots$ seyn muß, wenn $y = P x^p + Q x^q + \ldots$ u. s. w. ist. Da also aus derselben Differenz der Differenzquotient $M + N \Delta x$, und aus diesem der Verschwindungsquotient, wie in dem vorhin angeführten Beyspiel folgt: so ist der Verschwindungsquotient $dy = p P x^{p-1} + q Q x^{q-1} \ldots$ jeder Function y von irgend einer absolut veränderlichen Größe x. — Wir geben diesen Auszug der schönen kurzen und leicht übersehlichen Schlußfolge des Verf., um durch ein Beyspiel zu zeigen, wie vortreflich er seine vorgesetzte, vorhin berührte Absicht in diesem Lehrbuch zu erreichen sich bemüht hat.

In dem 2ten Abschn. ist die Verschwindungsquotienten zu finden gelehrt, welche den algebraischen Functionen zugehören. Ist z. B. $y = A x^a$, so wird in der vorhergehenden allgemeinen Formel $B = 0$ $C = 0$ ꝛc., und hieraus nun $dy = a A x^{a-1} dx$. Hierauf werden eben so allgemein die Verschwindungsquotienten der Form $y = A x^a$ zu finden gezeigt, wo x eine abhängige Größe von jeder Function von irgend einer absolut veränderlichen Größe x ist. Dann handelt der Verf. von Umkehrung der Functionen und den verschiedenen Ordnungen der Verschwindungsquotienten. Wird nämlich Δy durch eine gewisse Differenz von x durch Δx bestimmt, so heißt Δy die erste Differenz; ist nun die erste Differenz Δy noch eine Function von x und nicht allein von Δx, so nimmt man Δx als einerley Größe an, und sucht die erste Differenz $\Delta . \Delta y$ von Δy wie von einer Function von x, und nennt diese die zweyte Differenz der Function von y; $\Delta^2 y$, und so die dritte, vierte u. s. w. Nach Voranschickung dieses Vortrags lehrt nun der Verf., was allgemein $\Delta^{r+1} y$, von jeder Function von y seyn müsse. In dem dritten Abschnitt werden nach ähnlicher Methode nach,

vorausgeschickten ganz allgemein erwiesenen Formeln die Verschwindungsquotienten der logarithmischen und trigonometrischen Funktionen, sodann auch der Exponentialgrößen zu finden gelehrt. Diese vollständige Theorie der Differentialrechnung ist auf 94 Seiten enthalten.

Das zweyte Hauptstück enthält bis zur S. 298 die Integralrechnung sehr vollständig in gleich schöner Ordnung, nach jedesmaliger Voraussetzung der allgemeinen streng erwiesenen Lehrsätze, vorgetragen, und zwar in 4 besondern Abschnitten. Der erste enthält die Grundlehren der Integralrechnung, die Integrirung von $x^m dz$, eine Einleitung zur Integrirung durch Reihen die logarithmischen Integralien, die Bestimmung der beständigen Größe aus dem veränderlichen Theil des Integrals mit Beyspielen erläutert, zwo Reihen zur Bestimmung des Integrals $Sx^m dx (a + bx^n)^p$. Der zweyte Abschnitt handelt von vielen der merkwürdigsten Verschwindungsquotienten, deren Integrirung von Logarithmen und Kreisbögen abhängt. Der dritte Abschnitt enthält weitere Anwendungen bey Integrirung zusammengesetzter Differentialen, nämlich der Zerfällung jeder Function $a + \beta x + \gamma x^2 \ldots$ in dreytheilichte Factoren; von Integrirung gebrochener Differentialen oder Verschwindungsquotienten; allgemeine Betrachtungen, unter welchen Umständen $x^m dx (a + bx^n)^p$ zu integriren. Mehreres von irrationalen Verschwindungsquotienten, und dann noch von logarithmischen und trigonometrischen Verschwindungsquotienten. Der 4te Abschnitt handelt von der Integrirung der Differentialien, welche Functionen von zwey veränderlichen Größen zugehören; und von der Integrirung der Verschwindungsquotienten höherer Ordnungen.

Nachdem nun der Verf. in diesen beyden Hauptstücken die Theorie der Differential- und Integralrechnung ganz rein, ohne Untermischung ihrer Anwendung auf einzelne Gegenstände, vorgetragen hat, so widmet er das dritte Hauptstück den Anwendungen, die man gewöhnlich von dieser Wissenschaft macht. Uns gefiel diese Einrichtung bey einem Lehrbuch besonders wohl, denn sie gewährt eine leichtere Uebersicht der Wissenschaft, und wie wir auch glauben, eine leichtere Erlernung. Die Anwendungen, welche der Verf. macht, sind folgende: In dem ersten Abschnitt lehrt der Verf. die Werthe finden, welche Functionen alsdann erlangen, wenn die vorhandene veränderliche Größe

Größe um eine gegebene Größe zu- oder abnimmt. In dem 2ten Abschnitt wird die Differentialrechnung zur Summirung der Reihen gebraucht. Der 3te handelt die Lehre vom Größten und Kleinsten ab. In dem 4ten Abschnitt wird die Differentialrechnung auf Functionen von x so angewendet, daß man ihre Werthe bestimmet, für denjenigen Werth von x, für welchen diese Functionen $\frac{0}{0}$ zu seyn scheinen; und auf die Auflösung gebrochener Functionen in mehrere Brüche und Reihen. In dem 5ten Abschnitt werden endlich die allgemeinsten Eigenschaften der gebräuchlichsten krummen Linien mit Anwendung dieser Wissenschaft vorgetragen.

Pz.

Johann Nicolas Arnould, Sr. Churfürstl. Durchl. zu Köln, wie auch Sr. Churfürstl. Durchl. zu Pfalzbaiern vereideten Geometers und Baumeisters, Beyträge zur Civilbaukunst, aus eigenen Erfahrungen gesammelt und mit Zusätzen versehen. Köln, 1791. 14½ Bogen. 8. nebst 3 Kupfern.

Das Ganze ist in sechs Stücke getheilet. Im ersten wird von der Stärke des Holzes, des Eisens und gehauener Steine geredet, und zwar vom Holz sowohl in horizontaler, als senkrechter Lage. Es werden Versuche erzählet, die man 1740 in Frankreich sowohl mit geschnittenen Stücken, als mit ganzen Balken, angestellt hat. Daraus sind Tabellen gegeben, wie viel Bretter und Balken von gewissen Maaßen, theils auf der schwachen, theils auf der stärksten Seite geleget, zu tragen im Stande sind. Da aber weit öfterer Hölzer von ganz andern Maaßen gebraucht werden, als hier angegeben sind; so hätte billig gezeigt werden sollen, wie in solchen Fällen die Berechnung anzustellen sey. Auch ist nur vom Eichenholz die Rede, doch soll die Stärke des Tannenholzes darnach auch bestimmt werden können, wenn man es nur ⅓tel stärker nimmt, welches aber mit keinen Erfahrungen bewiesen wird. Im zweyten Stück wird, doch etwas unordentlich, gezeigt, wie überhaupt ein so fester Bau erhalten werden könne, daß, wie der Verf. sagt, auch ein klein Erdbeben demselben nicht schaden könne, welches denn vorzüglich in vielem angebrachten Eisen beruhet. Nebenbey wird noch von den Verhältnissen eines Frontons

geredet, und aus dem Daviler verschiedene Arten von Gebälkdächern ohne Nutzen namhaft gemacht. Das dritte Stück beschäftiget sich vorzüglich mit Grundlegung der Gebäude und Brücken durch Pfähle, wo von dieser ihrer Dicke, Stellung und Zwischenweite das Nöthigste kurz angegeben ist, auch gezeigt, was man beym Einrammen zu bemerken habe, und unter welchen Umständen das Einrammen der Pfähle zur Grundlegung mehr schädlich als nützlich ist, wobey einige Fehler, von Fr. Baumeistern begangen, zur Erläuterung angefüget sind. Den Schluß in diesem Stück machen Bemerkungen, was ein des Bauens unerfahrner Bauherr, wenn ein Bau accordiret ist, von den Werkleuten, als Zimmermann, Maurer, Leimdecker, Schreiner, Schlösser, Gläser und Anstreicher zu fordern hat; welches indessen, wie man leicht denken kann, wenig Allgemeinheit hat, da kein Bau dem hier aufgestellten völlig gleich, und zu jedem nicht einerley erforderlich ist. Das 4te Stück handelt von Erbauung der Ufermauern, Wasserbehälter und Cisternen. Vom ersten ist die Beschreibung mancher Ausdrücke wegen, und weil in den Kupfern Buchstaben fehlen, unverständlich: bey den letzten wird gelehret, wie sie mit Kleierde, Cement und Bley wasserdicht aufzuführen. Alles aber äusserst kurz, und hin und wieder nicht deutlich genug. Das 5te Stück lehret in erdichteten Beyspielen an einer neu zu erbauenden Kirche und einer Mühle, wie man sich bey Besichtigung und Austrägen zu verhalten habe. Kann, so wie es da ist, wohl nicht viel Nutzen haben. Das 6te Stück handelt endlich von Aufführung eines Hauses ohne Holz. Statt der gewöhnlichen hölzernen Decken in den Zimmern wird ein flaches Gewölbe gebauet von Steinen 10 Zoll lang, 5 Zoll breit und 1 Zoll dick auf der breiten Seite in reinen Gyps gelegt. Oben über werden an den Seiten, und vorzüglich in den Ecken, bis gegen einen Drittel der Wölbung, von 5 zu 5 Fuß dünne Pfeiler mit Gyps aufgeführt, die Zwischenräume mit Gyps und Brocken von Ziegelsteinen ausgefüllet. Dann wird die ganze Fläche geebnet, mit trockenem Sande überschüttet, und mit Platten beleget. (Im Winter sind also Fußdecken nöthig.) Ein solches Gewölbe braucht die schwächsten Widerlagen, und hat einen so festen Zusammenhang, daß man zwey, wohl gar drey Wände wegbrechen, auch Stücken herausschlagen kann, ohne daß das Uebrige nachfällt. Wovon verschiedene Beyspiele erzählt werden. Doch können diese Gewölbe nicht gebraucht werden an Orten, wo es feucht ist. In Frankreich sollen

sollen sie häufig eingeführt seyn, und der Verf. versichert, daß, wenn ihre Festigkeit so bekannt wäre, als sie bewährt befunden, man alle Gebälke und Getäfel völlig abschaffen würde. Wo indessen große Lasten getragen werden sollen, wird ein solches Gewölbe doppelt gelegt. Auf einer solchen Decke bauet nun der Verf. sein feuerfestes Dach ganz von Stein auf folgende Art. Dünne Querwände, Separationswände, wie er sie nennet, auswärts nach der Figur, die das Dach haben soll, werden über den ganzen Boden von einer Wand zu der gegenüber stehenden, doch mit einem in der Mitte gelassenen Communicationsgang, 13 Zoll weit auseinander parallel neben einander aufgeführet, und das Ganze an der Aussenseite mit 16 Zoll breiten Ziegeln entweder einfach oder doppelt über einander gelegt überdecket. Alles muß in reinen Gyps gelegt werden. Daß ein solches Dach nicht Feuer fangen könne, ist wohl gewiß; ob es aber für Kanonenkugeln und Bomben so gesichert sey, als der Verf. angiebt, ist wohl nicht so gewiß, noch mehr aber, ob die in Gyps gelegten Dächsteine nicht bald, von der Witterung gelöset, herabfallen werden? Da überdem aller Raum unter dem Dach durch diese Bauart verlohren geht, so ist sie auch selbst da, wo Gyps und Steine überflüßig und ohne große Kosten zu haben sind, doch nur in wenigen Fällen anwendlich. Papier, Druck und Kupfer sind übrigens bey diesem Produkte höchst schlecht, und eine Menge Provinzialwörter und Wortfügungen entstellen den Vortrag, und machen ihn nicht selten undeutlich.

N.

Acta astronomica Cremifanensia, divisa in partes duas, quarum prior observationes ab anno 1776 ad annum 1791, earum calculos, et comparationes cum tabulis; posterior vero exercitationes seu evolutiones variarum materiarum astronomicarum complectitur, collecta et elaborata a P. *Placido Fixmillner*, Benedictino et Astronomo Cremifanensi. Styrae, typis Medter. 1791. 556 Quarts. 6 Kupfertafeln; noch auf dem Titelblatte, Darstellung

etwas vom Innern der Sternwarte mit mehrern feststehenden Werkzeugen.

Herr P. Firmillner hat vor diesem zehnjährige Beobachtungen bekannt gemacht, und verbindet die Astronomen jetzo durch derselben Fortsetzung. In der Vorrede meldet er: bey den Sonnenrechnungen habe er la Cailles Tafeln bis 1778 gebraucht, seitdem Tobias Mayers, mit den Mondbeobachtungen ebenfalls Mayers Mondtafeln verglichen, wie solche in der N. Ausgabe vom Hrn. de la Lande Astronomie und der Berliner Sammlung zu finden sind, weil er Mason's Verbesserungen zu spät erhielt; doch hat er noch einigen Gebrauch davon gemacht. Für die beyden untern Planeten hat er la Landes Tafeln gebraucht, mit Verbesserungen, die ihm derselbe mitgetheilt. Beym Mars auch la Lande's und Triesnecker's; beym Jupiter die Veränderung der Eccentricität und die Secularbewegung in Betracht gezogen; auch beym Saturn, wo er noch eine Vergleichung mit Hrn. de la Place Verbesserung angestellt. Herschels Planeten hat er in Nouv. Mém. de l'Acad. de Par. 1783, und Eph. Vienn. 1789. mit den damaligen Tafeln verglichen, jetzo keine fernern Vergleichungen angestellt, weil er die neuern Tafeln noch nicht erhalten könne. Auch bey den Jupiterstrabanten hat er die neuesten Tafeln und Verbesserungen gebraucht.

Von den Beobachtungen selbst und ihrem Gebrauche hier nur einige Proben. Sonnenflecke, zur Bestimmung des Durchschnitts des Sonnenäquators mit der Ekliptike, seiner Neigung und der Zeit der Umwälzung, 1776, 77, 78, 82 beobachtet. Hier führt er nur die Beobachtungen an, die sich mehr Tage nach einander fortsetzen ließen. Stelle des Durchschnitts und Neigung zu finden, versuchte er nach Hrn. la Lande Rath Hypothesen. Seine Beobachtungen gaben ihm nicht gut übereinstimmende Folgen. Knoten und Neigung zu bestimmen, sind die am geschicktesten, wo sich die Erde bey dem Knoten befindet, oder um den größten Abstand des Sonnenäquators von der Ekliptik. Alles zusammengenommen, setzt er den Ort des aufsteigenden Knoten in 8 Zeichen 12 Gr. 22 M.; die Neigung 7½ Gr.; die mittlere Zeit der Umwälzung 25 Tage 12 Stunden. Am Ende der Saturnsbeobachtungen alle von 1766 — 1790 beobachtete Oppositionen, mit Halley's unverbesserten Tafeln verglichen; dann mit Herrn de la

de la Place Verbesserung beygebracht; und endlich, Unterschied zwischen der verbesserten Rechnung und der Beobachtung.

Im 1ten Theile betrifft die erste Exercitation die Sonnenparallaxe aus dem Durchgange der Venus 1769. Bey den hierüber angestellten Untersuchungen dachte Hr. F. müssen Kleinigkeiten mit in Rechnung gebracht werden, die man sonst billig beyseite setzt, als: macht der Abstand jedes Beobachters vom Mittelpunkt der Erde hier keinen Unterschied? Ist die Azimuthalparallaxe ganz unbeträchtlich? Hier will man die Sonnenparallaxe fast auf Hunderttheile einer Secunde bestimmen, also sollte man Tausendtheile einer Secunde nicht vernachläßigen. Die Rechnung zeigt, daß die wirkliche Sonnenparallaxe, nach unterschiedener Breite der Oerter, bisweilen mehr als $\frac{1}{20}$ einer Secunde unterschieden ist, und dieser Unterschied wird bey der Parallaxe der Venus fast vierfach, auch beträgt die Azimuthalparallaxe der Sonne in manchen Fällen beynah $\frac{1}{10}$ einer Secunde. Werden also diese Kleinigkeiten nicht in Betrachtung gezogen, so ist nicht abzusehen, wie man bey der Sonnenparallaxe auf Zehntheile einer Secunde sicher seyn will. Diesen Bemerkungen gemäß berechnet und vergleiche Hr. F. die bekannten Beobachtungen. Ein Mittel aus allen giebt ihm die mittlere Sonnenparallaxe = 8,54 Secunden. Da die Cajaneborgische Beobachtung so sehr ist bestritten worden, erklärt er sich folgendergestalt: Die Beobachtung der äussern Berührung, zumal, wie gemeldet wird, bey wallendem Sonnenlichte gemacht, läßt sich an Gewißheit, mit den Beobachtungen der innern Berührungen nicht vergleichen, so geschickt auch der Beobachter seyn mag. Er läßt also die Cajaneborgische Beobachtung weg, und bringt die Parallaxe 8,66 heraus, um ein Hunderttheil kleiner, als Woodhus und Tairt sie gaben. II. Abh. Ueber die Bedeckung Saturns vom Monde 1775. 18. Febr. Zuerst über Eintritt und Austritt des Ringes, also mehreres, des Ringes Lage zu bestimmen. Dann über Saturns Bedeckung und Vergleichung mit andern Beobachtungen. Dann Verbesserungen der Tafeln für Saturn und Mond. III. Abh. Die Berechnung der Mondparallaxen durch die Methode des Neunzigsten vollkommener zu machen. IV. Besondere Vorsichtigkeiten, wegen Aberration und Nutation bey den Planetenrechnungen. Für des Planeten heliocentrischen Ort kommen Aberration und Nutation nicht in Betrachtung. Den Commutationswinkel

erhält man nur richtig aus dem wahren Orte der Sonne, nämlich derselben Aberration und Nutation abgerechnet, und bey dem wahren geocentrischen Orte des Planeten muß man auch Aberration und Nutation in Betrachtung ziehen. Nun Anwendungen dieser Gesetze. Zu dergleichen Untersuchung veranlaßte Hrn. F. unter andern die Frage: ob bey Conjunctionen z. E. Mercurs mit der Sonne, die Aberration, des Planeten und der Sonne zu betrachten sey? worüber Hr. la Lande und Hr. Jeaurat uneins waren. V. Abh. Methode, die Stellung von Kreuzfäden zu untersuchen, und die Fehler zu verbessern, welche von Unrichtigkeiten dabey herrühren. VI. Berechnung der Aberration der Fixsterne. Die Gründe, sie zu verstehen, und die Arbeit erleichtert. VII. Abh. Wie die Bahn von Herschels neuen Planeten zu bestimmen ist. Weil Hr. Fixmillner ein Oesterreicher ist, nennt er ihn Urania. VIII. Abh. Ein neues astronomisches Netz, kreisförmig. Zween oder drey concentrische Kreise, in ihnen ein paar Durchmesser senkrecht auf einander, allenfalls noch einer der vorigen unter Winkeln von 45 Gr. Eines Sterns beyde Antritte an eines Kreises Umfang geben durch ihre bekannte Zwischenzeit die Größe der Sehne, welche der Stern beschrieben hat, auch den Augenblick, wenn der Stern an dem Durchmesser ist, welcher die Sehne halbirt. Beobachtet man einen andern Stern an eben dem Kreise, und weiß den Unterschied von beyder Declinationen, so findet man den Werth vom Durchmesser des Kreises, und so dient dieser Kreis nachdem als Mikrometer; auch findet man aus seinem bekannten Durchmesser andrer concentrischen ihren Gebrauch des Durchmessers, die einander unter 45 Gr. scheiden. Auch wenn bey einem solchen Netze kein Faden der täglichen Bewegung parallel steht. Hr. F. erinnert, daß hier nicht alles neu sey — einen leeren Kreis statt Mikrometers hat la Lande — doch sind ihm Anwendungen und Beweise eigen. Nun möchte es schwer scheinen, Kreise auf Glas zu reissen. Hr. F. giebt eine Maschine, dieses mit Demant zu verrichten. Die Demantspitze wird senkrecht auf des Glases Ebene fest gestellt, und das Glas unter ihr um eine Axe senkrecht auf seine Ebene gedreht. Die Spitze läßt sich vermöge einer Schraube genau in unterschiedenen Stellungen befestigen, und beschreibt so Kreise von gegebenen Durchmessern. Begreiflich muß sie weder zu stark, noch zu gelinde angedruckt werden, welches man erst an Gläsern probiren muß, um die es kein Schade ist. (Als der Rec. Hrn. la Lande

Vor-

Verschlag mit dem leeren Kreise prüfen wollte, ließ er aufs Glas einen Kreis mit Tusche ziehen, welcher wenigstens so gute Dienste leisten konnte, als Tobias Mayers Mikrometer mit Tusche gezeichnet.) IX. Abh. Ueber die Berechnung der Sonnenflecke und des Schattens der Erde. Den scheinbaren Abstand eines Sonnenfleckens vom Mittelpunkte der Sonnenscheibe genauer aus dem Winkel am Auge zu bestimmen, als vermittelst der orthographischen Projection. Ueber die Vergrößerung des Erdschattens bey Mondfinsternissen wegen unserer Atmosphäre. Unterschiedne neue und feine Bemerkungen. Anhang einiger Beobachtungen. Noch: gesammlet, was die Lage des Meridians von Cremsmünster bestimmt; er ist in Zeit 47 Minuten 8 Secunden östlicher, als der Pariser. Mittlere Oerter von Fixsternen, für den Anfang 1790. Unter den Kupfern zeigt eins das äussere Ansehen der Sternwarte.

Hz.

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. W. von Göthe, Herzogl. Sachs. Weimarischen Geheimenraths, Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha, bey Ettinger. 1790. 8.

Der Name des Verfassers wird schon hinreichen, einen jeden Naturforscher auf diese kleine Schrift aufmerksam zu machen, und mit innigstem Vergnügen wird er bey Lesung derselben seine Erwartungen mehr als erfüllt sehen. Der scharfsinnige Dichter enthüllt hier die Natur bey einer ihrer wichtigsten Operationen mit solcher Wahrheit und bescheidener Würdigung der Grenzen unseres Erkenntnißvermögens, daß man sicher behaupten kann, die Wissenschaft der Kräuterkunde ist nicht durch eine Hypothese mehr erweitert, sondern sie ist durch nähere Bestimmung der wahren Wirkung der Naturkräfte wirklich bereichert, und ein großes Feld für den Geist des Forschens eröffnet. Da diese kleine Schrift selbst nur ein allgemeiner Abriß der Ideen des scharfsinnigen Hrn. Verf. ist, der uns mit der angenehmen Hoffnung schmeichelt, ein größeres, mehr

aus-

ausgearbeitetes Werk über diesen Gegenstand von seiner Hand erwarten zu können, so leidet sie begreiflich keinen Auszug, sondern wir müssen uns begnügen, die Idee des Hrn. Verf. nur ganz im Allgemeinen vorzutragen. Das ganze Geschäft des Wachsthums und der endlichen Fructification der Pflanzen ist immer zunehmende Verfeinerung, eine geistige Veredlung der ganzen Organisation der Pflanzen, nicht Entwickelung aus einzelnen Theilen derselben, wie Linne' glaubte, der den Kelch aus der Rinde, die Blumenblätter aus dem Splint, die männlichen Staubwerkzeuge aus dem Holze, und die weiblichen aus dem Marke sich entwickeln ließ. Ganz roh und ihrem ersten unorganischen Ursprunge am nächsten sind die Theile in den Saamenkappen, mehr verfeinert stellen sie Blätter u. s. w. dar, diese ziehen sich bey zunehmender Lebenskraft in den Blumenkelch zusammen, dieselben Gefäße bilden, mit noch mehr organischer Kraft begabt, Blumenblätter, und endlich Filamenten, Antheren, Germina und Pistillen. In diesen beyden Theilen hat die organische Kraft den höchsten Grad erreicht, ihr Sitz scheinen vorzüglich die Spiralgefäße zu seyn, welche sich nun mehr zusammenziehen, und die Saftgefäße und Schlauchgefäße hindern, sich auszubreiten, zu anastomosiren und Netze zu bilden; daher werden diese Befruchtungswerkzeuge, worin die organische Kraft den höchsten Grad erreicht hat, in einzelnen Fäden zusammengezogen. Dem Saft, welchen sie ausscheiden, ist die organische Kraft im höchsten Grade mitgetheilt, und so entsteht aus ihm ein Körper mit derselben organischen Kraft begabt, ein Pflänzchen derselben Art, ein Saame oder ein Auge; denn das sind in der Physiologie der Pflanzen wenigstens ganz ähnliche Begriffe. Diese Ideen, wovon wir hier nur das ganz Allgemeine vorzutragen versucht haben, begründet der Verf. mit so scharfsinniger Vergleichung der Theile unter sich, und ihre Uebergänge in einander, z. B. der Staubfäden und Pistillen in Blumenblätter, der noch übrigen Aehnlichkeit der Kelchblätter mit den wahren Blättern, z. B. bey der Rose, der Umwandlung des Germens in einen neuen Kelch, z. B. bey durchwachsenen Rosen und Nelken u. s. w., erklärt den Ursprung der Honigbehälter als unvollkommne Abscheidung des Saamenstaubes so natürlich, daß man ihm auf keine Art den ungetheiltesten Beyfall versagen kann. Auch die Structur der zusammengesetzten Blumen erklärt der Hr. V. sehr natürlich. Bey solcher Ausrüstung mit Geist und Kenntnissen wird der Hr. Verf. gewiß selbst die Pflicht lebhaft fühlen, seine Untersuchungen

chungen weiter fortzusetzen, und sein Versprechen einer ausführlichen Behandlung dieses Gegenstandes bald zu erfüllen.

Bo.

Beschreibung verschiedener Elektrisirmaschinen, zum Gebrauch für Schulen, von Joh. Conrad Gütle, Privatlehrer der Mathematik und Naturlehre. Mit Kupfern. Leipzig und Nürnberg, in der Schneiderschen Kunst- und Buchhandlung. 1790. 312 Seiten. 8. Nebst Vorrede, Inhaltsanzeige und Verzeichniß sowohl elektrischer Schriften, als elektrischer Werkzeuge, und der Preise, für welche er sie liefert.

In Beziehung auf ein größeres Werk, das er zu liefern gedenkt, hat es auch den Titel:

Beschreibung eines mathematisch-physikalischen Maschinen- und Instrumentenkabinets, mit zugehörigen Versuchen, zum Gebrauch für Schulen, von Joh. Conrad Gütle. Erstes Stück, welches die Beschreibung verschiedener Elektrisirmaschinen enthält.

Der Beysatz: zum Gebrauch für Schulen, bezieht sich wohl einmal auf die Maschinen von mancherley Preise, darunter verschiedene so wohlfeil sind, daß sie auch von Dürftigern angeschafft werden können, und der vielleicht auch auf das Buch selbst, das eine zwar kurze, aber doch deutliche und völlig hinreichende Theorie enthält. Z. B. Geschichte, Erklärung der Franklinschen Theorie, die hier vorzüglich angenommen ist, nach dieser aber auch, wiewohl ganz kurz, die Theorie des Hrn. Symmer, der zur Erklärung der entgegengesetzten Elektricitäten zwey verschiedene Materien annimmt, und die Meinungen der Herren Achard, Priestley, Henley, Wilcke, Kratzenstein, Karsten und Forster.

Die

Die Maschinen selbst sind zwar bekannt, aber viele haben unter seiner Hand wirkliche Verbesserungen bekommen. Rec. führt nur zur Probe folgende an.

Lichtenbergs Trommelmaschine wird nicht durch eine Kurbe unmittelbar an der Axe, sondern durch ein grösseres Rad, nach Carallos Art, bewegt. Die Spannung der Schnur bewirkt er durch Klemmung der Axe des Rades vermittelst einer Schraube an dem Brette des Gestells, darin ein Schlitz geschnitten ist, etwa wie die Rollen an einem Spinnrade können befestigt werden, doch ist hier keine Stellschraube. Ob das Festigkeit genug giebt, muß die Erfahrung entscheiden. Den seidenen oder wollenen Ueberzug spannt er durch ein Schnürband, das das Zeug an Oehre, die um der Axe der Trommel herum stehen, anzieht. Das Reibezeug steht auf gläsernen Säulen, und der harkenförmige Conductor geht durch einen löthrecht stehenden Cylinder.

Noch mehr rühmt er eine wollene oder seidene Elektrisirscheibe von 4 Fuß im Durchmesser. Das Zeug wird unten an einer in der Axe befestigten Scheibe von Sohlleder und zu äusserst an einem hölzernen Ring vermittelst seidener Schnürbänder festgespannt. Er hat diese Scheibenmaschine dreymal abgebildet, einmal auf dem Titelkupfer, und zweymal im Buche. Auch von Pappe und Papier macht er Scheibenmaschinen. Die vorzüglichsten aber sind die von lakirtem Seidenzeug.

Herberts Methode, Metall, wenn es isolirt ist, durch das Reiben mit Katzenpelz negativ elektrisch zu machen, der dazu nur eine messingene, an einem Ende mit einer Kugel geschlossene, und am andern mit einer Glasstange versehene Röhre nahm, die er auf Katzenpelz rieb, gab unserm V. die Veranlassung, eine Scheibenmaschine von Metall zu machen, die so eingerichtet ist, daß man positive und negative Elektricität erhalten kann. Auch einen Cylinder hat er gehörig dazu eingerichtet.

Um vermittelst des Weberschen Luftelektrophors eine Flasche zu laden, stellt er sie auf das Reibezeug, und läßt von innen herausgebogene Drathe die erregte Elektricität aufnehmen. Seine Flasche ist eigentlich nur eine gehörig belegte Glasröhre, die er auf das Reibezeug festbindet, und wenn sie geladen ist, mit demselben sogleich abnimmt. Rec. wundert sich, daß Hr. G. noch so viel von Glaskugeln hält. Offenbar sind Cylinder wirksamer, weil sie sich besser reiben lassen.

Sehr richtig bemerkt er gegen Hrn. Bohnenberger, daß die Scheibenmaschinen verhältnißmäßig immer einen gerin-

gern

gern Effekt hervorbringen, als gute Cylinder, wenn auch die geriebene Fläche an letztern merklich kleiner ist. Daß dieß vorzüglich an dem Glase liege, will Rec. nicht behaupten. Allerdings ist nicht ein Glas so wirksam, als das andere. Der vornehmste Grund aber liegt wohl darin, daß das Glas zu den Scheiben immer viel dicker ist, als zu großen Cylindern. Je dünner aber das Glas des Cylinders ist, desto bessern Effekt hat Rec. immer bey gleich gutem Glase gefunden.

Das Buch enthält in der That viele Bemerkungen, die einem Anfänger bey seinen Versuchen zu wissen nöthig sind, und Handgriffe, die man zum Theil in unsern besten Lehrbüchern nicht aufgezeichnet findet, eben weil man bey dem Aufsetzen gerade daran nicht denkt, und sie auch wohl nicht für unbekannt hält.

Statt des sonst gewöhnlichen Stücks Seide am Reibekissen nimmt er Katzenpelz. In sofern er dadurch das verdrüßliche Anhängen des seidenen Lappens am Cylinder verhindert, mag es Vorzüge haben, wenn anders die Elektricität dabey nichts verliehrt, wie doch geschehen müßte, wenn nach seiner Behauptung der Katzenpelz positiv elektrisch würde.

Zum Amalgama aus Quecksilber und Zinn nimmt er Kienruß, welches er zur Reinigung des Glases besonders empfiehlt.

Auch schlägt er statt dieses Amalgama Aurum Musicum S. 214 vor; das ist wohl ein Druckfehler, statt Mosaicum.

Anton Bruchhausen, Professors auf der Universität zu Münster, Anweisung zur Physik; aus dem Lateinischen, mit Zusätzen und Anmerkungen von Joseph Bergmann, Professor zu Mainz. Mainz, in der Churfürstl. privilegirten Universitätsbuchhandlung. 1790. Erster Theil. Mit 3 Kupfertafeln. 280 Seiten in gr. 8. Zweyter Theil. Mit 1 Kupfertafel. 300 Seiten. Dritter Theil. Mit 1 Kupfertafel. 364 Seiten.

Hr. Prof. Bruchhausen gab zuerst 1775. 1777 diese Naturlehre unter dem Titel: Institutionum physicae P. 1. 2. zu Münster heraus, und sie fand so viel Beyfall, daß er schon

1782 und 1783 die 2te verbesserte Ausgabe in drey Theilen daselbst drucken lassen konnte.

Aber das Buch hatte doch noch manche Fehler und Mängel; es war lateinisch geschrieben, folglich nicht so allgemein brauchbar, und selbst die scholastische Form, das häufige atqui, ergo, konnte nicht allen behagen. Ausserdem fehlte die literarische Notiz sowohl der vorzüglichern physikalischen Lehrbücher überhaupt, als auch besonders der kleinern Abhandlungen, wodurch mancher Satz viel besser als in größern Werken ins Licht gestellt ist, sie mögen nun für oder wider die angenommene Meinung des Verf. seyn. Hr. Prof. Bergmann, der sich schon durch seinen kurzen Unterricht in der Naturwissenschaft für Kinder in den Realschulen, davon die 2te Auflage zu Mainz 1784 erschienen, als einen Mann gezeigt, der einer solchen Arbeit gewachsen ist, unternahm es daher, das Werk, so gut er konnte, von seinen Fehlern und Mängeln zu reinigen, und es für deutsche Leser durch eine gute Uebersetzung brauchbarer und gemeinnütziger zu machen. Er hat seine Arbeit dem Herrn Coadjutor Baron von Dalberg zugeeignet. Um unsere Leser besser mit diesem nützlichen Werke bekannt zu machen, zeigen wir hier den Inhalt desselben an.

Erster Theil. Allgemeine Untersuchung über die Körper überhaupt und ihre allgemeine Eigenschaften. Statik und Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik, Zusammenhang und Anhang der Körper, wo unter andern auch die Stärke der Stricke, Metalle und Hölzer, Stärke der Säulen u. dgl. welche senkrecht aufgerichtet tragen untersucht wird. Besondere Phänomene flüßiger Körper. Haarröhrchen. Uebergang flüßiger Körper aus einem festen in den andern. Auflösung der Körper.

Man findet hier manche brauchbare Formel für die genauere Bestimmung der Größe der Kräfte; so weit solche durch Hülfe der Elementarmathematik leicht geführt werden können; auch manche andere mathematische Untersuchungen, die aber doch nicht allemal auf die gehörige Art angestellt sind. Z. B. §. 8. führt er den schönen Lehrsatz an: Wenn Körper in Theile getheilt werden, welche dem Ganzen und sich einander ähnlich sind: so nehmen diese Theile, in ein Gefäß eingeschlossen, den nämlichen Raum ein, welchen der ganze Körper eingenommen hatte.

1) Es

1) Es sey z. B. der Raum eines halben Würfels mit 4 gleichen Kugeln versehen, deren Halbmesser $= a$: so ist der Raum des halben Würfels $= 32a^3$, der Raum aber, den die 4 Kugeln einnehmen, nur $= \frac{16}{3}\pi a^3$; also bleibt ungefüllt $y^3 = (32 - \frac{16\pi}{3})a^3$.

2) Eben dieser Raum werde mit Kugeln, deren Halbmesser $= z = 2a$ ist, auf die vorige Art gefüllt: so ist der Raum des halben Würfels $32 a^3 = 256z^3$, und da 2 Schicht solcher Kugeln, und in jeder 16 Kugeln innerhalb dieses halben Würfels liegen: so ist der Inhalt dieser 32 Kugeln $= 32\frac{4\pi}{3}z^3$ $= \frac{128\pi}{3}z^3$; also bleibt für den ungefüllten Raum $256z^3 - \frac{128\pi}{3}z^3$. Eben so viel aber giebt auch die vorige Formel, wenn man für $a^3 = 8z^3$ setzt. So machte sich Rec. die Sache begreiflich. Hier steht 1) $\frac{16\pi a^3}{3} + y^3 = 32x^3$. 2) Man theile nun jede Sphäre in 4 kleinere; (das ist falsch. Er will sagen, den Durchmesser jeder Sphäre in 4 gleiche Theile) und lege diese 16 in das Parallelepipedum (den halben Würfel, dessen Seite $= 4a = 8z$): so ist $\frac{4\pi}{3}z^3 . 4 = \frac{4\pi}{3}a^3$ und $z^3 = \frac{a^3}{4}$; das ist wieder falsch; $z^3 = \frac{1}{8}a^3$.

Den Raum, durch den ein schwerer Körper in einer Secunde fällt, setzt er wider den gewöhnlichen Gebrauch, und ohne das Fußmaaß zu nennen, mit Dechales 16¼ Schuhe, in der ersten, und zweyten Secunde zusammen soll er 60′, und in der ersten, 2ten und 3ten Secunde 123′ fallen. Warum wählt der Verf. so unrichtige Zahlen? da nachherige Versuche der Theorie viel gemäßere Zahlen gegeben haben. Hin und wieder ist er sehr speciell. So findet man hier ein ziemlich langes Verzeichniß von Versuchen mit dem Tribometer. Praktische Bemerkungen über die Festigkeit und das Austrocknen des Holzes. Formeln für die respective Stärke der Balken, und Versuche darüber, und hier ist sogar eine Formel, wo man das Maximum der Stärke eines zu zerbrechenden Balkens suchen muß; also kann man doch nicht ganz mit Elementarmathematik abkommen.

Eine Formel für den Zusammenhang flüßiger Theile sowohl unter sich und mit andern, besonders mit Glase, wenn ihre specifische Schwere bekannt ist, beruht auf der Hypothese, daß die Kraft, mit welcher ein fester Körper, z. B. Glas an unterschiedenen flüßigen anhängt, sey ein zusammengesetztes Verhältniß aus der specifischen Schwere dieser flüßigen Körper, und aus dem Zusammenhange der flüßigen Theile unter sich. Darüber sind hier auf drey halben Bogen folgende Tabellen gemacht. 1) Verzeichniß der Kräfte, mit welcher eine gläserne zirkelrunde Scheibe von 1½ Zoll im Durchmesser, an destillirtes zu verschiedenen Graden erwärmtes Wasser anhieng.

II. Specifische Schwere verschiedener flüßiger Körper.

III. Verzeichniß der Werthe b, welche den Zusammenhang der Theile verschiedener flüßigen Körper angeben. Hiernach hatte die Kupferauflösung durch Kochsalzsäure, und nachdem das Wasser den stärksten Zusammenhang der Theile unter sich.

IV. Zusammenhang fester Körper mit flüßigen, wenn letzte nach Sulzers Thermometer 34 Wärmegrade hatten.

V. Verzeichniß der Anhangungskräfte, wobey die Erfahrung mit der nach der Formel berechneten ziemlich nahe übereinkommt. Eine so weitläuftige Untersuchung eines so speciellen Gegenstandes, wobey eine Hypothese zum Grunde liegt, wird man doch gewiß in einem solchen Handbuche nicht suchen.

Zweyter Theil. I. Die Luft. 1) Reine und unreine Luft. Ingenhouß Versuch, die Luft durch Pflanzen zu verbessern, wenn sie im Sonnenschein stehen. Verunreinigung derselben durch Blätter, Wurzeln, Blüthen, Früchte, wenn sie im Schatten stehen. Schwere und Schnellkraft der Luft. 2, 3) Wasserpumpe, Heber, Luftpumpe und Barometer. 4) Specifische Schwere, und 5) Zusammenhang der Luft mit andern Körpern. 6) Wind. 7—9) Schall.

II. Das Feuer. Eigenschaften desselben, Wärme und Kälte, Thermometer und Gebrauch desselben, in Rücksicht auf die Mittheilung der Wärme. Wie das in den Körpern versteckte brennbare Wesen aufgelöset, das Feuer frey und wirksam werde. Phänomene der Flamme. Kälte und Eis.

III. Licht und Farben. Auch von der Durchsichtigkeit und Dunkelheit der Körper.

IV. Die Elektricität, entgegengesetzte, verstärkte Elektricität. Elektrophor und Condensator. Theorie der Elektricität.

V. Das

p. 75. V. Das Wasser, allgemeine Eigenschaften und Verschiedenheiten desselben. Was man hier vorzüglich rühmen muß, ist die Bemühung des Verf., das Alte mit dem Neuen zu verbinden. Wer hier blos das Neueste für das Beste hält, geräth in einen Wirbel, aus dem man so leicht nicht wieder herauskommt. Eine Probe, wie er verfährt, mag seine Theorie vom Feuer seyn. Wo eine Wärme entsteht, da muß etwas seyn, das sie verursacht. Das thun die Feuertheilchen, welche unter verschiedenen Umständen bald Wärme, bald Hitze, bald Flamme erzeugen. Wo also Wärme ist, da ist auch Feuer, obschon wir es nicht allezeit sehen. Es giebt viele Körper, welche brennbar sind, und das Feuer unter gewissen Umständen nähren. Dergleichen sind Kohlen, Holz, Wachs, Fett ꝛc. Andere hingegen, als Wasser, Luft, Erde, haben diese Eigenschaft nicht. Es wird niemals etwas durch die Zertheilung und Auflösung aus einem Körper herausgebracht, was nicht zuvor in demselben enthalten war. Alle sind in den brennbaren Körpern Feuertheile u. s. w. Das ist Stahls Theorie, die jeder Laye in der Chemie für die faßlichste halten wird.

Die Kälte erklärt er nach den Grundsätzen des Churkölnischen G. R. C. L. Hoffmann für etwas negatives, für eine Abwesenheit der freyen Feuertheile. Salpetergeist auf Schnee macht, als Auflösungsmittel, große Kälte. Wenn aber Salpetergeist in Wasser gegossen wird: so ist Wasser das Auflösungsmittel, wodurch die brennbaren Theile desselben auf die nämliche Weise aufgelöset werden, wie das Phlogiston des Kalks durch das Wasser. Er kommt hier auch auf Ableiter der Feuertheile. — Wir haben ja aber auch Ableiter der Kälte? Das müßten denn wohl Zubringer oder Leiter der Wärme seyn. Wo mag aber die im kalten Winter herkommen? Oder binden Stroh, Holz u. s. w. die vorhandene Wärme so, daß der Körper in der strengen Kälte nicht erfrieren kann? Was bindet aber in dem bekannten Versuch mit Schnee und Eis die Kälte? Doch Rec. will seine Zweifel, die hier doch nicht vollständig vorgetragen werden können, lieber zurückhalten.

Die Erscheinungen der entgegengesetzten Elektricitäten erklärt er nach Franklins Hypothese, ohne jedoch ihre Richtigkeit zu behaupten.

Dritter Theil. I. Meteorologie. 1) Von der Ausdünstung und Verdampfung überhaupt. 2) Wässerichte Lufterscheinungen. 3) Emphatische Lufterscheinungen (Regenbogen,

 Hof

Hof um die Sonne und den Mond, Nebensonnen und Nebenmonde. 4) Gewitter. 5) Einige andere feurige Lufterscheinungen.

II. Etwas von chemischen Versuchen. 1) Vorerinnerungen von Salzen, Oelen und Geistern. 2) Von dem verschiedenen Anhange der Körper und der davon abhängenden Zusammensetzung derselben. 3) Gradation, Destillation, Sublimation, Calcination u. s. w. 4) Präcipitation und Krystallisation. 5) Gährung. 6) Fäulniß.

III. Unterschiedliche Arten Dünste und Dämpfe (Luftgattungen). 1) Vorerinnerung. Durch Gährung und Auflösung erhält man Dünste und Dämpfe, welche alle Eigenschaften eines elastischen flüßigen haben (und behalten, wenn sie Luftarten heißen sollen), in vielen Fällen aber von derselben verschieden sind. Sie sind nichts anders als die atmosphärische Luft, welcher sie als heterogene Theile anhangen. (Sind es heterogene Theile: so können sie ja nicht atmosphärische Luft seyn.) 2) Luft, welche durch die Gährung, durch die Auflösung der Kalkerde und der Laugensalze in Säuren erzeugt wird: fixe Luft. 3) Brennbare Luft. 4) Salpeterluft. 5) Verschiedene andere Luftarten.

IV. Von dem Mineralreiche. 1) Erden und brennbare Mineralien. 2) Steine, Metalle, Halbmetalle. 3) Von dem Magnete.

V. Vom Thierreiche. 1) Von den Theilen des menschlichen Körpers überhaupt. 2) Der Knochenbau im menschlichen Körper. 3) Die innern Theile desselben in der obern, mitlern und untern Gegend. 4) Kreislauf des Blutes. 5) Absonderung unterschiedener Säfte aus dem Blute. 6) Athmen. 7) Verfertigung des Speisesaftes und Blutmachen. 8) Von den Empfindungen überhaupt, und den fünf Sinnen. 9) Erhaltung des menschlichen Körpers; a) des Blutes gegen die Fäulniß; b) Nutzen der Nieren durch Absonderung des Urins; c) unsichtbare Ausdünstung; d) Absonderung und Ausscheidung durch die Därme; e) Nutzen der Lungen durch das Aushauchen. f) Erhaltung der nützlichen Säfte und der festen Theile.

VI. Pflanzenreich. 1ter Abschnitt. Allgemeine Pflanzenkenntniß, Körperbau, Entstehung, Wachsthum und Ernährung derselben. 2ter Abschn. Anfangsgründe des Feldbaues. 1) Von den verschiedenen Erdarten. Er nimmt folgende Bauerden an, a) schwarze Erde, b) Torferde, c — f) Thon, Sand,

Sand, Kalk und Bergerde. 3) Von der Art die Aecker zu bauen: Das Ackern, künstliche Mischung der Erden, Besserung mit dem Dung. 4) Vom Säen. 5) Von den Hindernissen der Pflanzung. 2ter Abschn. Beförderung des Feldbaues, künstliche Wiesenaustrocknung der Sümpfe, Viehzucht, Brachfelder.

VII. Von dem allgemeinen Weltgebäude. Die Himmelskugel. Himmelskörper. Scheinbare Stellung der Gestirne. Unterschiedliche Weltsysteme und Beurtheilung derselben. Daß so vielerley weitläuftige Materien hier nur kurz berührt sind, versteht sich von selbst. Indeß giebt er doch gute Begriffe davon, und die vielen vom Hrn. Prof. Bergmann darunter gesetzten Noten und Anzeigen der dahin gehörigen Schriften ersetzen noch gewissermaßen das Uebrige.

Beschreibung einiger Elektrisirmaschinen und elektrischer Werkzeuge, mit beygefügten Versuchen. Sechste und letzte Fortsetzung, von M. Gottlieb Christoph Bohnenberger, Pfarrer in Altburg bey Calw. Mit Kupfertafeln. Stutgart, in Metzlers neuen Verlagshandlung. 1791. gr. 8.

Man lieset des Hrn. Verf. Anweisungen immer gern, wenn er Maschinen beschreibt, die er selbst wirklich verfertigt hat. Hier hat er im ersten Abschnitt eine einfache Scheibenmaschine auf horizontalem Gestell, das auf soliden Glasfüßen ruhet, mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit beschrieben. Da die Reibepolster durch Schrauben an die Glasscheibe gepreßt werden: so ist klar, daß blos geschliffenes Spiegelglas dazu genommen werden kann. Daß er eine Scheibe aus Fensterglas von 10 Zoll Durchmesser so gerade gefunden, wie sie diese Einrichtung erfordert, ist ein seltenes Glück; aber bey 2 Fuß Durchmesser, die er hier bey seiner Angabe annimmt, ist eine geschliffene Glasscheibe durchaus nöthig. Der Hr. Verf. macht die Axe von festem Holz, welches wegen der Ableitung allerdings Vorzüge hat: aber ist er sicher, daß diese Axe sich gar nicht wirft? Rec. hat wenigstens eine solche Erfahrung bey einem Holze, das aus einem gespaltenen recht geraden und sehr trockenen Stücke genommen war, und hat sich genöthigt gesehen, die Scheibenaxe von Metall machen zu lassen. Sogar

die Scheiben, zwischen welchen die Glasscheibe befestiget ist, werfen sich aller Vorsicht ungeachtet. Aus dieser Ursach muß das Reibezeug doch so gemacht werden, daß es den Abweichungen der Scheibe von der Verticalfläche etwas nachgiebt.

Er meint, zwey Scheiben an einer Axe zu befestigen, koste nicht viel mehr Umstände; aber gewiß doch noch mehr Genauigkeit in der Stellung, wegen der innern Reibepolster.

Der Kütt, dessen er sich bedient, ist entweder blos Hausenblase, mit fein zerriebener Kreide oder Bleyweiß vermischt, mit Weingeist in glühender Asche gelinde aufgekocht, oder noch besser, 4 Loth Mastix, eben so viel Hausenblase, 4 Loth Geigenharz oder Pech, und halb so viel venetianischer Terpentin in Weinstein gekocht. Die Hausenblase wird bekanntlich zuvor geklopft, gewaschen und wieder getrocknet, darauf 24 Stunden lang in Weingeist eingeweicht, und alsdann in der Pfanne über dem Kohlfeuer aufgelöset, alsdann werden nach einander Mastix und die übrigen Ingredienzen gepülvert hineingethan, und fleißig umgerührt, zuletzt nimmt man die Masse vom Feuer, und dämpft die Masse ab, wie es etwa die Tischer mit ihrem Leim machen. So oft man etwas gebraucht, wird die Masse mit gutem Weingeist angemacht.

Die Spitzen seines harkenförmigen Conductors befestigt er in einem Rohr von Kartenblättern mit Stanniol überzogen; warum denn nicht an einer Röhre von Messingblech? Die Glassäulen und Röhren, womit er isolirt, überzieht er nicht mit Firniß, weil es bey trockenem Wetter nicht nöthig ist, und bey feuchtem nicht viel hilft. Aber zieht denn das reine Glas die Feuchtigkeit nicht stärker an, als die gefirnißten?

Im 2ten Abschnitt beschreibt er 1) die Verfertigung des Bennetschen Elektrometers oder Elektroscops, mit dem nöthigen Geräthe, besonders zu Versuchen mit Ausdünstungen; II. Kantons und Benners Methoden, die Elektricität zu sammeln, besonders Kantons letzte Verbesserung aus Greens Journal der Physik, 1. B. Cavallo nennt dieses verbesserte Werkzeug Collector of Electricity. III. Eine andere Angabe unsers Verfassers statt des vom Cavallo gebrauchten kleinern. Drey runde Scheiben, die mittelste von Messing auf einer Glasröhre lothrecht ruhend, und zu beyden Seiten zwey eben so große von Pappe, die auf der der mittelsten Scheibe zugekehrten Seite mit Stanniol überzogen ist, und mit ihren Staben, daran sie befestigt sind, entweder niedergeklappt, oder zurückgeschoben werden können, geben einen ohngefähren Begriff

von

von dieser Maschine. Werden aber die verschiedenen Metalle bey denen, die Galvani's Versuche mit den thierischen Muskeln und Nerven aus ihrem sogenannten Elektricismus der verschiedenen Metalle erklären wollen, Einwendung gegen diese Wahl machen? Rec. ist übrigens für diese Parthey noch nicht eingenommen, und findet des Hrn. Verf. Einrichtung so, daß er sie immer getrost gebrauchen würde, zumal da es hier wohl hauptsächlich auf die Elektricität der durch die 5 Scheiben belegten Luftplatten ankommt, wie Wilcke schon im 20sten Theil der Abh. der Schwed. Akad. d. Wiss. gezeigt hat.

Dritter Abschnitt. Elektrische Versuche, 1) mit dem Elektroskop, so zahlreich und umständlich, daß Liebhaber von elektrischen Versuchen, die hier angegeben, nachmachen wollen, und etwa noch nicht Bescheid wissen, nirgend ausführlichere Anweisung darüber finden. 2) Versuch, mit eben diesem Werkzeuge, in Verbindung mit dem Elektrophor, und 3) in Verbindung mit einer Glasplatte; zum Theil neu und sehr lehrreich. 4) Versuche mit dem Elektricitätssammler, die man schon aus Greens Journal kennt. 5) Versuche mit dem Scheibeninstrument: so nennt er den kleinern von ihm angegebenen Elektricitätssammler, dessen Scheiben sich zusammenschieben lassen. Er kann darin mehrere Scheiben stellen, und die Versuche noch mannichfaltiger machen. 6) Vermischte Versuche, darunter auch einige Wetterleiterversuche sind, welche lehren, daß man zur Schmelzung der Metalle u. s. w. gerade so gewaltige Maschinen nicht nöthig hat. Rec. kann versichern, daß er diesen letzten Theil mit Vergnügen gelesen hat. Der Bemerkungen aber würden zu viel werden, wenn er alles, was bemerkt zu werden verdiente, auszeichnen wollte.

Kl.

Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde, von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. Vierten Bandes erstes, zweytes und drittes Stück. Auch mit dem Titel: Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. Zehnten Bandes erstes, zweytes und drittes Stück. Berlin, bey Vieweg dem jüngern. 379 Octavs. 7 Kupfert.

Im ersten Stücke 22 Abhandlungen. 1) D. Pelisson neuer Windmesser, durch das Spielwerk veranlaßt; da eine Windfahne mit Windflügeln verbunden ist, die ein Klapperwerk in Bewegung setze. Hier ist an der Welle der Flügel ein Zahn, der in eine Scheibe greift, die 100 Zähne hat; bey jeder Umdrehung der Welle rückt die Scheibe um einen Zahn fort, und wenn 100 ihrer Zähne fortgerückt sind, schlägt ein Hammer auf ein Glöckchen, man kann den Schall auf 100 Fuß weit hören. Der Uhrmacher Droz zu Berlin verfertigt de gleichen für einen Friedrichsd'or. Die Zwischenzeit der Schläge giebt also einen Begriff von der Stärke des Windes. Bey dem schwächsten Winde konnte Hr. P. beynah eine Minute zählen; der stärkste, den er seit 3 Wochen, da er das Werkzeug besitzt, beobachtete, gab 10 Secunden. 2) U. F. B. Brückmanns Anmerkungen über den Aquamarin, oder Beryll und Topas, auch andere Edelgesteine. Es sey schwer, den Edelsteinen ihre Stelle im Systeme anzuweisen, ihre chemischen Bestandtheile kennen wir noch nicht genug; die Krystallisation sey sehr unterschieden, schon beym Diamant. Hr. Br. erhielt einen orientalischen, ganz reinen, feurigen und weißen Diamantkrystall, welcher eine achtseitige Säule bildet, und an der Endspitze zweyseitig zugeschärft ist, in Hrn. *de Romé de l'Isle* Krystallographie findet er sich nicht — Säulenförmige Krystalle werden oft schörlartige und schörlförmige genannt, ob sie gleich keine wahren Schörl sind. Man sollte: förmig, von der Gestalt brauchen, artig, vom Schörl selbst. 3) Joh. Jak. Bindheim in Moskau, über den sibirischen Beryll. Auf Wolle oder Haar gerieben, zieht er leichte Körper an, bey Asche zeigen sich wie zwey Pole, deren einer sie wenig anzieht, sogleich wiederum abstößt. Unter sibirischen Mineralien erhielt Hr. B. eine Stufe, worauf rother Bleykalk, Minium, befindlich ist, unter dem Namen: natürliches Minium. Wer der Obristlieutenant v. Strongoffskikoff berichtete ihm, es sey aus einer Grube des Schlangenberges, wo ein Brand entstanden war, und wiederum gedämpft ward. 4) Silberschlag physikalische Anmerkungen über die Röhrenleitungen bey Wasserwerken. Sie sind ihm oft durch Wurzelwerk verstopft worden, dessen Abkunft ungewiß war. Bey einer Röhrenleitung zeigte sich offenbar, daß eine Wurzel eines nahen Castanienbaumes durch das Holz der Röhre gedrungen war, vermuthlich bey einer Wurmhöhle, ihr Gräder hatte die Seele ganz ausgefüllt. Man komme also mit dem Röhrengange

großen

großen Bäumen nie nahe, oder wenn es seyn muß, bedecke man die Stelle mit einer Reihe neben einander gesetzter Ziegelsteine, noch nie ist bemerkt, daß eine Wurzel durch einen gebrannten Stein geschlagen. 5) Willdenow, neue Pflanze, *Usteria*, beschrieben und abgebildet. Hr. W. hat sie vom Hrn. Capitain Isert erhalten, nach dem konnte Hr. W. sie nicht nennen, weil schon Hr. Schreber eine *Iserta* hat, nennt sie also nach Hrn. Usteri. Man kennt bisher nur eine Art, U. guineensis. 6) D. Braun Fortsetzung der Beyträge zur Kenntniß der Eingeweidewürmer. In Fröschen, in der Galle des falco melanserus, da ihm noch kein Wurm in der Galle bekannt ist, nennt er den planaria bilis. Im Erinaceus europ., auch in der Brusthöhle des Strix Alveo. 7) D. Zeder Beschr. des Hirschsplitterwurms, (festucaria cervi). Hr. Z. fand ihn in eines erst geschossenen Hirsches Magen, Panze, Haube und Salter, auch mit dem Futter vermischt, aber das letzte nur, wo sie sich ins halbverdaute, noch warme Gras vor der vorbeystreichenden Luft verkrochen hatten, wo die Luft nicht auf den Magen hatte wirken können, hiengen Zotten und Blätter noch dicht voll. Im lebenden Thiere kommen sie also wohl nie unter das Futter, und entweichen der Gefahr, beym Wiederkauen zermalmt zu werden. Hr. Z. bringt das Thier zu Schranks IX. Gattung Festucaria; cervi conico ovata, sphinctere amplissimo, ore adsurgente remoto. 8) Hr. Kammerrath Habel in Wiesbaden, vom natürlichen Ruß in den Steinkohlen. Er liegt in schmalen Streifen zwischen und auf einer taubenhalsigen fetten Steinkohle, erscheint im Bruche, der Länge nach etwas glänzend, und spielt mit vielen kleinern Punkten nur etwas in das Taubenhalsige der Kohlen ausser dem länglichten Bruch, wo er gern Ablösung der Kohlen macht, hat er, in die Quere zerlegt, ein ganz zart schwarzes Ansehn, färbt leicht ab, und giebt besonders beym Zerreiben eine schöne schwarze Farbe. Noch von dem vulcanischen Glase, das sich bey Frankfurt in den Steinbrüchen findet, und vom Hrn. H. auch das Müllerische ist genannt worden. Hr. H. zeigt mehr Oerter an, wo es gefunden wird, dem wucherlichen Handel zu steuern, da es, als höchst selten, theuer verkauft wird. 9) Fortsetzung der Nachricht vom Arendsee, die Hr. Ge. Christoph Silberschlag im 4ten St. des 2ten Bandes der gesellschaftlichen Schriften gegeben hat. Er scheint mit unterirdischen Wasserschätzen in Gemeinschaft zu stehen; offene Nebenseen sind in der Nähe

 nicht.

nicht. 10) Hr. Klaproth prüft ein Fossil, das er als eine besondere Gattung vererdeten Eisens ansieht, und Eisenblau von Vorau nennt. 11) Ebenderselbe untersucht den gelben Kärnthischen Bleyspath. Seine Bestandtheile sind Bleyerde und Molybdensäure. 12) Franz v. Paula Schrank beschreibt eine sonderbare Viehkrankheit in Baiern 1788.

Zweytes Stück. 13) Nachrichten zur Peter Campers Lebensgeschichte, von dessen jüngsten Sohne, A. G. Camper, Mitglied der Staaten von Friesland. 14) J. C. H. Heyer chemische Zergliederung des sibirischen Aquamarins. Eben die Bestandtheile, die Hr. Wiegleb im sächsischen Topase fand, aber in andern Verhältnissen, Kiesel, Alaunerde, Kalk und Eisenkalk; also eine andere Art, eben der Klasse. 15) Herr Kammerrath Klipstein über das Vogelsgebirge, und von Verbesserung der Dunstmaschine. 16) Hr. Karsten, oryktognostischer Versuch zur nähern Bearbeitung der Naturgeschichte des Uraniums. 17) Ferber, über die noch jetzt obwaltende Schwierigkeit einer genauen Eintheilung der Erd- und Steinarten. Unter andern, weil die Verhältnisse der Bestandtheile so veränderlich sind. 18) Abildgaard anatomische Beschreibung des Saugers, Myxine glutinosa Linn. Das Thier gehört zu den knorpelichen Fischen, und möchte zunächst vor Petromyzon stehen. 19) Joh. Friedr. Wilh. Wiedemann, Herzogl. Würtemb. Bergrath und Professor in Stutgard, über die Art, Krystallisationen zu bestimmen. Viele Mineralogen haben noch einen schwankenden Begriff von dem Worte Krystallisation, sie brauchen Vergleichungen: granatförmig, alaunförmig, zählen die Flächen, geben aber derselben Größe und Neigung gegen einander nicht an. Die Wernerische Art, die Krystallisationen zu bestimmen, hält Hr. W. für die beste. Nur muß man nicht äussere Beschreibung der Foßilien mit Classification derselben verwechseln. Hr. W. stellt hier die Wernerischen acht Grundgestalten dar, mit einigen Zusätzen, zum Theil vom Hrn. Werner selbst. Sie sind: Linse, Tafel, Würfel, Säule, Pyramide, Octaeder, Dodecaeder, Icosaeder. Hr. W. handelt umständlicher von ihnen, und den dabey ferner zu machenden Bemerkungen. 20) Hr. Ing. L. Lasius giebt einen Zusatz über die Krystallisation des Sedativspates zum B. dieser Schriften. 21) Hr. D. Bloch Bemerkungen über Hrn. Abildgaard Nachricht vom Sauger. Erinnerung, daß die Naturhistoriker die Anatomie nicht über-

sehen

sehen sollen. Nach O. F. Müllers Beschreibung möchte der Fisch wohl des Aristoteles Pholis seyn. Bemerkungen mehrerer Zusätze ꝛc. 22) Aus einem Schreiben Hrn. O. L. v. Friderici aus Surinam. Man besitze da bisher noch weder zahmen noch wilden Brodbaum. Ein Baum, der durch Hrn. Duiz Vorsorge übersandt worden, werde dafür gehalten, sey eigentlich die Jana, die man wohl unter die Brodbäume zählen könne. Hr. Bloch zeigt aus der Beschreibung, sie gehöre zu Artocarpus, und den übersandten Blättern nach sey es die von Houttuyn zuerst beschriebene A. rotunda. Von Kokosbäumen in Surinam u. a. Gewächsen.

Drittes Stück. 23) Hrn. Pr. Schneider Beschreibung einer neuen Art Wasserschildkröte, Testudo planiceps, mit einer illuminirten Abbildung, und Bestimmungen einiger bisher wenig bekannten fremden Arten. 24) Brückmanns neuere Beyträge vom sibirischen Topas und Beryll zum 10. B. 25) Bindheim über den sibirischen rothen Bleyspat. Seine Bestandtheile. Hergestelltes Bley; nur wenig silberhaltige Molybdänsäure; Nickelkalk, mit geringem Gehalt von Kobalt und Kupfer; Eisenerde, luftleere Kalkerde; Kieselerde; und 6,05 im Feuer flüchtige Bestandtheile. 26) Hr. Klaproth berichtiget, was er im 8. B. d. Beobacht. vom leberfarbnen Schwerstein von Pengilly gesagt hat. Er hat nicht diesen Stein selbst, sondern ein selbigen begleitendes Mineral bekommen. Jetzo liefert er die Zerlegung des Steins selbst. 27) Hr. Oberamtmann Schröter zu Lilienthal, Beobachtungen des Saturns 1789 und 90. Verschwindung und Wiedererscheinung des Rings und anderer Beobachtungen an demselben. Saturns sphäroidische Gestalt u. dgl. 28) Hr. Karsten Bemerkungen über das Serpentinsteingebirge in Niederschlesien. 29) Hr. Landmarschall v. Hahn Bemerkungen über die Neigungsnadel. Beschreibung der Vorrichtung dazu, von Nairne. Die Zeichnung, die Hr. v. H. davon mitgetheilt hatte, ließ sich nicht auf ein Octavblatt verkleinern. Die Aenderungen betragen zuweilen 40 Minuten und drüber. Hr. v. H. findet die Ursache in Winden. Wenn ein Südwind entstehen soll, sinkt die nördliche Spitze der Nadel, bey herrschendem Nordwinde erfolgt das Gegentheil. 30) Hr. Gr. v. Mellin merkwürdige Beobachtungen am Hirschgeschlecht. 31) Hr. Pfarrer Scriba zu Altheiligen, Beschreibung eines Lammes, das beyderley Geschlechtstheile hatte.

IX. Chemie und Mineralogie.

Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Haushaltungskunst und Manufakturen, von D. Lor. Crell, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Bergrath, und der Arzneywiss. und W. W. ordentl. öffentl. Lehrer. Helmstädt, 1789. Erster Theil. 567 Seiten. 8. (nebst 1 Kupf.) Zweyter Theil. 553 Seiten (nebst doppeltem Register.

Dieses Journal trifft der Vorwurf nicht, den man mit Recht so manchem, mehrere Jahre hinter einander fortdauerndem, macht, daß es immer mehr an Interesse abnimmt; bey diesem trifft eher das Gegentheil ein. Das erste Stück enthält: Neuere Versuche über die Bestandtheile des Wassers, mitgetheilt vom Hrn. Zimmermann in Braunschweig. Hr. Z. war selbst Zeuge in Paris von Hrn. le Fevre de Gineau's 25 Tage daurendem Versuche, nach welchem 2 Pf. 3 Unzen 62 Gran der Luftarten 2 Pf. 2 U. 7 Qu. 27 Gr. Wasser gaben. Eben so wurde auch Wasser durch Streichen über glühendes Eisen zerlegt. (Die bekannten Einwendungen gegen diese Versuche finden auch bey gegenwärtigem Statt: und die Sache ist also noch immer nicht gehörig erwiesen.) II. Kleine mineralogische Beyträge, vom Hrn. Prof. Klaproth. Hr. K. fand bey Zergliederung des Zirkons im Hundert an Kieselerde 31½ Gr., nickelhaltige Eisenerde ½, von einer neuen Erdart 68 Gr. Der Diamantspath besteht aus ⅔ Alaunerde und ⅓ einer ebenfalls fremden Erde. Wir verdanken also hier Hrn. K. abermals eine wichtige Entdeckung: und von diesen neuen Erdarten hat der Zirkon das Besondere, daß er sich in Alcalien gar nicht, in Säuren aber leicht auflöst, dagegen die andere Erdart ganz rein, weder in Säuren noch Alcalien auflöslich ist. — Hundert Theile einer Sächsischen Hornerzstufe gaben Silber 67¾, Eisenerde 6, concentrirte Salzsäure 21, concentrirte Vitriolsäure ¼, Thonerde 1½, Kalkerde ¼. — Salzsaurer Spiesglanzkönig, aus Przibram. — Englischer angeblicher phosphorsaurer Kalk war nichts als Zinkspath; dagegen entdeckte Hr. K., daß der Apatit nichts anders als

jenes Mittelsalz sey. III. Ueber die phosphorsaure Soda und ihren Nutzen, von D. G. Pearson. Er zerlegte den Phosphor durch Salpetersäure, und sättigte die Soda mit der erhaltenen Säure. Das erhaltene Neutralsalz würkt zu 6—8 Qu. als ein abführendes Mittel; hat aber nur einen schlechten, aber nicht so unangenehmen Geschmack, als Glaubersalz und ähnliche Mittel. IV. Schiller vom blauen Siegellack (aus Bergblau). V. Hofmann über den weissen Quecksilberpräcipitat und das versüßte Quecksilber. 1 Unze Quecksilber in Salpetersäure aufgelößt, sey mit ½ U. Salmiak und 2 Qu. Gewächslaugensalz niederzuschlagen: das Niederfallende sey versüßtes Quecksilber: Die überstehende Flüßigkeit wurde noch durch Laugensalz gefället, und sey der eigentliche weiße Niederschlag (Kalk). VI. Schillers Zubereitung einiger Arzneyen aus Weinsteinrahm. Bey dem tartarisirten Weinsteine sey zu der alkalischen Lauge aufgeschütteter Weinsteinrahm bis zur Sättigung zuzusetzen; und nach der Köchung von einer Stunde noch etwas Laugensalz hinzuzufügen. — Seignettesalz (aus tartarisirtem Weinsteine und Friedrichssalz natürliches Glaubersalz). — Auflößlicher Weinstein (aus 24 Theilen Weinsteinkrystallen und 14 Theilen Borax). — Stahlweinstein (aus 12 U. Weinsteinkrystallen und 4 U. 2 Q. Stahlfeile.) VII. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen an den Herausgeber. Es sind Briefe von Methrie, Beddoes (1½ Theil Salmiak, 1½ Theil Salpeter bringen 4 Theil Wasser im Sommer zum frieren. — Er habe sehr leicht aus Weingeist ein wesentliches Oel von Pfirsichgeruch erhalten können). C. (der elastische Stein breche in großen Schichten in Brasilien). Hassenfratz (Nachricht von Verbindung der Metalle mit Phosphor; und vom Schießpulver, aus dephlogistisirt-salzsaurer Pottasche). Voigt, Westrumb. VIII—XIV. Auszüge aus den Abhandlungen der Akademie zu Dijon, vom J. 1783, von Morveau. Die Anzeige der Schriften betreffen Bergmanns opuscula, Hermanns Beyträge zur Physik, Gren's Naturlehre, Huths angewandte Mathematik, und den Schluß machen chemische Neuigkeiten.

Zweytes Stück. I. Diamantspath, auch in Frankreich entdeckt, von Morveau. Die drey Stücke, wovon das eine aus Poitou, das andere von lo Forez war, scheinen die Eigenschaften jenes besondern Spathes zu besitzen.

II. Hacquets

II. Hacquets Nachricht über ein mächtiges Lager von Flintensteinen in Pokutien, und deren Zurichtung. Merkwürdig dem Mineralogen, und wichtig für die österreichischen Staaten. III. Hassenfratz vom Daseyn der Phosphorsäure in den Sumpfpflanzen, und vom Ursprunge des Wassereisens in allen Arten des Eisens. Er kochte jede der zwölf untersuchten Sumpfpflanzen mit verdünnter Salpetersäure, bis zu einer Art Teige. Die abgesonderte Flüßigkeit wurde etwas abgedunstet, worauf sich Zuckersäure und Zuckerselenit schied. Die überstehende Flüßigkeit wurde mit Pottasche gesättigt, und dann Kalkwasser zugegossen. Man erhält Knochenerde, wenn alle Zuckersäure abgesondert wird (die man auf gewöhnliche Weise zerlegt); hieraus erhellt das Wassereisen in allen Sumpferzen: bey dem aus andern Erzen erhaltenen Eisen scheint es aus den angewandten Holzkohlen sich das Wassereisen zu bilden. IV. Dollfuß vom Bleichen der Baumwolle in dephlogistischer Salzsäure. Diese Methode ist bekannt, und seit der Zeit noch vervollkommnet. V. Widemanns Nachricht von der Amalgamation zu Freyberg. Der verdienstvolle Gellert bewies zuerst, daß die kalte Amalgamation in hölzernen Fässern sehr gut von Statten gehe. Man setzt zu den achtlöthigen Erzen 10 pr. C. Kochsalz, ½ pr. C. ungelöschten Kalk, und nach 2 Stunden 2 pr. C. Eisen zu. — Der Silbergehalt wird bis auf ⅛ herabgebracht. VI. Schillers Versuche mit Hollunderbeeren. Sie enthalten freye Weinsteinsäure: wird diese absorbirt, so geht der Zuckerstoff erst in weinhafte, sonst gleich in saure Gährung über. VII. Piepenbring über die Mutterlauge des Kochsalzes und deren Produkte. VIII. Werner von der Buzenwakke zu Joachimsthal. Eine den Mineralogen interessirende Beschreibung dieser sonderbaren Gesteinart. IX. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen, welche manches interessante kleine Detail enthalten, das aber besonders anzuziehen, uns, wie wir sehen, zu weit führen würde. X — XIV. Auszüge aus den Dijoner und Pariser Akad. Schriften, von Durande, Gattey, Lavoisier. Angezeigt sind: *Schede* opuscula, Batsch Anleitung zur Kenntniß der Thiere und Mineralien, *Sennebier* sur l'action de la lumiere solaire pour la Vegetation, Seiler hermetische Briefe, Werner Theorie des Ethers, *Driessen* de arte pharmaceutica etc.

Drittes

Drittes Stück. I. Hermann über den Stahl und die dazu besonders schicklichen Erze. Die mehrere oder geringe Fähigkeit eines Erzes, Stahl zu geben, hange hauptsächlich vom Braunsteinkönige ab. Dieser finde sich am reinsten im gewöhnlichen Braunsteine, in der größten Menge aber im Pflinze oder dem weißen Eisensteine. Selbst das geschmiedete Eisen besitze noch einen beträchtlichen Theil von jenem. II. Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Theorie von der Wärme, von R. Kirwan. Jene Einwürfe sind von Lavoisier und de la Place, und sind vom Hrn. K. gründlich beantwortet. III. Misglückte Versuche bey einigen angegebenen neuern Entdeckungen, von Hahnemann. Hrn. Lowitzens Methode, durch Kohlenstaub braune Laugen zu entfärben, misglückte ihm durchaus in sehr vielen Versuchen. (L. hat nunmehr die Verfahrungsart und Handgriffe genauer angegeben, und nunmehr misglücken sie nicht mehr.) Ballens Methode, Glaubersalz aus Kochsalz und Vitriol, zusammen calcinirt, zu verfertigen, fand er gleichfalls ganz unrichtig. IV. Vogler über die Krappfarbe auf Leinwand und Baumwolle. Man solle das Material vorher erst mit Krapp ordentlich färben, und dann mit einem Krappdecoct und mit einer Auflösung von Alaun und Cölnischem Leim nochmals beizen. V. Hacquets Bemerkungen über das Karpathische Gebürge. Ein Theil des Vorgebirges bestehe meistens aus Cos quadrum L., das man für Trapp angesehen habe. Unendlich viele Soolquellen und Salzlager darin; sie setzen jedoch nicht unter ursprünglichen Granit und Kalksteine durch. VI. Heyers Zerlegung der Kreuzkrystallen. 50 Gran davon bestehen aus 26 Gr. Kieselerde, 14½ Gr. Schwererde, 22½ Gr. Thonerde. VII. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen. VIII.—XIII. Auszüge aus den Petersburg. und Paris. akad. Schriften, von Sokoloff, Georgi, Oserezkowsky, Lavoisier. Angezeigt sind: Essay sur l'air pur; seconde edition, par *Metherie*; von Beroldingen's Bemerkungen über die Pfälzischen Quecksilberbergwerke; Esame della teoria del calore, di *Vacca-Berlinghieri*.

Viertes Stück. I. Succows Beobachtungen über einige Schwammarten. Mehrere derselben gaben im Sonnenlichte blos eine mit fixer vermischte entzündliche Luft; und phlogisticiren die Lebensluft. II. Ehrmanns Erfahrungen

zen über das Knallsilber. Mehrere damit angestellte Versuche zeigten keine knallende Kraft (die Ursach davon ergiebt sich aus der Erzählung nicht, da sonst dieses trügliche Salz so heftige Würkung äussert. III. Einige Nachrichten von der Einrichtung der Amalgamation zu Joachimsthal. Es ist die verbesserte kalte Amalgamation in Fässern, die durch eine besondere Vorrichtung in Bewegung gesetzt werden. Ersparung an Quecksilber, Kupfer, Feuerung, Arbeitslohn, Vorkehrung gegen Verlust und mögliche Feuersgefahr. Beschreibung gelegentlich entstandener Krystallisation des Amalgams. IV. Rückerts Nachricht von der Verfertigungsart des Zinnobers zu Amsterdam. Hr. R. liefert uns, als Augenzeuge, hier sehr interessante Nachrichten von der Brandtischen Fabrik, die auch ausser dem Zinnober Sublimat, rothen Präcipitat, versüßtes Quecksilber liefert. V. Versuche über das Leuchten der Zundwürmer, in verschiedenen Luftarten, von Beckerhin. Sie konnten in jeder der Luftarten (die sauren ausgenommen), auch in den tödtlichen eine Zeitlang leben; statt dieselben zu verschlimmern, verbesserten sie sie; die brennbare Luft wurde in Knallluft verwandelt. Ihr Leuchten war in jeder verschlossenen Luft gleich; jedoch nicht so stark, als wie in der freyen (gegen G. Forsters Bemerkung). Naturhistorische Entdeckung und Beschreibung dieser von einer flüßigen Materie leuchtenden Punkte, die auch für sich, vom Thierchen abgesondert, einige Zeit fortleuchten, welches durch die Luftarten und das Reiben nicht vermehrt wird. VI. Sage über die Wirkung brennbarer Luft auf organische Körper. Sie löse die thierischen Theile (z. B. einen Frosch in 2 — 3 Wochen) ganz in eine Flüßigkeit auf. VII. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen. VIII — XIII. Auszüge aus den Pariser Akad. Schriften, von Lavoisier, Bertholet, Daubenton. Angezeigt sind: Haller über die Schweizerischen Salzwerke, Biblioteca fisica di Europa; di *Brugnatelli*, T. I — III. Batsch systematische Chemie; *Lapostolle* sur le bled noir.

Fünftes Stück. I. Noch ein Beytrag zur Geschichte des Wolframs, von Gmelin. Aller angewandten Mühe ohnerachtet konnte der Kalk nicht zum vollkommnen Metalle, sondern nur zu schwarzen Klümpchen hergestellt werden. Wurden diese mit Arsenik, Braunstein, Zink, Spiesglanzkönig, Wismuth, Kobold zusammengeschmolzen; so erfolgte doch kein voll-

vollkommnes Metall. II. Vogler blaue Tinctur aus den Wurzeln der Mercurialis per. L. (mit Wasser). Sie ist standhafter, und weniger veränderlich selbst durch starke Säuren, als irgend eine blaue Farbe aus dem Gewächsreiche. III. Wieglebs Untersuchung des Hydrophors. 4 Qu. davon enthielten 3 Qu. 19 Gr. Kieselerde, 14 Gr. Alaunerde, 1½ Eisen, 14 Gr. Wasser; außer fast 12 Gr., die unter der Arbeit gleichsam verschwanden. IV. Westrumb, über die Bereitung des mineralischen Laugensalzes aus Kochsalz. Zu 20 Pf. Kochsalz, in 60 Pf. Wasser aufgelöst, setze man 25 Pf. rohe, reine und trockne Pottasche. Nach abgeschiedner vitriol- und salzsaurer Pottasche krystallisirt sich das Mineralalkali, das gehörig gereinigt 20 Pf. reines Mineralalkali in großen durchsichtigen Krystallen und 1½ Pf. weniger reines liefert. V. Kaufmüller über die Flüchtigkeit des Kampfers an freyer Luft. Aus den beygefügten Tabellen über die damit angestellten Versuche ergiebt sich, daß er nicht so ganz geschwind verfliege, als man bisher vermuthete, daß es aber bey erhöhter Wärme nach gewissen Verhältnissen erfolge. VI. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen. VII—X. Auszüge aus denen der Pariser Akademie vorgelegten Schriften, von Bayen, le Veillard, Gengembre und Rochefoucauld. Angezeigt sind: v. Veltheim über die Bildung des Basalts und die vormalige Beschaffenheit der Gebirge; Ferbers drey mineralogische Briefe; Titius de acido vegetabilium elementari, Bondt de cortice Geoffroeae Surin.; van Stipriaan de quibusdam salibus essentialibus vegetabilium; Scherer de analysi chemica aëris.

Sechstes Stück. I. Succow über die Apparate zur Wasser- und Säureerzeugung, und ihre vortheilhaftere Einrichtung. Sie ist vortheilhaft, bequem und gut, kann aber ohne die beygefügte Zeichnung hier nicht deutlich gemacht werden. II. Ueber die Porphyrgebirge am westlichen Ausgehenden des Altaischen Erzgebirges, von Herrmann. Eine sehr genaue und umständliche, und daher sehr unterrichtende Beschreibung des merkwürdigen Gegenstandes. III. Gmelins Beytrag zur Geschichte des Wolframs. Er suchte durch schickliche Vorkehrungen den Wolframkalk mit den vollkommnern Metallen so genau als möglich zu vereinigen. Mehrere Versuche geschahen mit Bley, Zinn, Kupfer, Eisen, Silber, Gold; diese Metalle wurden

mit jenem Kalke mehr oder minder, doch immer nur gering und unvollkommen verbunden. IV. **Meyer über eine gesättigte salpetersaure Quecksilberauflösung.** (Zum innerlichen Gebrauch.) In 1 U. Salpetersäure (die sich wie 1302 : 1000 verhielt) wurden nach und nach 6 Qu. 40 Gr. rother Quecksilberpräcipitat aufgelöst; wo alsdann die Auflösung weder nach Salpetersäure roch, noch den Violensaft roth färbte. V. **Fortsetzung derer eine vortheilhafte Bereitungsart einiger Quecksilberpräparate betreffenden Versuche, von Delkeskamp.** Sie erläutern und verbessern noch mehr die im vorigen Jahrgange der Annalen angegebenen Bereitungsarten. Am besten sey es, gleiche Theile des braunen Quecksilberkalks, abgeknisterten Kochsalzes und calcinirten Vitriols mit einander zu vermischen, und dann zu sublimiren. Das Digestivsalz giebt etwas weniger weißen Präcipitat, als Kochsalz. — Verschiedenes Verfahren, nachdem man zugleich auf den rothen Quecksilber- oder den weißen Präcipitat sieht. VI. **Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen.** VII — X. Auszüge aus denen der Pariser Akad. vorgelegten und aus eigenen Schriften, von **Lavoisier** und **Berthollet.** Angezeigt sind: **Renovanz** von den Altaischen Gebirgen; **Macquers** Wörterbuch, 3ter Theil; **Piepenbrings** pharmaceutisch-chemische Arzneymittel.

Der zweyte Band wird durch **eine wichtige Zergliederung des Weißgültigerzes zu Freyberg** vom Herrn **Klaproth** eröffnet. Statt des sonst in ihm angenommenen Kupfers und Arseniks fand man im Hundert an Silber 21, Bley 48, Spiesglanzkönig 7, Eisen 2, Schwefel 12, Alaunerde 7, und $\frac{1}{4}$ Kieselerde. II. **Knoch über das Verhalten der Alaunerde bey verschiedenen Niederschlagungsmitteln und des mit ihr übersättigten Alauns.** Die äusserst genau angestellten Versuche geben das Gewicht des gebrauchten Alauns, des Alkalis und der Erde, nebst deren verschiedenen Gestalt, selbst die aus den Laugen entstandenen Krystalle an. Die mit dem caustischen Ammoniak gefällte Erde war getrocknet fast wie ein Stein hart, und hatte viele Eigenschaften mit dem sogenannten Weltauge gemein. Während der Niederschlagung selbst durch jenes hatte sich ein Theil der Erde im Mittelsalze aufgelöst, und gab ein zeolithartiges, auch sehr hartes Salz. Erklärung der Ursachen der verschiedenen Mengen von Erden durch die angewandten Fällungsmittel.

Ver-

Verschiedene Zeiträume, in welchen die verschiedenen Niederschläge von Salpetersäure wieder aufgelöst wurden. IV. Westrumbs Untersuchung eines würflicht krystallisirten Fossils. Es ist wahrscheinlich aus dem Jülich- oder Bergischen, und wird sehr genau beschrieben. Die Oberfläche war gleichsam mit einem braunrothen ocherartigen Staube bedeckt. Hrn. W. scheint es Quarzsand mit einem kalkartigen Cement verbunden. Nach der Untersuchung bestehen 100 Gr. aus 70 Gr. Kieselerde, 15 luftleere Kalkerde, 10 Eisenkalk, 4 Luftsäure. IV. Bindheim Versuche mit Braunstein, vorzüglich dessen luftgesäuerten Kalke. Hat man aus dem Ilefelder Braunsteine die Kiesel-, Schwer- und Kalkerde und etwas Eisen geschieden, so kann, wenn man durch die Kunst dieselbe Masse von Erden zu dem Braunsteinkalke setzt, eine dem Ilefelder Braunsteine gleiche Masse wieder hervorbringen. Der luftgesäuerte Braunsteinkalk, der sich leicht in verdünnter Salpetersäure auflöste, reducirte sich zu glänzendem Metalle, so wie man die Salpetersäure davon abtrieb. Verhalten unsers Kalks bey den Auflösungen durch Arsenik, Vitriol-, Salpeter-, Kochsalz- und Phosphorsäure, auch durch concentrirten Essig. Wird krystallisirte phlogistisirte Pottasche mit gleichen Theilen unsers Kalks und etwas destillirtem Wasser digerirt, filtrirt, und die Flüßigkeit krystallisirt; so ist das Alkali nunmehr ohne alle färbende Kraft; dagegen besitzt der Braunsteinrückstand dieselbe in trocknen Gestalt. Zieht man diesen mit Westendorfs Essige so lange aus, bis er keine Wirkung darauf mehr zeigt; oder nimmt man zu eben dem Endzwecke verdünnte Salpetersäure; so überläßt der unaufgelöste Rückstand einer Auflösung des vitriolisirten Weinsteins oder einer ganz reinen Pottaschenauflösung kein färbendes Wesen, da dieselben das gesäuerte Eisenblau niederschlagen: der Zutritt irgend einer Säure befördert diese Wirkung. Der färbende Stoff hat also auf dem ersten Wege mehr Verwandschaft zu dem luftgesäuerten Braunstein, als zur Pottasche. V. Schmeißers Versuche mit dephlogistisirter Salzsäure. VI. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen. VII. VIII. Auszüge aus der Pariser Akademie Schriften, von Monge und Lavoisier. Angezeigt sind: Die Bergbaukunde; *Dietrich* description des gites de mineral; *Bader* experimenta circa sanguinem; *Martino* ricerche sopra la fermentazione vinosa; *Lavoisier* traité de Chimie.

Achtes Stück. I. **Knoch über die Alaunerde.** (Fortsetzung.) Die durch die verschiedenen Alkalien gefällte Erde wurde vor dem Löthrohre mit dem schmelzenden Fluss, auch mit Beyhülfe der Lebensluft gänzlich oder mehr und minder zum Schmelzen gebracht. — Wird zu reinem aufgelösten Alaune noch Alaunerde gesetzt, so entsteht theils ein weisser glimmerartiger, nicht auflöslicher Satz, theils würflichte Krystallen, denen der wahre Alaungeschmack fehlt. II. **Meyer vom Bleygehalte im Vitriolöle.** Daher mußte das aus Schwefel bereitete Vitriolöl vor den zu machenden Niederschlägen erst mit Wasser vermischt und filtrirt werden. III. **Bindheim von den Bestandtheilen der durch Hülfe des luftgesäuerten Braunsteinkalks abgeschiedenen blaufärbenden Substanz des Berlinerblaues.** Wird die im vorigen Stücke angezeigte Basis des färbenden Stoffs des Berlinerblaues mit caustischer Pottasche zusammengerieben und mit Wasser ausgezogen, so hat man wieder sehr reines phlogistisirtes Alkali. Vermischt man dieses mit salpetersaurem Quecksilber, mischt den Niederschlag mit dreymal so vielem Kohlenstaub, und destillirt bey immer verstärktem Feuer; so geht erst Quecksilber, dann ein phosphorartiger Dampf, endlich ein wenig leuchtender Phosphor — Der durch Salpetersäure reducirte Braunsteinkönig nimmt das Brennbare noch vollkommener an, wenn man während jener Operation noch etwas Kohlenstaub zusetzt. IV. **Kansemüller über ein im Hirschhorngeiste gefundenes Salz.** Es war wahres luftsaures Ammoniak, ohne Phosphorsäure. V. **Hofmanns Untersuchung von Steinchen in einem Geschwüre.** Sie bestehen aus Phosphorsäure mit Brennstoff und Kalkerde verbunden, nebst etwas Fettsäure und Oeltheilchen. VI. **Schmeissers Versuche mit dephlogistischer salzsaurer Luft.** Phosphor entzündete sich darin, und Gold löste sich darin auf, sobald etwas alkalische Luft hinzukam; Weingeist verband sich damit, und die schwere Salznaphte ließ sich daraus scheiden. VII. **Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen.** VIII. Auszüge aus der Pariser Akademie Schriften: **Lavoisiers** Betrachtungen über das brennbare Wesen, zur Entwickelung seiner Theorie vom Verbrennen und Verkalken. Angezeigt sind: **Grens** Handbuch der Chemie; *Kirwan* Essai sur le phlogistique; *Tabbroni* dell' arte di fare il vino; **Gehard** über die Umwandlung und über den Uebergang einer Erd- und Steinart in die andere.

Neun-

Neuntes Stück. I. **Succow über die Phosphorluft.** II. **Einige Nachricht vom jetzigen Zustande der Amalgamation in Amerika.** Ohnerachtet dieselbe so elend ist, daß man wahrscheinlich in dem Rückbleibsel mehr wegwirft, als man durch die Arbeit erhält; so liefert doch die einzige Grube Valenciana allein jährlich für 2 Mill. Piaster Silber. III. **Westrumb's Resultat der völligen Zerlegung der Pflanzensäure.** Es sey die Phosphor- und Luftsäure; sie erfolge mittelst der brennstoffleeren Salpeter- und Salzsäure, und durch die Verbrennung mit reinem Salpeter. IV. **Ilsemann über ein Bittersalz aus einigen Oberharzischen Silbergruben.** V. **G — r brennbarer Geist aus Grünspankrystallen.** Bey der ersten Arbeit gieng der brennbare Geist zuletzt, bey der Rectification zuerst und zuletzt über. Sollte etwa durch künstliche Verbindung des brennbaren Wesens mit vegetabilischer Säure ein brennbarer Geist erzeugt werden. VI. **Kunsemüllers chemische Untersuchung des Wermuths.** Die Zerlegung ist mühsam und genau, und giebt sowohl die Bestandtheile des wäßrigen, als auch des geistigen Extracts, und der Erde, welche aus dem verbrannten extrahirten Rückbleibsel erfolgte, gehörig an. VII. **Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen.** VIII — XII. Auszüge aus der Schwed. Akad. neuen Abhandlungen, von **Hjelm, Haggren, Modeer, Engeström, Schwarz.** Angezeigt sind: **Crawford** über die Wärme der Thiere; **Gmelin's** allgemeine Chemie; **Hermanns** Beschreibung des uralischen Erzgebürges; **Rückerts** Feldbau, chemisch untersucht.

Zehntes Stück. I. **Hahnemanns Entdeckung eines neuen Bestandtheils im Reißbley.** (Aus dem Ganzen ist mehr als wahrscheinlich, daß Hr. H. das Reißbley mit dem Wasserbley verwechselt, und so dessen Säure dargestellt habe. II. **Wiegleb's Untersuchung einer martialischen rothen Steinkohle.** Sie entzündete sich im Feuer nicht; bey der Untersuchung bestanden 160 Gr. derselben aus 100 Gr. Kohle und 60 Gr. dephlogistisirtem Eisen. III. **Christiani über den auflöslichen Weinstein.** Das beste Verhältniß sey 12 U. Borax (in kochendem Wasser aufgelöst,) und 48 U. Weinsteinkrystallen nach und nach zugesetzt. IV. **Kunsemüller über wesentliche Weinsteinsäure.** Zu 6 Pfund reiner Kreide nehme man (bis zur Sättigung) 18 — 19 Pf. Weinsteinkrystallen; woraus 9 — 9½ Pf. tartarisirter Weinstein

 erfolgt.

erfolgt. Hierzu setze man alsdann 6 Pf. weisse concentrirte englische Vitriolsäure (von 1,817 spec. Schwere). Die entbundene Weinsteinsäure wird in einer Retorte unter stärkem Kochen bis zu 10 Pf. abgeraucht, dann 6 Qu. Salpetersäure (von 1,25 spec. Schwere) hinzugesetzt, und alsdann krystallisirt. Nach verbrauchten 9 Qu. Salpetersäure erhält man 6 bis 6½ Pf. reine weisse Weinsteinsäure. Durch Kohlenstaub dieselbe zu bereiten, habe er lange so vortheilhaft nicht gefunden. V. **Vogel über das Eisenamalgama.** 1 Loth feine Eisenfeile reibe man mit 2 Loth Alaun in einem Mörser einige Minuten lang, und dann schütte man hierzu 2 bis 3 L. Quecksilber, und reibe ferner: man giesse alsdann ¼ Loth reines Wasser unter Reiben hinzu, und nach einer Stunde ist das Amalgama fertig, das man dann durch mehreres Wasser von den Salzen befreyt. Man kann alsdann in dem Quickbrey noch eine Art der Gährung wahrnehmen. VI. **Zerlegung des krystallisirten Petersilien- und Fenchelöls, von Hayne und Reicherl.** Nach diesen Versuchen besteht es aus Brennstoff und Weinsteinsäure. Das Fenchelöl erforderte eine 17malige Destillation, wobey es stark nach Kampfer roch. An der erhaltenen Säure bemerkte man Aehnlichkeit mit der Benzoesäure. (Daß dies richtiger sey, als man damals glaubte, beweisen die neuern Versuche des Hrn. Dörffuhrt, der den Kampfer in Benzoesäure zerlegte.) VII. **Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen.** VIII—X. Auszüge aus der Stockholmer Akademie neuen Abhandlungen, und der Pariser Akademie Schriften, von **Gadolin** (über das nasse Probiren der Eisenerze), und von **Cornette**. Angezeigt sind: **Westrumbs** physikalisch-chemische Abhandl. B. 3. H. 1. Lasius über die Harzgebirge; Onomatologia curiosa, artificiosa et magica, vermehrt von **Wiegleb**; Supplement a la seconde edition des elemens de chemie, par *Fourcroy*; Remlers Tabelle über die Menge der auflöslichen Bestandtheile aus den Gewächsen.

Eilftes Stück. I. **Klaproths Untersuchung des Uranits; einer neuentdeckten metallischen Substanz.** Aus der Sächsischen sogenannten Pechblende, dem krystallisirten grünen sogenannten Glimmer u. s. w. erhielt er durch wiederholte mühsame Reductionsversuche eine metallisirte Masse, die von aussen dunkelgrau war, auf dem Striche sich ins Hellbraune neigte, deren eigenthümliche Schwere 6,440 war. Die

Salpe-

Salpetersäure löst die Pechblende vollkommen auf, so wie auch das Königswasser; die Vitriolsäure aber und die Salzsäure nur unvollkommen. Die flüchtige Schwefelleber schlug seine Auflösung mit braungelber Farbe, und das phlogistisirte Alkali unter einer braunrothen Farbe nieder, welche etwas Auszeichnendes für dieses neue Metall ist. Durch luftleeres Alkali fällt der Kalk citronengelb nieder; auf dem trocknen Wege ist sie darin unauflöslich. Versuche mit Glassätzen, wo die Farbe bald ins Braune, bald ins Gelbe fiel. Beschreibung und Classificirung der Erze, worin dies Metall enthalten ist. II. Vogler schwarze Dinte aus Tormentillwurzel. III. Kunsemüller Bestandtheile der franz. Weinsteinkrystallen. 4 Unzen enthalten 12 Gr. Selenit, 1 Qu. 20 Gr. luftsaure Kalkerde, 2 U. tartarisirten Weinstein, 1 U. 2 Qu. 40 Gran reine Weinsteinsäure. IV. Einige Arten, die Koboldspeise auf Silber und Gold zu probiren. V. Piepenbring Beobachtungen über den Pyrmonter Brodelbrunnen. VI. Meyer über eine Serpentinsteinart vom Harze. VII. Ueber eine leichtere Bereitungsart des kaustischen Salmiakgeistes. Man solle flüchtiges Alkali, mit vier Theilen lebendigen Kalk vermischt, auf einem Seihetuch mit heißem Wasser übergießen, und die Lauge einigemal hintereinander durch dies Seihetuch durchlaufen lassen. Dieser Salmiakgeist könne wenigstens zu pharmaceutischem Gebrauche dienen. (Sehr unvollkommen ist wenigstens diese Bearbeitung, und es wird großentheils Kalkwasser seyn; den Verlust an Ammoniak nicht zu rechnen.) VIII. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen. IX. Auszüge aus der Pariser Akademie Schriften; Lavoisier über die Wirkung des durch Lebensluft angefachten Feuers auf strengflüßige Mineralien. Angezeigt sind: Wieglebs natürliche Magie; Fourcroy Handbuch der Chemie; Hermbstädt Bibliothek der chemischen Litteratur.

Zwölftes Stück. I. Voglers Methode, der Leinwand und Baumwolle eine schöne gesättigte und dauerhafte schwarze Farbe zu geben. Mit salpetersaurem Bleye beize man die Zeuge, tauche sie in Leimwasser, und trockne sie. Hernach bringe man sie in eine Brühe von Gallapfeldecoct und Küchensalz; alsdann beize man sie in einer Brühe von Eisenvitriol und Küchensalz, und zuletzt in eine andre Brühe von Campecheholz und Stärke. II. Hermbstädt über

über die Zinnsäure. Das salzsaure Zinn wird mit über Braunstein abgezogener Salpetersäure so lange gekocht, als sich noch rothe Dämpfe zeigen, und dann alle Säure abgezogen. Die rückbleibende weiße Masse löst sich in drey Theilen kalten destillirten Wassers vollkommen auf. Wird jene weiße Masse der Glühehitze ausgesetzt; so verwandelt sie sich in einen gelben durchscheinenden Stoff, der den sauren Geschmack verlohren hat, und im Wasser unauflöslich ist: beyde Eigenschaften erhält sie wieder, wenn sie einige Wochen der Luft ausgesetzt worden ist. III. Ambürgers Versuche mit dem Eßig und einigen Pflanzensäuren. Der destillirte Eßig liefere noch Zuckersäure, wenn er kein zu heftiges Feuer ausgehalten hat, und er müßte auch eine gewisse specifische Schwere besitzen, um dieselbe zu liefern. IV. Hofmann über die Erzeugung verschiedener Salze. Da das Ammoniak aus phlogistischer und brennbarer Luft bestehe, so sey auch der Schluß auf eine nicht sehr verschiedene Zusammensetzung der andern Alkalien und Salze nicht sehr unwahrscheinlich. Schüsselchen mit Mineralsäuren gaben in demselben Keller ammoniakalische Neutralsalze, worin ein nicht 8" davon liegendes Bretchen mit Vitriolsäure benetzt Glaubersalz gab. Versuche mit Artemisia Abs. L. und der Parietaria off. L., die blos mit Regenwasser begossen wurden, um darzuthun, daß die Salze darin nicht aus der Erde ausgezogen werden, sondern sich darin erzeugten, da diese Salpeter, jene Digestivsalz enthielt. Beyspiele von Andern, über die Salzerzeugung an feuchten Orten, denen Hr. H. einige eigne hinzufügt. Feuchte lockere Substanzen, gegen die Austrocknung von der Luft geschützt, schienen die Erzeugung aller Arten von Salzen zu begünstigen. V. Pelze Auflösung des Zinns in dephlogistischer Salpetersäure. Nachdem sie über Braunstein abgezogen war, löste sie das Zinn völlig auf, und trübte sich durch zugegossenes Wasser auch nicht. VI. Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen, VII — X. Auszüge aus der Dijoner Akademie neuen Schriften, von Morveau, Maret und Marziner. Angezeigt sind: Die Annales de Chimie de *Morveau*, *Lavoisier* etc. T. I. und Mönchs Lehre von den Arzneymitteln.

So zahlreich auch die neuen in diesem Journal enthaltenen und von uns bemerkten Thatsachen sind, so haben wir doch Manches übergehen müssen, um diesen schon weitläuftigen Auszug nicht noch zu verlängern; besonders da noch mehrere

Jahr-

Jahrgänge dieses Werks vor uns liegen, deren Anzeige wir noch schuldig sind.

Antiphlogistische Anmerkungen der Herren de Morveau, Lavoisier, de la Place, Monge, Berthollet und Fourcroy zu Kirwan's Abhandlung über das Phlogiston; nebst Herrn Kirwan's Gegenerinnerungen und Herrn Adet's Beantwortung derselben; aus dem Französischen und Englischen übersetzt von Friedrich Wolf, der W. W. Doctor und Professor, Adjunct der Mathematik am K. Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin, bey Rottmann. 1791. 247 Seiten. 8.

Bey dem lebhaften Streite der beyden jetzigen Partheyen unter den Chemisten wird dies Buch ganz willkommen seyn. Es besteht aus Anmerkungen zu der französischen Uebersetzung von Kirwan, welche dieser in die zweyte Auflage seines Werks mit übergenommen, und dort beantwortet hat. Das letzte suchte Adet wieder in den Annales de Chemie zu widerlegen. Hier können wir von diesem Buche selbst nur wenig sagen, als daß Hr. Wolf es gut und verständlich übersetzt habe, weil sonst keine eigne Noten (zwey nicht sehr beträchtliche ausgenommen) hinzugefügt sind, als die, welche die neuen chemischen Benennungen mancher Gegenstände, nach Girtanner und Hermbstädt, enthalten. Dagegen aber ist der größere Theil von Hrn. Wolfs Vorrede gegen verschiedene Punkte eines Aufsatzes von Hrn. Kirwan über die Regeln des Raisonnements in der Naturlehre gerichtet, welcher sich in Hrn. v. Crells Annalen befindet. In dieser Widerlegung fand Rec. jedoch wenigstens keine neue Aufhellung des antiphlogistischen Systems, sondern nur Anwendung der als wahr vorausgesetzten Grundsätze desselben, welche ausserdem Hrn. K. noch Gründe zur Gegenantwort übrig läßt. Ueberhaupt scheint Rec. der Streit zwischen beyden Partheyen noch nicht so eingeleitet, daß etwas Entscheidendes zum Vortheil der einen oder andern bald zu erwarten sey. Eines Theils wird wohl der Streit mit gar zu vieler Hitze geführt, so daß man mehr zum Dienst der Parthey, als der Wahrheit, zu kämpfen scheint; und besonders

geben die mehresten Antiphlogistiker deutlich genug zu verstehen, man dürfe nur Menschenverstand haben, um die Richtigkeit ihres Systems einzugestehen, wenigstens im Herzen einzusehen, wenn man auch aus Partheygeist und Unfehlbarkeitssucht es nicht bekennen wolle. Zu dieser rednerischen Wendung hat die Gegenparthey dasselbe Recht: und dann lächelt der Unbefangene über beyde, die nicht, wie fast auch jede Parthey sich von ihrer Meinung überzeugt hält, sondern die bloßen Gründe entscheiden. Andern Theils hat man nur immer jedes System im ganzen Umfange bestreiten oder vertheidigen wollen, und da kann es denn nicht wohl fehlen, daß nicht jeder Punkt des einen mit entscheidendem Vortheil bestritten, nicht jeder des andern mit vollem Nachdruck vertheidigt werden könne. Man theile die Grundsätze jedes Systems in Klassen, und untersuche sie einzeln besonders, so kann man von jedem das Beste behalten, das Untaugliche verwerfen: dann möchten vermuthlich bald beyde Partheyen verschwinden, und zu einer Gesellschaft von Eklektikern werden.

Bh.

X. Haushaltungswissenschaft.

Ueber die Stallfütterung und Vertheilung der Gemeindeweiden. Eine Widerlegung der in dem ersten Bande der Beyträge des Herrn J. K. Kindermann zur Vaterlandskunde für Innerösterreichs Inwohner unter Nr. XVIII. enthaltenen Abhandlung über diesen Gegenstand. Gräz, mit Widmannstättenschen Schriften. 1791. 86 S. 8.

Ist es denn in aller Welt Mode, guten und den besten Sachen, wozu auch die Stallfütterung und Vertheilung der Gemeindeweiden gehören, zu widersprechen? Oppositionsbänke giebts überall; aber es ist bey dieser Opposition für unsre Zeiten nur zu bewundern, daß solches noch öffentlich geschiehet, und besonders daß ein Kindermann sich unter diese Zahl begeben, und entweder diese Widerlegung gemacht, oder in seine Beyträge aufgenommen haben mag. Diese Widerlegung

habe

— habe er oder ein anderer sie gemacht — ist in jedem Betracht fade, und wohl meistens aus Gerdnershausens Steckenpferde entlehnt. Aus dem Ganzen ist zu entnehmen, daß man viele Einwürfe mit den Haaren gleichsam herbeyzog!! Laßt doch im Stalle füttern, wer will, und dagegen weiden, wer daran Gefallen hat! Der Ungenannte hat alles meisterlich beantwortet, und man kann seiner Beantwortung nur Riem's Erläuterung der Stallfütterung, Leipzig, in der Breitkopfischen Buchhandlung; desgleichen dessen Preißschrift über Fütterung des Melkviehes, 2te Auflage, zur Seite setzen; so wird Rindermann in diesem Stücke sich verstecken müssen!!! Die Anekdote S. 81 ist vom Grafen Bernstorf hier recht passend beygefügt.

12.

Anleitung zum Küchengartenbau nach den besten bisher bekanntgewordenen Verfahrungsarten, mit einer kurzen Anweisung von (zur) Erziehung und Wartung des Obstes. Stralsund, 1791. bey Struck. Erster Theil. 320 Seiten. Zweyter Theil. 212 S. Dritter Theil. 164 S. 8.

Es wird in der Einleitung mit vieler Zuversicht behauptet, „dies Buch sey für die verschiedenen Leser desselben eine hin„längliche und sehr bequeme Anleitung, wie sie ohne alle wei„tere Rathschläge gelernter Gärtner, und selbst ohne einmal „den Gartenbau und die Küchengewächse vorher gekannt zu „haben, solche doch sicher und völlig so gut, als je ein mühsamer „Gartenkenner sie zu ziehen vermag, ohne allen weitern Unter„richt selber ziehen und anbauen, oder doch ihre Leute, die sie „dazu halten, solches können thun lassen, und beynahe blos aus „ihren Stuben die benöthigten und hinlänglichen Befehle in „einer jeden Jahreszeit mit völliger Zuversicht geben oder er„theilen lassen können.“ Ein so übertriebenes Lob klingt wohl aus keinem Munde ärger, als aus dem Munde des Vf. selbst. Billig hätte er das Urtheil über sein Buch dem Leser überlassen sollen. Es giebt gemeiniglich kein gutes Vorurtheil für ein Buch, wenn der Verfasser es selbst so sehr lobet. Wenn diese Anleitung zum Gartenbau auch gleich nicht alle Gartenbücher entbehrlich macht, und wenn auch gleich mancher ganz

unwis-

unwissender Liebhaber mit diesem Buche in der Hand bey seinem Gartenbau öfters sehr in Verlegenheit gerathen würde, so können wir doch nach unserer Ueberzeugung von diesem Buche sagen, daß es, im Ganzen genommen, gut und brauchbar sey, und daß ein Gartenfreund, der nur nicht ganz unerfahren ist, darin mancherley gute Rathschläge und Anweisungen finden wird, die ihm zur Bestellung seines Gartens nützlich werden können. Indessen wollen wir auch ehrlich unsre Meinung sagen, was uns an diesem Buche nicht gefällt, und was wir daran mit Grunde tadeln zu können glauben. Zuvörderst ist der Styl schlecht, und enthält manche so lange Perioden, daß der Sinn darüber oft ganz dunkel wird. Sie und ihnen, den und denen, der und derer ist oft mit einander verwechselt, und auch der Casus ist oft falsch gesetzt, woraus ebenfalls manche Undeutlichkeit entsteht, welche in einem solche Buche gar nicht seyn sollte. Ferner ist das Buch auch unnöthigerweise dadurch zu lang geworden, daß einerley Sache zu oft wiederholt wird. Erst wird von allen Gartengewächsen gesagt, wenn und wie man sie säet, wie man sie nachher behandeln, und wie man Saamen davon gewinnen kann; und fast ebendasselbe wird nachher noch einmal gesagt, wenn Anweisung gegeben wird, was man monatlich im Garten thun soll. Wenn bey der monatlichen Anweisung nur immer auf den ersten Theil hingewiesen worden wäre, so hätte das ganze Buch weit kürzer werden können, und würde dadurch wohlfeiler geworden seyn, und an seiner Brauchbarkeit nichts verlohren haben. Endlich aber finden wir bey den Sachen selbst auch hie und da etwas zu erinnern. Das Umgraben des Gartenlandes im Herbst und das Bestellen desselben im Frühjahr, ohne es noch einmal zu graben, empfiehlt der Verf. offenbar zu allgemein. Wie viel Gartenbauer sind im Stande, den natürlichen Boden ihres Gartens so einzurichten, daß diese Bestellungsart auf allen Feldern ohne Unterschied angewendet werden könnte. — Die Cichorienwurzeln können, nach der Anweisung des Verf., entweder im Herbst oder im Frühjahr aus der Erde genommen werden. Und die Erfahrung lehrt doch, daß die Cichorienwurzeln, die bis ins Frühjahr stehen bleiben, wenn man sie auch noch so früh ausgräbt, einen weit herbern und unangenehmern Geschmack haben, als diejenigen, die man im Herbst ausgräbt. — Der Spargel zieht nach dem Urtheil der mehresten und angesehensten Gartenbauverständigen seine meiste Nahrung von oben, und muß um deswillen den Winter über

als

mit gutem fetten Kuhmist bedeckt werden, damit durch Regen und Schnee der Saft des Mistes sich in die Erde ziehe. Und der Verf. behauptet, daß dies nicht nothwendig sey. Auch der Mist, den man unter dem Spargel eingräbt, soll ihm seiner Meinung nach eher schädlich als nützlich seyn. Der Spargel soll also blos in dem magern Lande, worauf er stehet, so wie er es einmal gefunden hat, immerfort zehren, soll alle Jahr gleich gute Stangen treiben, und ohne weitere Nahrung zu erhalten, 12 bis 15 Jahr gut bleiben. Dies ist nicht zu glauben, und aller Erfahrung zuwider. — S. 64 im 5. Th. steht eine Stelle, die wir gar nicht verstehen. „Die Blätter, heißt es, „werden durch starke Ost- und Nordwinde oft gefähr„lich beschädigt. Ein auf Erfahrung gegründetes Mittel gegen „dies Uebel ist: Man setze unter oder neben dem blühenden „Baum ein offenes Gefäß mit Wasser, worein man etwas „Salz wirft, und fahre damit die Blüthezeit über so fort, daß „alle 24 Stunden frisches Wasser mit etwas Salz zugeschüttet „wird. Denn Wasserausdünstung ist den Blüthen zuträglich." Wie kann doch Wasser ein Mittel dagegen seyn, daß die starken Winde die Blüthen nicht abschlagen? — Der Verf. siehet aus diesen Erinnerungen, daß wir sein Buch mit Bedacht gelesen haben. Und wenn wir es gleich nicht mit so vollem Backen, wie er, und so uneingeschränkt loben können: so wollen wir durch unsere Erinnerungen auch nicht sagen, daß in dem Buche nicht viel Nützliches und Gutes enthalten sey.

Kurzer Begriff einer ökonomisch-medicinischen Pastoral, sowohl für Geistliche auf dem Lande, wo keine Aerzte sind, als auch für den Landmann, wie er seine Hauswirthschaft führen, sich gesund erhalten, und vielen Krankheiten an Menschen und Vieh vorbeugen und denselben abhelfen solle. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen. 1791. 272 S. 8.

Der Verf. dieses Büchleins nennet sich am Ende der Vorrede Thomas Lechleitner, regulirter Chorherr von dem hohen Lateran zu Rom u. s. w. Er will seinen geistlichen Amtsbrüdern auf dem Lande eine Anleitung geben, wie sie sich in Absicht ihrer Oekonomie und in Krankheiten selbst helfen, und auch den Gliedern ihrer Gemeinden in vielen Fällen Rath

erhellen können. Und was er in dieser Absicht aus den Schriften Mayers, Tissots, Unzers, Wolfsteins, Wezlers u. a. gesammlet hat, ist allerdings größtentheils nützlich und brauchbar. Es macht ihm als einem katholischen Geistlichen schon immer Ehre, daß er, wie so viele seiner minder verständigen Mitbrüder, den tollen Hundsbiß, oder das Fieber und andere Krankheiten nicht durch Amulete oder durch Beten und Exorcisiren heilen will, sondern vernünftige Heilmittel dagegen vorschlägt, die man in guten medicinischen Schriften findet. Ein einzigmal empfiehlt er aber doch ein sympathetisches Mittel, wobey er zeigt, daß er doch noch nicht frey vom Aberglauben ist. Die Schreibart ist da, wo er blos Auszüge aus andern Büchern liefert, gut; aber an den andern Stellen oft erbärmlich, so daß sie einem Professor, wie er sich in der Vorrede unterschreibt, eben keine Ehre macht. Z. E. S. 14. Federvieh soll nicht bey den Stallungen des Rindviehes seyn, weil leicht eine Feder das Rindvieh verschlücket. S. 15. Die nämliche Fruchtart soll man nicht an den nämliche Ort hinthun. S. 17. Der Schafdung hat dies besonders, daß keine flüchtige Dungkraft unter die Erde und nicht in die Luft dringe, bey allen übrigen Dung geschieht der Gegentheil. Es giebt ferner viele undeutsche Worte, als schwinderisch, es erklecket u. a. Viele Worte, die öfter vorkommen, sind ganz falsch geschrieben, als Viehfrodt, geurladisches Wasser, Klaubersalz. Das Allerschlechteste in dem ganzen Büchlein ist die Stelle S. 148–152, wo Vorschriften zur Taufe ungebohrner Kinder, der Embryonen und ungebildeten Fleischmassen gegeben wird, wobey sogar die Worte vorgeschrieben werden, die man dabey gebrauchen soll. Z. E. Wenn du fähig bist, getauft zu werden, Wenn du noch nicht getauft bist. Die Schwangern sollen in ihren Kindern im Mutterleibe eine Begierde oder Verlangen nach der Taufe erwecken können, und dies Verlangen der ungebohrnen Kinder im Mutterleibe, welches hier eine Begierdtaufe genannt wird, soll ihnen von Gott angerechnet werden, wenn sie im Mutterleibe ohne Taufe sterben. Es giebt hier auch Vorschriften für die Hebammen, wie sie den Kindern im Mutterleibe mit der Spritze die Nothtaufe geben sollen; auch Untersuchungen, in welchen Fällen der Pfarrer solche Kinder nachher noch einmal taufen muß. Bey der Nothtaufe soll es auch sehr auf die Meinung des Taufenden ankommen, daß er das thun will, was die Kirche zu thun befohlen hat. Der Taufende soll auch im Stande der Gnaden seyn. — Lauter unge-

[illegible] Vorstellungen, welche die gute Meinung von des Verfassers Aufgeklärtheit gar sehr herabstimmen.

Abz.

Der fränkische Weinbau auf dem Felde und in dem Keller, sammt den daraus entstehenden Vortheilen, nach patriotischen und physikalischen Grundsätzen beschrieben von Johann Christian Fischer in Marktbreit. Neue verbesserte Auflage. — Würzburg, verlegt bey Rienner. 1791. 228 Seiten. 8. ohne das Register und die Vorrede.

Im 14sten Bande unserer Bibliothek S. 583 trifft man die erste Auflage, von 136 Seiten Stärke, angezeigt. Mit eben so vielem Vergnügen durchgieng Rec. diese zweyte und viel vermehrte Auflage, und das um so mehr, als Hr. Fischer nunmehr, unserm damaligen Wunsche nach, die mangelhaften Lücken vollständig ausgefüllt hat. Besonders hat er S. 72 das Setzen alter Weinstöcke, um einen Weinberg damit anzulegen; S. 75 das Versenken einzelner alter Weinstöcke, um Weinberge damit auszubessern; und S. 76 das Versenken alter Weinstöcke, die schwaches Holz und wenige Früchte bringen, um solche zu verjüngen, ganz zu unserm Beyfalle beschrieben. Dieses, und mehr anderer Ergänzungen wegen, können wir nun dieses Buch den Liebhabern des Weinbaues für ziemlich vollständig und als ein Meisterstück empfehlen. Man könnte aber auch alles dieses von einem Praktikus, wie der Verfasser ist, mit vollem Rechte erwarten. Vom Weinessigbereiten und der Buchdruckerschwärze hätte zwar vollständiger gehandelt werden können; indessen gehört die Lehre vom letztern aber auch gerade nicht hieher. Was endlich zum Lobe der Frankenweine S. 224 aus Springer's Abhandlung vom Weinbaue gesagt wird: daß vieler für Rheinwein getrunken werden müsse, so daß der Rheinwein den deutschen Weinen den Namen, der aber aus Franken den Cours zu geben habe: dies unterschreibt Rec. ganz ernstlich, da er es auch mehr als einmal erfahren hat.

B.

Aus-

Aufmunterung zum Seidenbau, nebst einem vollständigen Unterricht in allen dazu gehörigen Dingen, von Johann Martin Fleischmann, Churfürstl. Sächs. Hofgärtner. Nebst einer Tabelle und fünf Kupferblättern. Dresden, in der Waltherischen Buchhandlung. 174 Seiten, 8.

Ein jeder, der den Seidenbau und den großen Nutzen desselben aus eigener Erfahrung kennet, und patriotisch genug denkt, um den Flor seines Vaterlandes zu wünschen, und selbst thätig dazu mitzuwirken, der muß ihn gewiß allenthalben empfehlen, und seine Mitbürger, die nur dazu Gelegenheit haben, ihn zu treiben, dazu aufmuntern. Nur diejenigen können Feinde des Seidenbaues seyn, oder demselben Hindernisse in den Weg legen, die ihn und die Vortheile, die er schafft, nicht kennen, oder die ihrem Vaterlande nichts Gutes gönnen. Wahrlich, man muß sich ärgern, wenn man Männer, die in ansehnlichen Bedienungen im Staat stehen, oft mit so ungegründeten Vorurtheilen gegen den Seidenbau eingenommen sieht, und es höchlich tadeln, daß solche Männer, die doch den Nutzen des Staats, der sie ernährt, aufs beste befördern helfen sollten, sich nicht besser von einer Sache unterrichten, ehe sie dieselbe verwerfen, und wohl gar zum Schaden so vieler ihrer Mitbürger hindern. Friedrich der Einzige würde nicht so große Summen auf den Seidenbau verwendet haben, wenn er nicht gewiß überzeugt gewesen wäre, daß derselbe seinen Staaten nützlich seyn, und ein bequemes Mittel werden könne, seine Unterthanen zu bereichern, und das Geld im Lande zu erhalten, was so unnützerweise für fremde Seide aus dem Lande gehet. Rec. ist ein so großer Liebhaber des Seidenbaues, und siehet es so deutlich ein, wie viel Vortheile daraus erwachsen könnten, wenn er in einem Lande allgemein eingeführt werden könnte, daß man ihn um deswillen diese kleine Ausschweifung, so wie eine etwas längere Beurtheilung des vorliegenden Buchs verzeihen wird.

Der Verf. desselben ist auch ein recht großer Freund des Seidenbaues, und hat aus einer zwölfjährigen Erfahrung gelernt, wie nützlich er allen seyn kann, die sich damit beschäftigen, und wie vortheilhaft es für so manche ärmere Stadt- und Landbewohner seyn würde, die durch die schwersten und sauersten Arbei-

Arbeiten ihr Brod oft nur kümmerlich erwerben können, wenn sie den Seidenbau im Kleinen trieben, und durch diesen Nahrungszweig ihre Umstände auf eine so leichte Art verbesserten. Er sucht um deswillen seine Landsleute, die Sachsen, dazu aufzumuntern, zeigt, wie leicht ausführbar es sey, daß viele Familien sich im Kleinen mit dem Seidenbau beschäftigen, und daß so manche Personen, als Kinder, alte schwache Leute dabey gebraucht werden können, die sonst eben nicht viel erwerben können. Und in dieser Absicht verdient diese Schrift alles Lob. Sie ist in einer sehr guten deutlichen Schreibart abgefaßt, und zeigt sehr gut die Vortheile des Seidenbaues, und widerlegt die Vorurtheile, die so viele sonst verständige Menschen, die ihn nicht kennen, dagegen zu haben pflegen.

Allein, in sofern sie zugleich eine Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und zum Seidenbau seyn soll, haben wir mancherley dagegen zu erinnern, und der Hr. Verf. wird aus unserer Beurtheilung seiner Schrift hoffentlich sehen, daß wir sie mit Aufmerksamkeit durchgelesen haben. Da übrigens Rec., wie er auf seine Ehre versichert, schon seit 1775 im Kleinen und im Großen Seide gebauet, mit Verstand, wie er glaubt, darauf Acht gehabt, und vieles darüber gelesen hat, so wird man ihn wohl für einen competenten Richter in dieser Sache halten können. Also zur Sache. Die ganze Schrift soll, nach dem Urtheil des Verf., für unfähige gemeine Leute eine Anweisung seyn, woraus sie die Baumzucht und den Seidenbau lernen sollen. Und dann ist sie offenbar zu lang und zu unvollständig. Sie enthält so viel von allerley kostbaren Anstalten zur Anlegung einer Plantage und zum Seidenbau, wovon ein Unvermögender keinen Gebrauch machen kann. Dagegen ist die eigentliche Anweisung zur Erziehung der Bäume und zum Seidenbau so kurz und mangelhaft, daß ein gemeiner unwissender Mensch beydes gewiß nicht daraus lernen wird. Zu dieser Absicht, nämlich zum Unterricht für Unfähige ist Thyms Praktik des Seidenbaues ohnstreitig viel zweckmäßiger und besser. Nach diesem Buche hat schon so mancher unfähiger Küster und Schulmeister im Brandenburgischen den Seidenbau gelernt. Und der Hr. Verf. würde also seinen Landsleuten einen größern Dienst erwiesen haben, wenn er ihnen nur dieses kleine Buch empfohlen hätte.

S. 36 heißt es: man soll Maulbeersträucher an solche Oerter auf dem Felde pflanzen, wo wildes Gesträuch wächst,

an unfruchtbaren Feldabhängen, wo sonst Dornen wachsen. An nahen Hügeln. Aber da wird sie das Vieh abfressen, und die untersten Blätter an den Sträuchen würden den Würmern sehr schädlich seyn.

S. 42 erklärt sich der Verf. gegen den Vorschlag des Hrn. Thyms, die Bäume zur Zeit des Seidenbaues zu schneiden, und nicht zu pflücken, welches doch bisher in dem Brandenburgischen sehr nützlich befunden worden. Und da das weiße Laub gemeiniglich erst im Anfang des Julius gebraucht wird, so kann das Schneiden den Bäumen auch nicht schaden, weil alsdann der erste Saftlauf größtentheils vorbey ist, wie der V. S. 77 selbst sagt. Der Verf. muß ja seine Strauchbäume auch schneiden, weil das Pflücken derselben sehr mühsam seyn würde, und die Sträuche selbst auch ganz in einander wachsen würden.

S. 47. Soll man die Bäume in großen Pflanzungen anfangs nur 2 bis 3 Ellen auseinander setzen, und wenn sie stärker werden, sie wieder weghauen, bis sie 18 bis 20 Ellen von einander stehen. — Aber dann wird man oft einen guten gesunden Baum weghauen, und einen schlechten stehen lassen müssen, um die gehörige Entfernung der Bäume von einander zu erhalten.

S. 67 verwirft der Verf. alles Schneiden der Bäume. — Aber der Baum muß dann nothwendig so in einander wachsen, daß die Blätter zu viel Schatten erhalten, und durch Sonne und Luft nicht zu einer gesunden Nahrung der Würmer bearbeitet werden können. Zu geschweigen, daß dadurch viel trocken Holz an den Bäumen entstehet.

S. 72. Um die Apfelbäume, die der Verheerung so vielerley Arten von Raupen, grünen und schwarzen Blattläusen ausgesetzt sind, vor dieses Uebel zu bewahren, soll man Zwischenpflanzungen von solchen Sträuchern machen, die das Ungeziefer an sich ziehen. — Was sind das für Sträucher? — Oder man soll sie mit Maulbeerbäumen umsetzen, welche den Raupen zuwider sind. — Wir zweifeln aber sehr, daß sich die Raupen durch den Maulbeerbaum werden abhalten lassen, die dahinter stehenden Apfelbäume zu ihrer Nahrung aufzusuchen.

S. 80. Der Vorschlag, daß man die Papiere mit den ausgekrochenen jungen Seidenwürmern nicht wie bisher bezeichnen I. 1. I. 2., sondern darauf schreiben soll, den 15. May, ist wohl eine unnütze Neuerung. Den Tag, wo die

ersten

ersten Würmer auskommen, muss man so bemerken, weil sich darnach die Zeit des Spinnens richtet.

§. 82. Die Anweisung zur Fütterung der ganz kleinen Würmer, worauf fast alles beym Seidenbau ankommt, wenn man viel Seide gewinnen will, ist lange nicht so verständlich, wie bey Hrn. Thym, und daher für den gemeinen Mann auch nicht so brauchbar.

§. 85. Das Abziehen des Lagers beym Reinmachen der ganz kleinen Würmer vor der ersten Häutung ist besser, als das Abnehmen mit frischen Blättern, weil dabey viel Zeit verlohren geht, und gewiss weit mehr Würmer, die nicht so schnell aufkriechen, oder beym Abnehmen abfallen, dabey verlohren gehen.

§. 91. Nach der zweyten Häutung soll man 7 bis 8mal des Tages füttern. Und ein jeder Seidenbauer weiss doch, dass man die Würmer von der 2ten bis 4ten Häutung knapp füttern muss, wenn sie nicht mancherley Krankheiten bekommen sollen. — Was von dreyhäutigen Würmern gesagt wird, die blos durch Wärme erzwungen werden können, so dass man sie zu Tausenden allein spinnen lassen kann, ist eine Sache, die Rec. bey seiner langen Erfahrung im Seidenbau nie bemerkt hat, er mag die Würmer kalt oder warm gehalten haben. Hr. Thym sagt in seinem Buche: es zeigen sich hie und da nach der vierten Häutung einige Würmer, die größer sind als die andern, weil sie nicht gehäutet, sondern fortgefressen haben." Und so hat es Rec. auch immer gefunden. Dies sind aber bey einem kleinern sowohl, als bey einem größern Seidenbau, immer nur so wenige gewesen, daß er nie einige Hundert, viel weniger einige Tausend hat zusammenbringen können. Die dreyhäutigen Würmer scheinen überhaupt nur eine Ausnahme von der Regel zu seyn, und entstehen vielleicht nur durch einen Fehler in der Behandlung der Würmer. Der Verf. gesteht selbst, daß die Eyer von solchen Würmern eine schlechtere Art Würmer geben. Rec. hat seine Würmer gewöhnlich so warm gehalten, daß den 24sten oder 25sten Tag schon die ersten viermal gehäuteten Würmer gesponnen haben, und er hat dabey doch wenig dreyhäutige gesehen.

§. 108. Die Würmer, die den 5ten Tag nach der vierten Häutung noch keine Lust zum Spinnen haben, sollen den 6ten Tag ohne Unterschied in die Spinnhütten gebracht werden. Bleiben sie über den 6ten Tag liegen; so werden sie am 7ten gewiss krank. — Dies ist wider alle Erfahrung. Wenn sie

 nicht

nicht sehr warm gehalten und mäßig gefüttert werden, so liegen sie wohl 8 Tage, und spinnen doch gute Cocons. Der Verf. nennt das einen Fehler, wenn man die Würmer nicht am 6ten Tage in die Hütten bringt, weil sie am 7ten krank würden. Werden sie denn aber nicht eben sowohl in den Hütten krank werden, wenn sie noch nicht Lust zum Spinnen haben? oder bekommen sie dadurch etwa Lust zum Spinnen, wenn sie in den Hütten liegen, wenn auch gleich ihre Natur sie dazu nicht antreibt? oder werden sie durch die Hütten gesund, wenn gleich die Ursach einer Krankheit in ihnen ist?

§. 109. Soll man solche Würmer, die durch einen Zufall verspätet worden sind, ja nicht in die Hütten setzen, ehe sie ihre wahre Vollkommenheit erreicht haben. — Ist dies aber nicht beständig der Fall bey den Seidenwürmern? Wenn man auch noch so sorgfältig füttert, so bekommt doch immer der eine Wurm ein besseres Blatt als der andere, oder bekommt zufällig da, wo er liegt, mehr Futter als der andere. Die Würmer können also nie ganz zu einer und derselben Zeit zur Reife gelangen. Da nun überdem der Verf. gar nicht einmal die geringste Anweisung zum accuraten Sortiren der Würmer nach den Häutungen gegeben hat, worauf doch beym Seidenbau, wenn er Nutzen bringen soll, fast das meiste ankommt: so möchten wohl, wenn er selbst keinen Fleiß aufs Sortiren wendet, seine Würmer wohl schwerlich alle am 5ten Tage zum Spinnen reif seyn.

§. 112 sagt der Verf.: Bey mir haben die Würmer alle einerley Werth, sie mögen zuletzt oder zuerst ausgekrochen seyn. Es liegt blos an der Behandlung, wenn sie nicht alle einerley Werth haben. — Wenn doch der Verf. sich nicht so oft das Ansehn geben wollte, als wenn er, wer weiß was für Neues beym Seidenbau gesehen oder erfahren hätte. Entweder er muß noch nie selbst mit Aufmerksamkeit und Ueberlegung Seide gebauet haben, oder er muß gefunden haben, daß die Würmer, die in den ersten beyden Tagen auskriechen, die besten sind, und bey einer guten Behandlung den größten Vortheil geben; daß diejenigen Würmer aber, die den 4ten, 5ten oder gar den 6ten Tag auskriechen, gegen die ersten, nicht den halben Nutzen bringen, er mag sie behandeln, wie er will.

§. 123. Was von der Aufbewahrung des Laubes zum Futter der Würmer gesagt wird, ist zum Theil recht gut. Ein kühler trockener Keller, eine gedielte kühle Kammer, ein luftiger Boden, sind dazu hinreichend. Gar zu große Sorgfalt

dabey

dabey ist theils zeitverderbend, theils unnütz. Rec. hat bey seinem grossen Seidenbau, wo er täglich 40 Kornsäcke voll Blätter zum Futter verbrauchte, das Laub in der Kirche auf den rein gekehrten gepflasterten Boden schütten lassen, und hat dabey schon über 30 Pfund Seide von 12 Loth Saamen gewonnen.

S. 124 steht wieder eine Behauptung, die allen bisherigen Urtheilen erfahrner Männer widerspricht: daß nämlich zur Zeit des Einspinnens das Laub von Hecken nicht schade. — Das Gefühl lehrt schon, wenn man ein dünnes weiches Heckenblatt anfühlt, daß solche Blätter den Würmern zu der Zeit, wo sie vornehmlich die Materie zum Spinnen sammeln sollen, die Nahrung nicht geben kann, als die harten starken und dicken Blätter von alten erwachsenen Bäumen.

S. 136. Die doppelten und fleckichten Cocons sollen zum Samenziehen nicht tauglich seyn. — Die fleckichten, die nur von aussen beschmuzt sind, können aber doch sehr seidenreich seyn, und gesunde Würmer enthalten. Die doppelten geben zwar keine Würmer, die wieder doppelt spinnen; aber da man nicht sicher ist, ob sich in diesen doppelten Cocons nicht solche Würmer mit eingesponnen haben, die schlecht genährt sind; so sind sie allerdings wohl zum Saamen nicht so gut, als die seidenreichen Cocons.

S. 141. Bey dem Begatten der ausgekrochenen Schmetterlinge ist das allerdings eine sehr nöthwendige Vorsicht, daß man die Paare, die sich begattet haben, noch ehe sie von einander ablassen, von den übrigen absondere, und sie auf besondere Papiere oder Blätter lege, damit man gewiß sey, daß die Weibchen auch würklich befruchtet sind; weil sonst die Eyer nichts taugen. Auch hierin ist Hrn. Thyms Anweisung besser.

S. 147. Die gelbe Seide soll eben so gut seyn, als die weiße, und man soll von [illegible] — Die Band- und Florfabrikanten bezahlen die weiße Seide weit theurer, als die gelbe, und nehmen die gelbe gar nicht, weil die Farben darauf weit schlechter werden. Daß die gelbe Seide auch weit härtere Materie sey, als die weiße, ist wohl wider die Erfahrung. Rec. hat, wenn alle Umstände gleich sind, seine weiße Seide so stark und fest gefunden, als die gelbe.

S. 154. Die von den Würmern durchgefressenen und die nicht zugesponnenen Cocons soll man zugleich mit dem

 Abgang

Abgang im Kessel mit Seife kochen; und es ist doch ganz bekannt, daß die sogenannte Fingerseide oder der Abgang beym Haspeln eine weit schlechtere Floretseide giebt, als die von den Saamencocons.

S. 161. Die Vorstellung, daß der Seidenbau einträglicher sey, als alle andere Geschäfte des Landmanns, ist sehr richtig, und dient sehr zur Empfehlung des Seidenbaues. Rec. kann dies aus eigener Erfahrung versichern, da er im Jahr 1783 mit dem Seidenbau in Zeit von 5 Wochen 100 Thl. reinen Vortheil erworben hat, welchen er mit seinem ganzen Ackerbau nicht erwerben kann, worauf er doch beynahe das ganze Jahr wenden muß.

S. 164 sagt der Verf.: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Seidenbau, wenn er im Kleinen unternommen wird, und sich viele Menschen mit einer kleinen verhältnißmäßigen Anzahl von Würmern beschäftigen, gewiß weit größere Fortschritte haben wird, als wenn man ihn gleich durch große Unternehmungen haben will, und ansehnliche Gebäude dazu errichtet.“ — Dies billigt der Rec. gar sehr, wie er es denn auch schon an einem andern Orte dieser Bibliothek weitläuftiger auseinander gesetzt hat, und glaubt noch immer, den geringen Fortschritt des Seidenbaues im Preußischen eben daher leiten zu müssen, weil zu viel Seidenbauer im Großen und zu wenig im Kleinen sind.

S. 166. Die daselbst vorkommenden starken und gegründeten Empfehlungen des Seidenbaues und den sichtbaren Eifer des Verf., ihn seinen Landsleuten, den Sachsen, annehmlich zu machen, billigt und lobt übrigens Rec. gar sehr, und wünscht, daß er damit viel Eingang bey seinen Landsleuten finden möge.

Ach.

XII. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an, bis auf gegenwärtige Zeit u. s. w. Des sechszehnten Bandes neunte Abtheilung; welche den Beschluß

Beschluß der Geschichte des Rußischen Reichs von 1731 bis 1762, nebst einem Hauptregister über alle neun Bände der Nordischen Geschichte enthält, nach dem Plan Wilh. Guthrie, Joh. Gray, und anderer gelehrten Engländer, entworfen, ausgearbeitet, und aus den besten Schriftstellern gezogen von Daniel Ernst Wagner. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung, 1789. 1 Alph. 12 Bogen in gr. 8. und eben so viel Bogen für das Hauptregister.

Mit gleicher Gründlichkeit, wie Hr. W. die ältere Rußische Geschichte beschrieben hatte, hat er hier noch den Ueberrest derselben von der Thronbesteigung der Kaiserin Anna, bis zum Regierungsantritte Peters III. und seinen mit Preußen geschlossenen Frieden, erzählt. Er hat zwar beynahe gar keine Quellen angeführt, aus welchen er schöpfte, vermuthlich weil es bey so neuen Begebenheiten, von welchen noch viele Zeitgenossen als Zeugen vorhanden sind, nicht nöthig zu seyn schien; doch erinnern wir uns nicht einer merklichen Abweichung von den besten Nachrichten, die wir darüber gelesen haben. Indessen wäre es immer dienlich gewesen, dieselben hin und wieder auch anzuführen; wie er es S. 41 mit der wohlbenutzten Lerchischen Reisebeschreibung gethan hat: zumal da er bisweilen merkwürdige Umstände und Erläuterungen beybringt, die nicht eben allgemein bekannt sind. Von Dadichs Berichten bemerkt er noch S. 180 fg., daß der aus denselben überall hervorleuchtende Haß gegen Münnich ihnen viel von ihrer übrigen Glaubwürdigkeit entziehe; wiewohl sie auch nach S. 183 in Absicht auf des letztern hartes Betragen gegen die Moldauer durch dasjenige bestätigt würden, was der nachmalige Oesterreichische Oberste Trenck, der 1738 und 1739 in Münnichs Heere als Rittmeister diente, davon meldet.

Nachdem der Verf. bis S. [illegible] die eigentliche Staats- und Kriegsgeschichte der Kaiserin Anna, vornehmlich ihren Krieg mit den Türken und den von ihrem Bundesgenossen Karl VI. sowohl, als von ihr mit der Pforte geschlossenen Frieden, sehr umständlich und genau abgehandelt hat; verbreitet er sich noch über die Verdienste jener Fürstin um die Stadt

Stadt Petersburg, und die Bevölkerung, wie auch die Vermehrung der Erwerbmittel in ihrem Reiche; über die Erweiterung des Rußischen Gebiets, vermittelst der Unterwerfung der Kirgisen, und Erbauung von Orenburg und andern Festungen; endlich auch über manche persönliche Merkwürdigkeiten, von ihr und ihrem Hof, und die wegen ihrer Thronfolge getroffenen Anstalten. Die berühmten Staatsveränderungen nach Annens Tode, und die Regierungsgeschichte der K. Elisabeth sind vorzüglich mit vieler Einsicht in dem Zusammenhang der Begebenheiten vorgetragen. Die Schicksale der Ton- und Tanzkunst, wie auch der Rußischen Poesie, unter der eben gedachten Regierung: Schuwalows Verdienste um die Baukunst und um die Wissenschaften u. dgl. m. werden auch von S. 479 an sorgfältig entwickelt.

In der Vorrede entschuldigt zwar Hr. W. seine Seitenlangen Perioden damit, daß er durch dieselben alles, was zu einem richtigen und vollständigen Begriff von einer Begebenheit gehört, recht einleuchtend, und zur Ueberschauung mit Einem Blicke geschickt zu machen suche. Allein, die Leser von dieser Abtheilung mögen anstatt unserer antworten, (denn eigentlich ist diese Entschuldigung gegen einen Tadel in dieser Bibliothek gerichtet,) ob solche ungeheure Perioden nicht das größte Hinderniß der Deutlichkeit des historischen Ausdrucks, ja selbst Fehler gegen die gute Schreibart überhaupt sind. Hier hat es der Verf. so weit getrieben, daß S. 324—329 eine sechstehalb Seiten lange Periode und an andern Orten genug nicht viel kürzere vorkommen.

Ka.

Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen, im Auszug und Zusammenhang, von A. L. Schlözer. — Zweyter Theil. IV. Alte Welt, vor Kyrus (sonst Cyrus), 500 J. vor C. G. — bis auf Chlodowich, 500 J. nach C. G. Göttingen, bey Vandenhök und Ruprecht. 1785. 9 Bogen in 8. mit fortlaufender Signatur.

Das vierte Zeitalter der Weltgeschichte, wo diese erst eigentlich anfängt, eröffnet diesen Theil. Es geht vom Ursprunge des ersten großen Weltreichs, des Persischen, durch das

das Macedonische, Römische, Parthische und Sinesische hindurch, bis zum Umsturze des Weströmischen, oder zum Anfange des Fränkischen Reichs. Tausend Jahre ist doch für ein Zeitalter, das so viele andere Hauptbegebenheiten in sich faßt, zu lang! Aber freylich, wenn jemand es versteht, lange Perioden durch seine Darstellungskunst auf die angenehmste und zugleich lehrreichste Art abzukürzen, so ist es Hr. Schl. Die Geschichte wird, wie er zeigt, mit diesem Zeitalter reicher, zuverlässiger, ordentlicher, aber auch interessanter. Denn hier erst, schreibt er, fängt höhere Menschheit, das Werk de la population rassemblée, an. Nord-Afrikaner, West- und einige Mittel-Asiaten und Süd-Europäer kommen in Bekanntschaft mit einander. Völkerräuber, genannt Conqueranten und Staatenstifter, zwingen sie zu engern und dauernden Verbindungen. „Hoch loderte schon in der Mitte dieser Periode die Gottesflamme, Menschenvernunft, vorzüglich in Europens Wildnissen, von Römern unterhalten, auf, und warf schon andern, noch oder zum Theil wieder verfinsterten und erstarrten Erdgegenden Helle und Wärme zu. Aber am Ende der Periode erlosch diese Gottesflamme fast völlig wieder. Eben diejenigen, die den wohlthätigen Brand unabsichtlich veranlaßt hatten, traten ihn zuletzt, eben so unvorsätzlich, mit ihren breiten Despotenhufen, beynahe bis auf den letzten Funken aus.“ Da man des V. Methode, Kunst und Schreibart schon aus dem ersten Theil und andern verwandten Schriften allgemein kennt: so wollen wir ihm nicht durch einen bloßen Auszug überall nachfolgen; sondern blos bey einigen Stellen stehen bleiben.

Die schöne Geschichtschreiberey der Griechen und Römer soll nach S. 234 seit dem Eusebius in Chronographie übergehen. Aber Ammianus, Zosimus und noch andere mehr sind gewiß nicht blos Chronographen.

Was von der Weltkunde dieses Zeitalters S. 237 – 244 gesagt wird, ist besonders lesenswerth. Die Seres der Römer sind dem Verf. wahrscheinlicher eine Mongolische Horde im mittlern Asien, als Sineser.

Der Verf. der Sage: Ctesias wetteifere, wie Hr. S. S. 247 urtheilt, mit Herodoten im Albernheit. Die Nachrichten neuerer Inländer von den alten Persern sind zum Theil freylich sehr albern; die ausländischen altgriechischen sind noch alberner, und haben alle den Verdacht gegen

 sich,

sich, daß sie, seit der Marathonischen Schlacht, aus Athenienischen Volksliedern genommen sind. (Ibid.)

Im Griechisch-Persischen Kriege sind dem Verf. S. 255 die acht Schlachten, die gar wunderbarlich, alle Paar und Paarweise, Landschlacht und Seeschlacht immer an Einem Tage geliefert werden, wie es scheint, verdächtig. Ein Kritiker, wie er, konnte darüber noch etwas mehr sagen. Aus Versen von Boileau wird gezeigt, daß Xerxes und Ludwig XIV. auf gleiche Art Schlachten ihrer Kriegsvölker zusahen.

Die Griechen erkennt der Verf. S. 285 für unsere Wissenschaft unschätzbar; auch das feinste Volk der alten Welt mögen sie immer heissen. Aber, fährt er fort, was verleitete ehemals unsere Philologen, sie deswegen, nicht für das gescheuteste, gar für das erste Volk des Erdbodens auszurufen? sich griechische Alltagsmenschen, wie transcendentalische Wesen zu denken? und die ganze neuere Menschheit wie verschrumpft und erschlafft gegen die alte griechische darzustellen? Blickt aus allen Sprüchen und Handlungen der sieben Weisen Griechenlands mehr Weisheit, als jede deutsche Regierung von jedem ihrer Dorfschulzen fordert? Haben alle die sogenannten Stifter philosophischer Sekten zusammengenommen auf ihre Nation und Nachwelt so viel gewürkt, wie Thomasius und Newton? u. s. w. Man sollte denken, was Philologen, und zwar ehemals, gesagt haben, könne jetzt den Geschichtschreiber nicht so sehr in Bewegung setzen. Uebrigens gilt es auch bey Hrn. Schl. Fragen und Ausrufungen: wie die Frage, so die Antwort. Zu sehr herabwürdigen, ist eben so fehlerhaft, als über die Wolken erheben.

„August gab, nach S. 315 im philologischen Verstande, Rom sein goldnes Zeitalter. Il ne suffit pas, qu'un Poëte ait 100000 Livres de rente, pour que son siecle soit le meilleur de tous. Contrat Social, p. 191." Braucht man aber das vom Rousseau zu lernen? Unter die Maulpatrioten und feigen Niederträchtigen werden ebenfalls Cicero, Vater und Sohn, gerechnet. Ein alter Machtspruch des Verf., den wir nicht wieder anzutreffen hofften.

Sina ist dem Verf. das größte — aber auch, da ihm Klima, Sitten, Religion, Schrift und unmenschlicher Despotismus, den Gebrauch seiner ungeheuren Kräfte, die es doch würklich besitzt, verwehren, zugleich bey allem äussern Anschein von Cultur, das ohnmächtigste Reich von Asien, wie gar von Euro-

Europa. S. 329. Er wollte vielleicht die dümmste Nation oder Verfassung schreiben; aber ist sie das würklich?

Dagegen frägt nun Hr. S. (S. 340.), indem er auf die Gothen kommt: „Darf ich diesem unsterblichen Volke, das ein halbes Jahrtausend hindurch unsern Erdtheil von einem Ende zum andern mit dem Rufe von seinen Großthaten erfüllte, und ganz vorzüglich der Würger des Röm. Reichs war, seine ihm, wie ich glaube, gebührende Stelle unter den welthistorischen oder Hauptvölkern anweisen?" Und darauf folgt ein Abriß ihrer Geschichte bis S. 360. Wir wissen nicht, ob die Frage auch an Recensenten gerichtet ist; weil aber diese doch auch unter die Leser gehören; so antworten wir: Die Gothen waren nicht minder Deutsche, als die Markmannen, Alemannen, Vandalen, Sueven und andere Nationen, welche mit ihnen gemeinschaftlich auf das Röm. Reich losstürmten, und so gut, als sie, es zu seinem Untergange bereiteten. Daß die Gothen darauf häufiger und fruchtbarer würkten, als die übrigen, giebt ihnen vor diesen keinen so großen Vorzug. Denn welches wären sonst ihre Großthaten gewesen? Auch haben sie wohl nicht ein halbes Jahrtausend Europa von einem Ende zum andern erschüttert. Ihr großes Reich wurde schon im 4ten Jahrhunderte in der Geschwindigkeit zertrümmert. Im 5ten gaben sie dem westlichen Reiche der Römer, aber nicht ohne Beystand anderer Germanier, blos seinen coup de grace. Endlich herrschten sie noch im 6ten und 7ten auf unsrer westlichen Halbinsel. Daraus ziehen wir den Schluß: Germanier überhaupt, nicht unter ihnen Gothen allein, gehören unter die Hauptvölker dieses Zeitalters.

Xyz.

Ueber Weltgeschichte und ihr Princip. Ein Versuch, und zugleich Einladungsschrift zu den Vorlesungen, von M. Jakob Dominikus, der Philosophie ausserordentl. Lehrer auf der Universität Erfurt. Erfurt, gedruckt bey Görling. (1791.) 52 S. 8.

Diese kleine Schrift eines scharfsinnigen Kopfs verdient immer einige Aufmerksamkeit; wenn sie gleich mit einer gewissen Affektation in den Vorstellungsarten und im Ausdrucke geschrie-

geschrieben ist, die nach dem Geschmacke des jetzigen Decenniums in Deutschland calculirt zu seyn scheint, und sich daher oft in Declamation und Raisonnement verliehrt, um auch den bekanntesten Dingen den Reiz der Neuheit zu geben. Der V. hat sich wohl Schlözern und Schillern zu Mustern der Darstellung gewählt. Vom erstern glaubt er (S. 29), die Weltgeschichte habe bis auf seine Zeit noch nicht den Namen einer Wissenschaft verdient. Das wird aber wohl in Deutschland mit mehrerm Rechte von Gatterern gelten; warum Schlözers übrigens unleugbare Verdienste um die Weltgeschichte für die Augen junger Gelehrten blendender sind, ist leicht begreiflich. Von Schillers Schrift: „Was ist, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" urtheilt er S. 15, sie sey eine an beyspielloser Vortreflichkeit reiche Beantwortung dieser Frage. Im Grunde ist sie allerdings eine glänzende Entwickelung von einer längst anerkannten Wahrheit; nur für Studirende zu schön, zu geschickt, aus ihnen mehr Raisonneurs als Geschichtkenner zu bilden. Hr. D. fand ausserdem, „daß bey der allgemeinen Revolution der Philosophie auch das Gebiet der Geschichte nach den unvergleichlichen Resultaten, die uns Hr. HR. Reinhold mit schneidendem Scharfsinn darüber dargelegt hat, erschüttert wird, und daß nicht wenige Strahlen von dem Lichte jener auf diese zurückfallen; von welchen er also einige gesammlet, und in Einem Brennpunkte zu vereinigen gesucht habe."

Daß die Weltgeschichte lange entwürdigt und gemißdeutet worden, leitet er theils von einer schiefen Zweckbestimmung, theils von der Unbestimmtheit dessen her, was man zu ihr rechnete; bald verengte man ihre Gränzen zu sehr, bald dehnte man sie zu weit aus. Jenes that die alberne und scholastische Universalgeschichte: Dort stehen Kleinigkeiten den größten Revolutionen zur Seite; jene haben nicht selten die Miene der Wichtigkeit, da man diese mit dem Titel der Strafgerichte abfertigt: und dann sind diese, statt Brennpunkte aller Ellipsen zu seyn, ein blosses [illegible] des Meteors. Ein Dschinkis-Chan gilt öfters so viel als ein Mezän, (wird wohl Mäcenas seyn sollen,) dem hungrige Poeten dankvolle Lobgedichte schrieben. (Hoffentlich doch nicht Virgilius und Horatius; oder der Verf. müßte sie nicht sonderlich kennen.) Diejenigen, welche die Weltgeschichte

schichte zu sehr erweiterten, trugen durch ihren enthusiastisch gute Meinung nicht wenig zur Mißdeutung ihres Werthes bey. So unverkennbar ihr Nutzen ist; so ist sie doch noch nicht die erste und Hauptwissenschaft oder Königin aller Wissenschaften, die in einem Tempel derselben den Opferaltar oder das hohe Amt verdiente. So wenig Herschel durch sie den Uranus entdeckte, eben so wenig hat Aristoteles und Locke sein sensual, Plato und Leibnitz sein (ihr) intellectual, und Kant sein kritisches System von ihr empfangen. Die Naturerscheinungen und die Phänomene des menschlichen Willens liegen als Facta, nicht als Gesetze physischer und intellectueller Kräfte in ihrem Magazin. Die Weltgeschichte überspringt aber deswegen ihre Mauer noch nicht, wenn sie die Facta auf ihre Ursachen zurückführt u. s. w. Wozu aber alles dieses, und so vieles andere, bis auf den Begriff der Weltgeschichte, der sich in Erklärbarkeit des jetzigen Zustandes der Welt auflöset, auf so vielen Seiten so geziert und kostbar gesagt, da es niemand bezweifelt, und Schriftsteller genug es schon angewandt haben?

Und welches ist nun das Princip, (Schade, daß es keinen deutschen Namen dafür giebt,) das der Verf. S. 38 fg. für die Weltgeschichte aufsucht? Zuerst entwirft er einige Gesichtspunkte zur Uebersicht der Weltgeschichte, meistentheils wahr und mit Stärke aufgefaßt, nur in dem äusserst zugespitzten Tone, wie das vorige. Aber von diesen Gesichtspunkten darf das gesuchte Princip seine Existenz nicht borgen; es wäre denn, daß man unter diesem Erfahrungsurtheile verstehen wollte, deren Allgemeinheit auf Induction beruhet. Es muß vielmehr das Spiel in unserer Freyheit begreiflich machen; alle unsere Dissonanzen zu einer Harmonie und einem Einklange vereinigen, und in die abstechendsten Schattengruppen von Nationen und Zeiten Ansicht und Einheit, in die Räthsel ihrer und unserer Neigungen und Begierden Auflösung bringen. Man findet es also nur in Kants Urtheilskraft, dieser Bestimmbarkeit durchs intellectuelle Vermögen, die sich auf den Begriff von Zweckmäßigkeit der Natur stützt: freylich nur eine eingetragene Einheit. Aber in der Einheit eines moralisch zu begründenden Systems der Staaten, oder in der Vorbereitung und Annäherung dazu, liegt die Auflösung aller Verworrenheit der Weltgeschichte.

Noch

Noch müssen wir bemerken, daß der Verf. zwar S. 42 ff. die Reformation für die größte Wohlthat des menschlichen Geschlechts erkennt; aber Luthers Selbstverdienst dabey nur für eine Kleinigkeit gehalten wissen will, weil alles nur auf die Concurrenz der begünstigenden Umstände angekommen sey, ohne welche er seinen Namen in der Weltgeschichte nicht hinterlassen haben würde. Hr. D. scheint jedoch, indem er dieses Urtheil fällte, weder Luthers grossen Geist und Entwurf, die Hülfsmittel, die er in sich selbst fand, seine feurige Thätigkeit und unerschütterliche Standhaftigkeit, recht gekannt, noch bedacht zu haben, daß selbst die günstigsten Umstände, wenn sie Vorschub für eine unendlich schwere Unternehmung heißen können; einen Mann von ausserordentlichen Gaben erfordern, der sie zu nützen und zu leiten weiß.

Ws.

Geschichte von Arkadien, vom Ursprunge seiner Monarchie bis auf die Zeiten Antonins des Frommen, nebst der alten Erdbeschreibung dieses Landes, auch Nachrichten von der Verfassung, Religion und den Geschäften der Arkadier, von Georg August von Breitenbauch. Frankfurt, bey Eichenberg. 1791. 504 Seiten. 8.

Bisher war unsre Geschichte von Griechenland nichts als Geschichte von Sparta und Athen, nicht der gesammten griechischen Nation. Daran war die Bequemlichkeit der Geschichtschreiber und die Methode Schuld. Jenen fiel es zu beschwerlich, den historischen Stoff für die vielen kleinen Staaten und Völkerschaften aus so vielen und so ungleichartigen Schriftstellern mühsam zusammenzutragen, und diese wußte keine rechte Einheit in eine Geschichte zu bringen, die aus dem Aggregat von so vielen kleinen Staatengeschichten entstehen sollte. Daher wir noch bis itzt nur schwache Versuche einer vollständigen und pragmatischen Geschichte von Griechenland, und zwar die besten nur von Ausländern haben.

Soll unsre Litteratur in Zukunft diesen Mangel ersetzen, so muß eine mühsame Vorarbeit vorausgehen — vollständige Sammlung der übergebliebenen Nachrichten von jedem einzelnen griechischen Staat: die Arbeit muß von Specialhistorien (wie

(wie bey einer künftigen völlig genugthuenden Geschichte von Deutschland) anfangen. Dann hätte man wohl die allgemeine Geschichte von Griechenland, welche die Hauptresultate der Specialhistorien enthalten müßte, von der Geschichte der einzelnen Staaten und Völkerschaften zu unterscheiden. Jene würde ein allgemein lesbares Werk für den Liebhaber, diese eine Arbeit, nur für den kritischen Forscher und den tiefern Kenner des Alterthums instructiv, werden.

Die Specialhistorien möchte man freylich sogleich von kritischen Forschern bearbeitet wünschen, die vom Geist des Alterthums durchdrungen wären; so würde man sogleich geprüften Stoff mit richtiger Würdigung nach dem Geist der Zeiten zur weiteren Bearbeitung erhalten, und die Operationen, die vor einer recht pragmatischen Geschichte der Griechen hergehen müssen, würden abgekürzt werden. Indessen auch der, welcher nur den zerstreuten Stoff zur künftigen Bearbeitung sammelt, würde sich schon ein Verdienst erwerben, wenn er nur vollständig sammelte, und dann dem kritischen Forscher die Uebeschauung der Materialien erleichterte.

Aus letzterem Gesichtspunkt muß man die vorliegende Geschichte von Arkadien betrachten; und man wird ihr dann Brauchbarkeit und Verdienst nicht absprechen. Sie sammelt blos, ohne kritische Läuterung, ohne Messung der historischen Wahrscheinlichkeit, ohne das Wichtige vom Minderwichtigen abzusondern, ohne die Künste der historischen Darstellung zu versuchen. Man darf daher nichts als Vollständigkeit vom Verf. fordern: und dieses Lob müssen wir ihm ertheilen.

Eb.

Versuch einer Geschichte des Negersclavenhandels, von Joh. Jac. Sell, Prof. der Geschichte und Beredsamkeit am Königl. akadem. Gymnasio in Alten-Stettin. Halle, bey Gebauer. 1791. 8. 246 Seiten.

Zu einer Zeit, da die Verhandlungen im Brittischen Parlament über den Negersclavenhandel eine Menge von Schriften und Pamphlets für und wider diese Sache hervorbrachten, war es doch kein so ganz steriler Gedanke, über diese Materie

auch

auch etwas in Deutschland zu Markte zu bringen. Zwar hatten wir schon eine schöne Schrift über den Ursprung des Negerhandels vom Hrn. Prof. Sprengel. Auch waren uns die wichtigsten dahin gehörigen Schriften der Engländer nicht unbekannt; wir hatten das Wesentliche derselben in der Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen und den Sprengelschen Beyträgen. Indeß konnte es doch auch nicht schaden, daß ein Gelehrter das alles in eine gewisse Ordnung zusammenbrachte, und das hat Hr. Sell gethan. Die Schrift besteht aus 14 Abschnitten. 1) Ursprung des Negerhandels. Er fand zwar schon von undenklichen Zeiten her in Afrika Statt: aber seit dem 15ten Jahrhundert kam er doch erst durch die Portugiesen recht auf. 2) Geschichte des Negerhandels bis auf die jetzigen Zeiten. Drey Hauptperioden; 1) von 1443 bis 1645, meist für Spaniens Rechnung und Brasiliens Zucker- und Tobaksplantagen, 2) von 1645 — 1778, wo ausser den Portugiesen, Engländern, Holländern und Franzosen, auch Schweden, Dänen, Brandenburger und Nordamerikaner Theil daran haben, 3) seit 1778, wo die Spanier selbst den Handel anfangen zu treiben. 3ter Abschn. Aus welcher Gegend und von welchen Küsten Afrikas die Negersclaven geholt werden. 4) Auf welche Weise die vielen Sclaven herbeygeschafft werden. 5) Die Art, wie die Europäer die Sclaven auf der Westküste von Afrika verhandeln. 6) Preis der Negersclaven in Afrika. 7) Behandlung derselben auf der Fahrt nach Amerika. 8) Art des Verkaufs der Sclaven in Amerika und ihr Preis daselbst. 9) Berechnung der Kosten und des Gewinns beym Sclavenhandel. Selten gewinnt man dabey über 9 Procent, da sonst im Amerikanischen Handel leicht 12 und mehr Procent gewonnen werden. 10) Behandlung der Sclaven in Amerika. 11) Ihre Benutzung. Ein Miethneger bringt jährlich 15 — 20 Procent. Eigene Neger kann man so allgemein nicht taxiren. Eine Zuckerplantage mit Ländereyen, Gebäuden und 220 Sclaven, incl. Weiber und Kinder, auf 350000 Gulden angeschlagen, bringt ohngefähr ein 108000 Gulden; die Unkosten 46000 Gulden abgerechnet, lassen einen Ueberschuß von 62000 Gulden. Dergleichen Anschläge, wo man berechnet, daß ein neu angekaufter Sclave, wenn er gut einschlägt, in den ersten zwey Jahren seinem Herrn das Kaufgeld nebst Zinsen einbringen könne, haben schon mehrere gemacht; aber Schade, daß sie nicht eintreffen. 12) Ungefähre Uebersicht der Anzahl der Neger in Amerika.

Wenn

Wenn man mit Cooke 5½ Millionen für die ganze Guineaküste annimmt: so haben davon

die Americaner und Engländer	1,500000
Spanier	2,501000
Portugiesen	1,500000
Franzosen	100000
Holländer	100000

13) Geschichte der Abschaffung des Sclavenhandels, besonders in England. 14) Anzeige der Schriften für und wider die Abschaffung des Sclavenhandels.

K.

XIII. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

1) Leben und Thaten des Joseph Balsamo, sogenannten Grafen Cagliostro. Nebst einigen Nachrichten über die Beschaffenheit und den Zustand der Freymaurersekten. Aus den Acten des 1790 in Rom wider ihn geführten Prozesses gehoben, und aus dem in der päpstlichen Kammerdruckerey erschienenen italienischen Originale übersetzt. Zürich, bey Orell und Compagnie. 1791. XII und 171 Seiten, gr. 8.

2) Unpartheyische Prüfung des zu Rom erschienenen kurzen Inbegriffs von dem Leben und Thaten des Joseph Balsamo, oder des sogenannten Grafen Cagliostro, von Cajetan Tschink. Wien, 1791. bey Kaiserer. 72 Seiten. 8.

Wer in Nr. 1. einen vollständigen, zusammenhängenden, unpartheyischen, unter öffentlicher Autorität veranstalteten und publicirten Auszug aus den Acten des gegen den berüchtigten Cagliostro zu Rom geführten Prozesses sucht, wird sich sehr

[illegible] finden. Wäre diese Geschichte wirklich aus den Acten gezogen, so würde das Original (wie der Vf. von Nr. 2. sehr gut bemerkt) gewiß nicht ohne die gedruckte Censur des heil. Officiums erschienen seyn. Doch angenommen auch, daß es mit alle dem seine Richtigkeit habe, daß wirklich die Prozeßacten zu Grunde gelegt, und auf die beste Art benutzt wären, so wird doch niemand, der nur einigermaßen richtige Begriffe von dem vermeinten Wunderthäter und wirklichen Scharlatan Cagliostro, Balsamo, oder wie sonst sein wahrer Name seyn mag, hat, hier zuverläßige Nachrichten von seinem Leben, seinen mannichfaltigen Abentheuern, Gaunereyen rc. suchen. Wie kann man hoffen, von einem Ebentheurer dieser Art, der fast ganz Europa durchgezogen, und unter so mancherley Masken und Hüllen seine Rollen gespielt, durch irgend ein Mittel eine ganz glaubhafte, hinlänglich documentirte Geschichte seiner Betrügereyen, Gaukeleyen und Verbrechen zu erhalten? Alles, was man von der in Rom angestellten Inquisition gegen den Betrüger erfahren hat, [illegible], daß man eigentlich keine legalen Beweise der ihm angeschuldigten Verbrechen gegen ihn aufbringen wollte. Angenommen daher auch, daß die hier gelieferte Erzählung wirklich actenmäßig wäre, so kann sie doch keinesweges als die Geschichte des Betrügers, sondern als ein von ihm künstlich erdichteter Roman betrachtet werden, in dem einiges freylich mit der Wahrheit übereinstimmen mag, das meiste aber gewiß entweder ganz erdichtet, oder doch so verstellt und verstümmelt ist, daß es auch der schärfsten Kritik schwerlich gelingen möchte, die Lüge von der Wahrheit zu scheiden. Aber die natürlichste Voraussetzung, die durch alle Umstände bestätigt wird, ist wohl, daß dieses sogenannte Leben und Thaten durch Connivenz der Inquisition ist bekannt gemacht worden, um einige Ideen von Cagliostro zu verbreiten, die man verbreitet wissen wollte, und das Publikum von der Wahrheit abzuziehen.

Der Verf. von Nr. 2. hat verschiedene Mängel, Lücken, Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche der eben angezeigten Schrift auf eine einleuchtende Weise gerügt. Er beschuldigt den Verf. derselben mit guten Gründen eines großen Mangels historischkritischer Kenntnisse. Weß Geistes Kind er überhaupt seyn müsse, erhellt schon daraus, daß er Cagliostro als der Zauberey verdächtig erklärt. Und nun vollends der Grund, den er für diesen Verdacht anführt! „Zwey Thatsachen,

sagt

sagt er, „geben Anlaß zu dieser Vermuthung. Die erste ist,
„daß er sich unter dem Vorwande, als hätte er eine besessene
„Schwester, von einem Landpfarrer in heiliges Oel getauchte
„Baumwolle geben ließ; es ist aber falsch, daß er eine vom
„bösen Feinde besessene Schwester hatte. (Ergo —) Die
„andere Thatsache ist die Erscheinung einer Dame. Man
„glaubt, daß einige seiner vertrauten Freunde, die mit ihm
„in Gesellschaft waren, zu wissen verlangt hätten, womit sich
„denn in dem Augenblicke diese Dame beschäftige. Balsamo
„war bereit, ihre Neugierde zu befriedigen; er zeichnete ein
„Viereck auf den Boden hin, legte die Hände darauf, und es
„erschien eine abgezeichnete Gestalt dieser Dame, wie sie
„eben mit ihren Freunden Trischte spielte. Man schickte so-
„gleich in ihr Haus, und sie befand sich wirklich in dieser Stel-
„lung und Beschäftigung. (Ergo — Q. E. D.) Ob etwas
erregt Mitleid. Der Römer schildert Cagliostro als einen
kleinen, widerwärtigen Menschen, ohne alle Kenntnisse und
Bildung. Das war er freylich, wie jeder bestätigen wird, der
ihn gekannt hat. Um desto mehr möchte man sich wundern,
daß dieser grobe Betrüger Leuten aus den höhern gebildeten
Ständen, den Damen, Hofleuten u. a. so viel Eingang gefun-
den, wenn man den Lauf der Welt nicht kennte. Doch dar-
auf kommt es nicht an. Der Nebenzweck der Brochüre ist
offenbar, die der römischen Curia so verhaßte Philosophie unter
dem Namen der Freymäurerey in das schwärzeste Licht zu setzen,
und die Fürsten dagegen aufzureizen. So behauptet der un-
genannte Verf. des Lebens: „Es sey vielleicht bey einer ge-
nauen Zergliederung der Endzweck aller Freymaurergesellschaf-
ten, „das Joch des Gehorsams abzuwerfen, und
Monarchien umzustürzen." Welch ein abscheuliches und
zugleich sinnloses und lächerliches Vielleicht! — Der Römer
beschuldigt den Cagliostro, daß er gegen die katholische Religion
gearbeitet habe. Weit wahrscheinlicher macht dagegen Hr.
Tschink, daß seine Absicht gewesen, den Catholicismus zu
befördern, und daß er wirklich in dem Glauben gestanden,
daran gearbeitet zu haben, wenn er gleich oft aus Mangel an
Kenntnissen Mittel ergriffen haben mag, die gerade den entge-
gengesetzten Zweck begünstigten. Er behauptete bey seinem
gerichtlichen Verhöre mit aller Hartnäckigkeit, daß er bey der
Einführung und Verbreitung seines ägyptischen Systems den
Zweck gehabt habe: den Catholicismus zu verbreiten.
Es ist allerdings merkwürdig, (sagt Hr. Tschink, selbst ein

Katholik.) daß auch der größere und gerade der aufgeklärtere Theil der Protestanten, so lange Balsamo umherreiste, sich Anhänger zu sammeln, ihn für einen Emissar des römischen Hofes (eigentlich nicht sowohl für einen Emissär des römischen Hofes, als für einen Emissär der Jesuiten) und für einen Verbreiter des Catholicismus ausrief. Zwar behauptet der Verf., daß Balsamo den Katechismus nicht auswendig herzusagen wußte, daß man ihn seit [illegible] Jahren kein Kreuz machen sehe, daß er an Fasttagen Fleisch gegessen u. s. w. (In Pohlen und in Strasburg hielt er die Fasttage sehr genau; zumal da er ein großer Liebhaber von Macaroni war, die er auch sehr gut zu kochen verstand. Diesem allen ohngeachtet aber kann er doch gewollt haben, durch seine ägyptische Maurerey den Catholicismus zu verbreiten. Giebt es nicht Prediger, die Gottes Wort zu verkündigen meinen, und doch die größten Ungereimtheiten sagen? deren Wandel ihren eignen Grundsätzen widerspricht, deren Befolgung sie andern predigen? Einmal muß er doch zu jener Sage der Protestanten, die ihn für einen Verbreiter des Catholicismus ausschrien, einige Veranlassung gegeben haben. Man sehe darüber nur die Schrift der Fr. v. d. R. über Cagliostro; die ist hierin wohl sehr überzeugend.) Zweytens ist die Beharrlichkeit merkwürdig, womit er vor dem Inquisitionsgerichte behauptete, daß sein ägyptisches System die Verbreitung des Catholicismus zur Absicht habe; daß seine Anhänger zu Paris darüber einig geworden, den Papst um eine Bulle zur Bestätigung des ägyptischen, so wie einst des deutschen Ordens zu bitten; daß er ihnen zum vierten Gelübde auferlegt habe, sich bey der Ausübung dieses Systems auch mit Vergießung des Bluts für die Bekehrung der Protestanten zu verwenden. Drittens läßt es sich auf diese Art erklären, warum Cagliostro dreist nach Rom gieng, warum er dort blieb, selbst dann noch blieb, als er zweymal von dem Vorhaben des heil. Gerichts, ihn einziehen zu lassen, benachrichtigt ward, und warum er endlich seine Papiere nicht aus dem Wege räumte — Drey Handlungen, die sonst mit dem gesunden Menschenverstande, den man dem Betrüger doch nicht absprechen kann, schwerlich vereinigen lassen. Allein, sobald Balsamo wußte, daß ihn die Jesuiten gesondert hatten, daß er ein Verbreiter des Catholicismus gewesen war, wird es sehr begreiflich, warum er dreist nach Rom gieng.

Darin

Darin aber thut Hr. Tschink dem Römer zu viel, wenn er ihn eines groben Widerspruchs beschuldigt, daß er Balsamo bald einen Deisten, bald einen Atheisten nannte. Dieser sagt (S. 131 der Zürcher Uebers.) ja deutlich genug: „B. war, so oft es ihm nützlich war, Deist, Atheist, Materialist, Lutheraner, Protestant, aber niemals Katholik." Also nur vom Scheinen, vom Ausgeben, nicht von Seyn ist bey ihm die Rede. — Lächerlich aber ist es freylich, wenn der Römer es Cagliostro zum Vorwurf anrechnet, daß seine Reden keinen andern Zweck gehabt, als Katholiken in Ungläubige und Gotteslästerer, in — Deisten zu verkehren!" — Mit Recht äussert Hr. T. am Schlusse sein Befremden, wie C. als ein Meister und Anhänger der übernatürlichen Zauberkunst aufgestellt und bestraft werden konnte? und warum die Inquisition in ihrem Urtheil blos seine angeblichen Vergehungen gegen die katholische Religion anführte, die ihm Schuld gegebenen politischen Verbrechen aber ganz mit Stillschweigen übergieng? Ueber diese und mehrere Hauptfragen bleibt der ungenannte Römer die Antwort schuldig. Das ist auch ganz natürlich.

Ausser der hier angezeigten Zürcher Uebersetzung sind noch zwey andere, eine in Augsburg, die andere in Wien im Verlag der typographischen Gesellschaft erschienen, dem Rec. aber nicht zu Gesichte gekommen. Hr. Tschink, der sie alle drey verglichen zu haben versichert, giebt der Wiener den Vorzug. Die Züricher ist in einem steifen, fehlerhaften Schweizerdeutsch geschrieben.

Hingegen existirt ein anderes Buch von dem Betrüger, unter dem Titel:

Denkmal des Cagliostro, ein nicht unwichtiger Beytrag zur Geschichte dieses berühmten Mannes, von Augen- und Ohrenzeugen. Aus dem Lateinischen nach einer getreuen Uebersetzung von Heinrich Fäsi. Bregenz, gedruckt bey Brentano. 1791. 76 Seiten in 8.

Der Rec. will diese Schrift hier nur erwähnen, um zu warnen, daß niemand irgend etwas Wahres oder Wichtiges hier suche: denn es sind die unförmlichsten Erdichtungen und Mären.

Es giebt eine ganz natürliche Voraussetzung, wodurch die so dunkelscheinende Geschichte des Cagliostro ganz deutlich gemacht wird. Sie kommt von Leuten her, welche den Cagliostro genau gekannt und beobachtet haben, und welche auch von den Jesuiten und deren Intriguen sehr wohl unterrichtet sind. Cagliostro war ein Emissar der Jesuiten, so wie es deren mehrere giebt, und besonders in den letztern zwanzig Jahren gab, seitdem der Orden aufgehoben war, und durch allerhand geheime Intriguen sich wieder festzusetzen suchte, zum Theil auch wirklich sich so sehr wieder festgesetzt hat. Die Mission des Cagliostro war besonders auf Rußland gerichtet, wo sich die Jesuiten durch die feinste Politik bekanntlich feste Sitze und vielen Einfluß zu verschaffen gewußt haben. Das Mittel, wodurch Cagliostro von seinen Obern zu wirken angewiesen war, war die Freymaurerey, wodurch schon so sehr viel insgeheim durch die unbekannten Obern ist gewirkt worden, welche sie, als ein Werkzeug zu ihren Absichten, immer gesucht haben, in ihren Händen zu behalten. Darum war er von den unbekannten Obern mit guten freymaurerischen Addressen nach Mitau abgeordnet, weil damals die ersten und angesehensten Leute in diesem Lande für die angeblichen Geheimnisse den größten Eifer hatten. Darum legte er daselbst eine sogenannte Loge d'Adoption an, weil die Absicht war, dieselbe von Mitau aus nach St. Petersburg zu verpflanzen. Es ist wohl der Mühe werth, in dieser Absicht die bekannte Schrift der Frau v. d. Recke über Cagliostro nachzulesen, woraus man ziemlich deutlich ersehen kann, wie sehr listig der Plan angelegt gewesen ist. Es wäre ihm beynahe geglückt, die Tochter eines der angesehensten Häuser in Curland, die damals für die Loge d'Adoption schwärmerisch eingenommen war, mit sich nach St. Petersburg zu bekommen. Wenn dieses durch das feine moralische Gefühl der zwar schwärmerisch angespannten, aber edeldenkenden Frau nicht wäre zurückgegangen; hätte er vielleicht in St. P. mehr Eingang gefunden. So aber gelangen seine Plane in Petersburg und Warschau nur zum Theil. Wenn solche Emissarien ihren Zweck nicht erreichen können; so müssen sie weiter. Die Jesuiten sind von jeher immer listig genug gewesen, daß sie dergleichen Emissarien zwar durch allerley Mittel so zu fesseln wissen, sich selbst aber so sicher stellen, daß ihnen nicht beyzukommen ist; und daß sie ihre Emissarien bloßstellen können, wenn sie nicht mehr zu brauchen sind. Dies ist eine Politik, welche sie bey allen, auch viel wichtigern

Gesel-

[illegible] seit zwo Jahren zu bedienen gewußt haben.
Ferner geben sie ihren Emissarien nicht baar Geld, oder we-
nigstens nicht große Schätze, wie sich manche Leute sehr unüber-
legt einbilden. Dazu würden theils die Jesuiten, so reich sie
sind, nicht reich genug seyn, und sie sind auch allzu klug dazu.
Wer zu den Ihrigen gehört, der kommt niemals [illegible],
der ist dressirt durch mancherley Mittel, daß er ganz zu ihren
Zwecken eingerichtet ist, und wenn er auf eine Mission geschickt
wird, so bekommt er irgend einen Stoff, den muß er bearbei-
ten, ihn durch eigene Industrie, und nach den empfangenen
Instructionen geltend machen. Hauptsächlich zum Nutzen des
Ordens, aber hernach auch zu seinem eigenen Nutzen. Dazu
gaben die Obern dem Cagliostro nebst einigen geheimen Dingen
und brauchbaren Fratzen gewisse Freymaurergeheimnisse, erst
der Loge d'Adoption, hernach einer ganz neuen sogenannten
ägyptischen Maurerey, nebst den Vollmachten, Logen anzule-
gen, und NB. die gehörigen Adressen und Instructionen, durch
die er allenthalben Eingang finden mußte, und ohne dieselbe
nicht Eingang finden konnte. Durch diese maurerische Ge-
heimnisse, durch die Anlegung von Logen, durch die Receptions-
gelder für die verschiedenen Grade, durch die Geschenke, welche
er für die von seinen Obern erhaltenen magischen Geheimnisse
von vornehmen und reichen Leuten erhielt, und zuletzt durch
seine schöne Frau, welche manches Hundert Ducaten einbrachte,
konnte Cagliostro gut leben. Er suchte die Geheimnisse der
sogenannten ägyptischen Maurerey sowohl in London, als in
Strasburg, zum Besten seiner Obern zu brauchen, (wovon
manches zu sagen wäre, das aber in öffentlichen Schriften nicht
gesagt werden kann); aber er sank nach und nach im Ansehn,
weil man ihm allzu genau auf die Finger sah. Durch die
Halsbandsgeschichte kam er vollends so ausser Credit, daß er
für die Jesuiten nicht mehr brauchbar war. Er ward also
von ihnen verlassen. (Daß sie dieses thun können, dafür ha-
ben sie schon bey der ersten Anlage gesorgt, und es ist mehreren
so gegangen, z. B. dem berüchtigten Zannowich.) Er hatte
nichts zu leben. Er schrieb an die ihm gegebenen Addressen,
bekam aber keine Antwort. Da er meinte, sich verdient ge-
macht zu haben, und glaubte, er hätte seinen Obern etwas tief
in die Karte geguckt, so drohte er, wenn man ihn nicht unter-
stützte, wolle er von diesem und jenem laut reden. Damit er
also nicht gefährlich werde, bekam er zur Antwort, er solle wieder
gebraucht werden, bekam Reisegeld, und ward erst nach Ancona

und nachher nach Rom beschieden. Da ward er instruirt, die ägyptische Maurerey zu treiben. Aber nun ward er von den Jesuiten selbst darüber angegeben, welche deßhalls ihre Maasregeln durch die geheimen Kanäle schon genommen haben. Es ward ihm durch ihren Einfluß, und unter dem Vorwande der zauberischen ägyptischen Maurerey zum Schein ein Prozeß gemacht, wovon man mit Fleiß in Europa sehr viel Lärmens machte. Cagliostro ward in der Engelsburg begraben, so daß er, er mag leben, oder nicht, seinen Obern weiter nicht im Wege seyn kann. Die ägyptische Maurerey, mit allen ihren Insignien aber ward öffentlich verbrannt, um dem abergläubischen Volke ein Schauspiel zu geben, und pour donner le change; damit niemand auf den Gedanken kommen könne, die P. P. Iesuitae hätten sich eines Menschen bedienen können, der durch ihren Einfluß eingekerkert ward, und der ägyptischen Maurerey, die durch ihren eigenen Einfluß in Rom verbrannt ward. Sie ließen sie aber nur verbrennen, weil das Ding für sie nicht mehr zu brauchen war, und sie der brauchbaren Fratzen weit mehr haben. So verbrennt jemand einen Maskenhabit von Stroh, womit er auf einer Redoute die andern Masken hat necken wollen; damit niemand wissen soll, daß er darin gesteckt hat. — Glaube jeder von dieser Aufklärung, was er will, Rec. ist überzeugt, daß sie die richtige ist.

Pk.

Das Haus Censi, oder Größe schützt nicht für Unfall. Eine Geschichte aus den Zeiten der Päpste Pius des Fünften und Clemens des Achten. Leipzig, bey Richter. 1791. 8½ Bogen in 8.

Eine höchstschauerliche Anekdote, in der sich eine tyrannisirte und hülflose Familie wider ein Ungeheuer von einem Vater verschwört, und auf dem Schavotte hingerichtet wird. Wir zweifeln, ob unsre heutige Criminaljustiz sich in die steife Form jenes Prozesses einkerkern, und ein nur irgend mit Talent gebohrner Sachwalter es bey einer solchen Defension, wie die gegenwärtige, hätte bewenden lassen. Einen Auszug aus der Geschichte setzen wir nicht hieher; da sie nur wenige Bogen begreift, und bey der besten Skizze sehr verliehren würde: denn sie ist musterhaft beschrieben.

Histo-

History of America by William Robertson — Historiographer to his Majesty for Scotland — 3 Volumes. Basil, Tourneisen and le Grand. 1790.

Dieser Abdruck ist nach der englischen Ausgabe von 1788 gemacht, in der sich R. wider die Anfälle des Savario Clavigero in seiner italienisch geschriebenen Geschichte von Mexico im Vorberichte und in den Noten vertheidigt. Daß übrigens auch hier der lächerliche Fehler vom Kardinal von Sachsen-Eisenach in den Noten S. 365 paradirt, der bey der Anzeige des Leipziger Nachdrucks in dieser Bibliothek Anh. zu 53—86. 2. B. S. 1033 gerügt worden, ist um so weniger zu verwundern, da Basel um ein gutes Theil weiter von Eisenach liegt, als Leipzig.

Das heilige Inquisitionsgericht; eine Geschichte aus dem eilften Seculo bis auf gegenwärtige Zeit, aus authentischen unpartheyischen Nachrichten gesammelt. Berlin, 1791. 156 Seiten. 8.

Eine flüchtig geschriebene Nachricht von diesem Tribunal, wie auch schon die Construction auf dem Titel ahnden macht. Indeß können sich die einstweilen damit behelfen, denen es nicht um Vollständigkeit und Genauigkeit, sondern nur um eine kurze Notiz, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, zu thun ist.

Lu.

Nachrichten von adelichen Wapen, gesammlet von Christian Friedrich August von Meding, Erbherrn auf Schnellenberg u. s. w. Dritter Theil. Zum Besten des Freyheit-Naumburgischen Waisenhauses. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1791. 2 Alph. und 8 Bogen, gr. 8.

Hierin sind abermals tausend Wapen nach alphabetischer Ordnung mit derselben pünktlichen Genauigkeit, die wir an den

 beyden

beyden ersten Theilen rühmten, beschrieben. Ja, uns däucht, als wenn bey der unermüdet fortgesetzten Uebung des Verf. im heraldischen Fache diese Genauigkeit noch höher getrieben, und seine Einsichten noch mehr zur Reife gediehen wären. Ueberall ist das Bestreben, die möglichst richtigen Nachrichten einzuziehen, sichtbar. Am Ende dieses Theils findet man mehrere Zusätze und Verbesserungen zum ersten und zweyten, und einige sogar zum dritten Theil. Auch ist ihm ein nützliches Register der Wappenbilder beygefügt. Nicht nur die Heraldik, sondern auch die Genealogie, und sogar die eigentliche Geschichte mancher Familien erhält durch die Bemühungen des Verf. Bereicherung oder Erläuterung. Bey dem Artikel Fugger findet man eine Stammtafel dieses gräflichen Hauses, worauf jedoch nur diejenigen Personen, die besondere Linien stifteten, erscheinen. Vielleicht hat man auch deswegen die Jahrzahlen weggelassen; welches aber wir bedauern. In der Vorrede bekommt das Fürstensche oder Siebmacherische Wappenbuch wegen seiner übelangebrachten Symmetrie in Stellung der Wappen einen derben Stoß. Auf dem Titel ist ein seltener Dukate, dem Hrn. v. Meding gehörig, abgebildet, worauf wahrscheinlich das Bildniß des im dreyßigjährigen Krieg so berühmt gewordenen Feldherrn von Tilly und dessen Wappen erscheint. Vielleicht ist es dem Verf. nicht unangenehm, wenn wir ihm Nachrichten von diesem Geschlecht nachweisen, die in einem Buche stehen, wo man sie nicht suchen sollte, nämlich in dem gelehrten Ostfriesland, B. 1. Vorr. S. XLVII u. ff.

Philosophisches Gemälde der Regierung Ludwigs des Vierzehnten; oder Ludwig der Vierzehnte vor dem Richterstuhle der Nachwelt. Nach dem Französischen von August von Kotzebue. Strasburg, bey König. 1791. 203 Seiten. 8.

Es wird uns zwar in keiner Vorrede das Geringste von dem Original dieser Schrift gesagt, oder eine nähere Nachricht von der Arbeit des Uebersetzers gegeben; man sieht aber leicht, daß sie eine Uebersetzung von dem ebenfalls in Strasburg erschienenen Tableau philosophique du regne de Louis XIV. ou Louis XIV. jugé par un François libre, par M. de la

Vallée

Vallée 9—18. Wir würden eben nichts verlohren haben, wenn diese Schrift, deren Werth uns sehr mittelmäßig zu seyn scheint, unübersetzt geblieben wäre; aber es liegt ausserhalb den Grenzen dieser Bibliothek, dieses Urtheil durch eine nähere Anzeige des Inhalts zu rechtfertigen. Der Uebersetzung, obgleich nach dem Französischen, fehlt es nicht an Gallicismen und schwerfälligen Perioden, die dadurch entstanden sind, daß sich der Uebersetzer zu sehr an die Wörter des Originals gehalten hat. Man sehe nur gleich S. 3 von den Worten an: **Mehr Oberhaupt der Kabalen, als Regentin des Reichs** ꝛc. oder S. 17: **Ihr gebt vor, in euern Händen** u. s. f., wo die vielen Participia einen großen Uebelklang hervorbringen. Fehler andrer Art sind solche, wie S. 12, wo es von der Religion heißt, sie wäre in allen Zeiten eine immer wieder hervorwachsende Schlange, deren Köpfe immerdar den Hauch der Zwietracht und des Todes zischten; im Französischen: dont les têtes nombreuses ont toujours soufflé la discorde et la mort. — S. 8 wird das französische querelle, qui minoit insensiblement ses rivaux durch: eine Fehde, welche die Kraft ihrer Nebenbuhler, **austrocknete**, übersetzt; wer sagt aber wohl, eine **Kraft austrocknen**; überdem muß es statt ihrer seiner heißen, da es sich auf England bezieht; allein, daß der Uebersetzer die Engländer im Kopf hatte, sieht man daraus, daß er ein paar Zeilen weiter sagt: **vergebens setzte ihnen die** Natur den Ocean zur Grenzscheide, wo ihm stehen, oder der Satz überhaupt anders gedreht werden müßte. — Man stößt nicht selten auf ähnliche Beweise von Flüchtigkeit, die hier um so mehr zu tadeln ist, da dergleichen Schriften nur durch eine correcte und fließende Sprache lesbar gemacht werden können.

Ha.

Geschichte der Pohlnischen Staatsveränderung vom 3. May 1791. Nach dem Pohlnischen Berichte der Warschauer Nationalzeitung. Von K. G. Zweyte vermehrte Auflage. Warschau, bey Gröll, 1791. 116 Seiten. 8.

Von S. 1—54 eine umständliche Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten dieses Tages, mit Anführung des procès verbal

verband in der Reichstagssitzung; und mit folgendem Schlusse, der den Geist dieser Revolution bezeichnet: Um 12 Uhr waren die Straßen so still, wie an jedem andern unbezeichneten Tage. Die geheimen Vorbereitungen davon werden hier nicht entwickelt. — Von S. 55 bis zu Ende die neue Constitution ohne Commentar. — Die Anfangsbuchstaben K. G. auf dem Titelblatt bezeichnen den ehemaligen Preußischen Kammergerichtsrath, und itzt von dem Festungsbau zu Königsberg zum Pohlnischen Adelstand gediehenen Herrn Karl von Glave. Ob die Fortsetzung dieser Arbeit nicht etwa ein Russe sich zueignen werde, mag die Zeit lehren.

Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution, von Christoph Girtanner, der Arzn. Doctor u. s. w. Dritter Band; mit einem Kupfer. Berlin, 1791. bey Unger. 422 Seiten. 8.

Hr. G. bleibt seinem Plan und seiner Erzählungsart, und Rec. daher auch seinem Urtheil über den ersten und zweyten Band (A. d. Bibl. CIV. 2. S. 486—488.) getreu. Der Inhalt dieses Bandes, behandelt in zwey Abtheilungen, welche in der Ordnung des Ganzen die Zahl von Sechs und Sieben führen, die Geschichte der Revolution von der Gefangennehmung des Königs bis zu dem großen Nationalfeste auf dem Märzfelde, auf welches sich auch die Vorstellung des Kupfers bezieht. Im Anhange eine merkwürdige Nachricht über die Propaganda, welche Hr. G. von dem Jacobinerklub unterscheidet.

Der Kreuzzug gegen die Franken. Eine patriotische Rede, welche in der deutschen Reichsversammlung gehalten — werden könnte. Nebst der Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Germanien, 1791. Im zweyten Jahre der Freyheit. 47 Seiten. 8.

Im May 1792, da dieser Kreuzzug nun wirklich begonnen ward, würde der männliche Ton und der innere Gehalt dieser Rede vielleicht noch mehr Eindruck gemacht haben, als den

deren Erscheinung im mindern kritischen Augenblicke. Dagegen hat aber mich seitdem die Erfahrung gelehrt, daß die Gefahr eines Krieges mit Frankreich nicht so schrecklich gewesen ist, wie sie der eingenommene Redner schildert. Es giebt freylich nahe und entfernte Gefahren, und in Ansehung der [illegible] verdient mancher Gedanke dieser merkwürdigen Rede wohl beherzigt zu werden.

Rhe.

Periodisch-synchronistische Tabellen von England, und über die neue und neueste Geschichte aller europäischen Reiche, zum Gebrauch für die Jugend; von Wilh. Fr. Gerken. Hamburg, 179[illegible].

Von diesen fünf Tabellen ist die erste der englischen alten und mittlern Geschichte, und die vier letztern der neuern und neuesten allgemeinen Staatengeschichte, England mit eingeschlossen, gewidmet. Im Ganzen verdient diese abermalige Arbeit des Hrn. P. Gerken das Lob der historischen Treue und Richtigkeit. Nicht ganz so gut kann man mit der Auswahl der Begebenheiten zufrieden seyn. Denn diese Tabellen haben mit andern den großen Fehler gemein, daß sie zu voll sind, und daß ihr Verf. geglaubt hat, er müsse nicht nur recht viele Thatsachen darauf bringen, sondern sie auch mit aller der Ausführlichkeit erzählen, welche der Raum erlaubt. Dieses bewegt ihn nun, Sätze dieser Art aufzunehmen. 5te Tab. [illegible]: „1762 Friede zu Hamburg den 22sten May ohne Vortheil und ohne Verlust, welcher Friede in Regensburg den 29sten Jul. in lateinischer Sprache zur Reichsdictatur gebracht wird." Diese und dergleichen Sätze fehlen zwiefach gegen eine richtige Methode. Zuerst ist nicht abzusehen, was junge Leute von der Unbekanntschaft mit der Geschichte, daß ihnen diese Tabellen noch nöthig sind, mit denselben sollen. Sie haben eine so große Zahl wichtiger Thatsachen in der Geschichte, besonders in der neuesten, zu erlernen, daß man sich sehr hüten muß, auf eine Tafel, die dazu dienen soll, ihr Gedächtniß zu stärken und aufzufrischen, ihnen etwas vorzulegen, dessen völlig, in ihren Jahren, unnöthige Erlernung ihnen Zeit, Kraft und Lust wegnimmt. Weitschweifigkeit im Ausdruck vermehrt dieses zuweilen noch sehr auffallend. So bringen nun diese Sätze den

den zweyten Hauptfehler der Tabellen hervor, nämlich daß sie zu voll sind, und daher ihren Zweck, eine leichte, schnelle, Vergleichung bewirkende Uebersicht der Begebenheiten verfehlen müssen. Das Auge des Lehrlings verwirrt sich, und bey dem völligen Mangel an Zwischenraum, hat er nicht mehrere Fähigkeit, die Begebenheiten synchronistisch zu vergleichen, welches doch durch diese Tabellen geschehen sollte, als wenn er sie in einem Compendium hinter einander aufgeführt läse. Zu dieser mangelhaften Vorstellung fürs Auge gehört auch noch, daß manche unbedeutende Dinge groß, und manche wichtige Sachen klein gedruckt sind. So ist z. B. in der Columne von Deutschland, Neueste Geschichte, alles, was von 1731 — 1739 Merkwürdiges angeführt ist, aus der Corpusschrift gesetzt; aber die Thronbesteigung der K. K. Marien Theresien 1740 ist mit feiner Petit angegeben. Wenn Hr. P. Gercke das hier Gesagte überlegt, so sind wir überzeugt, daß er die Wahrheit desselben einsehen wird. Besonders trifft dieser Tadel die erste Tafel und die darauf enthaltene englische Geschichte, die wir überhaupt nicht zu den übrigen hinzugefügt haben würden, da es nicht abzusehen ist, warum unsre Jugend sich mehr mit der englischen, als mit einer andern, und besonders der vaterländischen Geschichte beschäftigen sollte, deren Hinzufügung auf einer besondern Tabelle überall zweckmäßiger gewesen wäre. Die Dedication in Versen an den König von England hätte sollen mit dem Exemplar beygelegt werden, welches etwa dem Könige übersandt wurde. Man thut am besten, wenn man solche Verse niemanden sehen läßt, als der darin gelobt wird; denn der ist noch am geneigtesten, ihre Schwäche zu übersehen.

Wu.

Skizze der Regierung Georg des Dritten von 1780 bis zu Ende des Jahrs 1790. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig. 1791. 9 Bogen, gr. 8.

Obgleich der Titel nur eine Skizze der Regierung Georg III. verspricht; so verbreitet sich doch der Verf. auch über die merkwürdigen Begebenheiten, welche in den andern Reichen Europa's während dieses Zeitraums vorgefallen sind; besonders über die Revolution in Frankreich. So niederschlagend für

den

den Freund der Britten die Schilderung des [illegible] Mini-
steriums unter Lord North und der Coalitionspartey ist,
so erfreulich wird ihm dagegen die Schilderung des jetzigen
Ministeriums unter dem großen Pitt seyn. Wenn gleich der
Verf. die Personen mit Schonung behandelt, wo Ehrer-
bietung es ihm gebietet, möchte [illegible] gegen den
Kaiser Joseph II. in den Schranken der Mäßigung gehalten
haben! so stellt er doch, wo er [illegible] Rücksicht hierauf
nehmen durfte, die Personen, welche an der Regierung des
Staats den wichtigsten Antheil hatten, mit Freymüthigkeit in
ihrer wahren Gestalt dar. Die Uebersetzung ist richtig ge-
macht, die Namen sind oft verstellt, und manche Periode
ist unzusammenhängend.

Alphabetisches Namenverzeichniß derer Personen, von denen in der Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs des Andern, Königs in Preußen, genealogische Nachrichten vorkommen. Leipzig, 1790. bey Böhmen. 2½ Bogen. 8.

Der Titel zeigt schon die Absicht dieser wenigen Bogen
vollständig an.

D. Joh. Carl Conr. Oelrichs historisch-diplomatische Untersuchung des Herzogs von Pommern Swantibor III. Besitzers vieler Städte und Güter in Franken, und der damit nachher vorgegangenen Veränderungen. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 1790. 2 Bogen. 4.

Den noch übrigen Vorrath der zwey Theile der historischdiplo-
matischen Beyträge, welche der geheime Legationsrath in den
Jahren 1767 und 1770 zu Stettin herausgab, und auf seine
Kosten drucken ließ, hat der Verf. der Buchhandlung der
Realschule in Berlin zu ihrem eigenen Debit überlassen. Die-
ses Werk hat jetzt nicht nur einen neuen Titel erhalten, son-
dern ist auch mit der obengenannten Untersuchung, welche auch
besonders abgedruckt ist, bereichert worden. Man ist es an
dem Verf. schon gewohnt, gründliche Untersuchungen zu lesen,
und

und auch diese zeuget von dem bekannten historischen Fleiße und den literarischen Kenntnissen des Verf. Der Herzog Swantibor erhielt diese ansehnlichen Güter durch seine Gemahlin Anna, welche, wie hier aus Urkunden bewiesen wird, die zweyte Tochter des Nürnbergischen Burggrafen Albrecht I. oder des Schönen war. Das Einzige wäre noch zu wünschen gewesen, daß wenigstens ein Auszug aus der Haupturkunde in den Anmerkungen hinzugefügt worden wäre.

Annalen der Juden in den preußischen Staaten, besonders in der Mark Brandenburg. Berlin, bey Unger. 1790. 22½ Bogen. 8.

Bey den menschenfreundlichen Bemühungen, das im Ganzen noch sehr traurige Schicksal der Juden zu verbessern, hat man sich unstreitig zu wenig um die Denkungsart und die Neigungen dieses flüchtigen Volks bekümmert, zu wenig die einzelnen gemißglückten Versuche der vorigen Zeiten, dieser Nation eine andere Richtung zu geben, beachtet, zu wenig auf ihre ehemalige und größtentheils noch fortdauernde Denk- und Handlungsart gegen die Christen, wodurch sie sich oft selbst Haß und Verfolgung zugezogen haben, kurz, auf alles das, was sie in so vielen Jahrhunderten gewesen sind, und nicht werden konnten oder wollten, Rücksicht genommen. Kaiser, Könige und Fürsten nahmen sie von jeher als ihre getreuen Kammerknechte in Schutz, gaben ihnen beträchtliche Vorzüge; aber benutzten sie auch, wenn ihre Schatzkammern erschöpft waren, ihren mannichfaltigen Bedürfnissen abzuhelfen. Was Wunder, wenn der Jude, im Vertrauen auf den Schutz seines Fürsten, seine Rechte zum Nachtheil der Christen zu weit ausdehnte, zu gerechten Klagen, die nicht gehört wurden, Gelegenheit gab, und sie endlich zum Haß und zur Verfolgung gegen sich in jenen finstern Zeiten reizte? Den Ackerbau und alle körperliche Arbeiten scheueten sie von jeher; stille Anstrengung kostende Gewerbe zu treiben war nicht ihre Sache; aber Handeln und Schachern, oft den Landes- und Städtischen Verfassungen entgegen, betrieben sie mit einem lebhaften Eifer, und entzogen den Christen ihre Nahrung, (und so ist's fürwahr noch in den meisten kleinen Städten, z. B. in Hinterpommern und in der Neumark, wo die Juden die Handlungsgewerbe oft ganz an sich gezogen haben); wie konnte es da anders seyn,

als

als daß sie das traurigste Loos der Unterdrückung von der erbitterten größern Menge erwartete. Von allem diesem hat der Verf. ein trauriges Gemälde in chronologischer Ordnung und einem guten Vortrage, mit Benutzung aller der Quellen, die er sich nur immer eröffnen konnte, dargestellt. Die Fortsetzung dieser Schrift soll, da sich dieser Theil nur größtentheils auf die Mark Brandenburg einschränkt, das Merkwürdigste von der Geschichte dieser Nation in den andern preußischen Staaten enthalten, und die jetzige Verfassung, Sitten und Einrichtungen der Juden in den preußischen Staaten schildern, wie auch ihre Litteratur, berühmte Männer und die angewandten Versuche, ihre bürgerliche Verfassung zu verbessern, bekannt machen. Wir treten des Verf. Wunsche bey, daß er durch ansehnliche Beyträge zur Fortsetzung dieses Werks sowohl, als auch zur Verbesserung und Berichtigung desselben aufs thätigste unterstützt werden möge.

Rb.

Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika, durch Georg Heinrich Loskiel. Barby, zu finden in den Brüdergemeinen, und in Leipzig, in Commission bey Kummer. 1789.

Die Brüdergemeine, die sich durch Ausbreitung des thätigen Christenthums unter den wildesten Völkern jedem wahren Christen so ehrwürdig gemacht, beschloß, nachdem sie mit so guten Erfolg seit dem Jahr 1732 den armen Sclaven auf der Insel St. Thomas, und seit 1733 mit nicht wenigerm Glück den Grönländern das Evangelium Jesu hatte verkündigen lassen, im Jahr 1735 ihre Boten unter die Wilden in Nordamerika zu senden. Hr. Loskiel erzählt in einer ungeschmückten Schreibart aus archivalischen Nachrichten den Erfolg dieser Bemühungen vorzüglich in Connektikut und Neu-York, und die harten Schicksale dieser kleinen Gemeinen, besonders zur Zeit des letzten Kriegs, den England mit seinen abgefallenen Colonien führte. Zugleich giebt er von den mannichfaltigen Völkern in diesen Gegenden und in Canada, so weit nämlich seine Quellen reichten, manche Nachricht, die wir noch in keinem andern Buche finden. Die Quellen, die er angiebt,

sind der Bischof Spangenberg, der viele Jahre in Nordamerika gewesen, noch mehr der Missionarius David Zeisberg, der über 40 Jahr ununterbrochen bey der Mission gedienet, und nächst diesen Robertson, Carver und Leiste, und um von der Zuverläßigkeit seiner Arbeit noch mehr überzeugt zu seyn, hat er sie vor dem Druck dem Bischof Spangenberg und andern bewährten Männern, deren einige ebenfalls in Nordamerika gewesen, zur genauesten Durchsicht mitgetheilt.

Das Buch leidet eigentlich keinen Auszug; doch will Rec. zur Probe einiges über die Sprache und die Heilkunde der Amerikaner mittheilen.

In Sachen des gemeinen Lebens ist ihre Sprache sehr wortreich, und sie haben für einerley Sache, und die dabey vorkommenden Verschiedenheiten manchmal mehr Namen. So hat z. B. bey den Delawaren der Bär nicht weniger als zehn Namen, nachdem sein Alter und Geschlecht verschieden ist. Ein zweyjähriger Bär heißt anders als ein fünfjähriger u. s. w. Wenn sie das Fischen mit dem Angel ausdrücken wollen: so brauchen sie ein anderes Wort, als wenn vom Fischen mit dem Netz die Rede ist, und wieder ein anderes, wenn sie das Fischen mit dem Stecher ausdrücken. Im Ganzen aber sind die Indianischen Sprachen sehr arm. Kommen nun Dinge vor, dafür sie ein Wort zu haben wünschen: so stellt wohl eine ganze Gesellschaft eine Ueberlegung deshalb an. So wählten sie z. B. zur Bezeichnung der braunen Farbe ein Wort, welches anzeigt, daß Braun das Mittel zwischen Schwarz und Weiß ist.

Den Delawaren fehlen die Buchstaben f, ph und r. Daher sprechen sie statt Philippus, Pilippus, statt Petrus, Petelus. Der Accent ihrer meist vielsylbigen Wörter steht auf der letzten Sylbe.

Das Einzige bey den Indianern, was man für ein Götzenbild halten könnte, ist ihr Manitto, ein von Holz geschnitzter Menschenkopf, welchen sie im Kleinen entweder am Halse oder in einem Beutel immer bey sich tragen, auch ihren Kindern anhängen, um sie für Krankheiten zu bewahren, und ihnen Glück zu verschaffen. Bey ihren Opfern wird ein solches Bild in der natürlichen Größe eines Menschenkopfs an einem Pfosten mitten im Hause befestigt. Sie verstehen aber unter dem Namen Manitto auch andere Dinge, denen sie opfern, sonderlich

lich alle gute Geister. Sie sind ihre Schutzgeister, und jeder Indianer hat einen oder mehrere.

Er beschreibt auch verschiedene ihrer Arzneymittel in besondern Krankheiten, darunter manche offenbar sehr unschicklich sind. Aber auf die Cur der Schlangenbisse verstehen sie sich vorzüglich. Sie haben gegen den Biß jeder Schlangenart eine besondere Arzney, als den Klapperschlangen-Wegerich, Polygala Senega. Diese ungemein würksame Pflanze wächst überall häufig, wo die Klapperschlangen sich aufhalten. Es ist merkwürdig, daß gerade um die Zeit, da der Biß dieser Thiere am gefährlichsten ist, auch dieses Kraut seine größte Vollkommenheit erreicht hat. Die Indianer sind von der untrüglichen Kraft dieses Gegengifts so überzeugt, daß mancher sich für etwas Brantwein von der Klapperschlange beißen läßt. Salz ist ein neuentdecktes Mittel dagegen.

Ginseng (Panax quinquefolium), diese Universalarzney in China und andern asiatischen Ländern ist ihnen auch bekannt. Gekauet soll sie den Magen sehr stärken. Bekanntlich kam die Wurzel sonst aus China und Japan, und ein Loth in Holland galt 25 Gulden. Aber seit 30 Jahren sammlet man sie häufig in Nordamerika.

Aeusserlich brauchen sie jetzt auch häufig Steinöl. Fürchterlich ist ihre Kunst in der Giftmischerey, womit sie schnell, auch langsam nach 3 bis 4 Monaten Menschen, und zwar ganze Dorfschaften tödten können. Besonders haben die Nantikoks den Irokesen und Delawaren diese höllische Kunst recht bekannt gemacht.

K.

Kurze Darstellung dessen, was Friedrich II. zur Vermehrung der Nationalglückseligkeit gethan hat. (Uebersetzt aus des Engländer Gillies Uebersicht der Regierung Friedrichs des Zweyten.) Breslau, bey Löwe. 1790. 45 Seiten. 8.

Gillies Vergleichung zwischen Friedrich II. und Philipp dem Könige von Macedonien. Aus dem Englischen. Ebend. 1791. 60 Seiten. 8.

Unter den auswärtigen Schriftstellern, welche mit der Geschichte Friedrichs des Zweyten sich beschäftigt haben, nimmt der Engländer, Gillies, eine der ersten Stellen ein. Sein Werk erschien im J. 1789. Es führt den Titel: View of the Reign of Frederick II. of Prussia with a Parallel between that Prince and Philip II. of Macedon. London, for Strahan and Cadell. 8. Freylich ist es, in Ansehung der darin erzählten Begebenheiten, sichtlich nicht mehr, als ein eben nicht immer zuverläßiger Auszug aus den Oeuvr. posthumes jenes großen Fürsten; aber die angezeigte Vergleichung, mit welcher sein Werk anhebt, und die Darstellung dessen, was Friedrich zur Vermehrung der Nationalglückseligkeit gethan hat, womit es sich schließt, bieten, so unrichtig manches darin seyn mag, mancherley Stoff zum Nachdenken dar; und der Hr. Uebersetzer verdient Dank, sie dem deutschen Publico, und in einer so guten, obgleich sehr freyen, Uebersetzung mitgetheilt zu haben.

Auf die Untersuchung dieser beyden Aufsätze selbst uns einzulassen, würde ausser den Gränzen einer deutschen Bibliothek liegen. Auch hat der Hr. Uebersetzer durch Anmerkungen zu dem erstern, und durch einen kleinen Zusatz zu dem letztern die Leser in Stand gesetzt, solche richtig zu beurtheilen. Unstreitig ist, wie die englischen Kunstrichter gleich bey Erscheinung des Werkes bemerkten, die Vergleichung zwischen Friedrich und Philipp nicht sowohl wegen der Aehnlichkeit zwischen beyden, als um gewisse Grundsätze der Staatswirthschaft und der Staatsverwaltung überhaupt in ein grösseres Licht zu setzen, angestellt worden. Ueberhaupt sind die bis jetzt gemachten Versuche von Vergleichungen Friedrichs mit andern Fürsten alle unglücklich ausgefallen; und da das Gegenbild immer auch ein wirklich einsichtiger Fürst seyn muß, ein solcher aber nicht anders, als seiner Lage, seinen Verhältnissen gemäß handeln kan, und diese immer keine vollkommnen Aehnlichkeiten mit andern Lagen und Verhältnissen zulassen: so scheinen auch keine gänzlichen wirklichen Vergleichungen möglich zu seyn. Doch scheint Hr. Gillies wenigstens einen festen Gesichtspunkt bey der seinigen gehabt zu haben; Aehnlichkeit der Lagen, Aehnlichkeit der Unternehmungen, Aehnlichkeit der Schicksale u. dgl. m. kann dazu nicht hinlänglich seyn; aber wohl Aehnlichkeit der Grundsätze, obwohl aus diesen selbst wieder, eine große Verschiedenheit in jenen erstern Stücken entspringen

springen muß. — Doch die Beurtheilung dieser Schriften gehört, wie gedacht, nicht für unsre Bibliothek; wir können solche indessen unsern Lesern empfehlen, und ihnen Vergnügen und Unterricht davon versprechen.

Az.

XIV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen und Statistik.

Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordostküste von Amerika, und in dem nördlichen Amerika selbst, von Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden sind. Mit vielen Karten und Kupfern. Aus dem Englischen, und mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen ausgearbeitet, von Georg Forster. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1791. gr. 4. Erster Band: Mears Reisen. 302 Seiten. Einleitung von Herrn G. Forster. 120 Seiten, nebst Vorrede, 2 Karten und 7 Kupfern. Zweyter Band: Dixons Reise von Beresford beschrieben, und vom Herrn J. R. Forster übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. (Dazu ist hier blos der Titel; das Buch selbst ist schon ein Jahr früher erschienen.) Dritter Band: Portlocks Coxes und Longs Reisen, nebst einem Anhang aus dem Mears von den Baschi-Inseln. 380 Seiten. Einleitung von Herrn G. Forster und Inhaltsanzeige 130 Seiten, nebst Vorrede, einer Generalkarte von Nordamerika und 7 Kupfern.

Aus dem Titel erhellet, daß Hr. F. mit der Ehre eines Uebersetzers nicht zufrieden ist. Er will Mitverfasser seyn, und das wollen wir wegen seiner lehrreichen Einleitungen gelten lassen. Wir werden auch von diesen Einleitungen mehr melden, als vom Texte selbst, der schon aus andern Sammlungen bekannt genug ist.

John Meares Esq. Voyages made in the year 1788 and 1789 from China etc. steht hier zuerst, ohngeachtet sie ein Jahr später herauskam, als Portlocks und Dixons Reisen um die Welt, vielleicht weil seine Beschreibung anziehender ist, selbst wegen seines harten Schicksals auf der ersten Reise von Bengalen aus im Jahr 1786, wo er in Prinz Wilhelms Sund überwinterte, und mehr als die Hälfte seiner Leute am Scharbock verlohr. Portlock und Dixon, die von den Gebrüdern Etches in England ausgerüstet waren, und schon im September 1785 ausliefen, fanden ihn hier bey ihrer zweyten Ankunft auf der Amerikanischen Küste in der traurigsten Lage, und waren seine Retter. Indeß müssen sie wohl ihre Hülfsleistungen sich viel zu theuer haben bezahlen lassen; Meares wenigstens wirft ihnen dieses mit vieler Bitterkeit vor, und man sieht schon aus diesem einzigen Vorfall, daß der Handelsneid bey der bisherigen freyen Schiffahrt dahin schon manche Zwiste und entgegengesetzte, dem Ganzen nachtheilige Handelsoperationen selbst unter den Engländern veranlaßt habe.

Der Cap. Meares reisete das erstemal mit Cap. Tipping in den Schnauen Nutka und Seeotter 1786 von Kalkutta in Bengalen nach Amerika. Beyde trennten sich aber gleich anfangs. Die Seeotter gieng verlohren, und der Nutka würde es ohne Portlocks Hülfe im Prinz Wilhelms Sunde zuletzt nicht besser ergangen seyn.

Auf der zweyten Reise von Kanton aus nach der Nordwestküste von Amerika in den Jahren 1788 und 1789 hatte Meares den Cap. William Douglas zum Begleiter. Sie nahmen den Tianna, einen Fürsten von Attuai, den Meares in der Nutka nach Kanton gebracht, von da nach den Sandwichinseln zurück. Im Hafen Samboangan auf Magindanao ließ Meares den Cap. Douglas zurück, um den Fockmast der Ephiginia, die dieser commandirte, auszubessern. Kaum war er seines Begleiters beraubt: so erwachte die Raubsucht des Spanischen Gouverneurs, und Douglas entgieng der Plünderung nur durch ernstliche Gegenanstalten. Meares hat von dieser und andern Philippinischen auch Carolinischen Inseln eine

eine Karte entworfen, die Hr. F. aus Gründen, die hernach angezeigt werden sollen, nicht hat nachstechen lassen.

Erst im Nutkasunde kamen beyde Schiffe wieder zusammen. Hier ließ Meares nicht nur ein Haus, sondern auch ein Fahrzeug von 50 Tonnen, die Nordwestamerika, bauen, die nachher den Spaniern mit zur Beute ward. Meares wußte sich die Einwohner, besonders ihre Oberhäupter, sehr ergeben und verbindlich zu machen. Seine Untersuchungen giengen auf dieser zweyten Reise bis 45° 30′ N. Br., so wie die des Cap. Douglas auf die nördlich vom Nutkasunde liegende Küste. Letztrer sahe unter andern im Crossunde ungeheure große schwimmende Eistafeln, welche, wie viele andere hier entdeckte Inseln das Daseyn eines großen inländischen Meeres ziemlich ausser Zweifel setzten. Auch Meares beschiffte die höchst wahrscheinlich damit in Verbindung stehende Fucastraße, gieng aber nicht weit, und vielleicht sind die Nachrichten, die er davon giebt, nicht einmal durchgängig von ihm selbst, sondern vom Cap. Borkley, der zu Anfang des Jahres 1787 den kaiserlichen Adler von Ostende aus nach Nutkasund führte. Meares verließ die Amerikanische Küste im September 1788, und kehrte nach China zurück. Douglas aber überwinterte in den Sandwichinseln, fuhr im April 1789 wieder nach Nutkasund, und ward daselbst von einer spanischen Fregatte angehalten, und nachdem er ziemlich rein ausgeplündert war, wieder frey gelassen.

Was nun von diesen und andern Seefahrern, die hauptsächlich des Pelzhandels wegen seit Cooks Zeit diese Küste befahren, entdeckt worden sey, erzählt Hr. F. in der Einleitung zu diesem Bande, die aus drey Abschnitten besteht. 1) Chronologische Nachricht von den Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika, darunter hier der Küstenstrich vom 40sten Grad N. Br. bis zum Eiscap oder 70° 29′, und zwischen den 192sten und 237sten Meridian ostwärts von Greenwich verstanden wird. Das hier angränzende Meer hat den unschicklichen Namen: stilles Meer, seit Magellans Zeiten, ohngeachtet es ausserhalb der Wendekreise sehr stürmisch ist. Die Entdeckungsreisen in demselben fallen schon in den Anfang des 16ten Jahrhunderts, wie unter andern eine sehr alte vom Hrn. Dalrymple im Brittischen Museum 1787 herausgegebene Karte beweisen soll, darauf Japan noch Zipangri heißt, und als eine ungeheure Insel auf das Gerathewohl gezeichnet ist.

Das Merkwürdigste auf dieser Karte ist wohl die vorgebliche Abbildung der Ostküste von Neuholland mit Anführung verschiedener Namen, auch eines Cap de Fermose in der Gegend von Cooks Ostcap auf Neuseeland, welches hier als ein Theil eines großen mit Neuholland zusammenhängenden Welttheils vorgestellet wird, ingleichen einer großen Insel Zanzibar in der Gegend, wo die Kerguelens- oder Desolationsinsel liegt. Rec. begreift indeß nicht, wie daraus ein Schluß auf so frühe Europäische Entdeckungen gemacht werden könne; gesetzt auch, daß das Alter der Karte bis dahin reichte. Wie vieles ist nicht auf unsern Karten nach **Marco Polo's** und anderer Reisenden Bericht, den sie auf die mündlichen, auf ihren Reisen gesammleten Nachrichten baueten, in unsere alten Karten eingetragen? Man sehe z. B. nur **Behaims** Globus in des Hrn. v. **Murr** Journal zur Kunstgeschichte, 6. Th. S. 32, wo die Insel Zanzibar nach dem **Marco Polo** im 3ten Buche 12ten Kap. beschrieben wird. Daß durch einen Zufall die Lage einer solchen Insel in einigen Punkten mit der jetzigen zutrifft, ist wegen der Größe, in welcher sie sie darstellten, um so viel weniger zu verwundern. Selbst aus den Namen, wenn sie auch aus einer europäischen Sprache sind, läßt sich nichts schließen. Herrera erzählt z. B. Dec. I. C. I. p. 135; Pinzon habe bey der Entdeckung Brasiliens ein Vorgebirge erreicht, das er wegen des überstandenen Sturms das Vorgebirge des Trostes nannte, da es sonst das **Vorgebirge des heiligen Augustins** geheißen. Wenigstens lehrt dies Behutsamkeit bey den alten Karten, davon einige schon die Nordküste von Neu-Guinea ganz mit spanischen Namen besetzen, ohne daß man einen Seefahrer anzugeben weiß, von dessen Entdeckungen sie sich herschrieben.

Colons Idee, einen Weg westwärts nach Indien zu suchen, veranlaßte indeß sehr früh manche Entdeckungsreisen an der Amerikanischen Ostküste in Süden und Norden. In eben dem Jahre 1500, da Cabral Brasilien fand, entdeckte Cortereal das Land Labrador und eine weite Einfahrt nach Westen, die er Anian nannte. Von dieser Straße glaubte man fast allgemein, daß sie mit dem stillen Meere zusammenhienge. Cortez führt diese Durchfahrt in seinem Brief an Carl V. 1524 zwar nicht, wie Hr. F. hier sagt, mit der größten Zuverläßigkeit an; aber er hält doch die Sache zufolge einer Karte für höchst wahrscheinlich, und zeigt, daß der Kaiser in jedem Fall Ursach habe,

nähere

nähere Untersuchungen deshalb anzustellen. Dies geschahe auch, sowohl vom Cortez selbst, als unter seinem Nachfolger, dem Vicekönig Mendoza. Man untersuchte die Küste bis Cap Mendozino. Ja, Martin Chacke, ein Portugiese, soll nach des Engländers Cowles eidlicher Aussage 1555 auf der Rückreise von Indien im Sturm nach Norden verschlagen, im 59sten Grade der Breite vor einem großen Meerbusen des mittelländischen Meeres vorbey getrieben, und im Norden, wo er kein Land weiter gesehen, herum bis an die Nordwestseite von Ireland gekommen seyn. (Wäre dies wahr: so müßte er durch das Eismeer bey dem Nordpol herum gekommen seyn.) Auch der berühmte Ordanietta, der 1564 die Spanische Flotte nach den Philippinen führte, und von da 1565 auf dem Wege, den hernach die Gallionen von Manilla beständig genommen, nach Neu-Spanien zurückgieng, soll eine nach eigner Erfahrung entworfene Seekarte gezeichnet haben, darin die nordwestliche Durchfahrt deutlich beschrieben gewesen. Indeß sind das bloße Ueberlieferungen, darauf man nie eigentlich bauen konnte, und zwar schon deshalb, weil der Geograph des K. von Spanien, Ortelius, 1574 noch schreibt, daß jene nördliche Gegend von Amerika gänzlich unbekannt sey. Erst 1579 kam der Ritter Franz Dracke bis zum 48° N. Br., also höher, als vor ihm und lange nach ihm kein andrer Seefahrer gekommen, und nahm im Namen seiner Königin Besitz von dieser Küste, die er Neu-Albion nannte. Indeß weckte dies den Entdeckungsgeist der Spanier. Franz Gualle 1582, der aber nicht weit kam; Juan de Fuca 1592, dessen mündliche Nachrichten von seiner Straße durch die spätern Entdeckungen der Pelzhändler so viele Bestätigung erhalten, wenn gleich manches andere blos Muthmaßung von ihm war; Sebastian Vizcaino und Martin de Aguilar 1602, der bey Cap Blanco auch einen großen Fluß fand, an dessen Ufer er wegen der Strömung nicht landen konnte, und von dem man nach dem Torquemada schon früher geglaubt, daß er nach Quivira gehe, und vielleicht die Aniansstraße seyn könne, auf welcher, dem Gerüchte zufolge, kurz zuvor ein holländisches Schiff hindurch gekommen; noch mehr der Admiral de Forte, der 1640 in das inländische Meer gekommen, und damals also schon gefunden, was Cook nicht bemerkte, nämlich, daß die von ihm befahrne Küste (vielleicht schon vom 45° an) nicht festes Land, sondern ein Archipelagus von Inseln sey, den er den Archipelagus St. Lazari nannte; alle diese suchten eine Durchfahrt in das atlantische Meer auf

ausdrücklichen Befehl des Spanischen Hofes. Man hat lange die Nachrichten von diesen Reisen verdächtig gehalten; aber Dalrymple hat mit triftigen Gründen für sie gesprochen; und es gereicht Hrn. Forstern zur Ehre, daß er, der in seiner Einleitung zu Cooks dritten Reise noch so verächtlich davon sprach, nun durch diese Gründe umgestimmt ist, und sogar bitter gegen die wird, die etwa noch die Existenz dieser Männer und alle Glaubwürdigkeit ihrer Nachrichten in Zweifel ziehen wollten. Mit Machtsprüchen läßt sich freylich dergleichen so wenig, als mit Verspotten bewirken. Hr. Dalrymple sagt mit Recht (Furtrade p. 20.), die Anmaßung, klüger zu seyn, als die guten Alten, verleite zu dergleichen Orakelsprüchen; und man müsse, da Verlachen so viel leichter ist, als Untersuchen, sich nicht wundern, wenn sie Beyfall erhalten. Hr. F. erzählt hierauf die Bemühungen anderer Nationen, Entdeckungen im Norden von Amerika hauptsächlich in Rücksicht einer Durchfahrt zu machen, und kommt auf die Entdeckungen der Russen, hauptsächlich des Deschnaw im Jahr 1648, des Behrings 1728, von dem die Straße zwischen Asien und Amerika den Namen erhalten, ohngeachtet nicht er, sondern Deschnew wirklich um die nordostliche Spitze von Asien da hindurch nach dem Flusse Anadir gefahren ist. Behring kam indeß doch auch bis an das Vorgebirge Serdzekamen im 67° 18′ N. Br. Behring und mit ihm Tschirikow durchliefen 1741 zum zweytenmal dieses Meer, und entdeckte die Inseln, welche ostlich längs der Halbinsel Alaska liegen, Kodiak, Schumagins, Inseln und die Nebelinsel, und noch einige Punkte des festen Landes von Amerika. Er starb nach einem Schiffbruch auf der Insel, die jetzt seinen Namen führt. Tschirikow aber, der die Küsten von Amerika etwas südlicher untersuchte, kam glücklich nach Kamtschatka zurück. 1768 schickte der Russische Hof den Cap. Krenitzin wieder nach den Fuchsinseln, um sie aufzunehmen. Seine Reise und die Privatunternehmungen des Bragin und Saikof 1772 finden wir auf den Karten, die Koxe in England und Pallas in Rußland herausgegeben. Die letzte Entdeckungsreise, daran unser Hr. Forster einen so vorzüglichen Antheil nehmen sollte, unterblieb wegen des ausgebrochenen Türkenkriegs.

Im Jahr 1773 erwachte endlich auch die Spanische Regierung gleichsam aus ihrer Lethargie, und ließ von Callao in Peru eine neue Entdeckungsreise veranstalten; allein, sie fand nicht

nicht für rathsam, sowohl diese, als einige folgende Unternehmungen bekannt zu machen. Auf einer derselben sollen sie bis zum 55° N. Br. gekommen seyn. Im Jahr 1775 schiffte Don Bruno de Heceta bis zum 57° 57′ N. Br. Er berührt die Küste im 41° 7′; 57° 2′; und 57° 11′, und auf dem Rückwege im 55° 17′, und zuletzt den Hafen de la Bodega im 38° 18′ N. Br.; den Franz Drake wahrscheinlich schon 1579 entdeckt. Man hat nun die Abschrift eines Tagebuchs von dem zweyten Steuermann Don Antonio Maurelle von dieser Reise in England erhalten, und zum Druck befördert. Von einer spätern im Jahr 1779 giebt **Dalrymple** Nachricht, und noch vor wenig Jahren sollen sie, wie Hr. Macpherson, Gouverneur von Madras, von einigen Spanischen Officieren erfahren, im 47° 45′ N. Br. eine Einfahrt entdeckt haben, durch welche sie in 27 Tagen bis in die Nähe von Hudsonsbay gesegelt waren. (Das ist offenbar eine starke Aufschneiderey. Denn man kennt das Land weit und breit um die Hudsonsbay zu gut, als daß jemand das glauben könnte.)

Bey Cooks Entdeckungsreise zieht Hr. F. den Punkt der geheimen Instruction wieder durch, daß er keine Zeit mit Untersuchung der Flüsse und Einbusen oder sonst verliehren sollte, bis er die Höhe von 65° oder noch weiter erreicht hätte. Was er aber nicht that, und des stürmischen Wetters wegen nicht thun konnte, das thaten nach ihm die Pelzhändler, deren Reisen von 1785 bis 1789 hier nach einer chronologischen Ordnung angegeben werden.

II. Störung des Pelzhandels durch die Gewaltthätigkeiten der Spanier, und Verlauf der letzten Streitigkeit zwischen den Höfen von London und Madrid. Die Begebenheiten, welche hier erzählt werden, sind bekannt.

III. Wichtigkeit des Nordamerikanischen Pelzhandels, mit Hinsicht auf die geographische Lage der nördlichsten Theile von jenem festen Lande. In einem Zeitraum von 3 Jahren hatten die dort angekommenen Schiffe allein 8175 Seeotterfelle, ohne das übrige Pelzwerk zu rechnen, eingetauscht. Im Durchschnitt wurden die Seeotterfelle noch nicht zu 31 harten Piastern verkauft, da doch der Chinesische Kaufmann, der sie noch 200 deutsche Meilen zu Lande über unwegsame Wüsteneyen und beeiste Gebirge bis Pecking zu bringen hat, die von Kamtschatka kommenden Seeotterfelle sonst in der Mitte dieses Jahrhunderts mit 60 bis 80 Rubel das Stück bezahlte; nun

nun kaufen es die Japaner wieder von den Chinesern. Was wäre also nicht zu gewinnen, wenn man unmittelbar diese Waare von der Amerikanischen Küste nach Japan und mehrere Häfen in China bringen könnte? England, das durch die herabgesetzten Zölle auf Thee die andern Europäischen Nationen von diesem Handel mehrentheils verdrängt, und jetzt aus Cornwall 2000 Tonnen Gewicht an Zinn oder für 130000 Pf. Sterling dahin führt, ohne das Kupfer zu rechnen, welches in Cornwall so gut und rein, wie in Japan, erhalten, und um geringern Preis als das Japanische verführt wird, dazu nun noch viele tausend Ballen Wollentücher kommen, kann vielleicht am ersten diese Handelsfreyheit erhalten, und alsdann die Ausfuhr des Silbers aus Europa nach China ganz hemmen. (Das letzte wollen wir doch nicht ganz wünschen. Was sollten alle diejenigen, die nicht den erwerbenden Theil des Staats ausmachen, zuletzt anfangen, wenn ihr Gehalt durch das immer mehr sich häufende Geld immer geringer würde?) Bisher ist die Lage der Europäischen Kaufleute in Kanton äusserst drückend. Alle ihre Geschäfte stehen unter der Gerichtsbarkeit eines Senats von Kaufleuten, welcher eilf oder mehr Personen in sich faßt, die den Namen Hong oder Huang führen. Einer von ihnen, der sogleich bey der Ankunft eines Schiffs zur Besorgung der mercantillischen Angelegenheiten für dasselbe ernannt wird, heißt der Sicherheits- oder Bürgschaftskaufmann, von dessen Willkühr der ganze Waarenverkauf abhängt. Da der einheimische Käufer und der ausländische Verkäufer bey dem ganzen Handel nicht das entfernteste Verkehr haben, so kann er die schreyendsten Ungerechtigkeiten begehen, ohne eine Klage gegen sich zu befürchten. Auch die Zollbedienten erpressen die unbilligsten Abgaben; und dabey ist der Kaufmann gezwungen, alle Waaren, die in Kanton gelandet sind, da zu lassen. Auch die Mandarine und der Vicekönig, der den Zoll willkührlich erhöhet, erpressen ungeheure Summen. Blos die Zölle sind seit einigen Jahren auf 50 Procent gestiegen. Ausserdem müssen die Schiffe nach ihrem Maaße sogleich eine große Summe Geldes bezahlen. Ein jedes Schiff der ostindischen Compagnie nämlich zahlt 800 bis 1200 Pf. Sterling. Die Waaren dürfen nicht anders, als auf einheimischen Booten, 14 englische Meilen weit von Neampo, dem gewöhnlichen Ankerplatz, bis nach Kanton verfahren werden, wo sie den schamlosen Veruntreuungen und Dieberenen ausgesetzt sind. Und bey keinem Menschen kann sich der

Euro-

Europäer beklagen, ausser bey dem Hong, dessen Vortheil es ist, wenn der Kaufmann am ärgsten bestohlen wird; anderer Mißhandlungen und Bedrückungen nicht zu gedenken. England denkt auf Mittel, diesen Uebeln abzuhelfen. Hr. F. schlägt hier eine Cooperation der Englischen, Ostindischen und der Hudsonsbay Compagnien vor, um ihren Pelzhandel mit mehrerem Vortheile zu treiben, indem die letzte Factorey der Hudsonsbaycompagnie das Hudsonshaus 530 englische Meilen von ihrem nächsten Posten an der Hudsonsbay ist, und höchstens noch 800 englische Meilen von der See entfernt ist. (Manchesterhaus ist noch viel näher an der Nordwestküste, besonders wenn man in dem Nepeansund eine Niederlage anlegte, oder auch Friedensflußfort für den Norfolksund.) Was übrigens hier von der Lage und Beschaffenheit der Länder im hohen Norden von Amerika gesagt wird, und die darauf sich gründende Karte hat manche Berichtigung durch Mac Kenzie bekommen, wie im dritten Theile von Hrn. F. selbst gezeigt ist. Indeß bleibt es allemal gewiß, daß die vielen Seen und Flüsse die Communication zwischen der Hudsonsbay und der Nordwestküste von Amerika sehr erleichtern, und wenn man noch, wie es höchst wahrscheinlich ist, die ganze bisher entdeckte Küste, bis vielleicht zum 59sten Gr. N. Breite blos die westliche Grenze unzähliger Inseln ist, die ein großes inländisches Meer einschließen, wie wichtig kann nicht dieser Handel für England werden, das einen großen Absatz seiner Wollen- und andern Manufacturwaaren machen, und nicht nur durch den Pelzhandel, sondern auch durch den Robben- und Wallfischfang, auch Ginseng, der vorzüglich schön und häufig am Cooksfluß seyn soll, selbst durch das hier im größten Ueberfluß vorhandene vortrefliche Bauholz erstaunlich gewinnen kann.

Im Anhange zeigt Hr. F. die Data an, nach welchen er seine große Karte von der Küste zwischen den 45° und 58°, 30' gezeichnet hat. Sie hat den Titel: Entwurf der neuesten Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika nach Hanna, Johnstone, Wedyborough, Portlock, Dixon, Duncan, Meares und de la Quadra, von Georg Forster. Sie ist, wie eine Seekarte, mit wachsenden Graden der Breite gezeichnet, und so groß, daß ein Aequatorsgrad einen englischen Zoll beträgt. Die vorgebliche Fahrt des Amerikanischen Capitains Gray in dem kleinen Fahrzeug Washington im Herbst 1789 ist darauf angegeben, und der ganze Küstenstrich großer

Nord-

Nordischer Archipelagus, St. Lazari genannt. Es ist noch eine Generalkarte des Nordens von Amerika zur Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt nach eben dieser Projectionsart von Hrn. Forster gezeichnet, und mit einem Maaßstab von 100 Seemeilen für jeden Parallel der Breite zwischen 40° und 80° versehen, welcher zur Ausmessung der Entfernungen auf solchen Karten, wenn man nicht rechnen will, unentbehrlich ist. Die ganze Karte ist nach Arrow Smith erster Karte gezeichnet, auf welcher Heatnes Copper Minefluß in 68° 15′ N. Br. und die ganze nördliche Grenze um 3¾ Grad südlicher gesetzt ist, als er in seiner zweyten verbesserten Karte gethan hat.

Der dritte Band begreift I. des Schiffscapitains Nathaniel Portlocks Reise an der Nordwestküste von Amerika und um die Welt. Eine Gesellschaft von Kaufleuten, darunter die Gebrüder Etches die Hauptunternehmer waren, rüsteten nach getroffenem Vergleich mit der Südsee und Ostindischen Compagnie die beyden Schiffe König Georg und Königin Charlotte unter den Capitainen Portlock und Dixon zum Pelzhandel aus. Sie liefen im September 1785 von England aus, und kehrten in 3 Jahren bereichert auch mit Entdeckungen für die Erdkunde zurück. Im Port Egmont auf den Falklandsinseln, welche die Engländer noch immer des Thrans wegen besuchen, fanden sie noch Spuren des ehmaligen Anbaues, nämlich etwas Gartengewächs, wildgewordne Schweine und die Ruinen der Häuser, den Seelöwen des Unsent, von welchem man hauptsächlich den Thran erhält, der aber richtiger Seeelephant genannt wird, wie auch Hr. Forster in einer Anmerkung anzeigt, und einige Vögel, davon der gelbgeflügelte Ammer, Männchen und Weibchen, und der rostköpfichte Regenpfeifer hier schön abgebildet sind. Hier füllte Portlock auch einige Fässer mit Gartenerde, darin er Senf- und Kressensaamen hineinsäete. In einem andern Fasse hatte er schon in England Meerrettig gepflanzt; und aus diesen beweglichen Gärten holten sie ihre Medicin, als im stillen Meere der Scharbock sich zeigte. Auch Kartoffeln hatte man auf dem Schiffe gezogen, welche nebst jenen grünen Kräutern und dem Sauerkraut, dem Malztrank und eingekochten Suppentäfelchen die Gesundheit beyder Schiffsgesellschaften erhielt. Eine solche Probe der edelsten Vorsorge für die Gesundheit der Seefahrer ist immer werth, auch in einer Recension bemerkt zu werden. Auf den

Sand-

Sandwichsinseln, wo sie es vortheilhafter fanden, Wasser von den Einwohnern zu kaufen, als selbst es zu holen. Dolche aber, die Cook unglücklicherweise so reichlich den Einwohnern gegeben, bekamen sie von Portlock nicht, welches ihm sehr zur Ehre gereicht. Die Fahrt von hier gieng nach dem Cooksfluß, wo er Russen fand, und von da zurück über Prinz Wilhelms Sund und andre Bayen nach den Sandwichinseln. Windstille oder Stürme hinderten ihn, in eine dieser Bayen einzulaufen, welches auch Cooken so oft wiederfuhr. Im März 1787 kehrten sie wieder nach der Amerikanischen Küste zurück, wo sie den Capit. Meares in der traurigsten Lage antrafen. Weil hier kein sonderlicher Handel zu erwarten war, und im Frühjahr noch ein Schiff nach König Georgensund kommen sollte: so beschlossen Portlock und Dixon, sich zu trennen. Wir wissen, daß jeder für sich, vorzüglich aber Dixon, gute Entdeckungen an Nordamerikanischen Küsten gemacht hat. Portlock kam nur bis an den von ihm entdeckten Haven, welchen er den 22sten August 1787 verließ, und über die Sandwichinseln nach China zurückkehrte.

II. Des Lieutenants Georg Mortimer Bemerkungen auf seiner Reise in der Brigantine Merkur, unter Anführung des Hrn. John Henry Cox, nach Temrissa, Amsterdameiland, den Marieneilanden, Otaheiti, den Sandwich- und den Fuchsinseln, Tinian, und von da nach Kanton. Hr. Cox, der Eigenthümer dieses Schiffs, hatte nicht blos den Pelzhandel, sondern die Befriedigung seiner Wißbegierde zum Zweck. Seiner Reise verdankt man eine nähere Kenntniß der Amsterdam- und Marieninseln. Erstere und die 17 Seemeilen davon entfernte Insel St. Paul liegen nicht weit von dem gewöhnlichen Wege, den die Holländer nach Batavia nehmen, und doch hat nur erst ein gewisser Vlaming, der sie 1697 besuchte, nach Hrn. Dalrympels Angabe, uns eine sehr kurze Nachricht davon gegeben. Hier findet man ihre Lage und Größe und ihren unerschöpflichen Reichthum an Robben, Seelöwen und Seewölfen, auch Cachelotten, die einen sehr einträglichen Handel mit Oel und Häuten selbst in China versprechen, angezeigt. Auch die Marieninseln auf der Ostküste von van Diemens Land sind hier zuerst beschrieben, und von diesen sowohl, als der Amsterdam- und St. Paulsinsel eine Zeichnung im Umriß geliefert.

III. Reisen eines Amerikanischen Dollmetschers und Pelzhändlers, welche eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche

der

der Nordamerikanischen Eingebohrnen, und einige Nachricht von den Posten am St. Lorenzflusse, dem See Ontario u. s. w. enthalten, herausgegeben von Long. Wie Long, den unsre Leser schon aus Hrn. Hofr. Zimmermanns Uebersetzung hinlänglich kennen werden, zu der Ehre kommt, einen so großen Platz in dieser Sammlung von Reisen zu erhalten, weiß Rec. nicht anzugeben. Wozu bedürfen wir von einem solchen Buche eine zweyte Uebersetzung? Was Hr. F. zum Behuf seiner Karte daraus genommen, konnte allenfalls in der Einleitung kurz angezeigt werden.

Im Anhange ist aus Meares Voyages 1) eine kurze Nachricht von den Baschiinseln zwischen Formosa und Luzon, und 2) etwas über die Schiffahrt aus dem Chinesischen in das nordliche stille Meer, beydes aus Meares Voyages. Herr Meares hat hiezu eine Generalkarte entworfen, die aber, z. B. bey den neuen Karolinen, höchst fehlerhaft ist, indem er Hrn. Roberts fehlerhafte Karte noch mit Fehlern aus andern Karten bereichert hat. Aus der Ursach hat sie Hr. F. weggelassen.

Ein vollkommner, weit brauchbarerer Ersatz dafür ist die hier vom geheimen Kriegssecretair Hrn. Sotzmann nach Arrow Smiths neuer Ausgabe seiner Weltkarte gezeichnete Karte des nördlichen Amerika, auf welcher Hearnes Entdeckungen an der Nordküste von 68°. 15′ wieder bis zum 72sten Gr. hinausgerückt, und Mackenzies Entdeckungen auf dem Arathepeskar, Sklavenfluß und See, und dem aus dessen westlichen Ende hervortretenden ungeheuren Flusse, von dem man glaubte, daß er vielleicht Cooks Fluß seyn könnte, der sich aber an der Nordküste in das Eismeer ergießt, ohne damit Verbindung zu haben; ferner einige Zusätze aus der von Long gelieferten Karte, wodurch die Nordostgegend des Sees Superior mit einigen Seen vermehrt worden ist, angetroffen werden.

Diese Karte nun dient zur Grundlage der Forsterschen Einleitung, die als geographischer Ueberblick des Nordens von Amerika vortreflich gebraucht werden kann, und noch weit schätzbarer seyn würde, wenn uns Hr. F. mit seinen übelzusammenhängenden philosophisch-politischen Glaubensbekenntnissen, die er aller Orten so gern anbringt, verschonet hätte. Hier muß ihn der Titel, Handelstrieb der Engländer, womit er seine Schilderung anfängt, Stoff dazu hergeben. „Der langsame Fortschritt des Menschen, das ist der Anfang, von einem

beynahe vegetirenden zu einem blos thierischen, und von diesem endlich, wenn er kaum mehr wirken mag, zu einem vernünftigen Leben, zeigt, daß der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewissen leidenschaftlichen Antrieb geschehen, zu den schädlichsten Vorurtheilen gehöre; daß Philosophie und Glaube vergeblich das uneigennützige Streben nach dem Guten, um des abgezogenen Begriffs willen, vom Guten fordere; daß es daher eine entsetzliche Anmaßung sey, wenn man verlange, daß der Wille Aller dem Willen eines Einzigen oder einer geringen Anzahl von Menschen unterworfen seyn solle, weil eben dieses allen Gesetzen der Natur widerspräche." Das letzte hält er für einen Grundsatz, der keines Beweises bedürfe. Wir möchten aber doch wohl statt aller der häufigen hochklingenden Gemeinsätze, die, genauer bestimmt, das gar nicht enthalten, was man daraus folgern soll, einen tüchtigen Beweis davon gelesen haben. Aus seinen Vordersätzen läßt sich weiter nichts schließen, als daß der Mensch, so lange er noch thätig ist, blos thierisch und aus einem leidenschaftlichen Antriebe handle; wäre aber alsdann, wenn man sich diese Injurie gefallen lassen will, nicht offenbar für solche Menschen ein Zügel nöthig? Und wer soll den führen? Ist es erlaubt, daß jeder darnach greifen kann, wie jetzt in Frankreich; wer wird da nicht lieber mit den Wilden ausser dem Bande der menschlichen Gesellschaft zu leben wünschen? Was ist aber das für ein Zustand? Hat der Hr. F. sich nicht an die Geschichte irgend eines demokratischen Staats erinnert, der, wenn er klein genug war, um Demokratie zu bleiben, doch immer seine Demagogen hatte, deren Joch härter drückte, als das eines Despoten? Er glaubt, England habe eine solche Verfassung, vermöge welcher dieser Staat durch seine innere, nie erschöpfte, nie gelähmte Lebenskraft in Macht, Glanz und Einfluß blühen, und der Welt das Beyspiel von der bewundernswerthen Anstrengung geben werde, zu der nur freye Völker fähig sind. Ist denn aber hier nicht der Wille des Volks dem Willen derer, die das Staatsruder führen, unterworfen? Ihre Zahl ist doch nur verhältnißmäßig gering, wenn man auch das ganze Ober- und Unterhaus dazu rechnet.

Doch Rec. will nicht weiter fragen, um nicht aufs neue Aeusserungen über diese für ihn fremdartigen Materien zu veranlassen, davon alle seine Verehrer ihn so ganz abzuziehen

 wünschen.

wünschen. Wie gern folgen wir ihm nicht statt dessen in Gegenden, wo er so ganz zu Hause ist? Wenn er uns z. B. hier den hohen Grad des Wohlstandes und der Macht schildert, wozu Großbrittannien durch seinen Kunstfleiß und über die ganze Welt verbreiteten Handel sich erhoben hat; oder die Fortschritte aufzählt, die wir, besonders seit dem vorigen Jahrzehend, durch die unternommenen Entdeckungsreisen in so manchen Wissenschaften, besonders aber in der Erdkunde, gemacht haben, und noch zu machen hoffen können, indem nicht blos die Regierung, sondern auch die Ostindische und Hudsonsbaycompagnie, mit Verachtung aller kleinlichen Geheimnißkrämerey, ihre Entdeckungen bekannt macht. Vielleicht theilt sie uns auch bald die Früchte der seitdem unternommenen Entdeckungsreisen mit, namentlich des Duncan, den die Hudsonscompagnie in die Amerikanischen Polargegenden ausgeschickt, des von der Regierung abgefertigten Vancouver, um an der Nordwestküste die letzte Hand (?) an das Entdeckungsgeschäfte zu legen; des Mac-Cluer, den die Ostindische Compagnie von Bombay aus mit zwey Schiffen nach den Pelewinseln abgefertigt, um dem König Abbathulle die traurige Botschaft von seines Li-Bu Tode zu hinterbringen, und für die an Wilson bewiesene Gastfreundschaft zu danken, und der von da schon über China nach Neu-Guinea abgegangen ist, um die noch zweifelhaften Umrisse von Neu-Guinea zu berichtigen, und noch andere, die auch dazu Gelegenheit und Aufträge haben.

Man vermißt indeß noch das Tagebuch von der Reise des Pelzhändlers Makenzie auf den von ihm benannten Flusse, den man so gern mit dem Cookflusse für einerley halten wollte, weil alsdann von da aus der Transport über den Sclavensee, und von da weiter über die vielen größtentheils in Verbindung stehenden Flüsse und Seen bis nach der Hudsonsbay sehr leicht gewesen seyn würde. Allein, der Mackenziesfluß nimmt seinen Ausfluß nördlich unter dem 69sten Gr. der Breite und 225° östlicher Länge von Greenwich in das Eismeer, ohne eine Verbindung mit dem Cooksflusse zu haben.

So viel weiß man aus Arrow Smiths neuer Weltkarte, auf welcher er aus dem handschriftlich mitgetheilten Tagebuch des Mackenzie diesen Fluß gezeichnet hat. Eben diese vom Hrn. Gotzmann nach einer stereographischen Polarprojection umgezeichnete Karte des Nordens von Amerika hat

noch

noch manche andere Abweichungen von der ersten Arrow Smithischen Karte, die Hr. Forster zu Meares Reisen gezeichnet hat. Z. B. der Archipelagus des heil. Lazarus fehlt. Der Sclaven- und Arathapeskowsee haben eine andere Gestalt, und liegen südlicher, und ersterer den Englischen Handelsposten an der Hudsonsbay viel näher. Doch behält der Arathapeskowfluß, weil er westlicher liegt, als man sonst glaubte, seine vorige Entfernung von der Nordwestküste; sie beträgt etwa 135 deutsche Meilen, die aber durch den Friedensfluß (an welchem die Engländer auch bereits ein Fort errichtet haben) ungemein erleichtert werden. Die Quellen dieses Flusses liegen an den felsichten Bergen, einem langen bis zum 47° der Breite ohngefähr 60 bis 80 Meilen weit von der Küste herunterlaufenden hohen Bergrücken, der sich unter gedachtem Grade der Breite östlich nach dem See Superior hinzieht.

Hearnes entdeckte Küste des Eismeers ist wieder bis zum 71° nördlicher Breite hinaufgerückt, und die punctirte Durchfahrt aus der Repulsebay in das Eismeer, welche man auf der vorigen Karte fand, ist nun wieder weggeblieben. Auch die großen Seen in Canada haben hier eine etwas geänderte Lage und Gestalt. Hr. F. liefert nach diesen vorläufigen Bemerkungen 1) geographische Umrisse des Eismeers und der beyden großen daran stoßenden Continente der alten und neuen Welt, die der Ausdehnung nach zwar ziemlich klein sind, (die der alten Welt nämlich hat etwas 160° und die der neuen 159 Grade der Länge;) aber die Küste von Amerika läuft viel höher nach Norden hinauf. Von dem ganzen Amerikanischen Küstenstrich im Norden sind ausser der westlichen Spitze, die Cook befuhr, nur erst zwey Punkte bekannt, diejenigen nämlich, wo Hearne und Mackenzie an das Meer kamen. Ein dritter von Ostgrönland im 79sten Grad der Breite, und etwa 9° westlich von Greenwich, der auf einer Entdeckung im Jahre 1670 beruhet, dessen Urheber man nicht einmal weiß, ist sicher nicht der nördlichste Punkt an dieser Ostküste von Nordamerika. Zieht man sich indeß durch diese Punkte eine ohngefähre Gränzlinie, und berechnet alsdann den ganzen Flächeninhalt des Nordens von Amerika bis zum Parallelkreis des 40sten Grades der Breite: so beträgt dieser nach Hrn. Forsters Angabe 185 bis 190000 geographische Quadratmeilen. Rec. ist überzeugt, daß man diese Zahl sicher noch fast um die Hälfte vergrößern kann, so daß der Flächeninhalt nahe an 270000 geographische

Quadratmeilen beträgt. Hiervon sind an 95000 Q. Meilen (nicht 66300 Q. M., wie Hr. Forster angiebt) bewohnbares Land unter einem gemäßigten Himmelsstrich. Ohngefähr zwey Drittel so groß ist der ganze Flächeninhalt, darauf die vereinigten Staaten Anspruch machen, davon aber noch 4980 Q. M. für die Gewässerfläche, und 21462 Q. M. für das noch unveräusserte Staatseigenthum, welches zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt ist, abgehen; so daß für die vereinigten Provinzen 36058 Q. M. zwischen dem 49sten und 30sten Grad der nördlichen Breite übrig bleiben.

Hr. F. meint, daß dieser Parallelkreis unter dem 40sten Grad der Breite als Grenzlinie der Spanischen Besitzungen angesehen werden könne, die nicht südlicher gesetzt werden dürfe, weil dieser Parallelkreis schon alle die Flüsse, die sich aus dem Norden in die Spanischen Provinzen Louisiana, Neu-Mexico und Neu-Leon ergießen, den Rio Colorado, R. Bravo und Missisipi durchschneidet. Obgleich dieses nicht ganz richtig ist, indem die Quellen des Rio Colorado, und vielleicht auch die noch unbekannten Quellen von R. Bravo oder del Norte weit südlicher liegen: so würde Spanien sich doch wohl nicht einmal bis zum 40sten Grad der Breite die Gränze heruntersetzen lassen. Der große Oreganfluß, dessen Mündung Juan de Fuca's Einfahrt zu seyn scheint, und der große in den Missisipi fallende Missurifluß müssen dieser Krone zu wichtig seyn, als daß sie solche dem Besitz der Engländer überließen. Rec. übergeht hier die fieberhaften Empfindungen, die Hrn. Forstern bey einem Seitenblick auf die Amerikanischen Freystaaten die verneinten Greuel der Knechtschaft und feudalischer Barbarey verursachen, durch welche sich nun unsere Brüder jenseits des atlantischen Meers hindurch gearbeitet haben sollen; man muß nun einmal bey ihm gewohnt werden, dergleichen zu lesen.

II. Physische Beschaffenheit. Wassersammlungen. Kein Land hat so viele Seen und Flüsse, als der Norden von Amerika. (Man könnte sagen: alles feste Land der ganzen Welt hat nicht so viel.) Dies giebt mannichfaltige Verbindungen der Ostküste mit dem Innern des Landes, (und vielleicht auch selbst mit dem westlichen großen Ocean, wenn das große inländische Meer erst näher untersucht seyn wird.) Gebirge. Grönland scheint ein hohes felsichtes Alpenland zu seyn. (Doch wohl nicht mehr, als die Nordwestküste jenseits des 59sten Grades. Denn in Grönland hat man ja 1665 im 74sten Grade Norderbreite

breite die Höhen vom Schnee entblößt gesehen, die also doch nicht sonderlich hoch seyn können. Hrn. Forsters Ausdruck also, daß in Grönland, selbst in dem niedrigen Lande, längst der Baffinsbay unermeßliche Gletscher zwischen den Gipfeln hoher Alpengebirge liegen, der in sich selbst einen Widerspruch enthält, ist etwa so zu berichtigen, wie seine Ideen von Barbarey, Despotie, Freyheit und Gleichheit. In ganz Grönland ist vielleicht nicht eine einzige Bergspitze, die den Namen eines Gletschers verdient; noch weniger liegen unermeßliche Gletscher zwischen den Gipfeln hoher Alpen.

Kälte, aus vielen mitwirkenden Ursachen — Produkte des Mineralreichs. Kupfer, welches die Eingebohrnen in ziemlich großen Stücken hin und wieder gediegen finden, scheint am häufigsten zu seyn. Sicher ist Eisen wenigstens eben so häufig. Bley selten. Edle Metalle hat man noch nicht gefunden (richtiger: noch nicht gehörig gesucht). Salz ist in Kentuky jenseits des Ohio ziemlich häufig.

Von der Gebirgslehre wissen wir noch wenig; und es ist die Frage, ob das, was Hr. F., ohne seine Quellen zu nennen, hievon sagt, mit hinlänglichem Grunde für wahr gehalten werden könne? So behauptet er z. B., daß sich von Neufoundland an über Cap Breton und Neuschottland bis in die mittlern vereinigten Staaten Schiefergebirge von einer spätern Entstehung mit unermeßlichen Kohlenflözen vermischt erstrecken; daß alle die verschiedenen Rücken und Zweige des großen Alleghannigebirges aus Quarzfels und darüber geschichteten Sandstein bestehen, an deren Verflächung die Kalkschiefer und Kohlenflöze aufsitzen. Rec. findet in den Quellen, die er genutzt hat, keine hinlänglichen Data zu so allgemeinen Behauptungen.

Pflanzenreich. Amerika hat seine eigene Gewächse und Thiere — Wieder eine schöne Materie zu weitläuftigen Excursionen über das Entstehen der Dinge, Bildungstrieb, Gradation der Urstoffe zu höherm Leben, von der unaufhaltsamen Gewalt, womit die Formen die Urstoffe aus einem Chaos an sich rissen, worin noch nichts organisches gebildet war. Rec. gesteht gern, daß er von allem, was Hr. F. hier mit dem wärmsten Enthusiasmus von der Schöpfungskraft in der Natur und dem Werden der Dinge sagt, kein Wort versteht. Das Verzeichniß von Gewächsen, die Amerika eigenthümlich

und mit andern Weltgegenden gemein hat, zu welcher letztern Art unter andern der Ginseng am Cooksflusse, die eßbare Lilie, Sarahn (Lilium Kamtschatkense Linn.), die süße Bärenklau (Heracleum Panaces Linn.) und andere von Hrn. F. angeführte Pflanzenarten gehören, schien Rec. zweckmäßiger. Schopf sagt, Amerika sey das Vaterland der Eichen. Eben das könnte man von Kiefern, Tannen, Ahornen und andern Gewächsen sagen. Weiden und Birken fand Davis bis zum 65sten, und Mackenzie bis 62sten Grad.

Fischerey. Keine einzige bekannte Weltgegend übertrifft darin die nördlichen Küsten des großen Oceans, oder kommt ihr nur gleich. Thierreich. Wiederum erst etwas von den localen und allgemeinen Bildungsursachen. Was eigentlich hieher gehört, ist größtentheils aus Pennants arctischer Zoologie genommen. Ursprung der Amerikaner, Polarmenschen und Eingebohrnen des übrigen Amerika. An der Nordwestküste haben die Stämme, die sich vom Fischfange nähren, wenn man ihre Haut vom Schmutz reinigt, eine der zarten Europäischen ähnliche Gesichtsfarbe. Was ähnliches bemerkt man an den Bewohnern von Chili und den gebirgichten Theilen von Peru. Also ist die Kupferfarbe nichts Charakteristisches für alle Amerikaner. In Mexico, Florida und Westindien hatten die ursprünglichen Einwohner die gelbliche indische Schattirung, und in Brasilien waren sie nach dem Lery beynahe schwarz. Sehr unterscheidend ist der Körperbau und Charakter der Strandbewohner in Nordamerika, die man Ichthyophagen nennen könnte, von den in den Wäldern umherstreifenden Jägern. Also hat Klima und Lebensart einen sehr sichtlichen Einfluß in die Farbe, die Gestalt und den Charakter der Nationen. Die kurze Geschichte der Europäischen Ansiedler macht den Beschluß dieser Einleitung, die, so schätzbar sie auch ist, doch ungemein nützlicher seyn würde, wenn sie nicht mit so vielen Digressionen überladen wäre.

Kd.

Gottlieb Friedrich Röslers, gewesenen Professors der Mathematik und Physik (in Stuttgard), Beyträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Wirtemberg. Drittes Heft. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1791.

Dieses

Dieses Heft giebt den Taufnamen des sonst verschwiegenen Verfassers, Prof. Hopf, aus, und macht Hoffnung zu dessen Fortsetzung. Plan und Ausführung sind in diesem den vorigen gleich. Der erste Abschnitt davon enthält den nordlichen Theil der Schwäbischen Alp, eines mehrere Meilen breiten Bergrückens, welcher viele natürliche Eigenheiten hat. Ausser dem Nebelloche und der Höhle unter dem Falkenstein und mehreren kleineren solcher unterirdischen Höhlen trifft man bey Sontheim das sogenannte Erdloch an, welches hier beschrieben wird. Es ist ein Gegenstück zu der Baumannshöhle. Dann beschreibt der Verf. die Merkwürdigkeiten aus dem Mineralreich, Pflanzenreich und Thierreich, vorzüglich in ökonomischer und technologischer Hinsicht, so wie er die Sitten, die Beschäftigungen, die Bauart der Häuser, die Gewohnheiten und physischen Verhältnisse der Bewohner anzählt. Viele Dörfer haben kein anderes als Cisternwasser, und das Vieh wird aus zusammengelaufenen Pfützen getränkt, in welche der Unrath vom ganzen Dorf sich sammlen kann; demungeachtet saufen Pferde, wie das Hornvieh, begierig davon, und bleiben gesund. Der Winter ist lang, kalt, schneereich, daher Obst und feinere Gartengewächse auf diesem großen Striche nicht gebaut werden können. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Flüßchen Aich, welches auf der Nordseite des Neckers entspringt, und in ihn fällt, und den anliegenden Oertern, Gegenden, ihrer Bevölkerung, Viehzucht, Feldbau u. s. w.

Tw.

Friderici Wilhelmi Pestel brevis expositio reipublicae Batavae. In usum Auditorum. Lugduni Batavorum, apud Luzac et van Damme. 1789. 142 Seiten, gr. 8.

Der berühmte Verf. hat dieses Lehrbuch zuvörderst nur für seine Zuhörer bestimmt, und verspricht eine weitere Ausführung desselben in der neuen Ausgabe seiner bekannten Commentariorum de republica Batava. Bis diese indessen erschienen seyn wird, ist das vor uns liegende kleine Buch allen Besitzern der ersten Ausgabe des angeführten größern Werks unentbehrlich. Uebrigens wäre es unnöthig, von dem Werthe desselben etwas zu sagen, da jeder Kenner weiß, was er von einem

Postel erwarten kann, dessen Schriften sich alle durch ihren innern Werth eben so sehr, als durch ihre schöne lateinische Schreibart auszeichnen.

Dr.

1. Alphabetisches Verzeichniß aller in dem Churfürstenthum Sachsen und in denen dazu gehörigen incorporirten Landen befindlichen Schrift- und Amtsäßigen, auch accisbaren großen und kleinen Städten, Aemtern, Schlösser, Flecken, Rittergüter, Dörfer, Forwerge (Vorwerke), Kirchspiele, Poststationen u. s. w.; desgleichen, in welchem Creys, Amt oder Jurisdiction jedes gehörig, mit beygefügten Anmerkungen. Zweyte beträchtlich vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden, 1791. in der Waltherschen Buchhandlung. 652 Seiten. 4.

2. Handbuch für Sachsen und Ausländer. Ein alphabetisches Verzeichniß der in dem Churfürstenthum Sachsen und denen dazu gehörigen incorporirten und übrigen Landen, auch Stiftern, befindlichen Ortschaften und Besitzungen in sich enthaltend, hauptsächlich zum Gebrauch für Obrigkeiten, Sachwalter, Kaufleute, Correspondenten, Spediteurs und Commissionairs, auch Gerichtsboten, zusammengetragen von Christ. Gottfried Kretschmann, Churfürstl. Sächs. Oberhofgerichtsactuar. Dresden und Leipzig, in der Richterschen Buchhandlung. 1791. 710 Seiten. gr. 8.

Eine unerwartete Erscheinung, zwey Werke dieser Art zu gleicher Zeit und an einem Orte hervortreten zu sehen! Ein solches Werk muß, wenn es zum Nachschlagen brauchbar seyn soll, sich vorzüglich durch Vollständigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit auszeichnen; hierin hat Nr. 1. einen offenbaren Vorzug

vor

von [illegible]. In Nr. 1. ist zwar nun die Vollständigkeit an Oertern größer; denn in Nr. 2. werden die Berg-, Zechen-, Gruben-, Hütten, hohen Oefen, Schmelzhütten, Poch- und Hammerwerke u.s.w. gar nicht erwähnt, und ausserdem fehlen auch viele andere Oerter, sondern auch so wichtige Bemerkungen; die Zahl der Häuser, Hufen, Einwohner u.s.w. finden sich hier, von denen in Nr. 2. nichts vorkommt. Dagegen sind in Nr. 2. Werke zum Nachschlagen nachgewiesen.

Es war ein rühmlicher Entschluß der Verleger Nr. 1., daß sie, obgleich die Auflage des 1769 vom Herrn General v. Zenzsch herausgegebenen Verzeichnisses aller in dem Churfürstenthume Sachsen befindlichen Orte noch nicht ganz vergriffen war, doch, weil die Vollständigkeit bey der ersten Ausgabe von vielen vermißt wurde, eine neue Auflage, an welcher der Herausgeber, mit den besten Hülfsmitteln dazu versehen, seit 30 Jahren mit unermüdetem Fleiße gesammlet hat, veranstalteten. Der häufige Gebrauch bey den verschiedenen hohen und niedern Churfürstlichen Collegiis, Ober-, Kreis-, Justiz-, Rent-, Post-, Berg- und andern Aemtern, Kreis- Amt-, Steuer- und Generalacciseinnahmen, auch bey allen Raths- und Gerichtsstuben muß die Güte dieses Werks erproben.

Der Verf. von Nr. 2. wurde durch den Beyfall, welches das von ihm gefertigte 1789 durch den Druck bekanntgewordene und für Richter und Sachwalter noch brauchbar bleibende Verzeichniß Churfürstlich Sächsischer schriftsäßiger Ortschaften erhielt, aufgemuntert, auch ein Verzeichniß amtsäßiger Ortschaften und Besitzungen der sieben Kreise des Churfürstenthums Sachsen herauszugeben; allein, er erweiterte bald seinen Plan, und trug dieses Verzeichniß zusammen. Zum Grunde legte er auch das 1768 herausgekommene Verzeichniß von Sachsen, und verbesserte es nach guten Quellen. Am Ende ist eine kurze Uebersicht der Aemter des Churfürstenthums Sachsen und ein Verzeichniß der Städte des engen und weiten Ausschusses beygefügt. Der Verf. verspricht, jährlich einen kurzen Nachtrag der Veränderungen oder Verbesserungen zu liefern, und dazu wird ihm Nr. 1. schon mannichfaltigen Stoff liefern.

Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Lande unternommen worden sind; von Theophil Friedrich Ehrmann. Frankfurt, in der Hermannischen Buchhandlung. 1791. Zweyter Band. 347 Seiten. 8.

Mehrere Recensenten wunderten sich bisher über Hrn. Ehrmanns Vielschreiberey, und fiengen an zu besorgen, daß dadurch ein Vorurtheil gegen ihn rege werden dürfte, das dem Absatze seiner Schriften Eintrag thun könnte. Dies veranlaßte ihn vor kurzem zu der Erklärung, daß er nicht Verfasser aller der unter seinem Namen erscheinenden Schriften sey, und daß gegenwärtiges Werk seine Hauptbeschäftigung ausmache. Man darf sich also nicht mehr wundern, daß Hr. Ehrmann so rasch fortfährt, einen Band nach dem andern herauszugeben; im Gegentheil werden Leser und Käufer seines Werks der gewissen Vollendung desselben desto eher versichert. Nur sind dabey die Recensenten sehr bedrängt. Hr. Ehrmann läßt ihnen kaum Zeit genug, neben andern Geschäften von seiner Geschichte der Reisen einen Band nach dem andern gehörig durchzulesen und zu untersuchen; so daß er mit Unrecht darüber klagt, daß er von seinem Werke noch keine Recension gelesen hat. Die Anzeige des ersten Bandes hat Rec. längst an die Behörde abgesendet: ehe er aber zur Anzeige des zweyten Bandes Anstalt treffen konnte, erhielt er schon die Nachricht, daß der 3te bis 5te Band in der Ostermesse 1792 erscheinen würde. Er eilt daher, von dem gegenwärtigen Band genaue Nachricht zu geben, um das Aufsuchen der Materien bey dem künftigen Gebrauch einzelner Theile dieses, obgleich gedrängt geschriebenen, doch bändereichen Werks zu erleichtern. Er enthält den ganzen ersten Abschnitt der ersten Abtheilung (der Reisen nach und in Afrika) nämlich: die Geschichte der ersten Europäischen Entdeckungsreisen nach der West- und Ostküste von Afrika bis zum Jahre 1521. Voran eine Einleitung, oder allgemeine Uebersicht von Afrika (S. 1—68.), nebst einer Ländertafel von Afrika, worin, wie uns dünkt, das Wissenswürdigste dieses noch so wenig bekannten Welttheils aus den neuesten und besten Nachrichten zusammengedrängt ist. Nur Brucen scheint er hier

und

nicht ein wenig zu viel zu trauen. Manche Ungerechtigkeit gegen Afrika und seine Bewohner bestreitet er sehr glücklich. Der armen Neger nimmt er sich mit vielem Enthusiasmus gegen Meiners, und die Vertheidiger des Sklavenhandels überhaupt an. Auf diesen Handel bezieht sich auch das Titelkupfer mit der Unterschrift: non sacra fames etc. (Ueberhaupt ist Hr. E. dem Kaufmanns- und Bekehrungsgeiste gar nicht gewogen; doch verführt ihn zuweilen sein Enthusiasmus für den [illegible], das wenigstens zu entschuldigen, was er nicht rechtfertigen mag.) Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung (der, wie bereits gedacht worden, den Inhalt dieses ganzen Bandes einnimmt) hat folgende Unterabtheilungen: I. Einleitung. Kurze Nachricht von den Reisen der Europäer nach der Westküste von Afrika vor dem 15ten Jahrhunderte. (S. 1 – 18.) II. Geschichte der ersten portugiesischen Entdeckungen längst der Westküste von Afrika bis unter dem Prinzen Don Heinrich (S. 19 – 137.) (Daß der Verf. diesem thätigen Beförderer geographischer Entdeckungen das ihm gebührende Lob in reichlichem Maaße ertheilt habe, läßt sich erwarten.) III. Reisen des Alois von Kadamosto nach der Westküste von Afrika in den J. 1455 – 56. (Nach der neuesten deutschen Uebersetzung im 11ten Bande der Sprengelschen Beyträge erzählt, mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen des Herausgebers.) Nebst der Reise des Portugiesischen Schiffscapitains Pedro de Cintra, von Alois v. Kadamosto beschrieben. (S. 138 – 266.) IV. Fortsetzung der Entdeckungsreisen der Portugiesen, nach Prinz Heinrichs Tode, längs den Küsten von Afrika hin bis zur völligen Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, vom J. 1460 – 1497. (S. 267 – 308.) (In diesem Abschnitte kommen Nachrichten von dem sogenannten Priester Johann, nebst Berichtigungen der Bruceschen Meinung über ihn vor.) — V. Fortsetzung der Portugiesischen Entdeckungsreisen unter König Emanuels Regierung — Vasko de Gama's Umschiffung Afrika's und erste Fahrt nach Indien. (S. 309 – 34.) VI. Beschluß der kurzen Geschichte der Portugiesischen Entdeckungsreisen nach Afrika unter König Emanuel von Portugal. (S. 335 bis zu Ende.) Dies sey genug zur Anzeige des Inhalts eines Werks, dessen Fortsetzung nach dem bisherigen Plane wir mit Vergnügen anzeigen werden. Fährt der Verf.

fort,

fer: seine Quellen immer so gut zu benutzen, und die verschiedenen Untersuchungen über die hieher gehörigen Gegenstände zu vereinigen, als wir es bisher gefunden haben: so erhalten wir an diesem Werke ein brauchbares Buch, das auch zur unterhaltenden Lectüre empfohlen werden kann. Zur Probe des Styls zeichnen wir folgende Schilderung seines Lieblings, Don Heinrich, aus, womit er die Geschichte der durch ihn veranstalteten Entdeckungsreisen beschließt. „In dieser kurzen Erzählung seiner Verdienste um die Menschheit durch veranstaltete „Entdeckungsreisen wird man sicher die unverkennbarsten Beweise von dem schönen, edeln, erhabnen Charakter unsers „verehrten Prinz(en) Heinrichs von Portugal finden. Man „wird finden, daß, wenn ihm auch der heilige Eifer, der seinen Handlungen einen wirklich schönen Anstrich von Schwärmerey gab, und die Beharrlichkeit auf (in) der Ausführung „seiner Plane bisweilen zu weit führten, er doch immer wieder „in die Schranken der Mäßigung zurücktrat, und, wo er auch „fehlte, aus Irrthum fehlte, und nie die gewaltthätigen Handlungen seiner Seefahrer billigte. — Die Geschichtschreiber „entwerfen uns folgendes Bild von ihm: — Sein Leib war „schön und dauerhaft gebaut, sein Blick ernst, doch sanft, und „diese Sanftmuth ward auch bey dem heftigsten Zorne nie von „der Leidenschaft unterdrückt. Bey einem hellen, großen, mit „Gelehrsamkeit ausgeschmückten Kopfe besaß er ein weiches, „wohlwollendes, menschenfreundliches Herz, eine reife Klugheit „und eine große Bedachtsamkeit. Er liebte den Prunk nicht, „war herablassend, freygebig, und Eiferer für die Religion. „Er besaß eine bewährte Tapferkeit, Geduld und Standhaftigkeit. Seine Sitten waren rein; man konnte ihm nie ein „Laster vorwerfen, und ob er gleich als Hagestolz starb, so „hatte er doch nie sich dem Verdachte der Unkeuschheit ausgesetzt. — Er war Krist (Christ), Weiser, Biedermann und „Held. Mit einem Worte, ein edler, ein großer Mann!"

Bemerkungen auf einer kleinen Reise auf den Petersberg im Saalkreise. Dresden, in der Breitkopfischen Buchhandlung. 1791. 40 Seiten. 8.

Die Bemerkungen auf dieser kleinen Reise, die kurz vor der Stadt Brehna im Churkreise anfängt, sind in fünf Briefen an einen Bruder abgefaßt, und in ihrer Art reichhaltig genug.

Einiges

Einiges wollen wir hier zur Probe auszeichnen, und zugleich den Hauptinhalt der Briefe angeben. Zufolge des ersten Briefes fand er in der Gegend von Delitzsch, Bitterfeld, Brehna und Zörbig Personen, die täglich drey Mannsstrümpfe fertigen, und noch die Wolle dazu spinnen. In der Hauptlandesaccis-einnahme zu Delitzsch werden jährlich im Durchschnitt für 10,877 Rthlr. Strumpfwaaren vergeben, die zum Theil den Regimentern geliefert werden, zum Theil über Leipzig nach der Schweiz, und über Naumburg nach Rußland gehen. Der zweyte Brief liefert die ältere Geschichte der vor Zeiten merkwürdigen, jetzt unbedeutenden Stadt Brehna, von welcher ehedem eine Nebenlinie der Grafen von Wettin sich benannte. Hier scheint uns der Verf. die historische Schwierigkeit, betreffend das Wappen der Gräfin Hedwig, Herzogs Bernhards von Sachsen Tochter, und Ulrichs, Grafen von Wettin, Gemahlin, nicht befriedigend gelöset zu haben. — Die ältere und neueste Geschichte des Petersberges wird in dem dritten und längsten Briefe nach alten und neuen Chroniken und Localbeschreibungen ziemlich ausführlich beschrieben. Unter den zehn fürstlichen Personen, die in der Kirche auf dem Petersberge begraben wurden, befindet sich auch Konrad, ein Sohn Markgrafs Dietrich zu Lausitz, der 1175 bey einem Turnir erstochen wurde. Erzbischof Siegfried von Magdeburg, obgleich ein Verwandter des Verstorbenen, verweigerte ihm deshalb ein ehrliches Begräbniß, welches doch endlich, nach mancherley Weitläuftigkeiten, verstattet wurde. Diese Geschichte führt der Verf. im vierten Briefe weiter aus. Eine Beschreibung des Berges und der reizenden Aussicht von demselben macht mit dem fünften Briefe den Beschluß.

P.

XV. Gelehrtengeschichte.

Abhandlungen zur Dogmengeschichte der ältesten griechischen Kirche, bis auf die Zeiten Clemens von Alexandrien. Jena, bey Cuno's Erben. 1790. 144 Seiten in gr. 8.

Die

Die erste dieser Abhandlungen beschäftigt sich mit dem Standpunkte, aus welchem die Geschichte der Dogmatik in der ersten griechischen Kirche anzusehen ist. Man merkt, wie anstatt der Dogmengeschichte des Titels hier Geschichte der Dogmatik untergeschoben wird; und beydes ist doch nicht einerley. Uebrigens zeigt der Verf., daß und warum sich Jesus allererst und immer vorzüglich nur an die gemeine Volksklasse der Juden, seiner Zeitgenossen, gewandt; daß er daher auch keine wissenschaftliche Dogmatik vorgetragen habe; daß eben dieses von den Aposteln gelte; daß aber die griechischen Lehrer des zweyten Jahrhunderts ihre Denkungsart durch die damalige Lieblingsphilosophie, die Platonische, haben bilden lassen, ohne doch im Grunde mehr als Eklektiker zu seyn; und daß man die damit zu vergleichenden ketzerischen Systeme dieser Zeiten mit der äussersten Vorsichtigkeit und Unbefangenheit beurtheilen müsse. Alles wahr und gut; aber auch eben so bekannt. Mithin war es unnöthig, es so gedehnt, geziert und declamirend auf 56 Seiten zu sagen.

In der zweyten Abhandlung folgt die Anzeige und Beschaffenheit der Quellen, aus welchen die Dogmen der angezeigten Periode zu schöpfen sind. Man erachtet leicht, welche griechische Werke aus dem zweyten Jahrhunderte hier charakterisirt werden; selbst Irenäus ist, wie billig, nicht vorbeygelassen, auch der elende Hirte des Hermas nicht. Die dem Athenagoras gewöhnlich beygelegte Schutzschrift soll einem Unbekannten zugehören; und die Schrift desselben, von der Auferstehung der Todten, kömmt dem Verf. auch zweifelhaft vor. Doch giebt er keine Gründe an. Eben so spricht er dem Justinus das Fragment über die Auferstehung ab. Von manchen dieser Schriften ist überhaupt zu kurz oder zu einseitig gehandelt: nicht, als wenn man die größte Vollständigkeit hier verlangen könnte: aber als dogmatische Quellen verdienten manche eine weit sorgfältigere Beschreibung.

Es folgen in der dritten Abhandlung einige unmaßgebliche Bemerkungen über den Lehrbegriff dieser Periode, S. 76 fg. Ganz unerwartet wird hier gezeigt, daß die Hauptsätze der protestantisch-lutherischen Glaubenslehre in dem Lehrbegriff dieser Zeiten nicht enthalten sind. Als wenn nun noch jemand, der mit demselben bekannt ist, an den alten consensum cum veteri Ecclesia glaubte! Wozu denn jetzt noch von Männern gesprochen, die nichts sahen, als ihr

System,

System, wie weiland Abentheurer Don Quixotte überall nur Helden und Ritter sah? (S. 79. 80. Aber der Verf. [illegible] gern [illegible], unerkannte oder neuentdeckte Wahrheiten mit einem gewissen Gepränge, auch eigener Empfindsamkeit, aufzustellen, die es doch nicht sind. (. Es thut ihm z. B. S. 23 recht in der Seele weh, zu sehen, wie man sich ehemals wendete und krümmte, um in der Geschichte der Dogmen eine völlige Harmonie zwischen unserer und der ältesten Glaubenslehre herauszukünsteln. Wir dächten, der Verf. hätte lieber anstatt dieses leicht zu ersparenden Seelenwehes das weit passendere Lächeln, das ihm in einer andern Stelle über eine gewisse neuere Behauptung ankam, gesetzt. Besser hat es uns gefallen, was S. 82 fg. über die in dieser Periode allgemein und am vollständigsten behandelten Lehren von dem Glauben an Gott, von der Schöpfung und göttlichen Fürsorge, von den Dämonen, von Jesu Christo, und von der Auferstehung angemerkt worden ist. In einem Anhange (S. 97—138) sind die Stellen aus den Werken dieser Periode über die Dämonen gesammelt worden; ein guter Beytrag; ob er gleich noch methodischer gemacht werden konnte.

Endlich enthält die vierte Abhandlung auf einigen Seiten Fragmente (würklich sind sie es nur zu sehr) über den Text der bisher gebrauchten Schriften, die Uebersetzungen und Ausgaben derselben.

Wir wünschen, daß der Verf., dem es weder an seinen Kenntnissen, noch an Scharfsicht und Freymüthigkeit fehlt, wenn er auf diesem Wege, wozu er würklich Beruf hat, weiter fortschreiten will, mehr den bedachtsamen, aber festen Schritt eines Adler, als gewisse andere der neuesten Führer nachahmen möge.

T.

XVI. Bibli-

XVI. Biblische, hebräische, griechische, und überhaupt orientalische Philologie, nebst Patristik und den bibl. und oriental. Alterthümern.

Archiv für die morgenländische Litteratur, von Georg Wilhelm Lorsbach. Erstes Bändchen. Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1791. 318 Seiten in 8.

Ein Buch, von einem Verfasser geschrieben, der in einer glücklichen Muße zu leben scheint, in der man Privatstudien zur Hauptsache, und drucken lassen zur Nebensache machen kann! Möchten dies doch alle unsere Professoren auf Universitäten und Gymnasien können!

Der Inhalt ist für den gelehrten Orientalisten anziehend: 1) Ueber eine mißverstandene Stelle im Ibn Chalikan. 2) Geschichte Hakems, aus Ibn Chalikan's Lebensbeschreibungen. (Beyde Aufsätze beziehen sich auf Eichhorns Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur, in welchem Adler Auszüge aus Ibn Chalikan, den Stifter der Drusensecte, Hakem, betreffend, hat drucken lassen.) 3) Recensionen von Barhebraei Chronicon syriacum, von Kirschii Chrestomathia syriaca, vom ersten Band des neuen Repertoriums für biblische und morgenländische Litteratur.

Alle diese Aufsätze sind eigentlich Kritiken über arabische und syrische Texte, die in dem letzten Decennium im Druck erschienen sind; bald ist die Uebersetzung, mit welcher sie die Herausgeber begleitet haben, berichtiget, bald ist der corrumpirte Text durch Hülfe der Conjecturalkritik verbessert, und wo sich keine leichte Besserung finden lassen wollte, da ist wenigstens die Schwierigkeit oder Dunkelheit des Textes auseinander gesetzt, und einem künftigen glücklichen Augenblick, der dies nöthige Licht geben kann, vorgearbeitet worden. Selbst die Recensionen sind daher nicht vom gewöhnlichen Schlage, sondern kosteten mehr Mühe und Zeit, als manche ganze Bücher ihren Verfassern kosten können. Der V. unterwarf das Buch, von

von dem er sprechen wollte, einem genauen Studium, verweilte bey jeder dunkeln und schwierigen Stelle des arabischen und syrischen Autors so lange, bis die Ursache der Dunkelheit oder Schwierigkeit entdeckt, und dieselbe entweder durch berichtigte Sprachkunde oder eine ansprechende Emendation gehoben, oder dem Leser vor Augen gestellt war, was noch anders werden müsse. Hiebey zeigte der Verf. eine ungemein glückliche Divinationsgabe für die Verbal- und Realkritik, eine ausgebreitete morgenländische Sprachkunde, die sich nicht blos auf unsre gangbaren Wörterbücher einschränkt, sondern die auf eine untersuchende Belesenheit in unsern gedruckten arabischen und syrischen Werken gegründet ist. Man sieht es an mehreren Stellen deutlich, daß er sich bey seiner morgenländischen Lectüre Bereicherungen und Berichtigungen unsrer Wörterbücher muß zusammengetragen haben.

Proben seiner glücklichen Besserungen und Berichtigungen geben wir nicht, weil gewiß kein Gelehrter, dem morgenländische Geschichte und Sprachkunde wichtig ist, dieses Archiv unstudirt lassen wird. Alle werden mit dem Rec. die ununterbrochene Fortsetzung dieser gelehrten Arbeit wünschen, überzeugt, daß die Geschichte der morgenländischen Länder und Völker, der Religion und Cultur, die morgenländische Sprachkunde und die Erklärung der Bibel durch die forschende Kritik des Verf. ansehnlich gewinnen muß. Willkommen wird es insonderheit ausser dem morgenländischen Litterator auch dem Forscher der politischen Geschichte seyn, wenn der Verf. seine kritisch-historische Bearbeitung der Chronik des Barhebraeus fortsetzen möchte. Wir würden dabey für bloße lateinische Anmerkungen, gedruckt in dem Format des Barhebraeus, stimmen, damit sie mit dem wichtigen Werke selbst als zweyter Tom verkauft, und auch den Ausländern lesbar werden möchten. Und da keine etwas bedeutende Privat- und öffentliche Bibliothek dieses für die Geschichte so interessante Werk einst wird entbehren können, so würde die Verlagshandlung desselben auch zum Druck dieser Anmerkungen willig die Hand bieten. Bringt gleich ein Verlagsartikel, wie Barhebraeus, keine schnellen Reichthümer, so verläßt er doch gewiß auch seinen Verleger nicht.

Cb.

Epistolae catholicae graece, perpetua annotatione illustratae, a *Davide Iulio Pott*, Theol. atque Phil. Doct. et Prof. Theol. Publ. Ord. in academia Iulia Carolina. *Volumen II.*, complectens utramque epistolam Petri. Goettingae, apud Dietrich. 1790. 22 Bog. gr. 8.

Der erste Theil ist in dieser A. d. B. im 73sten B. S. 239 von einem andern Rec. angezeigt worden. Dieser zweyte übertrifft jenen an Gründlichkeit und angewandten Fleiß, ist übrigens in der bekannten Koppe'schen Manier ausgearbeitet. Jedem Brief ist eine zweckmäßige Einleitung vorgesetzt, der Text meist nach der Griesbachischen Recension abgedruckt, mit einzelnen kritischen Noten versehen, und der ausführliche Commentar darunter gestellt; am Ende sind drey Excursus angehängt. Wenn auch dem Kenner nicht viele neue Ansichten durch dieses Buch geöffnet werden, die indessen nicht gänzlich fehlen, so ist es doch ein gelehrtes Repertorium, indem der V. das Wichtigste, was bisher darüber geliefert wurde, mit ausdauerndem Fleiß nachgesehen, und das, was ihm brauchbar schien, aufgenommen hat. — Der Einleitung zufolge ist der erste Brief historisch gewiß vom Apostel Petrus, und fällt in die Jahre 58 bis 61 nach Christi Geburt. Er ist aus Babylon datirt, ob das aber die Stadt oder das Land dieses Namens sey, entscheidet der Verf. nicht. Der zweyte Brief ist zweifelhafter; Hr. P. aber ist ebenfalls überzeugt, daß ihn Petrus selbst, und nicht ein anderer, der nur dafür angesehen seyn wollte, oder, wie Grotius mit viel Gelehrsamkeit darzuthun suchte, der Presbyter zu Jerusalem gleiches Namens verfaßt habe. Deßfalls widerlegt der Verf. ausführlich des Grotius Gründe. Hieraus ergiebt sich, daß ihn Petrus nicht lange vor seinem Tode, ums Jahr 64 aufgesetzt habe. Das dritte Kapitel, meint der Verf., sey einige Zeit nach den zwey ersten von dem Apostel geschrieben worden. Deshalb habe er im Anfang dieses dritten Kapitels den Inhalt der beyden vorhergehenden gleichsam epitomirt, und dann erst die neuen Sätze hinzugefügt. — Sowohl die grammatische Behandlung des Textes, als auch die auf bewährte exegetische Grundsätze gebaute Auslegung des Sinnes, nach der Vorstellungsart jener Zeiten überhaupt und des Verfassers Petrus insbesondere, in

dem Commentar selbst, sind lobenswürdig. Nur scheinen Rec. mehrere zur Erläuterung aus den Profanschriftstellern angeführte Stellen nichts, wenigstens nicht viel zur Sache beyzutragen, die den Leser unnütz verweilen und den Commentar weitläuftig machen. Man sehe z. E. S. 27 über den Namen Petrus, S. 333, 334, 335 u. f. Kein billiger Schriftsteller kann gänzliche Uebereinstimmung seiner Leser mit seinen eigenen Ueberzeugungen verlangen, und in sofern gesteht Rec., daß ihm manches nicht einleuchtet. Z. E. S. 44. Omnia hic (1 Petr. I, 11. 12.) ita enunciata comparent, ac si apostolus Prophetas tantum *pro instrumentis* habuerit, per quae Spiritus sanctus vaticinia elocutus sit, quorum sensum prophetae *nec ipsi* interdum *perceperint*. Ob Petrus dadurch wohl den Propheten Ehre erweist? und ob andere gescheite Leute aus solchen unverstandenen Aeusserungen, aus Tönen ohne bestimmten Sinn bey dem Sprechenden wichtige Wahrheiten bauen können und dürfen? — Gleich im folgenden zwölften Vers versteht der Verf. unter ἀγγέλοι, wie gewöhnlich, eigentliche Engel. Da aber in dem ganzen Abschnitt immer die Vorfahren den damaligen Zeitgenossen, die alten Propheten den Lehrern Jesu und dessen Aposteln entgegengesetzt werden, so weiß man nicht recht, wie die Engel hieher kommen, und die Parallele würde besser gezogen werden, wenn man auch hier, nach dem übrigens bekannten Sprachgebrauch, da die alten Propheten und Lehrer überhaupt Engel heißen, (Malach. 2, 7. Gal. 4, 14.) die Propheten verstehen wollte. Diesem zufolge übersetzt es Rec. lieber: „welcher Begründung des Messiasreichs die Propheten freudig entgegensahen." Bey der berühmten Stelle 1 Petr. 3, 18. von der Höllenfahrt Jesu, führt der Verf. manches Passende über das Schattenreich u. s. w. an, tritt aber hierauf dem Gewöhnlichen bey, und nimmt S. 116 descensum animae in ipsum hunc locum an, da es Rec. besser zu seyn dünkt, zu übersetzen: „nach welchem ihn belebenden göttlichen Geiste er schon ehemals denen jetzt unter den Todten befindlichen Seelen den Willen Gottes bekannt machte." Die Gränzen erlauben hier nicht, die Gründe auseinander zu setzen. — Ebendaselbst V. 20 δι' ὕδατος, versteht der Verf. statt διὰ ὕδατος per aquam, seu ab aqua servati sunt, quippe quae arcam innantem sustinebat. Ist dies nicht allzu spitzfindig? — Der erste Excursus handelt: von der neutestamentlichen Bedeutung der Worte εὐλογεῖν, εὐλογητός, εὐλογία und καταρᾶσθαι, ἐπικατάρατος, κα-

ταφα. Der zweyte von der neutestamentlichen Bedeutung der Worte: καλειν, καλων, καλεσας, κλητος und κλησις. Der dritte liefert eine Geschichte des Dogma von der Höllenfahrt Jesu, mit Rücksicht auf die vom Verf. angenommene Erklärung, und ist selbst nach dem, was man von Ditelmaier und andern über diese Materie hat, lehrreich.

Ab.

Compendium grammaticae arabicae ad indolem linguarum orientalium et ad usus rudimentorum conformatum, cum progymnasmatibus lectionis arabicae ex historia ortus ac progressus literarum inter Arabes decerptis, Chrestomathiae arabicae a se editae iungendum elaboravit *Henr. Eberh. Gottlob Paulus*, AA. M. Philos. D. Lingg. orient. Prof. Publ. Ord. Ienae, apud Cunonis haeredes. 1790. 9 Bogen, gr. 8.

Diese kleine Grammatik nebst Lesebuch zeichnet sich besonders durch Kürze, Deutlichkeit, Ordnung und leicht zu übersehende Paradigmentabellen vortheilhaft aus. In der Grammatik behandelt der Verf. in fünf Abschnitten 1) die Elemente der arabischen Sprache. Wenn der Verf. das Keph Ceph nennt, und dessen Laut in den Observandis de sono durch „Ch et C, fere ut Ci" bestimmt, so widerspricht dies letzte der von gebohrnen Arabern dem ältern Michaelis, Schultens und andern angegebenen Aussprache. Rec. nimmt nämlich an, daß Ce, Ci eher Ze, Zi, als Ke, Ki lauten soll. Wenn man dessen Laut mit einem C ausdrücken will, so muß bemerkt werden, es klinge wie C vor a, o, u. So nennt auch der Verf. das Kesre, Cesre u. s. w., welches nicht zu billigen ist. Im zweyten Abschnitt wird gehandelt von der Wortbildung, dabey theils von den Buchstaben Elif, Wau und Je, und deren Eigenheiten, theils von der Ableitung der Zeitwörter von den Nennworten geredet wird. Und weil die morgenländischen Sprachen das Charakteristische an sich haben, daß der Infinitiv, welches eigentlich ein Nomen ist, nicht aber das Verbum (das Präteritum oder Aoristus) das wirkliche Wurzelwort aus-

[illegible] so handelt der Verf. im dritten Kap. zuerst vom Nennworte, und erst im vierten vom Zeitworte. Das, was man sonst noch in den Grammatiken zu finden gewohnt ist, die Pronomina und Partikeln, hat der Verf. weggelassen, weil sie eigentlich ins Lexicon gehören. Indessen werden sie die Anfänger ungern hier vermissen, weil sie sie in dem Lexicon nicht beysammen finden. Das fünfte Kapitel, vom Syntax, ist besonders schätzbar, auch der kleine Anhang von der arabischen Prosodie. Der angehängten Lesestücke sind dreyßig, kleinere und größere, und betreffen, wie schon der Titel sagt, die arabische Literargeschichte. Sie sind aus mehreren arabischen Schriftstellern mit Fleiß ausgezogen, besonders aber aus dem Abulpharadsch, auch aus dem Abulfeda, Koran, Gallaloddin nach Pococke, aus Casiri bibl. escor. u. s. w. Aus bekannten pädagogischen Gründen möchte es für den Anfänger besser gethan gewesen seyn, wenn die lateinische Uebersetzung nicht gleich unter jedem Abschnitt, sondern lieber ans Ende des Buchs gesetzt worden wäre. Die Vergleichung des Arabischen mit dem Hebräischen, die bey den Anfangsgründen eben so nöthig als nützlich ist, hat der Verf. absichtlich meist übergangen, weil sonst das Buch stärker geworden, und der Verf. diese Vergleichung seinen mündlichen Vorträgen vorbehält. Auch das Aeussere des Buchs empfiehlt sich durch scharfe Typen und gut Papier. Schade, daß man nicht auch „durch Druckfehler rein seyn“ hinzusetzen kann.

Bk.

D. Io. Georgii Rosenmülleri Emendationes et Supplementa ad Scholiorum in Novum Testamentum, Tom. I. II. III. IV. et V. Norimbergae, 1789.

Bey Veranstaltung der dritten vermehrten und verbesserten Ausgabe der beliebten Scholien über das N. T. wurden die Zusätze und Verbesserungen unter dem obigen Titel für die Besitzer der zweyten Ausgabe auch besonders gedruckt, und man kann hieraus am besten abnehmen, wie viel die dritte Ausgabe gewonnen hat. Sie gehen über das ganze N. T. und betragen 266 Seiten! Gewiß eine beträchtliche Vermehrung, wodurch der Fleiß und die Sorgfalt des berühmten

Verfassers für die größere Vollkommenheit dieses Werks hinreichend an den Tag gelegt wird. Die Einrichtung dieser Scholien und die Methode des Hrn. D. K. ist bekannt. Er folgt unter den ältern Commentatoren vorzüglich dem Grotius, benutzt den Wetstein, und bringt auch die Erklärungen der neuern Exegeten bey. So sind auch in diesen Supplementen die exegetischen Arbeiten eines Nösselt, Morus, Griesbach, Döderlein, Koppe, Storr, Pott und anderer vorzüglich benutzt und zu Rathe gezogen. Das ganze Werk wird also immer mehr ein Repertorium werden, worin man die Erklärungen der besten Exegeten in der Kürze finden kann, und hat sowohl in dieser Hinsicht, als in sofern es als ein Commentarius perpetuus angesehen werden kann, seinen großen Nutzen für solche Theologen, welche sich die vielfachen exegetischen Arbeiten, die hier benutzt sind, nicht anschaffen können. Unstreitig würde aber für die Nutzbarkeit der Scholien noch mehr gesorgt werden können, wenn sich das Volumen des Werks nicht sowohl vergrößerte, als vielmehr verminderte. Sie würden alsdann noch mehr in Umlauf kommen, als sie jetzt schon sind, und bey einem wohlfeilern Preise das allgemeine Handbuch angehender Theologen werden. Zu diesem Ende ließen sich noch manche Abkürzungen machen, die dem Werth des Ganzen nichts benehmen würden, da an manchen Stellen eine viel zu wortreiche Weitläuftigkeit herrscht, sehr leichte Stellen gar zu genau mitgenommen werden, und die Wiederholungen einer und derselben Bemerkung gar häufig sind. Zur größern Verdeutlichung und Bequemlichkeit mag dieses für manche Leser sehr dienlich seyn; allein, es brauchte nicht blos auf sie Rücksicht genommen zu werden, wenn man durch eine compendiösere Einrichtung den allgemeinern Umlauf dieses sehr nützlichen Werks befördern könnte. Solche verbessernde Abkürzungen haben wir in diesen Supplementen nur selten bemerkt; aber desto mehr Zusätze und Erweiterungen, wodurch dann auch die Seitenzahl so sehr angewachsen ist. Nur ein einziges Beyspiel mag zeigen, wie sich eine compendiösere Form erreichen ließe. Apgsch. 8, 39. findet sich folgender Zusatz bey πνευμα κυριου ἡρπασεν τον Φιλιππον. Quid autem est hoc: *Spiritus Domini rapuit Philippum?* Non est credibile, Philippum ab angelo, vel alia mirabili ratione per aerem raptum et Azotum, vel in alium locum deportatum esse, quae est multorum opinio. Nam Spiritus Domini saepe in homine aliquid efficere dicitur tum, cum in hominis illius animo

subito

subito exoriuntur cogitationes, quas consilii Dei consentaneas fuisse, ex eventu cognoscitur. Vid. supra v. 29. Verbum autem *ἁρπάζειν rapere* non postulat, ut de miraculoso raptu per aerem cogitemus. Nam phraseos *rapere aliquem* vis ea est, ut significet *transferre aliquem in alium locum*, quocunque demum modo id fiat. Si igitur in animo Philippi subito exorta est cogitatio, redeundum sibi esse in loca illa ad Gazam, nec faciendum iter in Aethiopiam cum Eunucho; si Philippus ex eventu cognovit, non sine providentia divina accidisse, ut ad illa loca accederet, et ibi evangelium doceret, hebraico loquendi modo hoc recte exprimi poterat: *Spiritus Dei eum rapuit*, instinctu quodam divino ductus est aliorsum. Dies würde ohne Verdunkelung des Sinnes viel kürzer so haben ausgedrückt werden können: Spiritus divinus saepius ponitur pro impulsu divino adeoque pro consilio, quod in commodum religionis christianae capitur voluntati divinae consentaneum. Inde Spiritus divinus fecisse dicitur, quod sive doctor religionis sive quilibet cultor christianae religionis [illegible] sub auspiciis Dei e commodo religionis et cogitavit et egit. Ἁρπάζειν etiam significat *transferre aliquem in alium locum*. Quare integra phrasis nihil aliud indicat, nisi Philippum consilium cepisse, voluntati divinae consentaneum, redeundi in illa loca ad Gazam, nec proficiscendi cum Eunucho in Aethiopiam. Auf diese und ähnliche Weise würde manche [illegible] und das Ganze nichts dabey verlohren; sondern eher gewinnen. Wir haben diese Anmerkung um so nöthiger gehalten, da man [illegible], wie weit sich das Volumen der Schriften mit der Zeit noch ausdehnen dürfte. Es kommen jährlich mehrere schätzbare exegetische Arbeiten zum Vorschein, wie z. E. erst nach dieser Ausgabe Eichhorns Commentar über die Apokalypse, die ebenfalls benutzt zu werden verdienen; und dennoch ist bey einer neuen Ausgabe dieses Werks nicht zu wünschen, daß es noch einmal so stark an Bogenzahl vermehrt werde, als man es bey dieser erblickt.

Uebrigens herrscht auch wieder in diesen Zusätzen die liberalere Exegese, welche man an dem Hrn. D. K. mit Vergnügen wahrzunehmen schon gewohnt ist. Es wird fast immer, wie billig, nur die leichtere und vernünftigere Erklärung begünstigt, die aus den Zeitbegriffen fließt, und nicht sowohl die

ängstliche Erklärungsmethode befolgt, wonach man einzelne Worte preßt, und den Verfassern des N. T. Ideen unterschiebt, welche sie nie hatten. Die Natur dieses Buchs erlaubt es nicht, daß wir uns aufs Einzelne einlassen, und Beyspiele ausheben, denn wo sollte man anfangen, und wo aufhören, ohne zu weitläuftig zu werden? Bey einzelnen Stellen werden mehrere Leser mit dem Rec. von der gewählten Erklärung abweichen; allein, dies kommt bey dem Werth des Ganzen gar nicht in Anschlag. Dieser besteht darin, daß man hier im Allgemeinen eine gesunde und bessere Exegese findet, als die sonstige war. Vorzüglich haben bey diesen Zusätzen die Apostelgeschichte, der Brief an die Römer, und noch mehr die Briefe an die Corinther gewonnen. Doch sind auch hier noch bey weitem nicht alle Schwierigkeiten bemerkt und gehoben. So hofften wir, um nur ein Beyspiel anzuführen, 1 Cor. 15, 45 — 47. eine bessere Erklärung zu finden, als die gewöhnliche ist; allein, es ist in den Supplementen nichts weiter angemerkt, als in der zweyten Ausgabe. Es erhellt auf den ersten Anblick, daß der Sinn sehr hart bleibt, wenn man V. 45. unter ἐσχατος Αδαμ Christum versteht. Ueberdem läßt sich kein bündiger Beweis führen, daß der Messias würklich von den Juden so genannt sey. Nach dem ganzen Zusammenhange scheint ἐσχατος Αδαμ (der letzte Mensch), der einst zu erweckende Mensch zu seyn, und πνευμα ζωοποιουν ein geistiges, lebendes Wesen, ohngefähr eben das, was V. 44. σωμα πνευματικον hieß. Dann würde der Sinn des Verses seyn: der erste Mensch bekam einen sinnlich belebten Körper; der einst zu erweckende Mensch wird ein geistiges, lebendes Wesen seyn, oder einen geistigen, unsterblichen Körper bekommen. Eben so würde der 47ste V. heißen: der erste Mensch war aus Staub gebildet, der zweyte (der künftig zu erweckende) Mensch wird einen himmlischen Körper bekommen. Die Lesart κυριος kann nämlich wegen ihrer kritischen Schwierigkeit schwerlich ächt seyn, und ἐξ ουρανου sc. ἐσται steht für ἑξει σωμα επουρανιον vergl. V. 40. Doch bey einzelnen Stellen dürfen wir, wie gesagt, nicht verweilen, denn da ließe sich noch manches verbessern und läutern. Wir empfehlen also nur noch das ganze Werk in seiner neuen Form allen angehenden Theologen, und versichern, daß sie von dem Gebrauch desselben recht viel Nutzen haben werden.

Np.

XVII. Ver-

XVII. Vermischte Nachrichten.

Menschenkenntniß, gesammelt von J. G. Meißner. Erstes, zweytes und drittes Bändchen. Zwote (zweyte) vermehrte und verbesserte Auflage. Ohne die Vorreden zusammen 545 Seit. 8. Breslau, bey Gutsch, 1788.

Der erste Theil dieses Werks ist bereits schon im 68sten, und der zweyte im 72sten Bande der A. d. Bibliothek, aber nur ganz kurz angezeigt worden. Nachher ist noch ein drittes Bändchen hinzugekommen, und, laut der Anzeige auf dem Titel, eine vermehrte und verbesserte Auflage, wenigstens von den zwey ersten Bändchen, veranstaltet worden. So lächerlich, zweck- und geschmacklos sonst in der Bücherwelt die langen Titel oft nichts unbedeutender Schriften waren, so fehlerhaft scheint mir es auf der andern Seite die neuere, nichtssagende Mode zu seyn, ein allgemeines, unbestimmtes Wort zur Inhaltsanzeige eines Buchs, wie es bey diesem geschehen ist, hinzuwerfen. Unter jenem allgemeinen Titel könnte man unzähliche wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Dinge, die zur Menschenkenntniß gehören, aufsuchen, anstatt daß man bloß eine Menge aus eignen und andrer Erfahrungen gesammelter Bemerkungen über einen sehr geringen Theil der Menschenkenntniß in diesem Buche antrifft, die hier ohne vielen Zusammenhang zum Theil neben und unter einander stehen. Der Verf. entschuldiget sich selbst auf eine sonderbare Art, die freylich nicht die passlichste ist, und uns ein Lächeln abnöthigte. „Der große Shakespear, sagt er, hat auch den Namen oft von Dingen genommen, die zu viel oder zu wenig fürs Stück sagen, oder gar nicht passen — und doch liest man ihn gern." — (Sapienti sat!) Das erste Bändchen enthält fünf Abschnitte. Erster Abschnitt. Einige Bemerkungen und Voraussetzungen, wo der Verf. gleich anfangs nach seiner Manier — ziemlich langweilig und weitschweifig erzählt, wie er auf den Einfall gekommen, über die Menschenkenntniß zu schreiben. Der Himmel bewahre uns, daß die Gewohnheit mehrerer Autoren nicht allgemeiner werde, welche sich nicht enthal-

enthalten können, den Anfang und die Fortschritte ihrer gelehrten Schwangerschaft haarklein zu beschreiben! Es ist den Lesern in den allermeisten Fällen gar nichts daran gelegen, wie das litterarische Produkt nach und nach zu seiner Existenz gelangt ist; — genug, wenn es sich nur durch seinen innern Werth auszeichnet. Die Methode, Menschenkenntniß zu sammeln, enthält auch nichts Neues. Auch der gemeinste Mensch, der den andern kennen lernen will, verfährt dabey, obgleich nicht immer mit ganz deutlichem Bewußtseyn, nach den hier angegebenen und gewöhnlichen Maximen. Nun folgen noch einige Captationes benevolentiae, die wir dem Verf. herzlich gern geschenkt hätten; — eine lange Anrede an die Recensenten, die, so viel ich weiß, ihm bisher noch kein Unrecht gethan haben; — eine Entschuldigung mit Kränklichkeit, wenn man seinem Buche es anmerken solle, daß ihm die letzte Hand fehle; — eine herz- und wehmüthige Rede an seine Leser und Leserinnen, wo aber doch hier und da eine Art von Egoismus hervorleuchtet, und die Leutchen, die seine Beobachtungen etwa leicht und gewöhnlich finden sollten, auf das Ey des Columbus verwiesen werden, u. s. w. Endlich wird noch viel von dem Nutzen der Menschenkenntniß für alle Stände des Lebens gesprochen. Zweyter Abschnitt. Wie man Menschen kennen lernen, und worauf man hiebey besonders Achtung geben muß. Mehrere der hier aufgestellten Regeln und Beobachtungen sind sehr richtig, und verrathen einen Mann, der sich einen großen Schatz von Erfahrungen gesammelt, und sein Nachdenken in diesem Felde menschlicher Kenntnisse fleißig geübt hat, ob wir gleich der ganzen Abhandlung eine gedrängtere Kürze und mehr psychologische Entwickelung einzelner Sätze gewünscht hätten. Daß man in Gesellschaften der Großen mehrere Menschenkenntniß, als unter Geringern lernen könne, bezweifle ich sehr. Die Großen der Erde sind von Kindheit an gewöhnt worden, — Larven zu tragen, oder verstellte und studirte Rollen zu spielen, wodurch sie meistentheils bloß maschinenartig handeln können und müssen. Auch zweifeln wir, ob der Verf. so viel Umgang mit Großen selbst gehabt hat, um seinen Satz aus eigener Erfahrung beweisen zu können. Der Satz, daß diejenigen gute Menschen sind (S. [illegible]), welche andern ihre Fehler abbitten, bedarf sehr großer Einschränkungen. Furcht vor Strafen, eine sanguinische, weibische Gemüthsart, und ein kleinlicher Hang, sich einzuschmeicheln, können dergleichen Abbitten leicht veranlassen, wenn auch der

Grund

Gründe und Sitten des Herzens gleichsam rangt. — Wir haben eine große Menge dergleichen halbwahrer, schielender und unbestimmter Gemeinplätze in diesem Werke angetroffen. Solche Regeln, wie S. [illegible] vorkommen, hätten füglich ganz weggelassen werden können; so wie überhaupt eine Menge andrer in diesem Buche gegebener Vorschriften zur Menschenkenntniß, wie der Verf. im Vorhergehenden selbst erinnert, mit größter Vorsicht gebraucht werden muß, wenn man nicht alle Augenblicke Fehlschlüsse begehen, und oft seinen Nebenmenschen das höchste Unrecht thun will. Dritter Abschnitt. Allgemeine Anmerkungen über den Menschen und die Menschheit. Nicht nur sehr allgemeine, sondern auch sehr alltägliche Dinge und Erfahrungen, welche jeder Mensch täglich an sich machen kann. Das heißt, sich in Mikrologien verirren, die um so [illegible] der sind, je weniger scharfsinnige Resultate, wie hier, daraus gezogen werden. Wir wünschten, daß wir dem Verf. auch hier etwas Angenehmeres sagen könnten; allein wir trauen es seiner Bescheidenheit selbst zu, daß er bey nochmaliger Durchlesung dieses Abschnitts das Mangelhafte, Alltägliche und Ungenießbare desselben bald selbst finden mag. Vierter Abschnitt. Von den Leidenschaften. Auch hier darf man keine scharfsinnigen Untersuchungen und Entwickelungen der psychologischen Natur, der innern Modificationen, der Operationsgesetze und feinen Schattirungen unsrer Leidenschaften suchen. Leidenschaften, heißt es, sind gewisse innere Triebe, [illegible] des Menschen, die er in sich fühlt, welche sehr stark auf alle seine Handlungen wirken, und mehr Einfluß haben, als er selbst glaubt. Der Verf. sieht das Klägliche, höchst Unschickliche dieser Definition selbst ein, und verweist daher seine Leser auf Baumgartens Metaphysik. Daß die menschliche Seele im Wachen immer denke, wird dem Verf. schwer zu beweisen seyn, wenn wir das Wort im strengen Sinne nehmen. Es giebt Augenblicke, wo sich unsre Seele [illegible] keiner innern Veränderung bewußt ist, sondern ganz gedankenleer zu seyn scheint. — Ob sich die Seele alsdann [illegible] beschäftigt, — können wir nicht wissen, weil die Erfahrung hier allein Aufschlüsse geben kann. Die Anekdote von einem alten biederherzigen Schulmanne, der, wenn er in seiner Schule Aergerniß gehabt hatte, und nach Hause kam, beym Eintritt in die Thüre allemal zu denken pflegte: Hier liege du! was kann meine Frau dafür! wird vielen Lesern mehr, als so manche andere schöne Bemerkung gefal-

gefallen, die wir in diesem Abschnitte gefunden haben. Der Satz S. 107, daß wir oft etwas wollen, nicht weil wir Gründe haben, sondern daß wir Gründe dazu suchen, weil wir es wollen, ist sehr richtig, und einer der feinsten Kunstgriffe des menschlichen Verstandes, wenn er gewisse moralische Verirrungen des Willens zu rechtfertigen suche. Eben so wahr ist die gute Bemerkung des Verf., daß eine gewisse Klasse von Menschen oft dadurch herzhaft wird, wenn man ihnen sagt, daß sie etwas zu thun nicht im Stande wären. Dies hat oft die größten Köpfe zu einer unermüdeten Thätigkeit aufgeweckt, und die ruhmwürdigsten Handlungen veranlaßt. Daß der Hunger die gute Laune verdränge und mißmüthig mache, ist sehr natürlich; aber daß man daher großen Herren nicht gern Bittschriften vor Tische zu übergeben pflege, ist ein seltsamer Gedanke. Große Herren kennen den Hunger wahrlich nicht in dem Grade, daß er mißmüthig macht, und die Zeit — nach Tische dürfte bey den meisten wohl noch unbequemer zu jenem Behufe seyn. — „Mädchen wählen sich meist kühne, tapfere Jünglinge, oder solche, die sich irgend wodurch auszeichnen, und hassen die feigen und trägen, — weil sie durch jene mit erhoben werden, es ist also Stolz und Sicherheit.“ Sehr richtig, aber noch nicht erschöpft genug. Der rasche Jüngling erweitert auch den Würkungskreis der weiblichen Imagination, und im Ausdrucke seiner Liebe liegt mehr Feuer und Lebhaftigkeit, als bey dem schlaffen und trägen Liebhaber. Folgender Satz wird durch vielfache Erfahrungen bewiesen. „Mannspersonen, denen eine unanständige Zumuthung von einer Frauensperson abgeschlagen wird, werden, wenn sie nicht ganz leichtsinnig und schlechtdenkend sind, eine gewisse Hochachtung für die Person bekommen. — Hingegen Frauenspersonen werden, wenn ihnen eine angetragene Liebe abgeschlagen wird, aufs äusserste erbittert und rachsüchtig.“ Warum? weil die beleidigte Eitelkeit des Weibes, die zu den größten Ausbrüchen der Erbitterung fähig ist, dies so mit sich bringt; und weil ein Weib in jedem Falle mehr durch einen abgeschlagenen Liebesantrag als eine Mannsperson verliehrt. Den Satz, „wer nicht Musik liebt, ist meist zum Bösen aufgelegt.“ schränkt der Verf. mit Recht in der Vorrede selbst ein; scheint aber nicht ganz den Grund seiner Behauptung getroffen zu haben. Rec. denkt so: das sittliche Schöne, die sinnliche Harmonie steht bey gutgearteten Menschen in einer Verbindung mit der Ordnung und Reinheit moralischer Gefühle, und der Neigung des Verstandes

in

in beyden diese Ordnung und Harmonie aufzusuchen. Endlich heitert die Musik das menschliche Herz auf, — eine Gemüthslage, worin das wenigste eigentlich sogenannte Böse geschieht, — und begeistert dasselbe zu einem stillen Genuß der Freude, welcher nach und nach die Gewohnheit, sie immer zu haben, folgt. Es ist eine sehr wahre Bemerkung der Psychologen, daß die fröhlichen Menschen auch gemeiniglich die bessern sind. Fünften Abschnitt. Menschen in der ersten Jugend. Erste Bildung. Ist der beste Aufsatz im ganzen Buche. Wie richtig ist der Satz, daß Eltern die erste und größte Reform bedürfen, wenn man gute Menschen bilden will! — Man sieht überhaupt, daß hier der Verf. auf seinem rechten Flecke steht, und sich durch den Umgang mit Kindern sehr reelle Kenntnisse erworben hat, daher wir ihm als Pädagogen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihm zur fernern Bearbeitung dieses seines Lieblingsfaches im voraus viel Glück wünschen können. Fehler der Erkenntniß, sagt er, muß man nie bestrafen, sondern nur Fehler des Willens. So wahr dies ist, so lassen sich doch beyde Arten der Fehler nicht immer genau in der Praxis unterscheiden. Eine der besten und natürlichsten Strafen, heißt es S. 137, ist die, daß man, wenn Kinder etwas nicht recht, oder sehr schlecht gemacht haben, es ihnen noch einmal machen läßt. Doch wir müßten beynahe den ganzen Abschnitt abschreiben, wenn wir alles Gute daraus anführen wollten. Gewisse Vorschriften dürften übrigens manche Schwierigkeiten in der Ausführung finden, — unter andern die, daß man Kinder von Jugend auf lehren solle, — sich über nichts zu ärgern.

Zweytes Bändchen. Vorher wieder eine Vorerinnerung. Der Entschuldigungsgrund des Verf. in Absicht verschiedener wichtiger Stellen seines Buchs, — daß sie nun einmal da stünden, — ist höchst unzulänglich. Dadurch könnte ja jeder Schriftsteller seine literarischen Sünden rechtfertigen! In den Gedanken über die planmäßige Erziehung ganzer Länder liegt selbst nicht viel Planmäßiges und Bestimmtes, und die ganze Skizze ist viel zu kurz, als daß man mehr, als die pia desideria des Verf. daraus lernen könnte. Daß das Schulwesen etwas ganz für sich bestehendes — ein status in statu seyn müsse; daß alle Eltern, sie möchten nun Kinder haben, oder nicht, zu gleichen Theilen dazu beytragen, und die Lehrstellen blos nach Würden besetzt werden müßten, — sind schon oft gemachte Entwürfe der Erziehungskünstler, deren

Aus-

Ausführung sich in jedem Lande eigene Schwierigkeiten entge-
genstellen; Daß selbst die thätigsten Fürsten hierbey sich nach
den Umständen richten müssen, und nirgends, als gerade in
diesem Fache, so viele Antagonisten finden, ist ja bekannt ge-
nug, — und mit Gewalt einen solchen status in statu einfüh-
ren zu wollen, wäre sehr gefährlich und unpolitisch. Es ist
aber sonderbar genug, daß die Pädagogen die Fürsten beynahe
immer für allmächtig halten, wenn sie die Plane dieser Herren
ausführen sollen! Sechster Abschnitt. Mittleres Alter.
Blühende Jugend. Der Anfang dieses Abschnitts, welcher
in eine Art poetischen Styls eingekleidet ist, macht einen auf-
fallenden Contrast mit der schleppenden und nachläßigen Diction
der vorhergehenden Abschnitte. Man glaubt auf einmal einen
jungen, empfindsamen Schwärmer vor sich zu sehen, und
offenbar hat hier die Laune des Verf. einen ganz andern
Schwung, als vorher, bekommen. Doch diese Exaltation des
Styls fällt nach einigen Seiten in sein vorheriges Geleise zu-
rück, und wir gestehen gern, daß, wenn eins seyn soll, wir
doch lieber den frostigen, als poetischen Styl des Verf. lesen
wollen. Die hier vorkommenden Bemerkungen über das
mittlere Zeitalter, der Jugend, welches ohnstreitig in vieler
Rücksicht die allermerkwürdigste Epoche des menschlichen Le-
bens ist, sind zum Theil sehr lesenswerth, und die Regeln,
welche jungen Leuten gegeben werden, vortreflich. Ueberall
scheint die edle, liebenswürdige Denkungsart des Verf. hervor.
Nur Schade!, daß er so selten die Hülfsmittel, wie jene Re-
geln auf eine gute und planmäßige Art in Ausübung zu brin-
gen sind, angegeben hat. Daß die Eltern lebenslang nicht
unbedingten und sclavischen Gehorsam von ihren Kindern for-
dern können, ist sehr richtig; — aber in unsern Zeiten, wo
die Denkungs- und Erziehungsart den letztern schon so viele
gesellige Rechte eingeräumt hat, dürfen diese gewiß nicht mehr
so viel, als in andern Zeiten, von dem Drucke der Eltern füh-
len; nicht zu gedenken, daß die meisten Eltern sich viel zu früh
ihre Kinder über die Schultern wachsen lassen. Die Anrede
an das schöne Geschlecht S. 66 hätte wegbleiben können, und
die Witzeleyen über den — Spiegel sind sehr kläglich. Sie-
benter Abschnitt. Etwas über die Ehen. Vornehmlich
eine Menge Regeln, wie man seine künftige Gattin kennen
lernen soll, und wie sie beschaffen seyn müsse. Die Regeln
selbst mögen alle ihren guten Grund haben; aber anwendbar
finden wir sie durchaus nicht alle. Auch können sie recht gut
und

und brauchbar für diejenigen seyn, welche sich Jahre lang Zeit nehmen, ihr künftiges Weib zu probiren, zu studiren und zu präpariren; — allein, für den grösten Theil junger Leute, die sich aus Liebe heyrathen, — dürften dergleichen Vorschriften sehr unnütz seyn, zumal da sich die jungen Mädchen ganz vortreflich zu verstellen wissen, wenn sie einen Mann fangen wollen, und überdem die meisten Weiber erst in der Ehe böse werden. Auch ist Rec. mit dem Verf. nicht einerley Meinung, daß die Ehen besser sind, wenn sich ein Paar Personen lange vorher als Geliebte gekannt haben. Müssen sie zu lange auf die Erfüllung ihrer zärtlichen Wünsche warten: so werden sie mißmüthig, die Liebe wird ihnen endlich selbst zur Last, das Mädchen bekömmt Runzeln, und die genaue Bekanntschaft der so lange gemarterten Seelen mit einander hat oft lange vorher der Harmonie zweyer Herzen geschadet, die mit einander höchst glücklich geworden wären, wenn sie sich nicht zu lange vor der Ehe geliebt hätten. Die Schilderung einer glücklichen Ehe ist dem Verf. gut gerathen, und wohl ihm, wenn er so aus eigner Erfahrung schrieb! Das Gemählde wäre gut geblieben, wenn ihm auch der Verf. nicht eine Art von Pendant in der Beschreibung eines unglücklichen ehlichen Lebens gegeben hätte. Es sind ja leider! Originale davon genug vorhanden, wozu noch die Gemählde einer verunglückten Ehe? Die Gründe, wodurch Ehen der letzten Art so oft veranlaßt werden, sind hier gut auseinander gesetzt, und die Vorschriften zu einer glücklichen Ehe verrathen ein Herz, welches den zärtlichsten Antheil an dem häuslichen Glück der Familien nimmt. Wir können sie mit gutem Gewissen allen Gatten und Gattinnen empfehlen, die derselben bedürftig sind. Achter Abschnitt. Ueber die Unterhaltungen. Eine ziemlich allgemeine Ueberschrift einer übrigens wichtigen Materie, worüber der Verf. nur das Hauptsächlichste gesagt haben will. Neunter Abschnitt. Kunstgriffe einiger Menschen entwehrt, (was soll das heißen?) andre vor (für) sich zu gewinnen und einzunehmen. Beyde Abschnitte enthalten viel Gutes, auch viel Ueberflüßiges, doch des erstern mehr, als des letztern. Zehnter Abschnitt. Nachlese. Wie treffend ist der Gedanke! „Wer für die Nachkommen nichts thun mag, muß entweder sehr faul, oder sehr eigennützig und schlechtdenkend seyn. Ueberhaupt verräth es einen unedlen Charakter, der das nicht erwiedern mag, was die Vorfahren ihm zu gute thaten."

Drittes

Drittes Bändchen. Wieder zuförderst eine Vorerinnerung. Eilfter Abschnitt. Allgemeine practische Betrachtungen, worin der Verf. gewisse Worte, die häufig gebraucht, häufig gemißbraucht werden, dem Herzen näher zu legen sucht, und wohin er vornehmlich folgende Gegenstände —: Unschuld, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Tugend, Wohlwollen, Urtheile, Vorurtheile, Schein und Wahrheit, Klugheit, Deutlichkeit, Zukunft rechnet. Da alle diese wichtigen Gegenstände auf 61 Seiten abgehandelt werden; so kann man hier wohl nichts, als etwas sehr Unvollständiges erwarten. Ueberdem erfordern grade die Auseinandersetzungen dieser zum Theil abstrakten Begriffe eine Scharfsinnigkeit, die dem Verf. in Zergliederung der Ideen fehlt, nicht zu gedenken, daß er hierbey auf die neuern Untersuchungen der höhern kritischen Philosophie so wenig Rücksicht genommen hat, daß er sie gar nicht einmal zu kennen scheint. Demohnerachtet kommen doch auch hier manche interessante Beobachtungen aus dem gemeinen Leben vor, die gelesen zu werden verdienen. Zwölfter Abschnitt. Wie verbessert man die Laune? Hier sind die vornehmsten von dem Verf. vorgeschriebenen Recepte gegen eine Krankheit, woran oft grade die besten Menschen und die trefflichsten Köpfe laboriren. — Wir wünschen ihnen eine gute Wirkung! „Denke so viel möglich vernünftig, klar und deutlich. Vertraue auf Gott und seine Vorsehung. Suche vor allen Dingen deine Seele zu beschäftigen, und gewöhne dich, entschlossen zu handeln. Statt dich der Reue über deine verfehlte Wahl ganz zu überlassen, suche die besten Seiten heraus, und benutze sie nach Möglichkeit." Ferner: „Hast du wenig Aussichten: so denke, daß wir den morgenden Tag, ja die künftige Stunde nicht übersehen, und daß jene oft auf einmal durch sonderbare Umstände und Veränderungen erscheinen können. Werden dir kleine Wünsche vereitelt; so denke, daß es tausend Menschen so geht. Hast du viel Unannehmlichkeiten erfahren; so freue dich, daß sie überstanden sind. Suche dir durch Musik die Grillen zu vertreiben; und wähle dir eine aufheiternde Lectüre oder Gesellschaft." u. dgl. m. Diese Regeln sind ohnstreitig an sich betrachtet recht gut; aber curiren werden sie die Unglücklichen selten, welche wegen ihrer höchst reizbaren Nerven und wegen ihrer Empfindlichkeit des Temperaments und Ehrgeizes lebenslang von jenen Furien gepeinigt werden. Die Hauptregel würde vor allen Dingen wohl die seyn: Denke immer an deine Gesundheit, und gebrauche alle

gute

...ste Mittel, sie zu befestigen. Kränklichkeit ist die erste und vornehmste Mutter aller übeln Launen, und ihrer tausendfachen Thorheiten und Ausschweifungen. Rec. kennt unter so vielen Menschen, die eine vollkommne Gesundheit genießen, einen einzigen, den man einen Uebellaunigen nennen könnte. Augenblicke einer Gemüthsverstimmung gehören nicht hierher, die hat ein jeder Mensch, und sind unvermeidlich. Wollt ihr Eltern und Erzieher daher der Welt heitere, helldenkende Menschen liefern, so sorgt vor allen Dingen für die Gesundheit eurer Kinder, und bewahrt sie vornehmlich vor den zu frühen Ausbrüchen des Zeugungstriebes. Seit dieses fürchterlichste aller Uebel mehr eingerissen ist, findet man auch offenbar eine größere Anzahl übellauniger Menschen — in allen Ständen und allen Altern des menschlichen Lebens. Arbeitsamkeit ist nächst dem Genuß einer guten Gesundheit ohnstreitig ein vorzügliches Heilmittel übler Launen, und der Verf. hat es daher sehr richtig mit angesetzt. Leere der Seele und Müßiggang öffnen allen Verstimmungen des Gemüths den leichtesten Eingang, und diese werden sich desto fester und unbezwingbarer in uns hineinlagern, wenn wir nicht Kraft genug haben, oder haben wollen, — uns durch ernsthafte Geistesbeschäftigungen gegen jene unerbittlichen Feinde unserer Ruhe zu waffnen. Dreyzehnter Abschnitt. Wie wird der Mensch endlich dieses? Die Bestimmungen, wodurch der Charakter und die Denkungsart eines Menschen seine Form erhält, enthalten hier zwar nichts Neues, sind aber richtig und mit vieler Hinsicht auf brauchbare Erfahrungskenntnisse von dem Verf. angegeben, daher dieser letzte Abschnitt nicht zu den schlechtesten Stücken des ganzen Werks gehört. Dies mag man zur Beurtheilung desselben auch genug seyn, in sofern von dem Inhalte des Buchs die Rede ist. Was den Styl und die Diction des Verf. betrifft, so hätte sie freylich, vornämlich im ersten Bändchen, besser und wohlklingender seyn können. Ueberall sind wir auf Nachläßigkeiten des Ausdrucks, ja nicht selten auf Unrichtigkeiten gestoßen, die wir nicht ...r Leuten verzeihen, welche eine Menge Kinder in der Muttersprache zu unterrichten haben. In der Vorrede des ersten Bändchens heißt es: Ist das nicht (nämlich, daß man sein ...ch geistesleer fände), so mag sein Andenken, wie einst die ...ische Hülle des Verfassers, zu Staube werden. Auch kommen folgende unrichtige Phrasen vor: ins Wesen hineinsprechen, — längste Handlung, — der Sturm der Greise weckt,

 und

und ihnen den Schädel zerreißt — der Zephyr, der im jungen Grün der Bäume wühlt, u. dgl. m.

Ja.

1) Katechismus der natürlichen Religion, als Grundlagen jedes Unterrichts in der Moral und Religion, zum Gebrauche für Eltern, Prediger, Lehrer und Zöglinge, von D. Carl Friedrich Bahrdt. Halle, bey Franke und Bispink. 1790. 204 Seiten. 8.

2) Würdigung der natürlichen Religion und des Naturalismus, in Beziehung auf Staat und Menschenrechte, von D. Carl Friedrich Bahrdt. Ebendaselbst, 1791. 302 Seiten. 8.

3) Nachtrag zu des Herrn D. Bahrdts Würdigung der natürlichen Religion, von C. H. M. Contra leges naturae et veritatis nulla valet praescriptio aut lex humana. Febronius. 1792. 32 Seiten. 8.

Bey allen vernünftigen Erziehern und Lehrern der Jugend ist es eine schon längst ausgemachte Sache, daß die Jugend, die Religionsunterricht zu empfangen fähig wird, mit dem Unterricht in der sogenannten geoffenbarten Religion sollte verschont werden. Das ist auch seit zwanzig Jahren oft und eindringend gesagt worden, daß man bey den vielen Revolutionen, welche die Erziehungskunst in dieser Zeit erlitten hat, wohl glauben sollte, es würde auch in dieser Absicht eine Revolution entstanden seyn. Aber es ist alles bey dem Alten geblieben, wie sichtbar auch immer der Erfolg des gangbaren Religionsunterrichts bey der Jugend war. Alles, was man gethan, und wodurch man alle Mängel in dieser Absicht zu heben geglaubt hat, besteht darin, daß man an einigen Orten den Volksbüchern, unter welchen die Katechismen die erste Stelle einnehmen, eine andere Gestalt gegeben, und der Moral in denselben einen beträchtlichen Platz eingeräumt hat. Das

war

ir nun freylich etwas, oder auch nur etwas. Denn die
ogmatik ist in allen, bey aller Verschiedenheit der Einklei-
ng, immer dieselbe geblieben. Sie sind noch alle mit scho-
stischen Unsinn und so vielen positiven und metaphysischen
ram überladen, daß der Mann, der die Bedürfnisse der Ju-
nd kennt, und derselben nützlich zu werden wünscht, auch die
priesensten Katechismen mit Unwillen bey Seite legt. Und
Moral selbst ist in denselben auch so beschaffen, daß sie auf
n ersten Blick als Moral für die Jugend die größten Män-
und Unvollkommenheiten verräth. Diese Schulbücher
nke man sich nun in den Händen der unwissendsten Schul-
ister und Schulmeisterinnen, deren ganze Methode Aus-
ndiglernen ist, und die auch bey dem besten Willen nicht
klären und zweckmäßig commentiren können; ja, man denke
so manchen Prediger, der seine Sünde wider den heiligen
ist zu begehen befürchten würde, wenn er sein System revi-
en und reformiren wollte, und nun vor seinen Katechumenen
e schulgerechten Spitzfindigkeiten auskramt: so hat man sich
traurige Lage der Jugend in den Schulen Deutschlands
dacht. Wie viel besser würde es um sie stehen, wie viel
ürde für die Aufklärung und sittliche Bildung derselben ge-
nnen werden, wenn man den Unterricht in der Religion
mentarischer machte, und die reine Vernunftreligion, die
h am Ende allein gilt, mit Absonderung alles Transscen-
ntellen und Hyperphysischen der so allgemeinen Verachtung
entreissen suchte? Bahrdt, der bekanntlich in diesem Fache
ner am rechten Orte war, hat durch Nr. 1. ein vortrefliches
hrbuch der natürlichen Religion geliefert, und in Nr. 2.
ht nur die Unschädlichkeit, sondern auch die Wohlthätigkeit
selben für den Staat und der Beglückung der Menschen
leuchtend gezeigt. Einzelne Aeusserungen z. B. über die
ndesherrliche Einführung derselben statt der posi-
en Religionsübung, mit welchen nicht jeder übereinstim-
n möchte, sind kein gültiges Zeugniß gegen diese Schriften,
den Beyfall aller unbefangenen und competenten Richter
alten werden. In Nr. 3. werden die zwey Fragen unter-
ht: Ob die Einführung des Naturalismus mit den Schlüssen
Verträgen des deutschen Reichs streite? Und: Ob es der
ugheit gemäß sey, den Naturalismus zur öffentlichen Reli-
n im Staate zu machen? Hier werden harte Worte gere-
die aber doch Beherzigung verdienen.

Auszug aus des Herrn D. Joh. Georg Krünitz ökonomisch-technologischen Encyklopädie, oder allgemeinen System der Staats-Stadt-Haus- und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte, in alphabetischer Ordnung, herausgegeben von M. C. von Schütz, Königl. Preußischem Hauptmann und Gemeinheitscommissarius. Berlin, bey Pauli. Fünfter Theil, welcher den 18ten, 19ten, 20sten und 21sten Theil der Encyklopädie enthält, von Getäfel bis Hanswürger; nebst 2¼ Bogen Kupfer. 1788. 860 Seiten. Sechster Theil, welcher den 22sten, 23sten, 24sten und 25sten Theil der Encyklopädie enthält, von Hangebrücke bis Hugenotte, nebst 1½ Bogen Kupfer. 1789. 878 Seit. Siebenter Theil, welcher den 26sten, 27sten, 28sten und 29sten Theil der Encyklopädie enthält, von Huhn bis Infusionsthierchen, nebst ½ Bogen Kupfer. 1789. 786 Seiten. Achter Theil, welcher den 30sten, 31sten, 32sten und 33sten Theil der Encyklopädie enthält, von Ingarn bis Kämmlinge; nebst 1½ Bogen Kupfer. 1790. 765 S.

Das Werk hat an Vollständigkeit dadurch gewonnen, daß die gleichbedeutenden Titel, welche weniger gebräuchlich sind, wie überhaupt so manche andere streng genommen nicht hieher gehörige Sachen, wodurch das große Werk, dessen Vollendung von seinem jetzigen Verfasser das ganze Publikum immer so sehnlich wünscht, ohne Noth weitläuftiger geworden ist, als es jener Wunsch verstattet. Ohnstreitig hätten noch mehrere Titel auch hier weggelassen, und manche Stücke dafür ausführlicher angezeigt werden können, z. B. getreu, Gevatter, hartherzig, hartnäckig u. s. w., die, wenn ja jemand eine Erklärung derselben verlangen sollte, eher in einem deutschen Wörterbuche, als in einem solchen Werke aufgesucht werden.

Daß aber im Ganzen genommen dieses Werk eine sehr brauchbare Encyklopädie für den größern Theil der Leser, und ein getreuer Auszug aus dem größern Werke, so weit der Hr.

Verf.

Verf. ihn hat liefern wollen oder sollen, sey, wird niemand leugnen. Ob aber derjenige, der dies Buch in seinen Geschäften gebrauchen will, damit zufrieden seyn könne, daß der Hr. Verfasser den Auszug da abbricht, wo öfters das Wichtigste für den Geschäftsmann vorkommt, das ist eine andere Frage. Gewöhnlich ist freylich der Namensinhalt dieser ausgelassenen Stücke angeführt, mit der Anzeige, daß davon in der Krünitzischen Encyklopädie weitläuftiger gehandelt sey; aber was hilft das dem Besitzer dieses doch auch nicht wohlfeilen Auszugs. Wer das große Werk sich anschaffen kann, wird sich gewiß diesen Auszug nicht kaufen. Einigermaßen hätte dieser Mangel durch Hinweisung auf andere Schriften, die davon am besten gehandelt, ersetzt werden können. Diese schafft man sich für sein Fach eher an, als das große Werk des Hrn. Kr. Aber das ist sehr selten geschehen. Gewöhnlich wird blos die Krünitzische Encyklopädie citirt. Eben dies geschieht auch bey den ausgelassenen Kupfern, und da hätte es beynahe immer geschehen müssen. Denn die wenigen hier höchst elend und noch dazu verkleinert nachgestochenen Kupfer sind selten des Ansehens werth, und befriedigen den Leser nicht. Noch ist in Ansehung der Naturgeschichte dieses ein Hauptmangel, daß die lateinischen Benennungen aus dem Linne oder einem andern klassischen Autor, die Hr. Kr. so sorgfältig angeführt, nicht den deutschen Trivialnamen beygesetzt sind. Wie höchst nöthig es zum richtigen Verstande der deutschen Trivialnamen sey, ist jedem bekannt, und Exempel könnte man in Menge selbst aus diesem Buche hernehmen! Wer denkt nicht z. B. bey der Benennung des grauen Geyers, oder des Hühnergeyers, an eine Geyerart? und doch lehrten die lateinischen Namen Milvus cinereus, Falco Milvus, sogleich, daß diese Gattung von Raubvögeln hier gar nicht gemeint sey. Doch Rec. will aber diese allgemeinen Erinnerungen durch einige Beyspiele bestätigen.

Fünfter Theil. Getränk. Das Bier wird nur in den nördlichen Theile von Europa getrunken — Die übrigen behelfen sich mit Wein oder Apfel- oder Birnmost (soll heißen Birnmost). Gern hätten die Leser hier noch etwas von den Getränken ausländischer Völker, die in Krünitzens Encyklopädie angeführt sind, im Auszuge gelesen, und sich dafür andere bekannte Dinge entziehen lassen, z. B. den Gevatter und Gevatterin. Die Leitung des Feuers in einem Gewächshause, die auch bey unsern Stubenöfen eine sehr gute

Anwendung leidet, erforderte auch eher ein Kupfer, als der hier abgebildete Spaten und die Gießkanne. Hr. Kr. giebt auch von einer Schleifmühle eine sehr deutliche Abbildung im Durchschnitt. Hier ist eine perspectivische Vorstellung statt derselben gewählt, die so garstig und undeutlich ist, daß keiner sie nutzen kann.

Von allen Göpeln, die im größern Werke abgebildet sind, findet man hier kein einziges Kupfer, und auch im Text fehlt die nöthige Ausführlichkeit. Indeß ist hier doch wenigstens ausser der Krünitzischen Encyklopädie Calvör genannt. Daß die Gulden zuerst zu Florenz im Jahr 1252 von ganz feinem Golde geprägt, und ungefähr den Werth eines Ducaten gehabt, wäre doch wenigstens zur Erklärung des Namens Floren, der hier aber auch fehlt, anzuführen nöthig gewesen.

Sechster Theil. Von den Haspeln, sind nur der Radhaspel, wenn die Scheibe entweder zwischen oder ausserhalb den Haspelstützen liegt, ferner der Kreuzhaspel, die gemeine Kornwinde und der Erdhaspel, also blos die allerbekanntesten Gattungen, abgebildet und beschrieben; andere sehr nützliche Arten fehlen. In dem weitläuftigen Artikel, Haus, ist wohl das Lehmhaus, das Hr. Kr. einer sehr ausführlichen Beschreibung werth gehalten, weil es feuerfest gebauet werden kann, dabey als eine vorzüglich warme, trockne und gesunde Wohnung gerühmt wird, deshalb übergangen, weil es ihm so empfehlungswürdig nicht geschienen. Auch kann sich Rec. nicht überzeugen, daß sie in allen Jahreszeiten trocken und gesund seyn sollten. Das aber von allen Grundrissen. Warum ist aber von allen Grund- und Aufrissen hier blos der Angermannische Aufriß eines ordinairen massiven Bürgerhauses, und noch dazu ohne Grundriß hier abgebildet? Verdiente es die Kifersteinische Angabe Fig. 1076. nicht noch weit mehr? Und was soll der bloße Aufriß ohne die Grundrisse? Offenbar scheint hier wieder das Gesetz der Sparsamkeit oder der Zwang sich nach dem großen Werke umzusehen, entschieden zu haben. Denn in der Beschreibung sind sogar die Buchstaben zu den hier fehlenden Grundrissen angegeben.

Unter dem Hebzeuge vermißt man die Hebewalze.

Bey dem weitläuftigen Artikel, Holz, ist gerade das, was einem Forster zu wissen so nöthig ist, nämlich Berechnung des Cubischen Inhalts nicht nur eines Stammes, sondern auch eines Balkens, wenn der mittlere Umfang des Baums

gegen

gegeben ist, und der Baummesser übergangen. Zur Berechnung des cubischen Inhalts eines Stammes hat Hr. Kr. nach Hrn. Kästners Angabe im 19ten Stück des neuen Hamb. Mag. eine sehr genaue und bequeme Regel angegeben; die, um sie kurz zu übersehen, und mit der hier gegebenen zu vergleichen, ohngefähr so ausgedrückt werden kann. „Es sey P der mittlere Umfang des Stamms, L die Länge des Stücks, und $\pi : 1$ das gewöhnliche Verhältniß des Umfangs zum Durchmesser: so ist $\frac{P}{\pi}$ der mittlere Durchmesser, und $\frac{P^2}{4\pi}$ die Fläche, also $\frac{P^2 . L}{4\pi}$ der cubische Inhalt des Stücks $= P^2 . L \left(\frac{800-5}{10000}\right)$; nämlich $\frac{1}{4\pi} = 0{,}0795 = \frac{800-5}{10000}$. Also ist blos eine Multiplication mit 8 und 5 nöthig, wenn man den Werth von $P^2 . L$ gefunden hat. Hier ist das grobe Verhältniß $\pi : 1 = 22 : 7$ gewählt. Also $\frac{1}{\pi 4} = \frac{7}{88} = \frac{1}{12 + \frac{4}{7}}$; oder da $\frac{4}{7}$ beynahe $= \frac{1}{2}$ so ist $\frac{1}{4\pi}$ hier $\frac{1}{12} - \frac{1}{12 . 24} = \frac{1}{12}\left(\frac{1}{1-24}\right)$ gesetzt. Also muß $P^2 . L$ erst mit 12, und dann noch einmal mit 24 dividirt werden. Ohne zu gedenken, daß diese Regel weit weniger genau ist, muß auch noch dies hinzugesetzt werden, daß sie in der Ausführung weit beschwerlicher ist. Warum wich der Hr. V. hier vom Kr. ab? Von der Berechnung eines Balkens hat er blos den Fall, wenn die Durchschnittsfläche ein Quadrat ist. Da soll man erst aus dem Verhältniß 314 : 100 den Durchmesser aus dem Umfang suchen, alsdann damit einen Kreis ziehen, diesen in vier Theile theilen, und so die Seite finden, die mit sich selbst multiplicirt das Quadrat giebt. Ist es nun nicht unendlich leichter, aus dem bekannten Durchmesser D den Flächeninhalt $= \frac{1}{2}D^2$, und dessen Seite $\frac{D}{\sqrt{2}}$ durch Rechnung zu finden?

Von dem zur Taxation so nöthigen Baummesser, den Krünitz nach Hrn. v. Burgsdorfs u. a. Angabe so ausführlich beschrieben und abgebildet, findet sich, wie von verschiedenen andern praktischen Dingen nichts, sondern der Leser wird auf das größere Werk hingewiesen.

Im 7ten Theile ist doch der Jacobsstab abgebildet und beschrieben, welcher jetzt mit einiger Veränderung zum Holztaxationsinstrument von vielen gebraucht wird. Hätte nicht wenigstens hier davon etwas erwähnt werden können, ob es gleich im Krünitzischen Werke nicht nöthig war, der zu dem Zweck nöthigen Veränderungen zu gedenken.

Der Artikel, Huhn, ist ziemlich vollständig geliefert. Gern aber hätte man noch eine Abbildung von der Lage des Küchleins in einem Ey, das eben ausschlüpfen will, und irgend eines Ofens zur Ausbrütung der Eyer, deren mehrere im großen Werke befindlich sind, dabey gehabt.

Unter den verschiedenen ausländischen Hundearten, die hier beschrieben sind, vermißt man den Kamtschadalischen, vielleicht den merkwürdigsten, wegen seiner Dienste und Eigenheiten. Unter den Curarten des tollen Hundesbisses aber ist manche, vielleicht aus weisen Ursachen, ausgelassen, z. B. die auf Königl. Preußischen Befehl öffentlich bekannt gemachte Maywurmlatwerge.

Von allen Abbildungen der Hygrometer oder vielmehr Hygroscope, deren einige ohnstreitig eine sehr sinnreiche Einrichtung haben, ist hier keine einzige abgebildet; dagegen fehlt kein einziges der im Krünitz abgebildeten Jagdhörner.

Im 8ten Theile ist auch vom Insektenfange aus dem größern Werke ein Auszug geliefert. Hier sagt er aber auch etwas, das im Krünitz nicht steht, und jeder Insektenfänger besser weiß, nämlich: daß man bey der Sammlung der Schmetterlinge sich die Nachtzeit zu Nutze machen müsse, weil bey Tage nur das Männchen zu erhaschen sey, das Weibchen aber lasse sich bey Tage wenig sehen. Offenbar gilt das nur von einigen Gattungen.

Rec. übergeht viele Artikel, die auch hier wieder unvollständig geliefert sind, und wo immer das letzte ist, daß man dieses in dem größern Werke suchen solle. Eins aber ist bey dem Kamin noch zu erinnern nöthig.

Die beste Figur des Heerdes, sagt er, ist der halbe Theil einer Ovale, weil diese Linie so beschaffen ist, daß die parallel hineinfallenden Sonnenstrahlen sich alle in einem Punkt, welchen man den Brennpunkt nennt, zurückschlagen, und da selbst eine große verursachen: so auch umgekehrt u. s. w. Daß Hr. Krünitz so was nicht geschrieben habe, läßt sich sogleich vermuthen. Eine Ovale besteht aus Zirkelstücken, gemeiniglich

aus

[illegible] viel, und eine solche Figur hat dieser [illegible] nicht. Hr. Krünitz redet von einem Parabolischen Kaminheerd, und sagt, wenn an einer solchen krummen Linie Strahlen mit der Axe parallel einfielen: so würden sie alle in einen Punkt, welchen man den Brennpunkt nennet, versammlet. Wenn daher umgekehrt in diesem Punkt Feuer läge, so würden die Feuertheile von einem solchen Kamin parallel in das Zimmer geworfen werden.

Kl.

Lebens- und Regierungsgeschichte des jetzt glorreich regierenden Papsts Pius VI. aus ächten und bewährten Quellen zusammengetragen. Fünfter Theil. Cesena. 1791. Ein Alphabet. 8.

Dies ist die Fortsetzung einer ausführlichen historischen Darstellung des äusserlichen Zustandes der römisch-katholischen Kirche unter dem Papstthum Pius VI. Dieser Theil enthält die Jahre 1785 und 1786, und die Continuation wird versprochen. In diesem Theile findet man unter andern Merkwürdigkeiten, ausführliche Nachrichten von den Nunciaturstreitigkeiten in Deutschland, dem Emser Congreß und seinen Wirkungen bis zu Ende des Jahrs 1786.

Der oder die Verfasser (nach der Vorrede scheinen es mehrere zu seyn) äussern ihre Verwunderung darüber, daß der Recensent der vier ersten Theile dieses Werks im Anhang zum 53—86. Bande dieser Bibliothek S. 961 den Verf. für einen Katholiken holte. Ohne diese Aeusserung würde er noch bis jetzt in dieser Vermuthung beharren, da ausser dem etwas schwerfälligen Styl, und der vermuthlich erdichteten Angabe des Druckorts, Cesena, manches darauf hinzuzielen scheint, daß dieses Werk von einem aufgeklärten Katholiken der deutschen Kirche herrühre. Unter andern schien Rec. auf der 230sten Seite einen Beweis davon zu finden. Und es ist in der That auffallend, daß der Verf. in der Darstellung der Nunciaturstreitigkeit das bischöfliche System begünstiget, da doch dasselbe von dem wahren Geiste des Protestantismus eben so wenig gebilliget werden kann, als die Anmaßungen der päpstlichen Hierarchie.

Btt.

Neue

Neue Originalromane u. s. w. XXXVII. Romwald und Luise.

Was für Begriffe wohl die Ausländer von unserer schönen Literatur bekommen müssen, wenn sie sehen, daß wir Sammlungen von solchem Gewäsche Originalromane nennen, und was für eine Vorstellung der Verfasser dieses albernen Romans sich von der Psychologie machen muß, wenn er dies Produkt einen psychologischen Roman nennt? In der Vorrede wird gesagt, daß dies Buch die Natur des Glücks untersuche. Davon hat Rec. hier nicht die geringste Spur gefunden. Es ist vielmehr die Geschichte der unbedeutenden Liebeleyen eines jungen Laffen, der seine Schulstudien abbricht, um als ein Müßiggänger zu leben, sich dann zwecklos herumtreibt, und endlich nebst seinem Bastart auf das stille Landgut zieht, wo sein ehrwürdiger Vater die Hefen seines Lebens in weiser Genügsamkeit verzehrt hat. Der Verf. begeht am Ende noch die Grausamkeit, uns mit Herausgabe der ersten Jugendgeschichte seines Helden zu drohen.

Skizzen von Heroismus und Biedersinn; ein Geschenk für Deutschlands Patrioten. Wien und Leipzig, bey Hochenleitter und Comp. 1790. 26 Bogen. 8.

Scenen aus der deutschen Geschichte, untermischt mit Dialogen, die ganz in dem Tone, wie die alten Gespräche im Reiche der Todten, geschrieben sind — — Das Ganze, so voll von Sprachfehlern, daß es Mühe kostet, eine einzige Zeile ohne dergleichen zu finden.

Meine kleine Schriften. Erstes Bändchen. Frankfurt und Leipzig. 1791. 13 Bogen. 8.

Nach einigen Stellen dieses sehr schlechten Buchs zu urtheilen, ist der Verfasser ein Arzt, der einen unglücklichen Beruf fühlt, sich in schlechtem Deutsch und einer schleppenden Schreibart als Schriftsteller herfürzuthun. (So schreibt er, statt hervorthun.) Der erste Aufsatz: über die Aufklärung, ist voll gemeiner, schiefer, flacher, schwankender Begriffe, und

im Ende weiß man gar nicht, was er hat sagen wollen. Die Rede über das Schuldenmachen und die medicinischen Erfahrungen enthalten den allerschalsten Witz, in einem Styl geschrieben, den man vor zwanzig Jahren in Deutschland würde geschmacklos gefunden haben. Von der Feinheit seiner Reisebemerkungen mögen folgende Proben zeugen: In Gotha findet er es sehr übel, daß man so viel Soldaten auf- und abmarschiren sieht, daß er am Thore examinirt wird, und daß der Herzog zuweilen in seinem eigenen Garten allein seyn will. In Braunschweig besucht er die Porcellainfabrik. (Es ist aber, wie bekannt, dort keine.) In Hamburg kann er niemand finden, der über andre, als Handlungsgegenstände, zu sprechen versteht. (In was für Cirkel der Mensch wohl gerathen ist?) Gelehrte werden da nicht geschätzt. Die Regierungsverfassung gefällt ihm gar nicht. Wo ein Senator spazieren fährt, darf kein Andrer sich sehen lassen; der Magistrat tyrannisirt die Bürgerschaft. Die Hauptdelikatessen der Hamburger sind frisches Rindfleisch, Pökelfleisch, Mehlspeisen und Fische. Aemter und Dienste werden an die Meistbietenden verkauft. In Berlin nehmen in allen Gasthöfen die Officiers die ersten Plätze ein, genießen die besten Brocken, und wissen nur von Krieg und Frauenzimmer zu reden. Die Soldaten stehlen und betteln. Bordelle sind sehr wohlthätige Anstalten, besonders für die Gesundheit. Friedrich der Einzige, mit dem er etwas zu reden hat, ist geschminkt, als er ihn sieht. Daß des Kaisers Joseph Reformen nicht durchzusetzen waren, das hatte er vorausgesehen, ehe er nur einmal nach Wien kam. — Doch genug von diesem schmählichen Produkte! Wenn der Mann sich noch schämen kann: so verschont er uns mit einem zweyten Bändchen.

Jj.

Allgemeine Damenbibliothek. Eine freye Uebersetzung des französischen Werkes dieses Namens, mit zweckmäßigen Veränderungen und Zusätzen. Sechster Band. Leipzig, bey Weidmanns. 1789. 336 Seiten. 8.

Die ersten fünf Bände sind in dieser Bibliothek 81. Bande S. 609. 86. B. S. 607. 91. B. S. 189. von einem andern

 Rec.

Rec. angezeigt worden. Der gegenwärtige enthält 1) den Anfang einer Naturlehre, und zwar für diesmal die allgemeine Physik. Der Verf. dieses Abschnittes ist der berühmte Sigaud de la Fond, der zur Ausarbeitung dieser Schrift durch den Eifer bewogen ward, den die ehemaligen Pariser Damen so anhaltend für diese Wissenschaft an den Tag legten. Dreyßig Jahre hindurch machten sie den größten Theil seiner Zuhörer in den Vorlesungen über die Experimentalphysik aus. Er gab ihnen das Lob des größten Fleißes und einer unermüdeten Aufmerksamkeit, schätzte sich wegen des guten Erfolgs, den er von seinen Bemühungen erlebte, glücklich, und zählte die Stunden, die er in ihrer Gesellschaft als Lehrer zubrachte, unter die angenehmsten seines Lebens. Heu quantum mutatae ab illis! Die Ausführung ist vollkommen zweckmäßig, und wir können sie unsern deutschen Landsmänninnen empfehlen, die Muße genug zur Lectüre dieser Art haben. Weit weniger Werth hat die zweyte Abtheilung, die den Anfang einer Behandlung der Land- und Hauswirthschaft enthält. Die Ausführung ist sehr seicht, superficiell und zugleich sehr beschränkt, indem nur auf die Bedürfnisse und die Lage einer Güterbesitzerin Rücksicht genommen ist. Aus dem reichen Vorrath deutscher Materialien hätte sich für deutsche Frauen etwas weit Brauchbareres und Zweckmäßigeres zusammen setzen lassen. Hier und da vermißt man sehr eine berichtigende Anmerkung: z. B. S. 333 wo von Verbesserung der Luft durch wohlriechende Wasser und Kräuter die Rede ist. An andern Orten hätte billig eine kleine Erläuterung gegeben werden sollen. Wie viel Leserinnen werden wohl S. 334 die Anspielung auf Frau von Volmar verstehen? Mit drey Worten konnte hier Rousseaus neue Heloise citirt werden. Die Uebersetzung ist auch in diesem Bande keinesweges mit der gehörigen Sorgfalt gemacht. Gallicismen, verworrene Wortfügungen; Perioden, die so nachläßig hingeworfen sind, daß man den Sinn nur mit Mühe erräth, sind eben nicht selten. Compressibilität ist nicht sehr glücklich durch Verengbarkeit der Körper gegeben. S. 33. „Man thut „2 Unzen Wißmuth und 1 Unze Bley in einen Schmelztiegel, „läßt sie (richtiger beydes) gehörig schmelzen, und schüttet sie „dann in gypserne Formen, die ein doppeltes Gepräge haben (?), „darauf befestigt man einen Faden an diese Masse, um sie be„quem in das siedende Wasser hineinzubringen. Will man „alles genau in Augenschein nehmen, so lasse man das Wasser „in einem krystallenen Napfe über glühende Kohlen stellen.

Es währt nicht lange, so wird es (worauf soll sich dies es beziehen? die Grammatik fordert sie, nämlich die Masse) weich, und senkt sich auf den Boden." S. 35. „Bald darauf, wenn das Glas einige Zeitlang gestanden hat," wer spricht im Deutschen so? S. 57. „Ich übergehe die mehreren (besser verschiedenen) Arten der Bewegung." S. 91. „Ich bin es auch überzeugt." Undeutsch! „Der erste König von Böhmen soll vom Pfluge geholt seyn." Prinzessen für Prinzessinnen. S. 192. „Wenn nur einige von euch sich anschließen, mir zu folgen, so werde ich mich bedanken, gut gereiset zu haben" u. s. w.

Ei.

Acta Academiae Electoralis Moguntinse Scientiarum utilium, quae Erfurti est, cum figuris. Ad annum 1788 et 1789. 1790. 9½ Bogen über ein Alphabet. Ad annum 1790 et 1791. 15 Bogen über ein Alphabet. 4. Erfurt, 1791. bey Keyser.

Der Eingang giebt in beyden Bänden von den der Akademie zugestellten und vorgelesenen Schriften, von andern bey ihr und mit ihren Mitgliedern vorgefallenen Veränderungen, und von den von ihr neu aufgenommenen Mitgliedern Nachricht; dann die Ueberschriften der in jedem Bande enthaltenen Abhandlungen, von welchen die meisten auch einzeln zu haben sind, und daher ihre eigenen Seitenzahlen haben.

In der ersten Abhandlung des ersten der hier erwähnten Bände erörtert der Director der Akademie K. Fr. v. Dacheröden die Frage: In wie ferne sind Lehnsherren und Agnaten befugt, einen Vasallen, der durch Unfähigkeit an eigner Leistung der Lehenspflicht verhindert wird, vom Besitze des Lehens auszuschließen? Der Verf. weicht von den meisten Lehrern des Lehenrechts ab, und geht den gelindern Weg, den übrigens schon vor ihm mehrere Longobardische Rechtslehrer (II. F. 36.) betreten haben; er erkennt nämlich auch den gebrechlichen und andern wegen Leibesfehler untauglichen Vasallen die Lehne zu, die ihnen nach dem Lehnfolgerecht zugehören; seine Gründe sind folgende: Hof- und Kriegsdienst wird heut zu Tage nicht mehr von den Lehenleuten gefordert; das Longobardische Recht

ist

ist in den Stellen, worauf sich die Freunde der gegenseitigen Meinung berufen, nicht mehr, wenigstens nicht mehr im ganzen Umfange recipirt; die Stelle II. F. 26. stimmt ganz für die gelindere Auslegung; in den Lehnbriefen werden alle ehliche Nachkommen, ohne einer Ausnahme zu erwähnen, beliehen; auch lassen ältere Lehenrechte, vornehmlich das Schwäbische, wenn man sie sprachrichtig auslegt, selbst einige neuere, insbesondere das Sächsische und Pommerische, auch gebrechliche und blödsinnige Vasallen zum Lehen. J. B. Trommsdorf chemische Zergliederung des stinkenden Asands oder sogenannten Teufelsdrecks, zwey Loth von der besten Sorte gaben ihm bey der Destillation mit Wasser vierzehn Grane eines ganz klaren, farbenfreyen, ausnehmend flüchtigen Oels, von welchem offenbar der ganze Geruch des Asands abhängt; eine andere Sorte gab sechs Grane eines leichten, und neun Grane eines im Wasser zu Boden sinkenden Oels; das Harz, welches der V. aus dem Rückstande jener erstern Sorte ausschied, betrug zwölf Grane weniger als ein halbes Loth; in ihm sucht der V. den Grund des knoblauchähnlichen im Schleim, welcher in zwey Loth zween Scrupel und zwölf Grane über ein Loth betrug. Den Grund des ekelhaften bitterlichen Geschmacks. C. L. W. v. Dachröden von den Verdiensten der Römer um die Ausbreitung und Berichtigung der Erdkunde oder Geographie. Der Verf. giebt Nachricht von römischen Geographen, die sich als Schriftsteller zeigten; von Reisebeschreibungen und Reisekarten der Römer, in soweit sie Einfluß auf die Beförderung dieser Wissenschaft hatten. H. A. Frank über die Worte des Tacitus: de Germania C. XIX. plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges, durch eine Parallele zwischen Römern und Deutschen in Ansehung der Tugend der Keuschheit erläutert; er setzt voraus, daß die Deutschen damals erst auf der ersten Stufe der Ausbildung standen, zwar nicht die Vorzüge der Römer, aber auch nicht ihre Laster hatten, und vornehmlich das Laster der Unzucht verabscheuten, welches damals unter den Römern so unmäßig im Schwange gieng. H. E. Heim historisch-numismatische Abhandlung über die im Churmainzischen Obererzstifte vom Jahr 1783 — 1786 vorgefundenen alten Münzen; für alte Münzkunde will der Fund nicht viel sagen; ein Goldstück vom K. Valens; eine Metallmünze von Trajan und Adrian; silberne von Antoninus Pius und Caracalla. Aus dem Mittelalter. Dickpfenninge von Kaiser Otto II. und verschiedene Bracteaten; Goldgulden vom Burggrafen Friedrich

Friedrich von Nürnberg, von dem Sächsischen Herzog Albrecht III., von Rupert und Hermann, Erzbischöfen zu Kölln, vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ungarische, portugiesische, italienische, spanische, brabantische, englische, böhmische Münzen u. J. H. Schröter Beobachtungen über die Sonnenfackeln und Sonnenflecken, samt beyläufigen Bemerkungen über die scheinbare Fläche, Rotation und das Licht der Sonne, mit Zeichnungen, welche den Bemerkungen des Verf. erst das rechte Licht geben. Was die Alten freylich nicht so ganz eigentlich Sonnenfackeln nannten, nämlich hellere in der reinen Sonnenfläche befindliche Lichtflecken hat der Verf. zuerst mit einem Herschelischen Telescop von vier Schuhen bey einer 140maligen Vergrößerung am östlichen und westlichen Rand der Sonne, und nachher mit einem Telescop von sieben Schuhen unzähligemal wahrgenommen, bald, doch diese verdienen den Namen Sonnenfackeln nicht, innerhalb der dunkeln Flecken und ihren Nebel, bald auf der reinen hellen Sonnenfläche; doch nehmen sie nach der Schätzung des Verf. nie über 6 bis 8 Secunden Raum ein; auch zeigen sich größere und kleinere Sammlungen von Lichtflecken und Lichtadern; wo sich dunkle Flecken am Rande befinden, zeigen sich gewöhnlich bey ihnen Lichtflecken am deutlichsten und häufigsten, bilden oft unmittelbar um den Nebel ein kleines Lichtgewölk, und umschließen oft wie ein nicht scharf bekränzter Lichtring, statt des Nebels den Kern des dunkeln Fleckens. Der zweyte Abschnitt dieses lesenswerthen Aufsatzes hat die dunklen Sonnenflecken; der dritte die Fläche, Atmosphäre und Rotation der Sonne zum Gegenstand. J. Fr. Weissenborns Bemerkungen über eine oft unbemerkte äusserliche Ursache, sowohl der Augenentzündung, als der Hornhautgeschwüre, und der daher entstandenen Blindheit, nebst einer Beobachtung von einem glücklich geheilten Eiterauge; eine sehr häufige Ursache von Augenentzündungen sucht der Verf. in Sandkörnchen, Kieselsteinchen, kleinen Stückchen von Stahl oder Eisen, die bey verschiedenen Gelegenheiten, z. B. bey dem Schlagen des Feuers am Stahl, bey dem Schärfen der Mühlensteine auf Mühlen u. dgl. in das Auge sprützen können, deren bald möglichste Entfernung das Auge von Eiterung, den Kranken von Blindheit rettet; darzu fand er das Richtersche Staarmesser am geschicktesten; damit öffnete er auch, wenn es so weit gekommen war, das Eiterauge, und heilte es dann vollends theils durch mineralischen Mohr mit Zucker versetzt, theils durch eine Vermischung des Rosenwassers

wassers mit weißem Vitriol und Bleyzucker, welche er äusserlich gebraucht. J. Chr. Lossius etwas über die Kantische Philosophie, in Hinsicht des Beweises vom Daseyn Gottes; eigentlich ein Bruchstück einer grössern Abhandlung, in welchem der Verf. den bekannten Schluß aus der Veränderlichkeit und Zufälligkeit der Wesen (Entium), indem er den Satz vom zureichenden Grunde mit zu Hülfe nimmt, auf ein nothwendiges Daseyn der Sinnenwelt zu verfechten sucht.

In dem Bande dieser Abhandlungen, welcher für die Jahre 1790 und 1791 bestimmt ist, machen des Hrn. Coadj. C. v. Dalberg Grundsätze der Aesthetik den Anfang und die Krone aus. Auch in den ernsten Wissenschaften gefalle dem Kenner Unzähliches eben so, wie dem Liebhaber der schönen Wissenschaften das, was er schön nennt; die Mathematik habe für den Geometer eben so viel Anziehendes, als für den Dichter die Dichtkunst; auch der gemeine Künstler freue sich über die Vollkommenheit seiner Kunst; man könne also das Schöne oder das, was gefällt, nicht als den Grund der schönen Wissenschaften annehmen; auch das kann den schönen Wissenschaften nicht zum unterscheidenden Grundbegriffe dienen, daß sie sich mit dem moralischen Menschen beschäftigen, Leidenschaften anschaulich machen; denn dieses thut der Rechtsgelehrte und Sittenlehrer in seiner Wissenschaft auch: von solchen falschen Begriffen muß man es ableiten, daß der ernsthafte Gelehrte so oft die schönen Wissenschaften als Tändeley verschmäht, und der Gelehrte, der an diesen Geschmack gewonnen hat, die abstrakten Wissenschaften mit dem gehäßigen Namen Pedanterie bezeichnet. Es ist daher ein wahres Verdienst des Verf., daß er hier die ästhetischen Grundsätze richtiger bestimmt. Wir können nur einige von seinen allgemeinen Bemerkungen ausheben, die er nachher weiter ausführt, und zuerst auf Liebe des Vaterlandes anwendet: das Geistige ist das Wesen des Schönen, das Körperliche nur seine Aussenhülle, ohne jenes giebt es kein Schönes, ohne dieses kein Anschauen desselbigen; auf der Fülle und Stärke von jenem beruht Kraft des Schönen, auf Sparsamkeit und Abwechselung des Körperlichen seine Anmuth; ein anderer Aufsatz desselbigen Verfassers von künftiger Entwickelung ästhetischer Grundsätze, der sich mit einer Unterredung schließt, welche er über diesen Gegenstand schon 1762 mit dem verewigten Grafen v. Firmian gehalten hat. Zwo treffliche mit dem ausgesetzten Preise gekrönte Beantwor-

rungen der wichtigen Frage: Wie kann man auf eine leichte, nicht allzu kostspielige Art den Wundärzten, denen das Landvolk anvertraut ist, und die der leidenden Menschheit oft meh schädlich als nützlich sind, einen bessern und zweckmäßigern Unterricht beybringen; die erste vom Hrn. Prof. Mederer zu Freyburg; er wägt zuerst die Schwürigkeiten von Seiten des Wundarztes, dann diejenigen von Seiten des Landvolks ab; der vorzüglichste Vorschlag des Verf. geht dahin, daß diejenigen, die sich als Wundärzte auf dem Lande niederlassen wollen, dies nur an bestimmten Orten, und so, daß sie in ihrer Mitte einen eigenen Arzt haben, an welchen sie in wichtigern und verwickeltern Fällen gewiesen werden, und erst, nachdem sie vier Jahr an dem Krankenhause der Hauptstadt der Provinz als Gehülfen gestanden, und sich als tüchtige Männer erprobt haben, thun können; auch zeigt der Verf. die Art an, wie sie in diesem Krankenhause angewiesen, zugezogen und unterrichtet werden müssen. Die zwote dieser Schriften, deren Verfasser mit dem Verfaßer der erstern den Preis theilte, ist vom Dr. Rawsch zu Milistsch. Nach dem Verf. muß jeder Lehrling, den der Wundarzt aufnimmt, ehe dieses geschieht, vom Physikus geprüft werden, wenigstens mittelmäßige Gemüthsgaben haben, und etwas Latein verstehen, und sich in einem Briefe verständlich auszudrücken wissen; wenn er losgesprochen wird, muß er wieder, und wenn er sich festsetzen will, zum drittenmal geprüft werden. Sehr viel hängt auch von der Art des Unterrichts ab, welche der Verf. hier genauer auseinander setzt. Sehr richtig dringt der Verf. darauf, diese Landärzte mit den einfachsten, wohlfeilsten Mitteln bekannt zu machen, und verwirft mit Recht Syrupe, abgezogene Wasser u. dgl. als überflüßig; von der Abfassung eines schicklichen Handbuchs zum Leitfaden des Unterrichts. J. F. Planers Charakter und Verdienste, gezeichnet von A. F. C. Reinhard, mit einem Verzeichniß der Schriften, wodurch sich der arbeitsame Mann um verschiedene Zweige der Naturkunde und Arzneykunst verdient gemacht, vornehmlich der Vorlesungen, welche er vor der Churfürstlichen Akademie gehalten hatte. J. F. Herel kritische Beobachtungen über die römische Geschichte des Cajus Vellejus Paterculus; das Hauptverdienst dieses Geschichtschreibers, der sich übrigens sehr merklich nach Sallust gebildet hat, setzt der Verf. in die kurzen kraftvollen Züge, womit er die Charaktere der handelnden Personen gezeichnet, in die Sammlung herrlicher historischer Miniaturgemälde, welche er

in seiner Geschichte aufgestellt hat; aber tadelnswürdig findet auch er seine niedrigen Schmeicheleyen auf Tiber und Sejan. Viele durch seinen Abschreiber verdorbene Stellen des Schriftstellers verbessert der Verf. glücklich; diese Sorgfalt dehnt der Verf. auch auf einen Vers im **Propers** aus, der die Anrede der sterbenden **Cornelia** an ihre Zurückgelassenen enthält; und eine andere im **Tibull**, welche der Freuden des Elysiums erwähnt. **v. Zach** hat durch einen Sextanten von 6 Zöllen im Halbmesser mit künstlichem Horizonte, den er, so wie dessen Prüfung beschreibt, die wahre geographische Breite und Länge Erfurts bestimmt. Da es ihm nicht möglich war, Sonnenhöhe zu nehmen: so hat er die Zeit, welche das Chronometer Mittags anzeigte, aus nachmittägigen Höhen berechnet und berichtiget; so fand er den Erfurter Meridian in Zeit einer Minute 22″ S. östlicher, als den Gothaischen, und in Graden die Pariser Länge = 20 Graden gesetzt, Erfurt 28 Grade 45 Minuten 31 Secunden geographische Länge; 50 Grad 59 Min. 8 Sec. Breite. **J. F. Gmelin** vom Zusammenschmelzen des Koboltmetalls mit Bley; es ist ihm wirklich bey verschiedenen Verhaltnissen beyder Metalle gelungen.

Hf.

Erste Linien der Häuser-Baukunst; ein Unterrichtsbuch für Anfänger und Liebhaber dieser Wissenschaft, von G. S.; nebst einer Beschreibung zweener holzsparender Stubenöfen für den Landmann als Anhang. Mit sechs Kupferabdrücken. Leipzig, bey Hertel, 1790. 14 Bogen. 8.

Ob es gleich an Anweisungen zur Baukunst, sowohl für Anfänger, als auch für bloße Liebhaber dieser Wissenschaft, nicht fehlt; so wird doch die gegenwärtige Abhandlung eben nicht als ganz überflüßig anzusehen seyn, da sie insonderheit für Lehrlinge bestimmt ist, die, um den Mangel des mündlichen Unterrichts ersetzen zu können, dasjenige aus Schriften ergänzen müssen, was ihnen während der Lehrjahre am mündlichen Unterricht abgieng. Da nun Bücher dieser Art vor allen Dingen den Fähigkeiten und Vermögensumständen solcher Leute angemessen seyn müssen, so hat sich der Verf. auch darnach bequemt. Der Vortrag ist faßlich und gut, und enthält das Nöthigste

nach

auch richtigen Grundsätzen. Da überdies hin und wieder manches durch Zeichnungen erläutert ist, so kommen diese der Einbildungskraft zu Hülfe, und verhindern, daß der Lehrling sich nicht aus einer blos würklichen Beschreibung falsche Begriffe macht. Zur Verfertigung der Baurisse ist indessen nur eine blos wörtliche, und für solche, die noch gar keine Vorkenntnisse davon haben, eine viel zu unvollständige Anleitung gegeben, da doch dies ganz füglich in einem oder dem andern Beyspiele hätte geschehen können, ohne die Kupfer dadurch zu sehr zu vermehren, wenn nur einige Zeichnungen näher zusammen gerückt, auch allenfalls einige Treppenrisse sammt den Triglyphen ganz weggelassen wären, da ohnehin von Säulenzeichnungen gar nichts weiter vorkommt. Von eigentlichen Wohngebäuden ist auch kein Beyspiel gegeben, wohl aber von den gewöhnlichsten Landwirthschaftsgebäuden, da die Anlegung der Scheunen, Pferde- Rindvieh- und Schaafställe durch Kupfer erläutert ist.

Was die beyden holzersparenden Stubenöfen für den Landmann im Anhang betrifft, so ist der erste aus den Bemerkungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1772 genommen, und eine Erfindung des Hrn. A. R. Riem. Der andere findet sich in den Schriften der Brem. ökonom. Gesellschaft, und ist von der Erfindung des Hrn. Tschifeli, Stifters dieser Gesellschaft. Der erste hat ohne allen Streit vor den letztern viele Vorzüge, indem er seine gedoppelte Absicht, darin zu kochen und ein Zimmer zu erwärmen, hinlänglich erfüllen, auch zu dem letzten Zweck gebraucht werden kann, ohne darin zu kochen. Der letzte kann nur ohne viel Verlust an Hitze das Zimmer erwärmen, wenn in einem oder zween Töpfen gekocht wird, hat auch überdies einen für das Feuer unnatürlichen Zug, daher auch alle Oeffnungen um und neben dem Topf sorgfältig verschlossen werden müssen.

Ib.

Jahrbücher des Brockens von 1753 bis 1790. — Oder: Namenkunde aller Personen, welche in diesem Zeitraume sich in die Originalstammbücher dieses berühmten Berges eingezeichnet haben, nebst ihren hinzugefügten Beyschriften, physikalischen Beob-

Beobachtungen und Nachrichten, Gedichten, und theils witzigen und launigen, theils poßierlichen und schnakischen Einfällen. Magdeburg, 1791. bey Creutz. Erster Band, 256 Seiten. Zweyter Band. 280 Seiten 8.

Wenn der Herausgeber das, was dem Naturkündiger und dem Manne von Geschmack interessant seyn kann, aus den Brockenbüchern herausgezogen hätte: so würde sein Unternehmen Dank verdienen, und die paar Bogen, worauf alles Gute füglich Platz gefunden hätte, würde man mit Vergnügen gelesen haben. So aber, da die Brockenbücher ganz, ohne die geringste Auslassung, abgedruckt worden sind, kann man sich keinen elendern Mischmasch, als diesen, gedenken, und von hundert Lesern, denen das Buch etwa in die Hände fällt, wird vielleicht nicht Einer die Geduld haben, die paar Veilchen unter einer Menge von Nesseln und Stinkschwämmen herauszusuchen. Was soll der Leser mit dem Afterwitz roher Handwerksburschen und ungesitteter Studenten? Wozu alle die Klagen über schlechtes Wetter? die Verse aus alten Gesangbüchern? u, s. w. Der Herausg. hat alles buchstäblich abdrucken lassen, wie man an folgender Probe von Rechtschreibung (S. 76 des 1. Th.) sehen kann:

„Den 20sten August. S. J. Herr von Werthern, Erbcammer thier hieder (Thürhüter) des Heil. Römischen Reichs, gebertig aus Brücken im Thüringschen. Deß Höchsten Glück begrönet Sie, thugendhafter Leßer; der Herr muß Ihnen Heill verleien. Er lasse Sie stäz vor bößen Leidten Schafften und seinen Zorn befreit sein. Durch dieses Recommandiere ich mich dem Herrn Grafen von Werningerode zum gädtigen Andenken, habe mich heide hier umgesehen, weillen ich Sehr viele Länder durchgereißet und gesehen, so nun mehro auch dießen Edtellen Brocken."

Wem so etwas Vergnügen macht, der wird beym Durchlesen dieses Buchs allenfalls seine Rechnung finden können, denn viele Herren und Damen vom Range haben, wie es scheint, die Schneider und Schäfer zu übertreffen gesucht.

Das mehrste Vergnügen hat dem Rec. die dem ersten Bande vorgedruckte Brockenreise einiger Halberstädtschen Freunde u. s. w., von dem Hrn. Hofrath Gleim zu Halberstadt (einem Neffen des berühmten Dichters dieses Namens),

wegen

wegen seiner leichten Versification, guten Laune und gesellschaftlichen Witzes, gemacht. Da nur vorher 20 Exemplare für Freunde von diesem Gedicht gedruckt waren, so hat der Herausg. wohl gethan, es hier mitzutheilen. Möchte er doch dafür allen Unsinn weggelassen haben! Es wäre wohl zu wünschen, daß von andern merkwürdigen Orten, wo dergleichen Stammbücher gehalten werden, z. B. der Schneekoppe, der Baumannshöhle u. s. w. das, was unterrichtet und ergötzt, gesammlet würde. Nur, um des guten Geschmacks willen! nicht in der Manier dieses Brockensammlers!

Fh.

Aweiar's Kalwior Huckam, oder Sittensprüche aus Tamulischen Palmenblättern übersetzt, mit Bemerkungen über indische Gelehrsamkeit, von J. C. C. Rüdiger. Halle, bey Dreyßig. 1791. 28 S.

Herr John, Missionär in Tranquebar, hatte sie an Hrn. Rüdiger geschickt, und dieser schickt sie ihm verdollmetscht, und auf weiß Papier mit lateinischen Lettern gedruckt, wieder zurück. Dieser gelehrte und thätige Missionar hat dem Hrn. Rüdiger viele Sprach- und Schriftproben, und eine ganze (wozu dies Flickwort?) Menge seltener Indischer Bücher zugeschickt, die noch in keiner Europäischen Sammlung anzutreffen sind (daran zweifelt Rec., der den großen, aber leider ungenutzten Vorrath Indischer Bücher in verschiedenen Europäischen Bibliotheken angesehen und bedauert hat; bis er von dem Gegentheil überführt wird). Hr. Rüdiger verspricht sich von dieser Correspondence wichtige Vortheile für die richtigere Kenntniß von Asien. Wir wünschen, daß seine Hoffnung in Erfüllung gehen möge, wenn wir gleich nicht in das Lob einstimmen können, das er den bisher bekannt gemachten Missionsberichten ertheilet. Die Sprüche Aweiars werden von den Kindern in der Schule als Vorschriften gebraucht und auswendig gelernt. Sie enthalten insgesammt eine gesunde Moral. Einige von ihnen können, am wenigsten von Kindern, ohne Erklärung verstanden werden, als: *Niemand lehrt jungen Fischen (junge Fische) das Schwimmen. Ein Wassergraben, von einem Mächtigen gemacht, ist ein Kanal.* Den Sinn dieser Sentenz können wir nicht ein-

 sehen.

leben. Ein Hans frißt ohne, ein Elephant mit Bewegung. Wozu diese Vergleichung? Am Ende stehen einige allgemeine Bemerkungen über das hohe Alterthum und die Literatur Indiens, die Hr. Rüdiger bewundert, und der er Liebhaber unter uns zu verschaffen sich rühmlich bemühet.

Fh.

Zweyter Jahrgang der gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahr für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher, von Ch. C. André und J. M. Bechstein. Dritter Theil. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1791. 8. 414 Seiten. Vierter Theil. 503 Seiten. Mit 1 Kupfertafel.

Viel Abhandlungen sind Fortsetzungen von denen aus den vorigen Bänden, im Ganzen aber Plan und Bearbeitung wie vorher. Auffallend ist es, daß S. 59 die Gans für ein Amphibium ausgegeben wird. Aber freylich folgt dies aus der vorher gegebenen unrichtigen Erklärung von den Amphibien. Wegen der Flintensteine beziehen wir uns auf unser voriges Urtheil. Wir können uns schlechterdings nicht überzeugen, daß auf die hier angegebene Art ein einziger Arbeiter in einem Tage 1000 bis 1500 Stück sollte fertig machen können. Der vierte Theil ist mit einem umständlichen Register versehen, auch ein anderweites Verzeichniß der Druckfehler angehängt. Die Kupfertafel bezieht sich auf die Lehre vom Regenbogen.

Hpm.

Kleine prosaische Schriften, vom Verfasser des Moriz. Drittes Bändchen. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandlung. 1791. 198 S. 8.

Dieses Bändchen enthält den Beschluß der Josephe. Weiter haben wir nichts hinzuzusetzen: es wäre denn eine Aeusserung gerechten Befremdens, wie Hr. S. dieser Bearbeitung eines fremden Romans in zwey Bänden eine Stelle unter seinen prosaischen Schriften einräumen konnte?

Hf.



...LDING
... ONLY

BUILDING
USE ONLY

